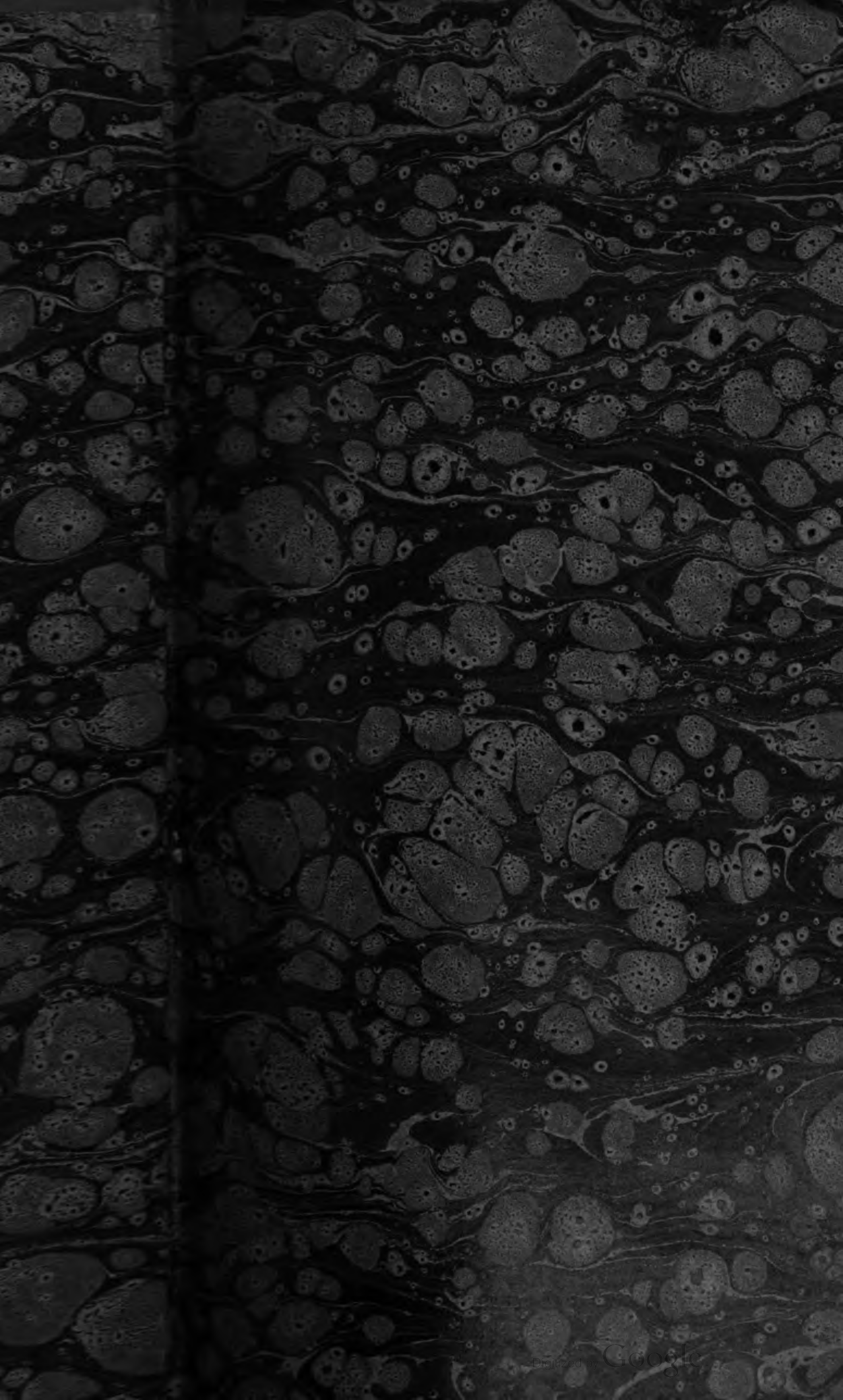



DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

VIII. Band.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1879.

Inhaltsverzeichniss.

Julius Wilhelm Zincgrefs Leben und Schriften.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

„Zincgrefii, magni quondam virtute meritisque in Patriam, sed novercante fortuna, viri."

Hans Mich. Moscherosch.

I.

Wie in der Geschichtswissenschaft überhaupt, so ist sicher auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte diejenige Darstellungsweise, welche das historische Gesammtbild eines Zeitalters aus der Summe zahlreicher, auch untergeordneter Einzelerscheinungen zu gewinnen bestrebt ist, nicht minder berechtigt und fruchtbringend als die andere, welche die Individualität weniger grosser Männer und ihre Einwirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt zur Anschauung bringen will. Es kann also für die Litteraturgeschichte keinen Vorwand geben, weshalb sie einem an genialen Geistesproducten armen Zeitalter ihr Interesse ganz vorenthalten dürfte; vielmehr ist es ihre wissenschaftliche Aufgabe, die litterarhistorische Eigenart auch einer solchen Periode von einem allgemeineren geschichtlichen Standpuncte aus und unter Berücksichtigung der mitwirkenden staatlichen und sittengeschichtlichen Momente ins Licht zu setzen, um so theils auf ihrem eigenen Gebiete und im Anschluss an die vorhergehenden und nachfolgenden Litteraturperioden, theils in Beziehung auf die gesammte Geschichtswissenschaft, von der die Litteraturgeschichte ja nur ein Theil ist, einen möglichst lückenlosen Zusammenhang des historischen wissens herzustellen.

Solche Bemerkungen dürften an der Spitze eines Aufsatzes, der dem Andenken an einen Schriftsteller aus der Zeit des

Dreissigjährigen Krieges gewidmet ist, nicht ganz überflüssig sein. Denn die Litteratur dieser Zeit ist gar oft einer so weit getriebenen Geringschätzung ausgesetzt, dass man sogar von ihr zu wissen, mit ihr sich auch nur zu beschäftigen verschmäht. Und doch kann ohne Gefahr eines Irrthums behauptet werden, dass die denkwürdige Zeit des Dreissigjährigen Krieges auch in ihren litterarischen Producten geschichtlich bedeutsame Ueberreste hinterlassen haben müsse: bedeutsam in beiden Fällen, sei es, dass diese Producte den Verfall des Zeitalters mit Lebhaftigkeit vor Augen stellen, sei es, dass sie Zeugniss dafür ablegen, dass auch während einer aufs höchste gesteigerten und nicht enden wollenden Kriegesnoth diejenige nationale Tüchtigkeit, diejenige heldenhafte Widerstandskraft fortdauerte, ohne welche der Untergang der deutschen Nationalität wol unvermeidlich gewesen wäre.

Die Worte der Ehre und Anerkennung, mit welchen Hans Mich. Moscherosch von dem durch Verwandtschaft mit ihm verbundenen Zincgref redet, sprechen aus, was diesem als wackerem Patrioten gebührt; und die Tugend des Patriotismus war es vornehmlich, worauf die Verdienste beruhten, welche sich Zincgref um die deutsche Litteratur erwarb. Bei den trefflichen Fähigkeiten seines Geistes und der Feinheit seiner Bildung, bei der Schärfe und Freisinnigkeit seines Urtheils in staatlichen und kirchlichen Dingen und seinem regen persönlichen Verkehr mit bedeutenderen Männern der Zeit war es vorzüglich doch eine Sinnesart, die das fremde verschmähte und dem heimischen mit Liebe und Selbstachtung anhieng, eine Geistesrichtung, die das volksthümliche zu würdigen verstand und sich von einseitigen und beschränkten Anschauungen der Schulgelehrsamkeit unabhängig machte, eine Mannhaftigkeit endlich, die feiger Erschlaffung und schwächlicher Muthlosigkeit kraftvoll entgegentrat, was die Bestrebungen und Leistungen auszeichnet, durch die er seinem Namen in der Geschichte der deutschen Litteratur ein ehrendes Andenken gestiftet hat. Eine zusammenhängende Geschichte seines Lebens hat sein „Schwager"* Johann Leonhard Weidner in dem

* So nennt sich Weidner selbst wiederholt, z. B. in der Vorrede des dritten Theiles der Zincgrefschen Apophthegmata. Weiter unten wird

von ihm verfassten dritten Theile der Zincgrefschen „Apophthegmata“ (S. 109 ff. der Ausgabe von 1644) veröffentlicht. Dieselbe lautet, wie folgt*:

Hrn. JVLII GULIELMI ZINCKGREFII,

Dero beyden Rechten Doctoris Leben,

Von

JOHANNE LEONHARDO WEIDNERO, Kurtz beschrieben.

JVLIVS GVLIELMVS Zinckgref ist im Jahr Christi Ann. 1591. den 3. Junij zu Heydelberg geborn. Sein Vatter war LAVRENTIVS Zinckgref von Simmern burtig, dero beyden Rechten Licentiatus, vnd vierer Churfürsten vnd Pfaltzgrafen am Rhein nach einander Raht, von welchen weitter zu sehen in seinem leben von Melchiore Adamo in vitis Jctorum beschrieben. Sein Mutter hieß Margaretha Dreschin so von Heydelberg bürttig. Sein studieren hatte zu Heydelberg angefangen, da er auch das selb, so viel die Schul Lectiones angeht, Ann. 1607. geendigt, vnd Ad Lectiones publicas promovirt worden. In den offenlichen Auditoriis hat er die Philologos alß M. Simonem Stenium**, Æmylium

---

darüber gesprochen werden, wie dies Wort in diesem Falle zu verstehen ist.

* Der erste Abdruck in der Ausgabe von 1644 (A) ist durch zahlreiche, rein äusserliche Fehler entstellt, welche ich nach der Ausgabe von 1653 (B) stillschweigend verbessere.

** Ihm widmete Zincgref nachfolgende Grabschrift (abgedruckt in: „Triga amico-poetica siue Zincgrefii Juuenilia Poetica . . . . . ed. Jo. L. Weidner“ 1619 S. 188):

Epitaphium Simonis Stenij.

Hac paruâ celebris Stenius requiescit in vrnâ
Vita cui fuerat nil nisi tota quies.
Vsque adeò placidam fouit constantia mentem,
Vsque adeò risit sortis vtramque vicem.
Nulli vnquam nocüit, cunctis prodesse paratus.
Sicque peracta pio lustra bis octo seni.
Nempe fuit vita huic tantum meditatio mortis,
Vitae imo aeternae principium illa fuit.

Vgl. a. Zincgref-Weidner, Apophth. Th. 3. 1644. S. 169 f. Gratianus Leosthenes Salicetus [= Jo. Leonh. Weidner], Elixir Jesuiticum. o. O. 1645. 12° S. 145—163 („Palinodia Satyrica Simonis Stenii Philologiae latinae in Academia Heidelberg: Profess: publicè Heidelbergae recitata in Jacobi Gretzeri Jesuitae, et universae Societatis gratiam et honorem. 6. Januarii Anno 1607“). Carmen seculare de Antichristo Romano, in conventu Academico recitatum à venerando Sene M. Simone Stenio, Eloquentiae et Historiarum Professore, enthalten in: Jubilaeus academicus

portum, &c. Vnd vornemblich den Weitberuhmten Historicum, Ethicum, vnd Philologum Janum Gruterum den Tacitum offentlich profitiren [hören], in Philos. practica Doct. Bacchovium, in Physica D. Lossium. Biß endtlich er sich an daß Studium Juris begeben, da er den Dionysium Gotofredum Antecessorem Juris, Danielem Nebelium, Calvinum, vnd Hofmannum gehört publicè, privatim Reinerum Bacchovium von Echt.

Nach dem Anno 1610. den 25. Julij [25. Juni?] sein Vatter Laurentius im Herrn entschlafen, ist er biß 1611. [1612?] bey seiner Mutter verblieben, in welchen Jahr er erstlich gen Basell, von dannen in Franckreich, von dar in Engelland [gereist?], vnnd auß Engelland durch die Niederlanden wieder nach vmbgang 5. Jahren in sein Vatterlandt gen Heydelberg gekehrt. In welcher zeit er in vieler gelehrten vnd berühmten Leuten Kundschaft kommen, als Herrn Augusti Jacobi Thuani*, Philippi Mornei Plessæi, Hrn. Henrich Bilderbeulen**. Zu Heydelberg hatt er gradum Doctoris in Jure angenohmen, vnd bey seiner Mutter dero in jhrem altter mit raht vnnd trost beywohnend, sich auffgehaltten, biß die Ann. 1619 [1620] ablebend worden, vnd daß vnwesen in Teutschland, sonderlich Churpfaltz sich anfing, ist er ein zeitlang auß der Statt Heydelberg nach Heilbrun verzogen, doch alß man hofte die Sachen solten besser werden, wieder kommen, vnnd sich zum General Auditteur der darin liegenden Guarnison annehmen lassen, biß endlich die Statt Anno 1623. [Septemb. 1622] mit gewalt von den Bayerischen erobert, er mit der Guarnison außgezogen, alles Hauß, Hoff, Bücher, vnd ander Haußraht hinderlasend, ist auch nach der zeitt nicht mehr in die Statt kommen. Alß er zu Franckfurt kein auffenthaltt bekomen kont, ist er nach Straßburg gezogen, allda er gut gelegenheit bekommen, mit dem Frantzösischen Gesandten Herrn Wilhelmo Mareschotto zu den Teutschen Churfürsten vnud andern des Reichs Fürsten, vnd Landen zuverreisen, vnnd sich alß ein Interpretem oder Dollmetscher gebrauchen zulassen, auff welcher Reise

---

de doctrina Evangelij centum ab hinc annis in lucem revocari coepta. Heidelbergae 1618. 4°.

* Vgl. Melch. Adami in Marqu. Frehers Biographie in: Vit. Germ. Jureconsult. Haidelbergae, 1620. 8° S. 473 ff.

** Unzweifelhaft ein Druckfehler für „Bilderbecken“. Weidner dediciert (in der „Triga“) das dritte Buch seiner dichterischen Versuche „ad Nobilissimum et Amplißimum Virum Dn. Henricum Bilderbeccium, Serenissimorum et potentissimorum Electorum, Palatini et Brandeburgici, necnon Statuum Belgicorum Agentem ordinarium“. Vgl. a. „Triga“ S. 94 Friedrich Lingelsheims Verse. Ein „Billerbekius“ war „affinis“ von Joann. Meursius: Pet. Burmann, sylloge epistolarum T. II S. 379.

er in ein hitzig Fieber gefallen, so daß er zu Stutegard verbleiben, vnd Herrn Wilhelmo Mareschot verlassen must.

Alß waß besser mit jhm ward, ist er nacher Straßburg vnnd endlich von dannen auff Wormbs kommen, allda er biß Anno 1626. verblieben, in welchen Jahr er in Heyraht mit Fraw Agnete Nordeccin, Wittiben von Joanne Adamo Patricken, Herrn Hermanni Nordecki hesischen Commissarij zu Sancowehr [d. i. St. Goar] Dochter, getretten, mit der er etliche Jahr alß ein privat Persohn gelebt, biß daß jhre K. May. in Schweden Gustavus Adolphus Creutznach ingenohmen, ist er von Pfaltzgraf Philippo Ludwigen allda zum Landschreiber angestelt, von danen er von Churf. Carolo zum Landschreiber in daß Oberampt Allzei verordnet, in welchem Ampt er biß nach der Schlacht vor Nordlingen bliben, nach welcher die Zerthrenten Weimmarschen in die Vnderpfaltz Inquartirt worden, aber vbel drin Hauß gehalten, so das sie wenig vnderschied zwischen Freunden, vnnd Feinden hielten, derentwegen er verursacht worden ein zeitlang vor den vnwetter sich zubergen, von dannen nach S. Goar zubegeben, ist aber vnderwegen von dem Weimmarschen streiffenden Volck angetrofen, gewund, geplundert vnnd was er zuvor erhalten vor den Spanischen vnnd Bayerischen von denen jhm genohmen. Kurtz zuvor, oder eben in diesem Infall starb jhm sein ältester Sohn zu Simmern, ist also beschriebener gestalt beraubt, gewund zu seinem Schwäger Vatter Hern Nordeck kommen, bey dem er mit den seinen biß 1635. sich auffgehaltten, da er dan den 1. Novembris alten Styli an der damaln grassirenden Pest gestorben, vnnd allda begraben worden. Hinderlassend ein betrübte Wittiben mit zwehn Jungen Söhnen in den betrübsten zeitten so mögen gedacht werden, alt 34. [so in A und B statt 44] Jahr 5. Mohnat, weniger zween Tag. Von wenig Jahren, aber wegen vieler ellendigkeit deß Lebens saat. In seinen Todbett war allein seine Haußfraw, vnd Herr Aspach bey jhm. Ein man dem ein langes leben wegen seiner Kinder zu wunschen wer gewesen, der auch dem Vatterland woll hett nutzen mögen. War sehr den Büchern ergeben, sonderlich dem lesen der Historien, Poeten vnd geschichten der Teutschen Nation. Von sein geschriebenen sachen sind in sein lebzeiten an Tag gekommen. 1. Carmina Latina von Joanne Leonh. Weidnero beygefügt der Trigæ poëticæ. 2. Emblematum Centuria. Von jhm selbst in truck geben. 3. Teutscher Tiefsinnige reden erster vnd zweiter Theil. 4. Penal oder Schulbossen, aber ohne nahme. Sonsten hat er noch vnderhanden Centuriam zwehte (B die zweyte Centuriam) Emblematum. 2. Carmina Latina vermehrt. 3. Teutsche Carmina. 4. Etymologiam der Teutschen worten vnd dergleichen sachen mehr, aber weil die gantz ohne ordnung vnder einander ligen, und nur ein entworf ist, ist wenig hofnung zu machen, daß sie mögen an tag

gebracht werden. War ein Mensch der grosse Ceremonien vnd hofgeprang nicht acht, nicht leicht zörnte, allzeit zum besten reden thett. Der gern mit gelehrten Leuten vmbging, nicht außwendig in Kleydung, dessen reden mehr im nachtrucken alß man wol meint, derselben find der Leser ein zimliche anzahl in 3 parte, Apophthegmatum Germanicorum, so viel ich auß sein schreiben vnd reden hab können zu wegen bringen. Auff seinem Todbett, sagt er zu Aspachio, Weidnero befehl ich mein Kinder vnnd Bücher, welche bottschaft von gemelten Aspachio wol an mich verricht. Betrübt mich allein daß nach seinem begehr, vnd meinen willen, sein begehren dergestalt nicht kan vollziehen, alß wol thun [B geschehen] solte, wann die zeit waß besser vnnd den seinen waß näher wohnen thett, in wehrender Kranckheit, kurtz vor seinem tod macht er sich selbst dis Grabschrift.

Multa vidi, adversam, secundam fortunam,
Illam saepius, & ceu in febri inter duos dies malos
Vnum bonum expertus: Historias legi, populos vidi,
Nunc cum Heraclito flens, nunc cum Democrito ridens,
Adspiravi ad aliquid: omnia vana,
Scivi aliquid: omnia nihil,
Aliquid in hoc mundo fui, imo nihil,
Ad omnia aliquid,
Vnum necessarium, unum constans.
Discite posteri.

QVæcunque anhelatis, nihil esse quam ventrem & carnem, quæ vos urgent. Anima homo est, hanc curate: ad æterna exsurgite, ad infinita. Non me lugete, mihi bene est, ego gaudeo. Quid est aliquis? quid est nullus? Vmbra hominum, Homo.

In Teutsch von Joh. Leonh. Weidnero vbergesetzt.

IN meiner Pilgramschaft ich viel ding hab gesehen
u. s. w. u. s. w.

Man sieht, in welcher Weise Zincgrefs persönliche Schicksale mit dem Geschick der Kurpfalz verpflochten waren, wie sich in seinem Leben die Geschichte seiner Zeit und insbesondere seines Heimatlandes abspiegelt, dessen reich gesegnete Fluren, dessen hoch entwickelte Culturblüte unter der eisernen Gewalt eines Krieges verdarben, der für eine ganze Generation nicht ein Zustand der Ausnahme, sondern fortdauernde Bedingung ihres daseins war. Das Leben Laurentius Zincgrefs, des Vaters unseres Zincgref, findet man bei Melchior Adami in dessen Vitae Germanorum Jureconsultorum (Haidelberg. 1620. 8° S. 428—439) nach einer vielleicht vom Sohne selbst ver-

fassten „vita MS." ausführlich beschrieben. Er war am 8. Jan. 1541 zu Simmern als Sohn desjenigen Lorentz Zinckgreff geboren, der im ersten Theile der Zincgrefschen Apophthegmata (Strassburg, 1626. S. 126 f.) als Münzmeister des Pfalzgrafen Herzog Hans von Simmern erwähnt ist und aus Frankfurt stammte. Zu Wittenberg war er am 20. März 1565 Magister geworden, und von da aus geschah es einst, dass er seinem Vater schrieb, als dieser ihn vom studieren abbringen wollte, „es sei vnmüglich, das einer, so die süssigkeit der löblichen Studien vnd freyen Künsten einmahl geschmeckt, davon ablassen könne; zwar ehe er das studiren verlassen wolle, ehe wolle er alles das seinige, so er ins künfftig von jhm zugewarten, daran setzen".* Nach längeren Reisen in Frankreich und den Niederlanden und nachdem er 1570 in Orleans zum Licentiaten der Rechte promoviert worden, war er dann am 1. September 1570 als kurfürstlicher Rath zu Heidelberg in den Dienst des pfälzischen Staates getreten** und in solcher Stellung verblieb er als ein Mann von hohem Ansehen und anerkannten Verdiensten 38 Jahre lang. Nur als Kurfürst Friedrich der Fromme 1574 (nach Adamis Angabe 1572) seinen Sohn Herzog Christoph mit etlichem Volk den Niederlanden zur Hilfe schickte***, gab jener ihn seinem Sohne als einen Kriegsrath mit den Worten zu: „Ein solcher junger Mann muß nicht allein die Feder, sondern auch den Federspieß zuführen wissen".† Als Tag seines Todes nennt Adami den 25. Juni (Weidner, oben S. 4 wol fälschlich den 25. Juli) 1610. Zu seiner Charakteristik trägt eine Anzahl von Aussprüchen bei, welche der Ueberlieferung werth erachtet worden sind.†† Unter diesen passt zu den angeführten Worten des Kurfürsten Friedrich der nachfolgende: „Ein Gelehrter vnd ein Kriegsmann können wohl in einem Sattel sitzen".††† Ein

* Adami a. a. O. Zincgref, Apophth. Th. 1. 1626. S. 303.

** Ein Brief von G. Wagnerus an Laurentius Zingrefius Zimmerensis d. d. 4. Jan. 1571 befindet sich in Bern (Msc. 141, 222).

*** Briefe Friedrich des Frommen, von A. Kluckhohn. Bd. 2. II. S. 624 ff., bes. 625 Anm. 2.

† Zincgref a. a. O. S. 123.

†† Vgl. a. Zincgref, Apophth. Th. 3. Von Weidner. 1644. S. 208 f. 236.

††† Zincgref, Apophth. Th. 2. 1631. S. 60.

Wahlspruch, den er von seinem Vater ererbt hatte, war das „Wie Gott will".* Eine Handschrift: „Lic. Zinckgraffs bedencken über die quaestio: an in annuo reditu constituto, si longissimo tempore minus, quam ab initio debebatur, solutum fuit per praescriptionem ius tale acquisitum sibi, id quod solutum est imposterum etiam soluendum? den 7. Jan. an. 95" besass Uffenbach.** Zu einem Namenstage widmete ihm sein Sohn ein lateinisches Gedicht, das S. 37 f. der „Triga" abgedruckt ist. Sein Tod gab demselben Anlass zu folgenden Gedichten***:

In obitum patris sui Laurentij Zincgrefij I. C.

I.

EHeu, chare pater, iam me, pater optime, linquis,
Cum possum auxilio vix caruisse tuo?
Hei mihi qualis ero, nunquam satis eloquar! imò
Omnia cum patrem nomino, rapta queror.

II.

CVm nequeat se, chare pater, dolor iste fateri,
Ergo parentabit me sine turba tibi?
Sic est: includunt mihi tot suspiria vocem,
Verba dolor nulla aut pauca supremus habet.

Pijs manibus Patris Laurentij Zincgrefij JC.

Manes Parentis, vita dum fuit, optimi,
Et iam colendi, quippe qui sumptus mihi
Sat liberali subministrabas manu,
Magnâque curâ studia formabas mea,
Vt ciuis essem patriae haud inutilis,
Dolentius nec quidquam habebas, quam tuae
Quod mortis horâ praepeditus, haud meis
Praeesse rebus atque auxili tui,
Quàm caeteris nunquam negabas, proprium
Iuuare posses filium, quanquam impari

---

* Vgl. a. Th. Crenii animadversiones philolog. et histor. P. XI. Lugd. Bat. 1702. 12° S. 136. Frdr. Lingelsheim († 1616) schrieb Distichen („Triga" S. 98) „in Symbolum [Julii Guilelmi] Zincgrefij siue Emblematis picturam: coelo duce". Vgl. Zincgref, Emblemata nr. XI „Hoc Duce".

** Uffenbach, bibl. mscr. Partes VII posteriores. Hal. 1720. fol. Sp. 556 f.

*** „Triga" S. 58 und 184 f.

Gressu sequentem vestra per vestigia:
Vos ô Parentis optimi pij mihi
Saluete manes, atque testes has mei
Cultus tabellas quas memoriae posthumae
Gratus paternae filius heic consecro,
Spectare laeta mente ne grauemini.

Seine Ehe mit Margareta Dreschin* hatte fünfundzwanzig Jahre gedauert, und es waren ihm sechs Kinder geboren worden, drei Söhne und drei Töchter. Als aber zehn Jahre nach ihm, Sonntag den 14. Mai 1620, seine Wittwe in ihrem sechzigsten Lebensjahre zu Heidelberg starb, war von diesen Kindern nur noch ein Sohn, unser Julius Wilhelm, am Leben. Ich entnehme alles dies der nebst einem Programm des Rectors der Universität Heidelberg durch den Druck veröffentlichten Leichenrede, welche Peter Weber** bei ihrem feierlichen Begräbniss hielt***, an welchem sich zu betheiligen die der akademischen Jurisdiction untergebenen durch eben jenes Programm eingeladen wurden, weil ihr Mann „et Electoribus Palatinis summa cum laude fidelissimè inservierit, nec non Academicis negotiis et rationibus perfungendis haud minori prudentia et fidelitate praefuerit; ipsa quoque piissimè et

* Zwei Aussprüche von ihr verzeichnet Weidner im 3. Theile von Zincgrefs Apophth. 1644. S. 360.

** Vgl. Phil. Pareus, narratio de curriculo vitae Davidis Parei. o. O. 1633. 12° S. 157.

*** Ein Exemplar befindet sich in der Hof- und Staatsbibliothek zu München. „Ein Christliche Leichpredigt So bey der Begräbnüß der weylandt Ehren vnnd Tugendtsamen Frauwen MARGARETÆ, deß auch weylandt Ehrnvesten vnd Hochgelehrten Herrn LAURENTII Zincgrefen beyder Rechten Licentiaten, vnd Churfl. Pfaltz gewesenen wohlverdienten Rahts, hinderlassenen Wittiben seeligen, In einer ansehnlichen versamlung ist gehalten worden in der Kirchen zu S. Peter zu Heydelberg den 17. Maij Anno 1620. Durch Peter Webern Kirchendienern daselbsten: Joh. 11. vers. 25. Ich bin die Aufferstehung vnd das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, vnd wer da lebet, vnd glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Gedruckt in der Churfürstlichen Statt Heydelberg, bey David Albin.“ (28 SS. 4°.) TEXTUS. 1. Thessal. 4. vers. 13. 14. 15. 16. 17. 18. Wir wöllen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten . . . Das Haus, in welchem die verstorbene wohnte, befand sich „in platea, quam Augustinianam vocant, prope Auditorium Theologicum“.

honestissimè vixerit". Als unrichtig erweist sich demnach auf Grund der mitgetheilten Nachrichten, was Weidner sagt (oben S. 4), dass Margareta 1619 gestorben sei, als unmöglich auch, dass Weidners zweite Gattin, Anna Maria Zinckgrefin*, eine Tochter von ihr gewesen, er also durch seine zweite Ehe ein „Schwager" von Julius Wilhelm im heutigen Sinne des Wortes** geworden wäre. Letzteres wird sogar durch eine positive Angabe in dem durch Weidners Tod veranlassten Programm der Universität Heidelberg vom 12. Febr. 1655*** widerlegt, nach welcher derselbe 1625 mit „Anna Maria, P. Zingrefii Monetarii et Praetoris Simmerensis" Tochter sich verheiratete.

Ein P. Zincgref kömmt sonst in den von mir benutzten Quellen nicht vor. Andere Träger dieses Familiennamens oder sonstige verwandte Julius Wilhelms, welche ich kenne, will ich aber hier kurz namhaft machen. Am. 2. Febr. 1607 ward zu Heidelberg immatriculiert† „Johannes Zinkgräffius Simmerensis" als „Sapientista", vielleicht derjenige „Cognatus", an den in der „Triga" (S. 26 f.) ein Gedicht gerichtet ist, in welchem nachstehende Verse vorkommen:

Ex nostra quando discedens vrbe petisti
Argentinensis docta Lycea scholae.

Weidner nennt („Triga" S. 127, vgl. S. 130. 128. 151) einen Johann Zincgref, wie Paul Wolff, collega (mit Beziehung auf das Sapienzcollegium?) und führt Worte von einem Manne dieses Namens an (Apophth. Th. 3. 1644. S. 190). Im Anhange der i. J. 1624 erschienenen Ausgabe der Gedichte von Martin Opitz findet man S. 172—174 ein „Pastoral" von Julius

* S. Zincgref-Weidner Th. 3. 1644. S. 365 f.

** In einem notariellen Auszuge aus einem Testamente des 16. Jahrhunderts (Dresdner Hds. J 122^{h}, 10) finde ich: „dem Sebolt Gar, goltschmid zu Nurmberg, meinem Schwagern, der meiner Schwester Dochter hatt".

*** Abgedruckt in Jo. Hnr. Andreaes spicilegium quintum 1767. 4° S. 9—12.

† Ich verdanke diese Notiz nebst einigen hiernächst folgenden Mittheilungen aus den Acten der Heidelberger Universität der Güte des Herrn Oberbibliothecar Dr. K. Zangemeister.

Wilhelm „vff Herrn Johan Zinckgrefen vnd Fraw Maria Wildeisin* Wittiben Hochzeit". Unter dem Rectorat des Reinerus Bachovius Echtius ist ferner am 18. Dec. 1614 in der Heidelberger Matrikel eingetragen „Philippus Ludvicus Zincgrevius Palatinus", und zu diesem und vier anderen mit ihm aufgenommenen bemerkt: „Trium Sororum Rectoris impuberes filii". Einen „agnatus", der von Neustadt nach Heidelberg kommen werde, erwähnt Julius Wilhelm in einem Briefe an Gruter, eine „amita", Vatersschwester, welche in Strassburg als Wittwe wohne, in zwei Briefen aus dem Jahre 1626. „J. H. Zinckgref. p. t. Churpfaltz Ambtschreiber allhier, anno 1716" steht unter lateinischen Distichen, welche in der Hauptkirche zu Simmern als Inschrift angebracht waren.** „Jonas Maisterlin Jct. et Pal. Dicast. consiliar." und „Jacob Sidericus procurator rationum Elector. Palat." widmet Weidner 1619 in der „Triga" lateinische Jugendgedichte seines Freundes Zincgref, indem er diesen in seiner Anrede an jene als „affinis et amicus Vestro-meus" bezeichnet. Gedichte von Zincgref selbst in derselben „Triga" (S. 64 f. 87. 13 f. 68) richten sich an Maisterlin als „amicus" und betiteln sich mit Rücksicht auf ihn und Sidericus einzeln: „In obitum filioli primogeniti Jonae Maisterlini Jcti", „Epigramma Genethliacon de filiolâ primogenitâ Jonae Maisterlini Consil. Palatini", „In fontem amoenissimum Jacobi Siderici Propraefecti Simerensis", „Epitaphium Danielis Siderici, Jacobi filij." Ein „cognatus" Zincgrefs, der sich für deutsche Verskunst lebhaft interessierte, auch sich selbst darin versuchte, war Philips Reinhard Finck, der im Jahre 1627 ebenfalls als „Propraefectus Simerensis" bezeichnet wird und an den Weidner ein Distichon richtete, welches bereits in der „Triga" (S. 130) Aufnahme gefunden hat. „Livius Finck, von Grädz" muss ein Jurist gewesen sein; das geht aus einem der zahlreichen Aussprüche hervor, welche im ersten Theile der Zincgrefschen Apo-

* Zincgref in der „Triga" S. 87: „Friderico Waldisio". Rusdorf in den Tyrocinia S. 98 f.: „Ad Fridericum de Waldis, cùm publicè disputaret de Mundo, Heydelbergae CIƆIƆCXII", S. 154: „In album Johannis de Waldis".

** Jo. Henr. Andreae, Simmera Palatina illustrata. 1771. 4° S. 25.

phthegmata (1626. S. 305—312) von ihm mitgetheilt werden: aus seiner Antwort nämlich auf die Frage: „warumb er nicht advocire“, oder ja schon aus dieser Frage selbst. Der bereits erwähnten Verwandtschaft Zincgrefs mit Hans Michel Moscherosch* ist schliesslich auch hier nochmals zu gedenken; welcher Art dieselbe war, weiss ich jedoch nicht zu sagen.

Der Hauptvorname oder Rufname Julius Wilhelm Zincgrefs muss Julius gewesen sein. Denn dieses Vornamens allein bedient er sich in der Unterschrift eines Briefes an Gruter und Briefe an Colerus, deren Originale mir vorgelegen haben, unterzeichnet er in der Weise, dass er ein J durch den Anfangsbuchstaben seines Familiennamens zieht; ferner einen unten mitzutheilenden Brief an Moscherosch datiert er von einem Tage „Mensis mihi Cognominis“. Trotzdem wird er auch mit dem Vornamen „Wilhelm“ allein angeredet („Triga“ S. 100. 104. 158).

Dass er, um zur Erzählung seines Lebens überzugehen, wirklich 1607, kurz nach Vollendung seines sechzehnten Lebensjahres, mit dem humanistischen Theile seiner Universitätsstudien begann, beweist die vom 5. October 1607 datierte Eintragung in der Heidelberger Matrikel: „Julius Wilhelmus Zinckgräf Licentiati Laurentii F. Heid.“ Altersgenossen von ihm, mit denen ihn eine Freundschaft verband, die bis in die Knabenzeit zurück reichte, waren Friedrich Lingelsheim, ein Sohn des bekannten kurpfälzischen Rathes Georg Michael Lingelsheim, und der schon öfter erwähnte Johann Leonhard Weidner, der am 11. Novemb. 1588 zu Ottersheim bei Dirmstein unweit Worms geboren und im Jahre 1600 auf die Schule zu Heidelberg gekommen war.** Der erstere war Zincgref auch bei seinen Reisen in Frankreich und England

* Joh. Mich. Moscherosch, epigrammat. centur. III. Fcf. 1665. 16° S. 132: „Ad Nobilem Clarissimum et Consultissimum Virum Julium Wilhelmum Zingrefium U. J. D. Consiliarium Archipalati[n]um affinem colendum“.

** Zincgr.-Weidn. Apophth. Th. 3. 1644. S. 270. „Leonhardus Weidner, Prediger in der Churpfaltz ..... Seinem Sohn gab er diese Lehr, als er jhn erstlich zur Schul nach Heydelberg thet: das er solte Ehren, lehren, lesen vnd lassen ....“.

zur Seite, machte jedoch ohne ihn eine Reise nach Italien, von welcher zurückgekehrt er 1616 (Idibus Septemb.) zu Heidelberg starb, während jener noch von dort abwesend war. Der andere, Weidner, übernahm schon 1612 eine Lehrerstelle an dem Paedagogium zu Neuhausen bei Worms, das in der nachfolgenden Kriegszeit eingieng*; hat auch in diesem Jahre bereits, von seinen „Thesen" abgesehen, die er Zincgref widmete**, eine litterarische Thätigkeit begonnen, wenn er, was kaum zu bezweifeln, der Verfasser ist der „Proverbia Germanica, collecta à I. L. W.", einer 120 Octavseiten füllenden Sprichwörtersammlung in: „Florilegii ethico-politici Pars tertia: Procurante Jano Grutero. Francofurti, CIƆIƆCXII".

In eben demselben Jahre 1612 muss Zincgref seine Studienreisen angetreten haben, die ihn während eines mehrjährigen Zeitraumes von der Heimat entfernt hielten. Denn dass der Beginn seiner Reisen in das vorhergehende Jahr falle, wie Weidner (oben S. 4) berichtet, ergibt sich als falsch durch die Datierungen des einen der sogleich zu erwähnenden zwei Gedichte und der beiden weiter unten folgenden Briefe aus dem Jahre 1612. Bei seinem Weggange von Heidelberg widmeten ihm nämlich Abschiedsgedichte Friedrich Lingelsheim*** (dieser begleitete ihn also nicht sofort) und Johann Joachim Rusdorf† (geb. 26. October 1589), derselbe, der in der Folge als kurpfälzischer Diplomat eine historische Rolle zu spielen berufen war. Die Verse des ersteren geben den Empfindungen zärtlicher Freundschaft beredten Ausdruck.

„DVm tu mercatum varias proficisceris artes,
Et procul externos visere quaeris agros,

* Zincgr.-Weidn. Apophth. Th. 4. 1655. S. 53 f.

** „Triga" S. 70 f. „Qui tanto nuper me dignabaris honore | Praefigens thesibus nomina nostra tuis. | Nunc quoque lugubri cohonestas carmine Patris | Funera".

*** „Triga" S. 100. „Propempticon Julio Guilhelmo Zincgrefio".

† Der Originaldruck seines Gedichtes ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich kenne es nur aus dem Abdrucke in „Joachimi Rusdorfii tyrocinia poetica" (o. O. CIƆIƆCXXIIX. 16° S. 51—53), wo der Titel lautet: „In discessum et profectionem Julij Gulielmi Zinckgrefij. CIƆIƆCXII". Ein Exemplar dieser „tyrocinia" besitzt die K. Bibliothek zu Berlin.

. . . . .
Queis te Zincgrefi precibus votisque sequamur,
Quando simul socium non licet ire latus?
Non ita pullorum deplorat funera mater,
Non matrem tenerae sic queritantur aues,
Vt vultus, Gulielme, tuos hoc pectus anhelat,
Vtque tuam implorat nostra Thalia fidem,
Et supplex rogitat, memorem te viuere nostri,
Cui mens, cui vires, nostraque cuncta vigent".

Der Anfang des Rusdorfschen Gedichtes nennt die Ziele der Reisepläne Zincgrefs.

„ET meritò: stimulant miseram nunc tristia mentem
Exercetque animos anxia cura meos.
Julius Euphrosynae et Suadae mellita voluptas,
Julius Aonij gloria prima jugi;
Quem mihi constrinxit valido concordia nodo,
Quem mihi composito foedere junxit amor,
Nunc heu natales abiturus deserit oras,
Et patriae linquit numina sancta domûs.
Succensus calido pulchrae virtutis ab igne
Difficiles longè suscipit ire vias.
Oppida cornigero viset confinia Rheno,
Et Basileaei culmina celsa soli.
Inde ibit dominos Latij succedere campos,
Et vestros, morum Gallia dives, agros.
Tu mea tu frangis discedens commoda, Juli,
Tu socias tecum sumis, Amice, Deas.
Discedunt tecum congressus gaudia nostri,
Quae nobis praesens dulcis alebat amor,
Cecropijque sales rorantes nectaris imbre,
Et quae Socratico verba liquore fluunt."

Wirklich nahm Zincgref zuerst einen längeren Aufenthalt in Basel, wohin Rusdorf zwei Briefe richtete, die ich hier folgen lasse, wo jener ein „Votum Onomasterijs M. Ludovici Lucij* Profess. Basil." („Triga" S. 16 f.) schrieb, nach welchem er bei diesem Professor zu Tisch gegangen zu sein scheint**,

* Er war 1611 nach Basel zurückgekehrt und hatte am 19. Aug. d. J. sein Amt als Professor organi Aristot. mit einer Rede angetreten; 1612 machte er eine Reise nach Heidelberg, wo er schon früher Verbindungen angeknüpft hatte: Athenae Rauricae. Basiliae 1778. 8° S. 392—397.

** „Nos quoque festiuâ sacrum hoc celebrabimus ansâ | Foedere quos iungit mensaque mensque pari."

und wo ferner wahrscheinlicher Weise auch die „M. Theodoro Zuingero“ (geb. 1597; ward Magister 1613: Athenae Rauricae S. 41 f.) und „Jeremiae Erhardo Augustano, Medicinae Candidato“ gewidmeten Verse, welche in der „Triga“ S. 72 und 78* zu lesen, entstanden sind. Rusdorfs Briefe, welche ich nach den Copien in dem zweiten Bande der in Cassel aufbewahrten handschriftlichen Sammlung der Schriften eben dieses Rusdorf (Msc. Jur. fol. 46—49) mittheile, folgen sich in diesem Bande so, dass der von den Iden des Sextilis datierte dem anderen, der an einem früheren Tage geschrieben sein soll, unmittelbar vorausgeht. An dieser Aufeinanderfolge habe ich aber nichts ändern wollen, weil der erstere Brief einer Nachricht von Zincgrefs glücklicher Ankunft in Basel Erwähnung thut und der zweite die Worte enthält: „Scripsi ante plusculos dies“, so dass Grund zu der Annahme vorhanden ist, dass die Aufeinanderfolge richtig, eine der Datierungen der Abschriften aber fehlerhaft sei.

1 [Rusdorf an Zincgref].

[S. 703] Eruditiſsimo Juveni Julio Gulielmo Zengravio**
L. L. studioso.

Basileam.

Melli mihi fuit, Eruditiſsime Juli, audire de prospero tuo in illa loca adventu. Nonnihil enim sub-tristiori nuncio cruciabar, quasi aliquid humani tibi in itinere contigiſset: in continuo igitur metu fuimus. Sic homines sumus *θρεακάρδιοι**** *καὶ ἀμφιπεριπτώσσοντες* (: corde trepidantes et hinc inde fluctuantes:) omnia incerta metuimus, et cum nihil timendum est, timemus. Sed videtur quodammodo justus fuiſse ille metus et velari nimio tui amore, cujus proprium est, compavescere *καὶ κακὸν ὡς δειδίσσεσθαι* (: instar timidi metuere:) ut cum Homero dicam. Nunc igitur omni sollicitudine expediti, tibi gratulamur, quod Hegemoniâ propitiâ iter illud confeceris, et Basileam almam studiorum matrem veneris. Carmen quod tuo honori et in testimonium mei in te amoris scripsi typis excusum vidi: procul dubio tuo juſsu. Sed non est tale, ut ætatem ferre poſsit, nec ei fini scriptum. Versus sunt *ταχύτοκοι* et

* „Si meritò Basilea placens mactarit honore.“

** Diese Latinisierung weist wol auf die richtige Etymologie des Namens Zincgref; Centgraf bedeutet Landrichter, peinlicher Richter. Vgl. a. Pott, die Personennamen. 2. Ausg. Lpz. 1859. 8° S. 273.

*** *θρεοκάρδιοι.*

ideò etiam ταχύποτμοι, cum sole sunt orti, cum eodem debent occumbere, ut vermiculi apud Hypanim Ponti fluvium nati, ultra diem non vivunt, unde et ἡμερόβιοι et ἐφήμεροι dicti: sic hoc meum carmen debebat unum duntaxat diem fuiſse. Festinatio autem me excusabit et schedium illud, ut ait Lucillius. Nam nulla res potest eſse eadem festinata simul et examinata.

Apul. [Florida lib. IV nr. XXIII.]

Ἡ κώδων ἀλακανθὶς ἐπειγομένη τυφλὰ τίκτει*
Cæca parit properato Alacanthis tinnula nisu.

Sed vale eruditæ juventutis flos. Dabam Heidelbergæ Id. Sextil.** CIƆIƆCXII.

2 [Rusdorf an Zincgref].

[S. 703.]

Ad Eundem II.

Basileam.

Venustatem, Eruditiſsime Juli, quam literæ meæ domi non habent, ab inclusis mutuam sumunt. Ut puellæ, quibus natura formam negavit, purpuriſso et lenocinio eam quærunt, ut ita placeant procis: ita meæ literæ ruris et inficetiarum plenæ, venerem ex adjunctis sibi conciliant, ut tibi gratæ veniant. Nec hoc quisquam [S. 704] reprehendet; quia nihil detractum illarum splendori aut immutatum imus, imò dignitatem earum augemus. Cum meis enim obscurioribus collatæ illarum lumen apparet manifestius. Ut in tenebris et caligine luminum fulgor clarior est et major quàm in die; sic res magnæ majores sunt inter parvas et viles. Non enim pondus constaret gravibus nisi comparatione vilium adcresceret. Cæterùm ego præveni et anticipavi te in literarum commercio, quamvis tu putes et scribas te nunc primum aperire et inchoare carceres. Scripsi ante plusculos dies et inde videbis me cepiſse currere hunc campum ante te, quem etiam cum bono Deo decurram indefeſso pede. Qui me salutarunt, illos resaluto. Vale erudite flos juvenum et per*** literarum hoc æquor me sæpiùs invisere perge. Dabam Heidelbergæ VII Kall. Sextileis CIƆIƆCXII.

Einen „an seinen in Basel weilenden Freund Zinkgref“ gerichteten Brief Rusdorfs vom August 1613, in welchem derselbe „klagt, wie auch der letzte ihres Kreises ihn jetzt verlasse, um in Orleans seine Studien fortzusetzen“, habe ich S. 704 des erwähnten Cassler Bandes, wo Friedrich Krüner („Johann [!] von Rusdorf“. Halle, 1876. 8° S. 24) ein solches

---

* ἀκαλανθίς Aristoph. Frieden 1078.

** Dieser Monatsname ist vielleicht in Quintil. zu verbessern.

*** Geschrieben ist pes.

Schreiben gelesen haben will, oder an einer anderen Stelle desselben nicht gefunden. Ein Brief der Art existiert aber auch nicht in einem anderen Theile der aus vier Bänden bestehenden Cassler Sammlung Rusdorfscher Schriften, da, wie mir der Secretär der ständischen Landes-Bibliothek zu Cassel, Herr L. Schultheis gütigst mittheilt, die Theile 1, 3 und 4 überhaupt keine Briefe von oder an Zincgref enthalten. Daher können Krüners Angaben nur dem nachfolgenden, nach Orleans gerichteten Schreiben Rusdorfs entnommen sein, das sich wirklich S. 704 des zweiten Theiles der Cassler Sammlung vorfindet. Orleans, wo auch Laurentius Zincgref, der Vater studiert hatte, und Marseille* sind die einzigen französischen Orte, von denen wir durch besondere Nachrichten erfahren, dass sie Zincgref auf seinen Reisen in Frankreich besucht hat, und betreffs seiner Reiseerinnerungen aus diesem Lande im allgemeinen hören wir nur noch, dass er „von der menge vnd vielheit der Advocaten vnd Notarien“ daselbst gesprochen hat.** Seinem Reisegefährten Friedrich Lingelsheim, der ihn auch nach England und den Niederlanden begleitete, widmete er aber, als dieser sich von ihm trennte, um mit Heinrich Woton*** „Orator Anglicus“ Italien zu besuchen, nachstehende Verse, welche uns einen specielleren Reisebericht ersetzen müssen („Triga“ S. 4):

„Nos olim puerilis amor, fortissimus ille,
Junxerat, atque pari nobiscum adoleuerat auctu.
Hinc indiuiduos sortem commisit in omnem
Confirmata fides, plenis immobilis annis.
Testis Arar, Rhodanusque fugax lenisque Garumna,
Sequanaque et Tamesis, testes patrii ostia Rheni,
Nil adeò nobis non in commune fuisse.
Vnum iter Italiae tandem diuisit.“
„I, neque enim tantum vellem inuidisse fauorem,
Quo tibi concessum magno latus esse Wotono.“

---

* Zincgref, Emblemata. 1619. Praefatio, fünfte Seite: „apud Massilienses etiam, inter alias praesidiarias naves Regias unam memini Solis effigiem prae se ferre, cum hoc symbolo: Orientem et occidentem lustro“.

** Zincgr.-Weidn., Apophth. Th. 4. 1655. S. 104.

*** Fr. Lingelsheim „Henrico Wotono Oratori Anglico“ („Triga“ S. 91): „Vtere sorte tua, iuuenis; mox te Adria cernet | Venetiaeque meos diuos, mea signa secutum“.

[S. 704.] 3 [Rusdorf an Zincgref].

Ad Eundem III.

Aurelias Galliarum.

Multum voluptatis et gaudij meo pectori allapsum est, cum intellexi te consortis et exoptati conjunctione nostri Lingelshemij* defrui. Nihil gratius aut optatius peregrinanti contingere potest, quàm sociæ vitæ consuetudo et talis amici *κοινοβιότης καὶ συνοδία*, cui tuto fidas et quem à teneris noveris. Cum magno dispendio curemus amicorum sodalitio** in patrijs sedibus degentes, quanto majori in peregrinis hospitantes? Peregrinantes propter amorem scientiæ ac linguarum sponte exules, miserabilibus personis in jure nostro annumeramus: illorum miseriam et ultroneum exsulium allevant amicorum consortia. *Κοινωνία τῶν κακῶν ἔχει παραμυδίαν.**** Iccirco gratulor tibi hanc votivam tui amici copulam, quem à primis annis habuisti studiorum et morum socium. Non dubito, quin utrique iste animorum et corporum contextus magno emolumento maximè in peregrinando sit futurus. Porrò gratias habeo, quod mihi tuas eruditifsimas theses † mittere volueris, simile [!] genere te remunerarem, nisi longinquior loci intercapedo obstaret. Sed vale, mi Juli et me amare persevera. Dabam Heidelbergæ Prid. Nonas Sextileis CIϽIϽCXIII.

Da mir anderes Material als das mitgetheilte zur Ergänzung und Erweiterung des Weidnerschen Berichtes von Zincgrefs Reisen nicht zu Gebote steht, so muss ich hier sogleich anfügen, dass im Jahre 1617 Zincgref nach Heidelberg zurückkehrte, wenn beide Thatsachen gleich wahr sind: dass er 1612, nicht 1611 seine Reisen begann und dass er fünf Jahre, wie Weidner sagt, in der Fremde zubrachte. Geraume Zeit nach seiner Rückkehr in die Heimat, erst kurz vor dem Tode seiner Mutter, als deren letzte Freude nicht nur in Peter Webers Leichenpredigt, sondern auch in dem zu ihrem Be-

---

* Ein von Rusdorf an diesen (Friedr. L.) unter dem Datum „Heidelbergae VIII Idus Sextil. CIϽIϽCXIII“ nach „Aureliae“ gerichteter Brief findet sich S. 794 f. des zweiten Theiles der Rusdorfschen Schriften.

** Lies: sodalitia.

*** Lies: *παραμυθίαν*. *Φέρει παραμυθίαν ὀδυνωμένῳ κοινωνία τῶν στεναγμῶν*: Corpus paroemiogr. Graec. T. II ed. E. L. a Leutsch. Gottingae, 1851. 8° S. 778 und 482.

† Ein Exemplar dieser „Theses“ wird schwerlich erhalten sein. Auf sie beziehen sich vielleicht die Verse, welche Frdr. Lingelsheim an Zincgref „disputaturum“ richtete: „Triga“ S. 95.

gräbniss herausgegebenen Universitätsprogramm dieser Erfolg ihres Sohnes besonders erwähnt wird, erlangte er zu Heidelberg die juristische Doctorwürde; der Tag der Promotion lässt sich indessen nicht mehr feststellen, weil die betreffenden Acten der Heidelberger Juristenfacultät nicht mehr vorhanden sind. So ist mir auch unbekannt, welcher Art das persönliche Verhältniss war, welches ihn veranlasste ein „Epigramma in nuptias illustrissimi Joannis Philippi, Comitis in Leiningen* et Daxperg, Domini in Aspremont, cum Elisabetha, Comitissa Leiningensi etc. Harteburgi celebratas IX. Jan. CIƆIƆCXX" zu verfassen, welches Joan. Henr. Andreae (Simmera Palatina. 1771. 4° S. 35 f.) nach „A. Vigelius in aureolo deliciarum gamicarum p. m. 475 seq. edit. Francof. 1620. 8." mittheilt. Ein Amt hatte er noch immer nicht angenommen.

„Cuidam obiurganti quod nullum munus obirem,
Ceu patriae haud cupiens vtilis esse meae,
Munera qui nimium, dixi, festinat obire,
Prodesse haud patriae sed cupit ille sibi."**

Dem Vorwurf, dass er dem Gemeinwesen seine Dienste entzöge, glaubte er also begegnen zu können; dass seinen Neigungen Einsamkeit und Zurückgezogenheit entsprach, wird man aus der unten angeführten Stelle*** nicht folgern dürfen, aber eine ererbte Wolhabenheit, auf welche, wenn nicht seine Reisen, so doch mit mehr Sicherheit die Verse „de Glaucillâ" („Triga" S. 85, vgl. S. 85 f.):

* J. G. Lehmann, urkundl. Gesch. des gräfl. Hauses Leiningen-Hartenburg und Westerburg in dem ehemal. Wormsgaue (= Burgen und Bergschlösser der bayer. Pfalz Bd. 3). Kaiserslautern, o. J. 8° S. 241 ff.

** „Triga" S. 186 f. „De seipso".

*** „Triga" S. 72. „Nicolao Suebelio". „SVebeli, sermone tuo me saepe notasti, | Quod procul à populo viuere solus amem. | Nonne vides tantum infelix pecus ire gregatim, | Cum Jouis interea sola feratur auis?" Nach Zincgrefs „Apophthegmata" Th. 1. 1626. S. 300 ist dies ein in Verse gebrachter Ausspruch von Friedrich Lingelsheim: „Als jhm von einem seine Einsamkeit vorgeworffen ward, sagt er: Es sein nur Küh vnd Schaf, die mit einander gehen, da hingegen der Adler allein fleugt".

„Nouerit, haud mihi posse vllam placuisse puellam,
Fortunae cui plus me placuere meae“

und der „feudi usus fructus“, welchen ihm 1626 die Spanier streitig machten, schliessen lassen, gestattete es ihm, überhaupt seinen Neigungen zu folgen. Erst nach Ausbruch des Krieges, einige Zeit, bevor Tilly Heidelberg, „der Calvinisten fürnembstes Asylum vnd Ketzer Nest,“ eroberte* (dies geschah im September 1622; Weidner hat hier abermals eine falsche Jahreszahl), hatte er bei der dortigen Garnison das Amt eines Generalauditeurs übernommen. Vorher, gegen Ende des Jahres 1620 oder wenig später, vielleicht um dieselbe Zeit, wie Martin Opitz, der Heidelberg im Monat October 1620 verliess,** hatte er sich von dort wegen der drohenden Kriegsgefahr hinweg begeben*** und in Heilbronn niedergelassen. Seine eigene Flucht erfolgte aber wahrscheinlich erst nach der Begebenheit, auf welche seine doch wol damals und in Heidelberg ge-

* „Belägerung und Einnehmung der Residenz- und Hauptstadt Heidelberg“, gleichzeitiges Gedicht bei Opel und Cohn, der Dreissigjähr. Krieg S. 156—161. Im Sinne des Gouverneurs der eroberten Stadt, Henrich von der Merven, ist abgefasst: „Relatio historica posthuma obsidionis Heidelbergensis, Das ist: Warhafftige Beschreibung aller Fürnemen vnnd gedenckwürdigen Geschichten, so in Belägerung der Statt vnd Schloß Heydelberg sich verlauffen. Franckfurt bey Sigismund Latomo M. DC. XXII.“ 4°. Lebhafte Klagen über das verhalten dieses Gouverneurs und seiner Soldatesca enthält die „St. [Strassburg?] den 25. Febr. stylo veteri, An. 1623“ datierte und mit einer Vorrede „An den Stat Rath zu Heydelberg“ versehene „Kurtze vnd doch gründliche Verantwortung der Chur vnd Residentz Statt Heydelberg Einwohner, wider die, in jüngster Herbstmeß, An. 1622. außgangene vermeynte Historische Relation der Statt Heydelberg Belägerung vnd Eroberung betreffend. Franckfurt, bey Johan. Schmidlin, 1623.“ 4°.

** Am 17. Juni 1619 war sein Name in das Album der Universität eingetragen worden: Hermann Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Breslau, 1877. 8° S. 157 und 163.

*** Beamte und wolhabendere Einwohner flohen zu dieser Zeit so zahlreich aus der pfälzischen Hauptstadt, dass dies als eine Calamität empfunden ward: Dreyssig warhaffte Vrsachen deß vblen Zustands der Pfaltz. Von einem vffrichtigen Deutschen an Tag gegeben. Gedruckt im Jahr Christi MDCXXI. 4° unter XXVI.

schriebenen Gedichte: das „Sonnet. Von der Liebsten flucht in Kriegszeiten“ und das „Liedt“: „MEin feines Lieb ist fern von mir, Ich hat mit jhr sehr kurtze frewdt“* anzuspielen scheinen. Die Eroberung von Heidelberg war alsdann das erste kriegerische Ereigniss, das in seine Lebensverhältnisse mit ganzer Schwere eingriff. Davon zu sprechen und den Gang seines äusseren Lebens weiter zu verfolgen wird aber erst dann an der Zeit sein, wenn ich von seinen während der Jugendzeit und der ersten Jahre des grossen deutschen Krieges entstandenen litterarischen Producten gehandelt haben werde.

Im Jahre 1619, nach erscheinen der „Schulbossen“ und wahrscheinlich auch der „Emblemata“ Zincgrefs, gab Johann Leonhard Weidner, der 1615 in Elberfeld, 1619 in Montjoie Schulrector geworden war,** eine „Triga amicopoetica“*** heraus, in welcher er lateinische Jugendpoesien von Zincgref nebst nachgelassenen Gedichten von Friedrich Lingelsheim und eigenen dichterischen Versuchen veröffentlichte und damit einem schon erwähnten Freundschaftsverhältniss ein Denkmal stiftete, das noch heute erhalten ist. Ich gedenke dieser „Triga“ gleich hier, weil die Entstehung der darin enthaltenen Gedichte Zincgrefs bis in seine frühe Jugend zurück reicht. Sie haben freilich für uns mehr Wichtigkeit durch ihren für die Kenntniss seines Lebens verwerthbaren Inhalt als durch innere Vorzüge, aber das Lob gebührt ihnen doch unbedingt, dass sie sich als die Producte eines Mannes von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, edler Sinnesart und feiner Geschmacksrichtung zu erkennen geben. Nicht übel gelungen sind unter ihnen beispielsweise die beiden folgenden witzigen Epigramme (S. 87 f.):

---

* Opitz, Poemata, 1624 4°. Anhang S. 178 ff.

** K. W. Bouterwek, Geschichte der Lateinischen Schule zu Elberfeld. Elberfeld, 1865. 8° S. 40 f.

*** Weidners Vorrede ist datiert: „Ex Monioyana arce Calend. Junii st. v. 1619“. Diejenigen bibliographischen Nachweisungen, welche ich hier und im folgenden übergehe, lasse ich zu Ende dieser Mittheilung folgen.

Johanni Philippo Bohn.

CVm tu Faustinam dextrâ Eulalienque sinistrâ
Ducebas medius inter vtramque manu,
Nonne tibi latere in dextro tunc, Jane, fuit cor?
Ridet Amor Physicos ipsus Hyperphysicus.

Ad eandem (Venerem) pro versibus suis.

HAs, Venus alma, breues gratas tibi dedico chartas,
Spirantes nati dulcia fella tui;
Inuida tu praeses depellere corda memento:
Aut ego Vulcanum porrò vocabo tuum

und seiner patriotischen Gesinnung geben in bemerkenswerther Weise nachstehende Verse (S. 55 und 63 f.) Ausdruck:

Johanni Alberto Comiti Solmensi magno aulae Archipalat. Magistro.

Vt longè pomum pretiosius illud habetur,
Quod medio brumae sidere forte legunt;
Sic hoc tam cupido externorum tempore morum,
Quo vitij plus est quo fideive minus,
Quoque amor in patriam res rarior, hoc tua virtus
Gratior est Domino, gratior est populo.

De Gunthero Poetâ Germano.*

GVnthero similes vtinam Germania vates
Plures tulisset, haud adeò poëseôs
Despectus jacuisset honor, nec fortia multa
Germana pubes facta nesciret patrum
Degener atque ignara sui. Tunc carmine virtus,
Virtute sed nunc indigent heu carmina.

Die Ausbeute an biographischem Material, welche das vorkommen zahlreicher Personennamen gewähren könnte, wird allerdings insoweit vermindert, als es nicht gelingen wird, von diesen Namen die Träger nachzuweisen; und unter denjenigen allein, die Zincgref ausdrücklich seine Freunde nennt, sind mehrere, in Betreff deren ich wenigstens kaum mehr beizubringen weiss, als der „Triga" selbst zu entnehmen ist. Namhaft machen will ich aber doch diese Freunde: M. Georg

---

* Gemeint ist der von Celtis herausgegebene Dichter, dessen Echtheit streitig ist: Aschbach, Geschichte der Wiener Universität Bd. 2. Wien, 1877. 8° S. 252—255. Wattenbach, Geschichtsquellen Bd. 2[4] S. 218 ff.

Zigler (S. 69 f.), Johann Bartholomaeus Romanus (S. 71), Johann Christoph Eisemenger Medicus* (S. 67 f. 76), David Schobinger (S. 76 ff.), Christoph Schaitlius (S. 87 f.), M. Johann Fuchs Actuarius Benshaimianus (S. 82), Paulus Laurentius Lemminger „in Culman“ (S. 187). Nächst ihnen ist hier auch ein französischer Diplomat („Orator Gallicus“) Stephanus de Sancta Catharina zu erwähnen, auf den sich folgende Verse beziehen („Triga“ S. 55):

„Quare si rarius ad vos
Commeo, nil laevae suspicionis habe.
Non sperno, eminus ast veneror.“

Als solche Zincgrefsche Gedichte, von denen sich nachweisen oder doch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen lässt, dass sie schon vor ihrer Veröffentlichung in der „Triga“ gedruckt waren, führe ich dann an:

in obitum Godofredi Jungermanni († 1610),**
„ „ Hippolyti à Collibus († 1612),
de Hippolyto à Collibus mortuo ex febri ardente,***
nuptiis Richardi [Reinhardi] Bachouii Echtij, et Annae Brigittae Freundin,
in obitum Thomae Rhauij,†
in disputationes Physicas Friderici Seuerini Dani,
in ejusdem impressionum aerearum et mirabilium Naturae operum Meditationes,
de Cisnero Rediuiuo Opera Quirini Reuteri Theol.,††
in Ciceronem Jani Gruteri („Et quis nisi ipse ferreus“),
in Poëmata Jani Gruteri („Fleuit Alexander toties quod“),

* Jöcher, Gelehrten-Lexicon. Th. 2. Sp. 458.

** Friedr. Lingelsheim („Triga“ S. 116 ff.): „Pijs manibus viri clariss. Godofredi Jungermanni Praeceptoris sui“.

*** Melch. Adami, vitae Germanorum Jureconsultorum. Haidelbergae, 1620. 8° S. 453: „Prosecuti eum sunt epigrammatis epitaphiis amici: de quibus hoc est Julii Guilielmi Zincgrefii“.

† Lingelsheim („Triga“ S. 98): „In obitum Thomae Rhauuii Praeceptoris sui, ex moerore mortui ob malam conjugem“.

†† Nic. Cisneri opuscula historica et politico-philologa. Edita studio et opera Quirini Reuteri D. professoris in academia Heidelbergensi. Francofurti, 1611. 8°. Zu Ende: Julii Guilielmi Zincgravii L. F. Scazontes: „Salvete manes, pars relicta CISNERI“ und Joh. Leonh. Weidners „epigramma ad Quirinum Reuterum praeceptorem obs.“

Jano Gebhardo edenti Catullum, Tibullum, Propertium,*
de obitu Jacobi Augusti Thuani,
„ „ Marquardi Freheri († 1614),**
in Sebastiani Hornmoldi Com. Palat. votum Posthi-Melissaeum pro sobrietate,
„ Salomonis Ne[u]gebaueri de Cadano Emblemata,*** Iconas Regum Poloniae,†
„ decades Theologorum exterorum, in Theologos Germanos, in Jctos Germanos M. Melioris Adami,††
ad Erasmum Posthium Medicum, post natum ei filium Ernestum, patris, ante 17. annos defuncti, Epicedia edentem („Posthi, Parentis“),
in Disputationem Johannis Bartholomaei Romani de statu Imperij Germano-Romani Monarchico,
Georgio Lettouio in Ploetzke, disputanti de Justitia et Jure,
Johanni Christophoro Eisemengero disputanti de Hernijs,
(Davidi Schobingero) disputanti de Comate seu Veterno,
in vrbem Haidelbergam delineatam à Matthaeo Meriano Basiliensi, de Augusta Vindelicorum à M. Meriano in aes incisa,
idyllion in Promotionem Doctoralem Nicolai Suebelii Bipontini,†††
in Theses Politicas Generosi Domini Stanislai Spanicij Baronis Poloni,
epitaphium Petri Denaisii Jcti († 1610).

---

* Jani Gebhardi in Catullum, Tibullum, Propertium animadversiones, cum Jani Meleagri in C. Valerium Catullum spicilegio. Hanoviae, 1618. 8° S. 11.

** Adami a. a. O. S. 476: „Mortem ejus .... carminibusque epitaphiis passim ornarunt: e quorum numero est Jani Gruteri ejusmodi ... Hoc autem Julii Guilielmi Zincgrefii“.

*** Salomon Neugebauer à Cadano, selectorum symbolorum heroicorum centuria gemina. Francofurti, A°. 1619. 8°.

† Salomon Neugebauer de Cadano, icones et vitae principum ac regum Poloniae omnium. Francofurti ad Moenum M.DC.XX. 4°.

†† Melior Adami, vitae theologorum exterorum. Francof. 1618. 8°; vitae Germanorum theologorum. Haidelbergae, 1620. 8°; vitae Germanorum jureconsultorum. Haidelbergae, 1620. 8°. „Phaleuci“ von Zincgref finden sich auch in desselben später erschienenen vitae Germanorum medicorum. Haidelbergae, 1620. 8°. Als Conrector und Rector des Lyceums zu Heidelberg war er ohne Zweifel Zincgrefs Lehrer wie Weidners („Triga“ S. 128: „ad M. Melchiorem Adamum Praeceptorem“).

††† „Dum Basilea nitens ... | Euocat ad sese Myrtorum Helicone relicto | Suebelium“.

Dass das Distichon, mit welchem Zincgref die Praefatio seiner Emblemata schliesst, in der „Triga“ (S. 187) unter der Ueberschrift: „In Emblemata sua“ abgedruckt ist, berechtigt zu der Annahme, dass letztere früher als jene veröffentlicht wurden.

Schon 1618 erschien die erste Ausgabe der „Schulbossen“, einer kleinen anonymen Schrift, als deren Verfasser Zincgref durch die Weidnersche Biographie uns enthüllt ist. Diese Schrift ist, obschon aus lauter kleinen Geschichtchen und einzelnen „Apophthegmata“ zusammengesetzt, dennoch nicht etwa eine harmlose Anekdotensammlung, welche nur die Belustigung der Leser bezweckte, sie ist vielmehr eine durch die Zeitereignisse veranlasste, gegen die Verirrungen hochmüthiger und unpraktischer Gelehrsamkeit gerichtete, schneidige Satire, welche durch die in der zweiten, 1624 erschienenen Ausgabe neu hinzu gekommene „Apologia“ eine bedeutsame, Zincgrefs Einsicht und Urtheilsfähigkeit hoch ehrende Vervollständigung in dem Sinne erhalten hat, dass sie namentlich auch der in Brauch gekommenen theologischen Rechthaberei entgegen tritt.* „Sonderlich,“ sagt die erwähnte „Apologia“, „hängt diese vnweiß“ („zancksüchtige hartnäckigkeit“) „den Geistlichen Herrlin sehr an ..... Vnd alle diese vnd dergleichen Kerlen seyn nichts anders, als alte Pennäl, pennales cum authoritate et imperio, oder Pennali di riputatione, si licet illorum venia parumper Italienizare .... der mehrtheyl vnser heutigen Theologen meynen, so bald sie vffs Höltzel, das ist, auff die Cantzel, ein Höltzel nemblich auffs ander, steygen, dörffen nur sie andern, vnd niemandt, auch die Obrigkeit selbst nicht, jhnen lection geben, gleich als ob Gottes Wort vnnd Geheymnuß so ein leicht Ding wer, daß mans all in den Auditorijs Academicis oder von Menschen außlernen könne, vnnd als ob das ewige Leben prima oder suprema classis were, darein nur die jenigen von Gott dem Obersten Schulherrn promouirt würden, die viel wissen vnnd studirt haben. Man besehe die Historien

* Eine gleiche Gesinnung spricht Zincgref, sogar mit ähnlichen Worten, in seinem unten mitzutheilenden Briefe an Colerus vom 6. December 1626 aus.

der ersten Kirchen .... Dann so lang Gott die damalige Kirchenpennäl vnder der Ruthen vnd in der Creutzschul .... gehalten, Ich meyne, da seyn sie eynig .... verblieben .... so bald sie aber den geringsten Lufft vnd Frieden bekommen, hat sie gleich der Ehrkützel gestochen, der Eygendünckel eyngenommen, also daß sie wie andere Lecker vnd Gotts vnnd der Kirchen vergessene Leut, sich vnder sich selbst, vnd zugleich die Christlich Kirch verwirret, vnnd getrennet, ja geneydet, vnnd vmb eins jeden duncklen oder strittigen Puncten willen jhr jeder ein besondere Kirch, Lehr, Sect, anhang vnd benahmung haben wollen. Gott verleyh, daß an dieser Exempel, sonderlich aber an der Constantinopolitanischen Kirchengezänck (so gleichsam ein Vorbott gewessen selbiges herrlichen Reichs vnnd gantzen Lands vndergang vnnd versclafirung) auch wir heutiges Tags vns spiegeln, vnnd bey zeit dem vor der Thür augenscheinlich laurenden vnnd nunmehr vnschewbarlich hereyntringenden allgemeinen Vnheyl vnd Verderben mit wahrer Christlicher buß, Eynigkeit, Gedult, Lieb vnd verträglichkeit zu vorkommen, Amen."*

Wenn der „Welt-Kefig", ein wahrscheinlich 1622 zum ersten Male gedrucktes Schriftchen, von dem weiter unten zu sprechen sein wird, wirklich von Zincgref verfasst ist, so ist dieser selbst es, der sich dort über den Zweck einer beabsichtigten grösseren Sammlung von „Schulbossen" in folgenden Worten äussert: „Ich, ehe ichs leide, ehe fang ich ein eigenen Krieg an. Aber wo Gelt nehmen? ...... Wo Soldaten hernehmen? mit Bawren ist nichts anzufangen ...... Ich muß noch eins thun, ein newen fund erdencken, vnd ein gantz Buch voll *Pennal*bossen trucken lassen, was gilts, ich wil den kitzeligen Studenten jhre Feder, Dinten vnd Schreiberey so erleiden, daß sie mir alle zulauffen? Es ist doch mit der Feder, mit schreiben vnd mit sagen nicht zu thun, das sihet man nun wol: Es gehören Fäust darzu** ......" Und mit

* 1624 S. 91 ff. 1627 S. 73 f. 1643 Bl. Jiij f. Zacher, Sprichwörtersammlungen S. 44 f.

** Die Worte „Es ist doch" bis „Fäust darzu" fehlen in der aus vier Blättern bestehenden, ersten Ausgabe des „Welt-Kefigs".

dieser Aeusserung befindet sich in vollkommenster Uebereinstimmung, was schon 1618 in der Vorrede der wirklich von Zincgref durch den Druck veröffentlichten „Schulbossen“ ausgesprochen ist: „Heutiges Tags hat sichs gantz verkehret, also daß dieser rühmliche Name (Philosophi) auff die elendeste Leut geerbet, welche bey nahe alle löbliche Studien vnd freye künst durch jhre Hasereyen vnd Vnmores beschmeisset vnd veracht gemacht haben, nach dem sie also vberhand vnd zugenommen, daß auch ein jeder Bawren Sohn, dem doch offtmals der Flögel viel besser als die Feder in der Hand stünde, ein Graduirter seyn will, dardurch der Feldbaw vñ die Handwercker verlassen, insonderheit aber die nothwendige Waffenhandlung zu grund gehet, dargegen der liebe Müssiggang allein in schwang kömpt. Dann was haben die viele Schulen anders gebracht, als an statt wenig Gelehrter, viel Waichling vnd verdorbene Banckerottirische Studenten vnd Schreiber?“

Einen Theil des Stoffes seiner „Schulbossen“ entlehnte Zincgref, wie dies in deren Titel und auch in der Vorrede ausgesprochen wird, „auß Hieroclis vor diesem durch *M.* Goldasten Edirtem Griechischen Tractätlein“ d. i. der unter dem Namen des Hierokles und unter der Aufschrift 'Αστεῖα auf uns gekommenen Sammlung von Gelehrtenanekdoten, welche Goldast, nach einigen Marquard Freher, unter dem Titel: „Hieroclis facetiae de priscorum studiosorum dictis et factis ridiculis, nunc primum editae cum notis et variis variorum auctorum characteribus et notationibus scholasticorum“ zu Ladenburg (Lubduni, 1605. 8°) herausgab* und im Jahre 1614

* Jo. Henr. Andreae, Lupodunum Palatinum, hodie Ladenburgum, illustratum. 1772. 4° S. 34. „Superiori seculo, saltim eo inchoante, Ladenburgi fuisse typographium, iam supra innuimus. Libri autem ibidem impressi, sunt rarissimi. Unicus mihi hactenus innotuit, sub hoc titulo: «De re monetaria veterum Romanorum, et hodierni apud Germanos Imperii Libri duo. Marquardi Freheri . . . . . Lubduni apud Gothardum Voegelinum CIↃIↃCV. in 4.»“ S. F. W. Hoffmann, bibliograph. Lexicon der Litt. der Griechen. 2. Ausg. Th. 2. S. 266 f. Philogelos Hieroclis et Philagrii facetiae edid. Alfr. Eberhard. Berol. 1869. 8° S. 58 ff. Die Angabe, dass Goldast, nicht Freher, der Herausgeber

Albertus Molnarus seinen „Lusus poetici“ (die mir leider nicht zu Gesicht gekommen sind) (S. 150 ff.) beifügte.* Nicht nur zu den zwanzig ersten Geschichtchen der „Schulbossen“, sondern auch zu mehreren der in deren Anhang wirksam angebrachten Stellen aus alten und neuen Schriftstellern, z. B. auch zu der aus Ulrich von Hutten, bietet der Ladenburger Druck die Originale, welche Zincgref übersetzt hat. Nicht minder schöpfte dieser aber auch „auß täglicher zusammenlesung“ und aus erlebtem. Denn manche seiner Anekdoten findet man in einer anderen Quelle** beispielsweise von einem Monsieur Goulardt, Baron auß Burgundien, erzählt, und dass sich lebende „Pennal vnnd Schulfüchs“ durch seine Schrift getroffen fühlten, spricht mit Lebhaftigkeit die „Apologia,“ welche er der zweiten Ausgabe anhängte, in ihren ersten Sätzen aus: „Es ist ein alt teutsch Sprichwort wann man vnder die Hundt wirfft, welchen man trifft, der schreyet, Also ist es auch dem *Collectori* dieses Büchleins gangen, Er hat vermeynet, wann er niemand nenne, so sey es gnug, daß er nur ins gemein von dem vbelstandt rede, vnd die böse *mores* etlicher Bachanten taxire, Aber er befindt das Widerspiel, in dem sich etliche Pennal vnnd Schulfüchs selbst nit verhelen können, sondern sagen: dieses ist auff mich gestochen, jenes ist auff dich gemacht: Ist es auff dich, so sey es auff dich,

---

gewesen, gewinnt durch Zincgrefs Zeugniss, der für Melchior Adami ein Verzeichniss der Schriften Frehers liefern musste (s. unten Brief Nr. 7), an Glaubwürdigkeit, und Balthasar Moretus schrieb am 10. April 1605 an J. Lipsius (Pe. Burmann, sylloge epistolarum T. II. S. 167): „Gruterus ad fratrem venit: et quid, inquit, Morete, num Hieroclis Facetias vidisti, Satyricum in eruditos libellum? Nebulo ille Goldastus in lucem protulit; et opinamur eumdem Auctorem, etsi neget“. Wenn man aber berücksichtigt, was Caspar Barth in einem Briefe an Ch. Daum (B. G. Struve, acta litteraria Fasc. 6. Jenae, 1709. 8° S. 63) sagt: „Hieroclis facetiae cum notis prodierunt Lugduni [!] 1605. Notae sunt Goldasti vel potius Marqu. Freheri, vt ipse mihi retulit“, so gelangt man zu der Annahme, dass Goldast und Freher beide bei der Herausgabe betheiligt waren.

* Hoffmann a. a. O.

** Zincgr.-Weidn., Apophth. Th. 5 (Schulbossen). 1655. S. 118 f. vgl. S. 115 „ein Burgunder“, „eben derselbe“.

du wirst es am besten wissen, Ich nenne dich nicht, wiltu dich selbst nennen, wird man dich desto besser kennen, vnnd jederman sagen, ich hab nichts als die Warheit geschrieben.“ Zur Milderung seines Spottes und Besänftigung der beleidigten gestattet er sich nur ein Zugeständniss, indem er darauf hinweist, dass ja auch er selbst „vom Handwerck“ sei: „sihest du, Schulfuchsle, daß dieses ein alte klag ist, vnd nit erst von mir herkompt? derhalben liebes Männlin, werd nit zornig vber mich oder vber die, die ich jetzt angezogen, wir seyn auch vom Handwerck vnd habens euch Macht zu sagen. Wann aber jrgend ein Hoffkatz käm, vnd euch dergleichen sagen wolten [!], dann leydets nit.“

Welche günstige Aufnahme die „Schulbossen“ bei dem Lesepublicum fanden, beweist die Zahl ihrer zu Ende dieser Mittheilung verzeichneten Ausgaben; deren Verhältniss zu einander anlangend hier bemerkt werden möge, dass die erste vermehrte die von 1624 ist, die von 1625 aber nicht einmal den vollen Inhalt des ältesten Druckes vom Jahre 1618 darbietet. In den vermehrten Ausgaben von 1624, 1627 und 1643 ist neu hinzugekommen, was dort S. 43—50 und 66—94, beziehentlich S. 35—40 und 53—105, und Bl. Eij—Fi' und Giij'—Jiiij' abgedruckt ist. Die nach Zincgrefs Tode erschienene Ausgabe von 1643 hat zwar ein Paar kleine Zusätze, die ihr eigenthümlich sind, weist aber auch einige Lücken auf.

Wie die soeben besprochene Schrift, welche nach dem vom Verfasser selbst in der Vorrede gebrauchten Ausdrucke der Pennales „apophthegmata“ enthält, so erscheinen auch Zincgrefs „Emblemata ethico-politica“, die 1619 (wol nicht 1618) zum ersten Male gedruckt wurden, als Vorläufer seines wichtigsten Werkes, seiner „Scharfsinnigen Sprüche der Deutschen“ oder „Deutschen Apophthegmata“. Denn auch die „Emblemata“ bieten ihrem wesentlichen Inhalte nach eine Sammlung von Sentenzen; ihr Text, der eine Reihe von sinnbildlichen Darstellungen zu erläutern bestimmt ist, ist jedoch fast ausschliesslich eine gelehrte Arbeit, in lateinischer Sprache abgefasst und vorzugsweise aus den Schriften der alten Classiker entnommen. Bei Gelegenheit einer vereinzelten Anführung aus Aventinus hält Zincgref noch die Bemerkung für angebracht

(Emblem. XXXI): „neque enim me pudet in re non novâ novi authoris“.

In welcher Weise er bei der Ausarbeitung des Buches die Hilfe des berühmten Philologen Janus Gruterus in Anspruch genommen hat, ersehen wir aus seinen nachstehend abgedruckten Briefen an diesen seinen ehemaligen Lehrer, deren Originale in der Vaticanischen Bibliothek in dem Codex Palatinus 1907* erhalten sind. Leider sind sie fast ausnahmslos undatiert, so dass, da ihre Anordnung in der Handschrift keinen Anhalt gewährt, hier die Aufeinanderfolge nur vermuthungsweise nach ihrem Inhalte bestimmt werden konnte.

4—22 [Zincgref an Janus Gruterus].

Bl. 230. 4.

S. P. Domine compater. Höfchelio** mitto a Savili*** litteras quas proximè accepi. Visne addere tria verba, et libros illos quos expetit deponere ut his nundinis Francofurtum mittantur. Salve a

T. Zincgrefio.

V. Cl^mo
Dn. Jano Grutero.

---

* In dem cod. Pal. 1906 (vgl. Ruland im Serapeum. Jahrg. 18. Lpz. 1857. 8° S. 213) ist Zincgref nach den mir zugegangenen Mittheilungen nur durch das eine Epigramm „in Plautum Jani Gruteri“ vertreten, welches sich unter den „Euphemiae amicorum“ in „M. AccI Plauti comoediae, ex recognitione Jani Gruteri. Apud Zachar. Schurerum. M.DC.XXI“ 4° gedruckt findet.

** David Hoeschelius, geb. 1556, † 1617, Rector und Bibliothecar zu Augsburg, bekannt als Graecist.

*** Henry Savile, geb. 1549, † 1622. Ein vielseitiger und bedeutender gelehrter, der sein Vermögen in grossartiger Weise für wissenschaftliche Zwecke verwandte; seine Ausgabe des Johannes Chrysostomus (Eton, 1613. 8 Bde. fol.) soll ihn 8000 Pfd. St. gekostet haben: Nouvelle biographie générale T. 43. Paris, 1864. 8° Sp.. 401. Der ungenannte Uebersetzer von: „Henrici Savilis Angli commentarius de militia Romana Ex Anglico Latinus factus. Heidelbergae, typis Voegelinianis, MDCI (8°)“ war, wie ich aus Gruters Brief an J. Lipsius in Pe. Burmanns sylloge epistol. T. I. S. 276 schliesse, Georg Mich. Lingelsheim.

Bl. 241. 5.

Monsieur

Il y à huict iours qu'on me fit tenir icy une lettre de la part de Mr de Bry*, ensemble avec la requeste cy-enclose. Il me prie de vous la faire voir a fin qu'il n'y aye point d'incongruité. Or doncques il m'à semblè bon de vous la mander d'autant qu'il desire qu'elle soit par vous delivrèe à Mr Linguelshem**, selon que luy auriez fait promesse par cy devant. Nos affaires de par deçà ne me dispenseront de retourner à la maison encores en huict iours: c'est pourquoy ie ne l'ay voulu detenir plus long temps: sçachant bien qu'il languira cependant. Monsieur ie vous baise tres humblement les mains en qualité sil vous plaist de

Monsieur

Vostre tres humble serviteur

Zincgref.

De Frainshaim ce dernier d' Apuril [!] l'an 1618.

A Monsieur
Monsieur de Gruyteres
Conseiller et Bibliothecquaire de S. A. à
Haidelberg.

Bl. 232. 6.

Vir Nobilifs. Te rogo paulum meis usibus commodes Ælianum tuum et Ammian. Marcellin: quos crastino statim die tibi remittam. Ante omnia autem quaeso mihi ignoscas hasce molestias quas tibi quotidie creo, non tam libris tuis mutuò sumendis quam te ipso coràm interpellando, Nempe hoc est quod juventuti à senioribus opt. maxm. conferri potest, ut eam instruant non tam imitatione sui, sed sermone quoque et conversatione quotidianâ: Et libebit mihi aliquando de te exclamare Ciceronis*** illud de Fabio suo: Cujus sermone

* Joh. Theodor de Bry, Zeichner und Kupferstecher, Matth. Merians und des Frankfurter Buchführers Joh. Ammon Schwiegervater, geb. 1561, † 1623: Andr. Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Bd. 1. Lpz. 1870. 8° S. 199 f. Die „Emblemata" erschienen zuerst in seinem Verlage.

** Ge. Mich. Lingelsheim, kurpfälzischer Rath, der Vater des 1616 verstorbenen Friedrich Lingelsheim; in seinem Hause lebte Martin Opitz eine Zeit lang als Erzieher seiner Söhne: Colerus bei K. G. Lindner, umständliche Nachricht von Opitz. Th. 1. 1740. 8° S. 62.

*** De senectute cap. 4.

ita tum cupidè fruebar, quasi jam divinarem, id quod evenit, illo extincto unde discerem fore neminem. Fac itaque, mi Nobilifs. Grutere, ut diu valeas vivasque vel propter

Tuum discipulum

Zincgrefium.

Bl. 238. 7.

S. Vir nobilifsime, reddet à me tibi ancilla nostra Pareanas* chartas, unà cum nonnullis exegesib. Emblematicis ut in ordine sequuntur. Reliquas si relegisti, remittere poteris, si placet. Interim quod heri volebas, en tibi catalogum operum Freherianorum, quem Adamo iam ante videndum dederam, quippe ipsius causa** confectum. Si desiderat Epistolam de minuendo luctu*** introspicere, benè facies si ad me eum ablegabis, ne tibi aliis occupato rebus molestia incumbat perquirendi Bibliothecam tuam. Nuptialia Freheriana inter Smetii poemata esse debent aut forsan inter Belgarum delitias. Hoc addi posse puto vitae ipsius et laudi augendae, ab illustri Thuano, qui Lingelshemio p[iae] m[emoriae] nuncium mortis illius† afferenti, me praesente dixit: doleo vices vestras, perdidit enim Germania vestra virum meo jùdicio doctifsimum, cuique non adeò facile similem substituendum reperietis††. Vale vir Nobilifs. et fave

Tuo

Zincgrefio.

Jano Grutero
Polyhistori, Bibliothecario, Profefsori.

---

* Ueber Joh. Philipp Pareus und Gruters verhalten gegen ihn s. Ritschl im Rhein. Museum für Philologie. Jahrg. 4. Bonn, 1835. 8° S. 548—554 = Opuscula philologica Vol. 2. Lips. 1868. 8° S. 139—146.

** Offenbar für die Biographie Frehers, welche Melch. Adami in seinen Vitae German. Jureconsultor. Haidelb. 1620. 8° S. 473 ff. lieferte.

*** Freher, de luctu minuendo, et desiderio præmissæ conjugis solando, epistola ad Joannem de Münster, præfectum Widanum, angeführt bei Adami a. a. O. S. 478.

† Freher starb 1614 13. Mai.

†† Diese Notiz ist von Melch. Adami (a. a. O. S. 477) in folgender Weise, mit ehrender Anerkennung für Zincgref und seinen Freund Friedrich Lingelsheim in Frehers Biographie aufgenommen: „Augustinum certè Thuanum novimus, cum nuncium de obitu hujus nostri Jcti et Philologi primum accepisset, audientibus duobus nostræ gentis adolescentibus præclaræ existimationis: Doleo, dixisse, vices vestras. Perdidit enim Germania vestra virum, meo judicio doctissimum: cui non adeò facilè similem inveneritis substituendum“.

Bl. 235. 8.

S. Vir Nobilifs. Petis à me Catalogum Freherianorum operum: at illum ab ipsâ modò ancillâ accepisti. quare puto non hanc sed potius chartas Pareanas petere voluifse, quas ego ipsi dare oblitus eram: et quas en tibi. De stupendo ipsius opere, Monstro horrendo ingenti, quod montes illi Neostadiani tam diu parturiunt, videbo prima quaque scribendi occasione qui omnibus velis et remis illud intra muros Trojanos, sed suo ipsius non nostro periculo, invehat. Velleiana* ita construo: tunc nos vel maximè patere hostium insidiis cum desides (sc. nos) occupat SECURITAS, frequentifsimum (sc. illud) initium calamitatis. Si melius contexi posse judicas, libens obsequar. Ad Emblema de Culice et Leone** expectabam à te locum aliquem clariorem: si placet timidè petenti manum liberalem porrigere et à tuâ superfluitate succurrere inopiae nostrae: gratifsimum me habebis: quin (profiteri [enim decet] ingenuum*** per quos profeceris) illum ego cum reliquis omnibus tibi soli debebo: si quidem haec omnia nihil aliud sunt quam semina imò fructus tuae disciplinae: nec te paenitebit nostri, ut aliorum cuculorum, ingratis et invitis gratiis natorum. Caeterum te rogo ne meâ causâ molestiam tibi crecs ipse, sed cum bono tuo otio ista perlegas, qualia qualia, attamen clientis tui et discipuli

Zincgrefii.

Bl. 237. 9.

En tibi, vir Nobilifs. sequentia meorum Emblematum, quae à te repetam ipse à prandio, si interim legere potuisti, unàque afferam illud alterum de Culice ac Leone†, correctum seu potius auctum versibus istis Claudianeis, et brevi aliquâ affabulatione. Petit à me Merianus quaecunque descripta habeam, ut Voegelino monstrare queat. Interim te quaeso per otium aliquid carminis meditari ne obliviscaris. nollem enim postea uno tibi impetu molestus àc importunus efse, qui ipse nosti, quam urgere soleant omnia Typothetae, si semel aliquam impressionem auspicati fuerint. Paucula aliqua verba (sed necefsaria sanè) addidisti in prioribus: gratifsimum mihi foret, si idem faceres in sequentibus: etenim ego festinans multa omitto, quae non parum ornatûs afferre pofsent reliquo contextui. Bene vale, vir Nobilifs. et patrocinio tuo fovere perge tuum qui te sincero affectu colit et honorat

Zincgrefium.

Viro Nobilifs.
Jano Grutero JCto.

---

* S. Emblem. III.

** Embl. XXV.

*** Zwei Abschriften aus Rom, welche mir vorliegen, bieten übereinstimmend nach Bezeichnung einer unlesbaren Stelle ingenium.

† Embl. XXV.

Bl. 232. 10.

S. Vir nobilifs. En tibi octo Emblemata, quae, si placet, relegas oro. Interim altera priora recipiet à te ancilla nostra. Locus ille Plinii, Animum sustineri fulturis corporis (ubi fulcris volunt) est Epistola 8 lib. 1. Ego vero puto, me in tuo exemplari legifse fulturis*. Tu vide, et me si placet confirma, tuoque patrocinio porrò dignare. Voegelinum nunquam adeò sperafsem nobis etc. Sed haec coràm.

Tuus totus
Jul. Guilh. Zincgrefius.

A Monsieur
Monsieur Gruterus.

Bl. 232. 11.

S. Vespertinam, Vir Nobilifs. Taubmanni Plauto, si non ipse uteris, paulum uti vellem. Eum itaque, te rogo, mihi transmittere lubeat, Mox adeò tibi reddendum: sin minus hac vesperà, at crastino mane. Versus ille

Tempora mutantur et nos [!] mutamur in illis

annon sit Manilii, quaeso me doceas, et ubi reperiendus, si non sit illius**. Item apud quem dicatur poetam, nos in horas mutari. Scio me legisse, sed loca me fallunt. Vale Vir nobilifs. patrone colende, salveque à

Tui observantifs.
Julio Zincgrefio.

Viro Nobilifs.
Dno. Jano Grutero JC.
Bibliothecario ac
profefsori principis.

Bl. 243 a. 12.

Monsieur

Je vous fais sçavoir, que Voegelinus commancera demain à imprimer mes Emblemes, ainsi que Mr Merian m'à adverti à ce soir. Mais il à desir, de voir vostre Carmen, ou pour le moins de sçavoir combien de yers qu'il contiendra environ. Je vous supplie donc de ne prendre en mauvaise part, si je vous prie, ou que je puifse avoir demain le dit carmen, si c'est vostre commodité d'y penser, ou bien que je puifse sçavoir quel qu'il sera, s'il sera grand ou petit, car vous le pouvez bien sçavoir, si vous en avez desja eu

---

* Embl. LXVIII, wo gedruckt ist: fulturis.

** Embl. LXXXIX. Gruters Antwort ist in dem enthalten, was Zincgref drucken liess: „VUlgatus ille versus, imò vox publici affectûs est: Tempora mutantur et nos mutamur in illis". Vgl. Ge. Büchmann, geflügelte Worte. 10. Aufl. Berlin, 1877. 8° S. 211 f.

quelque dessein ou project de la matiere. Car sans sçavoir cela, nous ne sçaurions commencer, ne sachant combien de feuilles il faudra laifser blanches au commancement, et d'en differer l'imprefsion n'est point faisable, d'autant, que les cuivres ne pourront puis apres estre imprimez, la foire estant si proche. Cependant Voegelinus veut pour tout faire son conte et, comme ces gens sont accoustumè, veut voir le tout ensemble, ou au moins avoir quelque certaine supputation. Je vous prie de me vouloir [pardonner] cette mienne hardiefse et importunitè: je seray ailleurs tant plus discret en vostre endroit. En attendant de vous quelque bon et beau carmen, ainsi que de vous ne peut rien autrement estre fait, je demeure, sil vous plaist, Monsieur, Vostre tres

humble serviteur

Zincgref.

Demain je vous envoyeray les cayers suivans, ou bien Vous les apporteray moymesme, si cest que je puis sortir.

A Monsieur Monsieur Gruteres, Mon Singulier Patron.

Bl. 233. 13.

S. Vir Nobilifs. En tibi carmen meum quod his noctib. somniavi, quod ita ut ab Adamo correctum est ad te (sicut promiseram) transmitto unâ cum sequenti Emblematum duernione, quam [!] post horam ubi relegeris, à te repetam, si placet, ut et domino Lingelshemio ante prandium adhuc offeratur, nam à prandio, omnia ad Voegelinum portabuntur, ut tandem is cum bono Deo faciat auspicium: itaque ubi viderit carmina et supputaverit folia, tuum ad te remittam, ut siquid mutare velis, cum otio id facias. Te rogo interim, ne pigeat in Emblemate 51. ad allegationem marginalem ad Plin. lib. 8. Epistolae numerum annotare (nec enim ego illum ad manum habeo) quippe dum verba illius ex tuo rescriberem exemplari, negligentià aut incurià omisi addere, qua Ep. haberetur. In Embl. 54. citatur vox Alexandri Severi: ubi in primà quoque conceptione meà autoritatem ascribere oblitus sum, nec jam meminifse pofsum, ubi legerim aut unde excerpserim. Te quaeso, succurre. Recipis hic quoque une douzaine de quatrains, dont deux sont à des Aenes, quelques uns de mon creu, mais corrigè par cet Escolier françois, auquel le reste en est: Dites moi en sil vous plaist vostre jugement, sil sont pafsable, nous n'y cherchons point d'excellance, mais seulement la clartè et proprietè, pour expliquer les figures au gens ignorans la lingue [!] latine.

Pendant je me souscris icy avec vostre permifsion

Monsieur

Vostre serviteur

Zincgref.

Monsieur Je vous suplie si vous avez le livre de Marot pour la rime françoise, de nous en faire part.

A Monsieur
Monsieur Gruterus.

Bl. 242. 14.

Monsieur

Voicy deux douzaines de monstres de mes Emblemes que Granthomme à fait à la haste. Vous les pouvez voir et me les renvoyer ensemble avec vostre jugement, sil vous plaist. Pendant je prie aufsi de m'obliger un peu de vostre Platon pour y chercher la sentense: aut Philosophos debere regere aut reges philosophari:* Stobaeus refert ipsam ad dialog. s. de justo ego verò in locis meis C. ad lib. 2. de rep. retuli. Je veux donc y voir moymesmes les paroles de l'auteur. Semblablement m'y faut chercher le dicton: et illos beatos judicandos qui in senectute demum veras opiniones afsequuntur**. Au reste il vous plaira m'accomoder de vostre Pindare in 4. Le tout vous sera rendu demain ensemble avec vostre Manual et ce avec grand grand merci, non sans m'obliger à vous demeurer eternellement

Monsieur
Vostre tres humble Cliens
Zincgref.

A Monsieur
Monsieur des Gruteres
Conseiller et Bibliothecquaire de S. A.

Bl. 243. 15.

Monsieur Voicy les quatrains François, que je viens de reçevoir de Mr Linguelshaim. Je vous prie tres humblement, qu'il vous plaise m'obliger tant que de prendre la peine à les revoir. Lancellot*** à desja commancè, mais n'en à fait que trois feuilles et demi. Jay grand peur, quil ne puifse estre achevè de bonheure devant la foire, afin que les cuivres y puifsent aufsi estre imprimez. Demain apres disner, je vous pourray aller voir, si cest que m'en donnez la permifsion. Pendant je me souscris icy

Monsieur
Vostre tres humble serviteur
Zincgref.

A Monsieur
Monsieur de Gruyteres.

---

* Embl. LXV.

** Embl. LXXVI.

*** Johannes Lancellotus war akademischer Buchdrucker zu Heidelberg.

Bl. 236. 16.

Ignosce mihi, vir nobilifs. quod hactenus ad te non venerim. Totum istoc octiduum domi jacui, nec aedibus egredi poteram, ob incredibiles colli tumores, doloresque capitis exquisitifsimos. qui tamen hoc biduo remisére. Afflixit haec res mè pene ad insaniam usque. Interim tibi significo adventum agnati mei Neostadii huc venturi venturâ septimanâ, quem spero nobis nonnihil allaturum Plauti Pareani, quem scribit vix absolutum iri ad nundinas, aufugientibus quotidiè impresforib. et typothetis.* Quanquam ait quoad ipsum *Sei der plaut bisz vfs ohrbandt fertig.* addit: *Sein* notae criticae *sindt nit Zween heller Werth.* Id quod pro mea ergà te devotione te celare non potui nec debui. Vale, Vir Nobilifs. Praeceptor colende, et favere perge

Tui observantifs.

Julio Guilh. Zincgrefio.

Hanc schedam Vulcano vel sellae Patroclianae** dedicabis, ne Gebhardus*** videat, aut alii Parejani forsitan.

Viro Nobilifs. Jano

Grutero.

Bl. 229. 17.

Vir Clarifs. Quoniam jam in eo est typographus ut exegesim illam componat typis, in quâ de Simonide, hominem muscâ facilius mutari dicente, habetur,† te quaeso, si authorem hujus rei hactenus recordari potuisti, illum verò indicare ne graveris. Equidem variè inquisivi inter mea, nec ullibi reperio: nec scio ipse, unde habuerim. De Sesostre quoque et rotâ ipsius,†† idem abs te peto, quemadmodum et de loco illo ex epistolis Senecae:††† Quemadmodum caelator oculos diu fatigatos et intentos remittit: sic nos animum debere relaxare: sed ipsas relaxationes tales esse debere, ne [!] et ex his aliquod salubre vel monitum vel exemplum nobis existat: Verba

* Am 15. März 1619 schrieb Gruter: „Quotidie exspecto ejus [Parei] editionem Plauti secundam“ (bei Schelhorn, amoenitates literariae. T. 4. Fcf. et Lips. 1725. 8° S. 536. Vgl. a. Gruters Briefe vom 13. Jan., 23. Febr. und 21. Nov. 1618 in Marqu. Gudii epistolae cur. Pe. Burmann. Hagae-Com. 1714. 4° S. 204 und 208 und bei Schelhorn a. a. O. S. 532 f.

** Vgl. Martial. lib. 12. Epigr. 77.

*** Janus Gebhardus, geb. 1592, † 1632: Henning Witte, memoriae philosophorum. Dec. III. Fcf. 1677. 8° S. 332—344. Vgl. oben S. 24.

† Embl. LXXXIX.

†† Embl. LXXXXIV.

††† Praef.):( ):(verso.

non benè memini. memini autem me legisse in Epistolis Senecae, quas jam revolvere non vacat, quia urgeor quotidie correctionibus typographicis, sed et desudo in dedicatione et praefatione, quae longior erit quam sperabam. Eas mox ad te concinnatas afferam. Nondum enim domo hactenus exire licuit, capite nondum benè firmo, quod istis haud parùm lucubrationibus adhuc gravari sentio. Vale, vir Clarifs. et ignosce mihi, si hac vesperà ancillam hac de re ad te mittam, Tui observantifs.

Jul. Guilh. Zincgrefius.

A Monsieur
Monsieur des Gruyteres.

Bl. 239. 18.

Monsieur, Voicy ma preface et ma dedicace, que vous lirez s'il vous plaist, et me remarquerez à part ce que vous semble estre à corriger. Je confesse n'y avoir gueres fait qui vaille. Mais que voulez vous: ma teste se refsent encor de son dernier mal; et puis les Imprimeurs ne me laifsent presques point de loisir et faut que je sois presques le jour entier aupres d'eux, pour corriger, pour attendre, pour les advertir de cecy et de cela. Il y sont acetheure deux compositeurs, c'est pourquoy j'espere qu'ils acheveront apres demain. Je vous supplie donc de me faire cette faveur et de relire cecy encor à ce soir ou bien demain au matin, si vos affaires le permettent: et je les iray demain requerir à dix heures, pour apres disner le faire voir aufsi à Mr Linguelshaim. Jam labor extremus superest: quaeso igitur ne extremam hanc meà causà molestiam aequo animo subire gravéris. Je vous renvoye en suite de vostre commendement vos vers, afin que puifsiez, si voulez, changer, ce que vous semble. Et puis apres je les descriray à la fin des prefaces. Monsieur: je suis importun, pardonnez moy, sil vous plaist: je ne serez pas pourtant ingrat, vous estant à jamais

Monsieur

Le plus humble de vos
tres obligez serviteurs

Zincgref.

A Monsieur
Monsieur de Gruyteres
Bibliothecquaire et
Profefseur de S. A.

Bl. 244. 19.

Monsieur voicy la derniere preuve de vostre carmen, laquelle vous plaira lire et corriger vous mesmes, ce que vous pensez y estre à corriger. La servante l'attendra pour le rapporter à l'Imprimerie.

Cependant, Monsieur, je me recommande à vos bonnes graces en qualitè

De Vostre tres humble
serviteur
Zincgref.

A Monsieur
Monsieur de Gruyteres.

Bl. 240. 20.

Monsieur et grand Patron

Voicy vostre Statius, que je vous renvoye enfin, avec mille remerciemens et tres humbles prières, qu'il vous plaise me pardonner, que je l'ay retenu si long temps. Je vous demeure non seulement de ceste cy mais aufsi d' aultres infinies obligations redevable toute ma vie. Au reste, Monsieur, il me demeure derechef deux colomnes ou pages vides et en blanc, au presche funebre de feu Mad. ma mere. S'il vous plaisoit d'honorer de quelque Epitaphe ou d'un Epigramme, seulement de quelques trois ou quatre alistiches, Mons[r]. Gebhard y adjoindroit aufsi une Elegie ou une ode*; et je vous en demeurerois eternellement obligè, toutes fois, si cela se peut faire, sans empecher vos affaires d'ordinaire. Je suis

Monsieur

Vostre tres humble
Esclave
Zincgref.

A Monsieur et Patron
Monsieur le Docteur
Gruterus.

Bl. 231. 21.

Vir Nobilifsime

Sequentium libellorum usum mihi abs te per aliquot dies concedi rogo quam officiosifsimè. Joh. à Dalburg Episc. Wormatiensis opera. Epigrammata Gruteriana. Ærodii pandectas. Otfridi Evangelia in 8. Joh. de Wallerod Æpiscopi Ultrajectini, et si quae alia sunt Germanorum, Apopht[h]egmata. Quae domi tuae non erunt per Casparum** quotidie praetereuntem

* Der in der Münchner Hof- und Staats-Bibliothek vorhandene Druck der hier erwähnten Leichenpredigt, deren Titel ich oben S. 9 angegeben habe, enthält keine Gedichte und schliesst mit einem halben Bogen (zwei Quartblättern), dessen beide erste Seiten das Ende der Predigt, dessen beide letzte Seiten das Programma enthalten.

** Gemeint ist Caspar Schedius, ein Verwandter des Dichters Paul. Melissus Schedius, Gruters rühmlich bekannter Bibliotheksdiener: Ruland im Serapeum Jahrg. 15. Lpz. 1854. 8° S. 122 f.

mihi transportanda curabis, si placet. Ego vicifsim ad omnia paratifsimus

Excell. Tuae

Cliens

Zincgrefius.

Nobilifs. Clarifs.
D. Jano Grutero
Patrono suo.

Bl. 234. 22.

Clarifs. Dne Grutere, Te rogo si sequentes libellos in tuâ habes Bibliothecà, illos paulùm mihi commodatò transmittas, Propediem illos recepturus. Quod si penes te non erunt, per Casparum in Principis inquirere poteris. Nullus enim dubito quin ibi habeantur.

Kirchovii Wend Unmuth.

Casp. Ens Epidorpidum libri.

Baudartii ministri Zutphaniensis Apopht[h]egmata Christiana.

Henrici IV regis Galliae Apopht[h]egmata Gallica. Colon. 1617.

Multum tibi obligabor. Vale vir clar. et salve à tuo

Zincgrefio.

Viro Clarifs.
Dno. Jano Gruytero.

Für die Kenntniss der Vorgeschichte von Zincgrefs „Emblemata“ wäre es wichtig, zu wissen, welches Inhaltes die Bitte Johann Theodor de Brys war, deren jener in seinem oben (S. 31) mitgetheilten Briefe vom 30. April 1618 gedenkt. Die mir vorliegende Ausgabe von 1619 enthält eine „Anno Christiano MDCXIX“ datierte, wahrscheinlich vor der Frankfurter Ostermesse dieses Jahres verfasste Zuschrift Zincgrefs an den Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz, deren letzte, auf die enge Verbindung zwischen dem Schicksale des pfälzischen Fürstenhauses und dem der unterthanen hinweisende Worte eine Wahrheit aussprechen, welche, nachdem Friedrich am 26. August desselben Jahres zum Könige von Böhmen gewählt worden war, nach kurzer Zeit schmerzlich empfunden werden sollte. Eine auf diese Dedication folgende gelehrte „Praefatio“ leitet das Buch selbst mit einer Abhandlung „de origine et usu emblematum“ ein, in welcher auch ein neuerer Schriftsteller, Alciatus, und die moderne Litteraturgattung der Impresae (ital. *imprese*) erwähnt wird, dennoch aber kaum etwas

vorkömmt, was es überflüssig machte, behufs Nachforschungen über Zincgrefs Muster und Vorgänger auf J. von Radowitz, „die Devisen und Motto des spätern Mittelalters“, und auf die Mittheilungen Henry Greens in seinem Buche: „Shakespeare and the emblem writers“ (London, 1870. 8°) zu verweisen. Die Freunde und Gönner, welche dem Autor nach der Sitte der Zeit empfehlende Verse für sein Buch geliefert haben, sind: Janus Gruterus, Melior Adamus, Janus à Clivia Parisinus, Matthaeus Rovyerus Gallo-Baudouillanus und Janus Leonhardus Weidner. Der zuletzt genannte richtet ein „Prosphonema“ an Merian, in welchem er erwähnt, dass durch diesen die Vollendung der „Emblemata“ verzögert worden sei *. Die Kupfer von Matth. Merian befinden sich auf der Rückseite jedes Blattes, auf der Vorderseite jedes nachfolgenden Blattes Zincgrefs Text, unter jedem Sinnbild je vier französische Verse, bei deren Urheberschaft nach den oben mitgetheilten Briefen Nr. 13—15 des Aenes und Granthomme, Personen, über die ich näheres nicht anzugeben vermag, und Lancellot, vielleicht der Heidelberger Buchdrucker, irgendwie betheiligt gewesen sind. Was von Zincgref herrührt, ist zwar, von der Wahl der Gegenstände abgesehen, im wesentlichen, wie bereits bemerkt ist, nur eine locker aneinander gereihte Sammlung von moralischen Sentenzen; doch legt diese Sammlung für seinen Fleiss und seine Belesenheit ein sehr vortheilhaftes Zeugniss ab. Dass er sein Buch „Emblemata ethico-politica“ betitelte, hat wahrscheinlich Gruters Vorgang in seinem „Florilegium ethico-politicum“ veranlasst; jener Titel gewinnt aber dadurch an Bedeutung, dass Zincgref auch auf die politischen Ereignisse seiner Zeit Bezug nimmt. Denn nach mehreren, die Schädlichkeit der Zwietracht darstellenden Sinnbildern sagt er in dem Texte zu seinem 33sten Emblem: „Mihi verò tandem heic objiciat aliquis ineptè fastidiosus: *quousque eadem? responde.* Respondeo; *ego dicere debeo quousque eadem peccabitis* (Senec. Ep. 89)“, und den Schluss des Buches bildet die Darstellung eines Bienenstocks, über-

* „Jam, MERIANE, sculptor | Primarie hujus aevi, | Clari gener BRIANI, | Dicam tibi pararant | Novemsiles sorores, | Emblemata ob morata | JULI sui clientis.“

schrieben „Privati nil habet illa domus“ und begleitet mit einer ausnahmsweise vier Seiten füllenden Stellensammlung, an deren Ende sich folgendes Citat („Euripid. citatus à Lycurg. in orat. cont. Leocr.“) befindet:

O patria, utinam diligant te singuli
Cives, ut hoc ardet meum pectus tui
Amore vero: si voluntas Principum
Talis foret, tranquillior status tuus
Maneret, et motus domesticos mali
Ciere non possent, et hostes exteros
Arcere posset omnium concordia.

Bei Zincgrefs Neigung für ein sammeln moralischer Sentenzen und Beispiele aus den Schriften der alten scheint Gruters* Einfluss bestimmend gewesen zu sein. Beihilfe bei der Ausarbeitung seiner „Emblemata“ gewährte ihm aber ausser diesem auch Georg Michael Lingelsheim**, und ein Vorbild war ihm vielleicht der Heidelberger Jurist Hippolytus a Collibus, der durch seinen Tod (1612) verhindert ward „Emblemata singularia“ herauszugeben***. Gleichzeitig mit Zincgref war mit einer ähnlichen Arbeit Salomon Neugebauer à Cadano† beschäftigt, in dessen Sammlung von Wahlsprüchen fürstlicher Personen (s. oben S. 24) Zincgref folgendes Gedicht lieferte:

---

* S. oben Brief Nr. 8.

** S. die Briefe Nr. 5, 13, 15 u. 18.

*** Melch. Adami, vitae Germanorum Jureconsultorum. Haidelberg. 1620. 8⁰ S. 453: „(Hippol. a Collibus) editurus erat lib. Emblematum singularium, quae Impressae dicuntur Italis.“ Sein Leben s. in: Athenae Rauricae. Basiliae, 1778. 8⁰ S. 157—159.

† Ein Preusse, der die Brüder Johannes und Andreas Firleius à Dombrowicza (vgl. Zincgref in der „Triga“ S. 38 f. „Ad Johannem et Andream Firleios Liberos Barones de Dambrouicâ, Fratres germanos“.... „Quis vos redonauit Lyceo Myrtileo“) zehn Jahre auf ihren Studienreisen als Hofmeister begleitete: Epistola dedicatoria vor Neugebauers historia rerum Polonicarum. Hanov. 1618. 4⁰. Jöcher, Gelehrten-Lexicon Th. 3. Sp. 878. M. Frehers Brief an Goldast vom 4. Jul. 1608 in: Virorum cll. ad Goldastum epistolae. Fcf. 1688. 4⁰ S. 251. Joh. und Andr. Firley wurden 1601 in Heidelberg immatriculiert: Hottinger, collegium sapientiae restitutum. Heidelberg. 1656. 4⁰ S. 70.

Hactenus ergo eadem nos cura exercuit ambos,
Et laude digna et dulcis aemulatio?
Dum tot magnatum praeclara emblemata profers,
Pars magna cultus clare SALOMO mei.
Non equidem ingenio tibi, sed luctabor amore,
Gressusque sollers eminus sequar tuos:
Nec via me fallet, nec me malus auferet error,
Tanti videbo dum ducis vestigia.

Unter den Ausgaben der Zincgrefschen „Emblemata“ hat die von 1681 für uns besonderen Werth, weil ihr Titel zuerst Georg Greflinger als den Verfasser der deutschen Verse namhaft macht, welche der Ausgabe von 1666 und vermuthlich schon der von 1664 ohne Nennung eines Verfassers beigegeben wurden und deshalb in den „Auserlesenen Stücken der besten Deutschen Dichter. Nach des sel. Zachariä Tode fortgesetzt von Johann Joachim Eschenburg“ (Bd. 3. Braunschweig, 1778. 8⁰ S. 260—262) und in Wilh. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (VII. Lpz. 1825. 8⁰ S. 15f.) irrthümlich als von Zincgref verfasste Gedichte abgedruckt werden konnten. Dass diesem auch nicht die deutschen Reime angehören, welche sich in der „Sapientia picta“* unter jedem Kupfer finden, möchte ich ohne weiteres aus dem unangenehm an ihnen auffallenden Gebrauch von Fremdwörtern** schliessen. Von einem zweiten Hundert „Emblemata“, das Zincgref „unter Händen gehabt“, erfahren wir, um dies zum Schluss zu erwähnen, nur durch Weidners Zeugniss (oben S. 5).

Sollte nun, darf man hier fragen, Zincgref als ein Schriftsteller von Talent und innerem Beruf, als welchen wir ihn kennen, bei der Lebhaftigkeit der Empfindung, mit welcher er an den Schicksalen seines Heimatlandes theilnahm, und obwol er durch die pfälzischen Ereignisse vor und nach der Eroberung von Heidelberg auch persönlich stark in Mitleidenschaft gezogen ward, doch nur in vereinzelten Aeusserungen und etwa einem satirischen Schriftchen von der Art der „Schulbossen“ seine politischen Ansichten haben vernehmen lassen? Dass diese Frage zu verneinen sei, hat grosse Wahrscheinlichkeit für sich,

* S. den bibliographischen Anhang S. 55.

** Vgl. Nr. 15. 19. 24. 59. 61. 83. 97.

aber wenig thatsächliches Material steht uns zu Gebote, um bestimmte litterarische Producte ihm zuweisen zu können. Indessen hat sich Emil Weller* das Verdienst erworben, auf eine (schon oben S. 26 erwähnte) Stelle einer interessanten kleinen, angeblich 1623 zuerst erschienenen Schrift aufmerksam gemacht zu haben, welche dafür spricht, dass eben diese Schrift von Zincgref verfasst ist. „Ich muß noch eins thun, ein newen fund erdencken, vnd ein gantz Buch voll *Pennal*bossen trucken lassen“: diese Worte, darf man mit einigem Rechte annehmen, rühren her von dem Verfasser der oben besprochenen „Schulbossen“, die 1624 wirklich in einer vermehrten Ausgabe erschienen und deren Umfang, wenn nöthig, allerdings bis zu dem eines Buches gebracht werden konnte. Und eine Bestätigung für die Richtigkeit der Annahme, dass jene Worte von Zincgref herrühren, wird man darin erblicken dürfen, dass die durch Inhalt und Form vor vielen gleichzeitigen Flugblättern ausgezeichnete** Schrift, in der jene Worte vorkommen, der „Welt-Kefig“ oder „Welt vnd Hummel Kefig“, wie er der Vertheidigung der Sache Friedrichs V und der Kurpfalz gewidmet ist, so offenbar auch pfälzischen Ursprungs ist. Die datierten Ausgaben des Schriftchens, welche ich kenne, sind aus dem Jahre 1632; eine ihnen beigefügte Vorbemerkung „An den Leser“ sagt aber: „dieses Weltkefig ist Anno 1623. zu Cölln [?], oder wie etliche halten, zu Mayntz [?]*** gedruckt worden, selbiger Zeit hat mans noch

* Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. Bd. 3. 1856 Sp. 297 ff. Serapeum, hggb. von R. Naumann. Jahrg. 28. Lpz. 1867. S. 156. Vgl. J. Franck im Serapeum. Jahrg. 27. Lpz. 1866. S. 262 f.

** Chn. Gryphius, apparatus sive dissertatio isagogica de scriptoribus historiam seculi XVII illustrantibus. Lips. 1710. 8° S. 101. „Imprimis autem non quidem ob rem ipsam, sed miros ingenii sales mirifice mihi placuit, quod tot actorum volumina perlustranti semel tantum occurrit, scriptum germanicum, cui titulus: *Quotlibetisches welt- und hummel-keficht,* 1623 primo excusum, et deinde 1632 recusum, in quo exul Palatinus pontificios et protestantes probe depexos reddit, et vix vlli parcit, simulque tamen ostendit, se historiae patriae, et rerum, quae tunc agitabantur, summopere peritum esse.“

*** Weller citiert aus der von ihm benutzten Ausgabe (Anzeiger a. a. O. Sp. 297) statt „zu Cölln, oder“ u. s. w. „an seinem Ort“.

nicht verstehen wollen. Weil es nun der Sachen Außgang allenthalben bekräfftiget, so leget mans wider auff“, und mehrfache Spuren lassen sogar erkennen, dass wenigstens die kürzeste und ursprünglichste Fassung, welche (in einer Ausgabe, die ich mit A bezeichne) gedruckt vorhanden ist, schon um die Mitte des Jahres 1622 entstanden und zum Drucke gelangt ist. Denn das Datum, mit welchem ihr Text schliesst: „Datum *im Mannsfeldischen Läger*, in seignor Aretini, parrhisiastis, flagelli Principum, *Zelten*, Anno Diaboli incarnati, et per Europam furentis, tertio; quo Reges delirant, Principes sedent, sapientes tacent, omnes AntiChristo dormiunt, Balaami Cœcutiunt, et Asini tandem videre et loqui coguntur“, lässt sich vielleicht auf 1621 oder 1622, aber nicht wol auf das Jahr 1623 beziehen, welches Jahr durch die Schlussschrift der übrigen mir vorliegenden Ausgaben: „Datum *in Junckher Ernsten Läger, zu der silberen Handt* .... Anno Diaboli incarnati .... Quinto“ u. s. w. allerdings bezeichnet sein könnte. Wenn ferner gesagt ist (A Blatt 2'): „Ist nicht vor vngefehr acht Jahren,* Spinola schon auch ein mahl daran gewesen, das Er gemeint .... Er müsse auß dem grossen Faß zu Haidelberg trincken“, so berechnen sich diese acht Jahre von Spinolas Einfall im Jülichschen, der 1614 geschah.** „Was haben die Butten Holländer gethan, hat sie doch der König in Spannien vor 12. Jahren, selbst vor ein frey Volck erklärt, vnder seiner Hand vnd Insigel“, was man an einer anderen Stelle (A Blatt 3) liest, bezieht sich offenbar auf den Waffenstillstand vom 9. April 1609. „Wie offt haben wir schon frieden gemacht, zu Vlm, zu Meintz, zu Wien, zu Preßburg, Itzo gar zu Brüssel im Frawenzimmer,*** vnd kiefen doch noch alß ...... Ist doch vor etlich wochen erst der Kayserische Friedensbott,† Ich weiß nicht ob Er Schwartz oder Weiß seye, zum König

* So findet sich die Zeitbestimmung gleichlautend in allen Ausgaben.

** J. F. Knapp, Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve u. s. w. Bd. 3. Crefeld, 1836. 8° S. 213 f.

*** A. im Frawenzimmer bey der Nußschalen, Lesart der übrigen Ausgaben.

† A. erst wider ein solcher Keys. Friedensbott LA. der übr. Ausg.

in Engelland verreiset. *Interim quid fit?* Tylly fehrt immer fort, brennt vnd sengt. Macht zu Hilschbach Metzelsuppen, macht zu Neckergemündt Metzelsuppen, schlacht schwangere Weib vnd Kinder, alt vnd junge Leuth, vnd tröwet den andern gleiches, ja erger zu thun" (A Blatt 3'): die in diesen Sätzen erwähnten Ereignisse aus der Gegenwart gehören der ersten Hälfte des Jahres 1622 an. Graf Schwarzenberg war damals als kaiserlicher Botschafter nach London gegangen, in Brüssel veranstaltete man im Juni 1622 Friedensverhandlungen, durch welche Friedrich V in verhängnissvoller Weise sich täuschen liess, Tilly nahm in blutigem Gefecht Hilspach und kurz darauf (5. April) Neckargemünd ein.* „Aber still! Nit schwetz zu viel, es ist gar ein grewlicher Adlicher zorn, in der Wormbsischen Zeitung außgegangen. Doch was gehet er mich an, er ist nur vber die Haidelbergische Cantzeley Herren so zornig" (A Blatt 4): diese Anführung der 1621 in Druck erschienenen „Zeitung auß Wormbs" weist sogar auf einen etwas früheren Zeitpunct zurück. Anspielungen auf Ereignisse aus der zweiten Hälfte des Jahres 1622 oder einer späteren Zeit kommen dagegen erst in den mir vorliegenden vermehrten Ausgaben des „Welt-Kefigs" vor, unter denen die undatierte (B) wahrscheinlich wenig später als A gedruckt ist, die vom Jahre 1632 datierten (C, D) aber wirklich diesem Jahre anzugehören scheinen. „Zu Heydelberg hat man alle Kirchen genommen, weil man es mit gewalt erobert (B Seite 11) ist

* Ludw. Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz. Bd. 2. Heidelberg, 1845. 8° S. 389 f. Joh. Pet. Kayser, historischer Schau-Platz der Stadt Heydelberg. Fckf. a. M. 1733. 8° S. 354 f. Auffwecker der Teutschen vom Schlaff jhrer biß dahero gehabten Sicherheit. Das ist, Was alle Evangelische vnnd Teutsche Stände wegen deß, in der ChurPfältzischen Sachen, zu Brüssel etlich Monat lang, tractirten Anstands vnd Friedenshandlung: Sowohln Allerhand bey jetzigen Zeiten fürlauffenden Spanischen Practiken halben, nothwendig bedencken, guthertzig erwegen, vnnd in fleissige observantz nehmen sollen. o. O. M.DCXXIII. 47 SS. 4°. Johannes Philippus Dorinus, H. Veritatis Palatinae Secretarius, Bayerische Niederlag. Oder Grundlicher bericht, was grosse Tyranney, vnnd vnerhörte Mordthaten das Bayerisch Kriegsvolck zu Hiltsspach vnd Neccargmündt in der Churfürstlichen Pfaltz verübt ..... Gedruckt zu Heidelberg, durch Johan Lancellot, Im Jahr Christi, 1622. 4 Bll. 4°.

ein Satz, der sich in A noch nicht, aber schon in B findet. Im übrigen unterscheiden sich jedoch die vermehrten Ausgaben von A weniger durch Bemerkungen, welche durch später eingetretene Ereignisse veranlasst, als durch umfängliche Zusätze, welche über die ältere deutsche und pfälzische Geschichte aufzuklären bestimmt sind. Daher sind auch die Ausgaben C und D im wesentlichen mit B gleichlautend, wenn auch in folgendem Zusatz von B abweichend, welcher mir beachtenswerth scheint (C Seite 6, D Seite 8): „Es sagt mir einmal ein hohes Frantzen Mängen: Wir wissens, vnd haben Nachricht an vnsers Königs Hoff, daß allein der König in Spanien gewehret, daß der Sachs nit König in Böhmen würde, weil er jhm entsessen, vnd nicht zu seiner Intention, etc. Dargegen daß er den Pfaltzgraven zum König in Böhmen machen lassen vnd befördert, als der 1. kein Kriegsmann, 2. nit mächtig, 3. jhm nahe gesessen, also daß er leicht in sein Land kommen, vnd dardurch deß Rheinstroms von oben an biß vnden auß sich bemächtigen, vnd also deß Reichs Meister werden möchte". Die Worte: „wo fern jhme nicht ein Eißvogel zuvor kommen solte", welche die Ausgaben C (Seite 17) und D (Seite 25) an einer Stelle einschieben, wo (B Seite 22) gesagt ist, dass „vielleicht bald ein Oesterreicher gar Churfürst zu Mäyntz würde", sind doch wol von Gustav Adolf zu verstehen.

Die Zahl der Stellen, welche ich veranlasst war wörtlich anzuführen, macht es überflüssig, bei der Charakterisierung des „Welt-Kefigs" länger zu verweilen. Darum will ich nur hinzufügen, dass das Schriftchen mit politischem Scharfblick, historischer Gelehrsamkeit und schlagfertigem Witz begründet, was es beweisen will: dass in Wahrheit tiefer liegende Ursachen als die Annahme der böhmischen Krone, Ursachen, bei denen Friedrich V ganz ohne Schuld, sein und seines Landes Verderben herbeigeführt, da die Ziele des begonnenen Krieges Ausrottung der Ketzer und unbegrenzte Ausdehnung der spanischen, österreichischen und bairischen Macht seien.

Hiebei darf ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die Art, wie der „Welt-Kefig von der „Wormbsischen Zeitung" spricht, wahrscheinlich macht, dass Zincgref bei der „Zeitung auß der ChurPfaltz", gegen welche jene sich richtet,

und bei einer mit der Pfälzischen Zeitung in nächster Verbindung stehenden Schrift als Verfasser betheiligt gewesen ist. „Aber still! Nit schwetz* zu viel! Was? witzige vnd narren reden all einerley hiervon. Doch ohne spott, sehe dich für, Es ist gar ein grewlicher** Adlicher, ja Fürstlicher zorn, in der Wormbsischen zeitung in alle Welt außgegangen, gewiß muß er etwan ein Bischoff in seinem geschlecht gehapt oder noch haben. Vielleicht ist etwan gar sein Vatter ein Bischoff gewesen, oder doch Er deren höltzlin eines, wie jenes witz erseuffte Damoisellische Mundtloch sagte, dar auß man die Prælaten Bischöff vnd Fürsten*** schnitzelt. Er meinet ja gewiß, des Reichs last liege jhm auch schon auff sein Atlantischen Achseln, vnd müsse Er dasselbe empor tragen helffen: hingegen ohne jhn dasselbe zu boden sincken. Aber hörets der Junckher wol, were er vnd seines gleichen, nit zu Oppenheim darvon geloffen, so hetten die Doctor zu Haidelberg auch nit vber den Geißberg dörffen hinauß lauffen.† Doch was gehet er mich Baurenknopff an, er ist nur vber die Haidelbergische Cantzeley Herren so zornig:†† sonst ist ein Adlicher Schelm noch wohl eines ehrlichen Bawrs††† werth, vñ vergleicht sich Adel vnd Adeler sehr wohl, glaub es werde eins vom andern deriuirt".†* Dass diese Worte eine die „Wormbsische Zeitung" beantwortende Selbstvertheidigung oder, deutlicher gesagt, dass der bisher unbekannte Verfasser der in der Wormser Zeitung angegriffenen „Zeitung auß der ChurPfaltz" und der dieser vorausgegangenen

---

* schwetz fehlt in B, C, D.

** grewlicher fehlt in B, C, D.

*** Bischöff vnd Fürsten fehlt in D.

† Die „Zeitung auß Wormbs" hatte gesagt: „Daß sich ein jeder Herr, wol vorsehen soll, sich mit den jenigen, in den die wolfahrt seines *status* concernirenden sachen zuberathen, welche zu Kriegszeiten den Degen nicht anhengen, sondern vorgeben wollen, daß jhnen den Gaißberg hinauff zulauffen vnnd außzureissen erlaubt seye".

†† Cantzleyschreiber so ergrimmet in B, C, D.

††† noch eines redlichen Bauren in B, C, D.

†* Die gesperrt gedruckten Worte finden sich in allen vier, die übrigen nur in den vermehrten Ausgaben. Vgl. A Blatt 4, B Seite 15 f. C Seite 12 f. D Seite 17.

„Alten Warheit mit neuem Titul"* in Zincgref zu suchen sei, ist freilich einstweilen blosse Vermuthung. Diese Vermuthung lässt sich aber rechtfertigen durch einen Hinweis auf die stark persönlich gefärbte Art der Entgegnung im „Welt-Kefig", auf den auffallenden Umstand, dass der „Welt-Kefig" zwar gegen die Wormser Zeitung, den angreifenden Theil, nicht aber, wie doch zu erwarten wäre, wenn ein unbetheiligter dritter sich in eine ihm fremde Polemik einmischte, zugleich für die angegriffene Pfälzische Zeitung spricht, ferner durch folgende Gründe. Die Alt-neue Wahrheit und die Pfälzische Zeitung sind in der eigenthümlichen stilistischen Form abgefasst, dass lauter einzelne kurze Sätze an einander gereiht sind, deren jeder mit einem dass beginnt. Die Aussprüche Zincgrefs, welche Weidner „auß sein schreiben vnd reden zu wegen gebracht hat" und in dem von ihm herausgegebenen dritten Theile der Zincgrefschen „Apophthegmata" (1644. S. 177—190) mittheilt, sind der Form nach ebenfalls solche mit dass beginnende kurze Sätze** und zugleich ihrem fast ausschliesslich auf die Zeitereignisse bezüglichen Inhalte nach von der Art, dass man sie für eine Fortsetzung der Alt-neuen Wahrheit und der Pfälzischen Zeitung halten möchte. In diesen beiden Schriftchen kommen ausserdem Gedanken und Redewendungen vor, die wir als Zincgrefsches Eigenthum kennen.

Alt-neue Wahrheit (bei Opel und Cohn, der Dreissigjährige Krieg. Halle, 1862. 8° S. 371.): „Daß die Welt der Narren Käfig ist, und ich und du auch darin stecken".

(Opel S. 372.) „Daß die Lakeyen ein Eid schwüren, sie müßten hinforters Pagen heißen." — (Apophthegmata Th. 1. 1626. S. 85.) „. . . . deß Keysers Edelknaben (die heutigs tags zu Hoff, allda allezeit frembde nam̄en köstlicher sein, als die inheimischen, auch nicht mehr also, sondern *pagen* genent sein wollen, weil sie darvor halten, ein vnverstanden wort, bedeute weit grössere sachen, als ein solches, das jeder Teutscher Baur verstehet)".

(Opel S. 373.) „Daß manchmal Bileams Esel schärpfer siehet, als sein Herr". — (Welt-Kefig.) „Anno . . . . quo . . . . Balaami Cœcutiunt, et Asini tandem videre et loqui coguntur".

* Beide merkwürdige Schriften habe ich Bd. 3. S. 464 ff. dieses „Archivs" besprochen.

** Vgl. a. Apophthegmata Th. 4. 1655. S. 75 ff.

(Opel S. 375.) „Daß all Weltlicher Wollust und Freud sei gleich eines Febricitanten gutem tag zwischen zween bösen". — (Zincgrefs Grabschrift, s. oben S. 6.) „Multa vidi, adversam, secundam fortunam, Illam saepius, et ceu in febri inter duos dies malos Vnum bonum expertus".

(Opel S. 382.) „Daß diejenigen ihnen die Reichs-*Constitutiones* am meisten wollen gehalten haben, die sie Andern am wenigsten halten". — (Welt-Kefig A Blatt 2′.) „Aber hierauß muß eben doch die gantze Welt sehen, daß diese Leuthe, mit den Reichs *Constitution*en vmbgehn, wie eine Saw mit einem Lumpen. Wo Sie jhnen in jhren Sack dienen, da wollen Sie solche halten, vnd von andern jhnen gehalten haben, worinnen Sie aber jhnen zu wider sein, da heißt es; Man muß das Recht ein wenig biegen, so können wir darneben hingehen, vnd vns selbst Excipiern".

(Opel S. 385.) „Daß es besser sei, wir binden unsere Pferd an des Feinds Zäun, als daß er die seinige an unsere Zäun binde". — (Zincgref, Apophthegmata Th. 1. 1626. S. 124.) „Johann Casimir, der Churpfaltz vormund vnd Administrator pflegte zusagen .... Es ist besser, wir binden vnser Pferd an deß Feinds Zaun, als daß der Feind sein Pferd binde an vnsern Zaun".

(Opel S. 390.) „Daß ein Dieb nicht besser kann, dann er fang der erst an schreien: Halt den Dieb — und ein Reichsverwirrer, er lasse *turbatos imperii status** ausgehen". — (Welt-Kefig A Blatt 2.) „Ja man hat auch müssen zu Cöllen, München, vnd Meintz .... durch *libellos de Turbato Imperij Statu* vorbawen, vnd (B Seite 7: vmb) was man derends selbst vor, vnd im sinn hatte, meisterlich zuverdecken, vnd Andern zu zuschreiben: Wie jener Dieb, der selbst vornen anlieffe, vnd schrie der erst, haltet den Dieb".

(Opel S. 392.) „Daß die graubündnerische Pferd das spanisch Nasband nicht eher gefühlet, als da sie es gern wollten, aber nicht mehr können abschütteln". — (Weltkefig A Blatt 2.) „O, daß die Bündtner auch so wohl gerochen hetten, da jhnen der *Comte de Fuentes* das Nasebandt in Veltlin anbundte, vnnd sie vberredete, es were ein gebiesamte Brülle".

(Zeitung auß der ChurPfaltz, Archiv für Littgesch. Bd. 3. S. 469.) „Daß wann man vns zuvor Stückweiß vberredt, so bescheist man vns hernach leichtlich Vberhaupt". — (Weltkefig A Blatt 3.) „.... man .... hat vns bald hie, bald dort, bald zu Vlm, bald zu Meintz, bald zu Wien .... Stück weiß betrogen: Jetzo stehet es drauff, daß man vns zu Brüssel, vnd Oedenberg vollends vber haupt bescheisse".

* „Turbatus imperii Romani status eiusque origo et causa. Hoc est: Informatio circa praesentes imperii discordias, earumque Authores. A. P. A. Juxta Exemplar Gallicum Biturigibus editum. Anno. M.DC.XIII." 45 SS. 8°.

Wenn ich dann noch anführe, dass Johann Leonhard Weidner in dem „Elixir Jesuiticum“, das er 1644 unter dem Namen „Gratianus Leosthenes Salicetus“ herausgab, eine Sammlung von Aussprüchen über die Jesuiten unter den Titel: „Theses et positiones ex Nova antiqua veritate desumptae“ u. s. w. und in die Form kurzer, mit der Conjunction quod eingeleiteter Sätze gebracht hat*, so wird man, denke ich, einräumen, dass mehr und bessere Gründe für den von mir vermutheten Ursprung der Alt-neuen Wahrheit und der Pfälzischen Zeitung sprechen als für die Ansichten Niebuhrs oder Opels, welche letztere Schrift zwar nicht gekannt haben, aber erstere dem Böhmen Zacharias Theobald oder dem Strassburger Gottlieb Dachtler zuschreiben**.

Die „Zeitung aus der Christenheit“ vom Jahre 1627, welche bei Opel und Cohn a. a. O. S. 393—396 mitgetheilt ist, darf schliesslich an dieser Stelle, da auch sie aus abgerissenen mit dass beginnenden Sätzchen zusammengesetzt ist, nicht unerwähnt bleiben. Das Schriftstück, dessen Anhang sie bildet***, gewährt jedoch keinen Anhalt für die Annahme, dass es von Zincgref verfasst sei, und bezüglich der „Zeitung“ selbst glaube ich nicht mehr als die Möglichkeit behaupten zu dürfen, dass er sie geschrieben habe†.

---

* Elixir Jesuiticum. o. O. u. J. 4° S. 58—67. o. O. 1645. 12° S. 110—125.

** S. Opel a. a. O. S. 476—486.

*** Lustig vnd Lesens würdige | HISTORIA : FABVLA | oder Ænus | Von | Deß Papsts: von Lu=|theri: Auch von CALVINI Todt: vnd was | darauff erfolget sey. | Weyland deß Hochgelährten Herren, DANIELIS | BRINZEN, I. V. Doct. Kaysers Rudolphi II. an Chur=|fürsten zu Cöllen, Gebhardum Truchsesium Anno | 1581. abgefertigten, vnd Legati. | Auß Christlicher wol=meinung verfasset, vnd zu Papier ge=|bracht, Auch vermehret vnd verbessert. | Durch | CHRISTIANVM von Jerusalem. | Getruckt im Jahr Christi, Anno | M.D.C.XXVII. 24 SS. 4°. In Dresden. K. öff. Bibl. Theol. evang. polem. 715, 24.

† Zeitung a. d. Christenh. (Opel S. 393.) „Daß die Christlich Kirch niemand verfolge, sondern verfolgt werde“: Apophth. Th. 1. 1626. S. 266. „Das kennzeichen der Christlichen Kirchen sei, das dieselbe niemand verfolge, sonderen verfolgt werde“. (Vgl. aber auch Theodos. Berenicus [= Bernegger], tuba pacis. August. Treboc. 1623. 4° S. 104: „cum proprietate verae Ecclesiae, cuius non est persequi, sed persecutionem pati“.) — (Opel S. 395.) „Daß die Religionsstrit leicht zuvertragen weren, wann

Anhang.

In den folgenden Anhang habe ich eine bibliographische Uebersicht über Zincgrefs bisher erwähnte Schriften verwiesen.

1. Theses 1613.

Vgl. oben S. 18.

2. „Triga“ 1619.

Triga amico-poetica siue Ivlii Gvlielmi Zincgrefii Heidelbergensis Iuuenilia Poetica: Friderici Lingelshemii Heidelbergensis p. m. Reliquiae Poeticae. Ioannis Leonhardi Weidneri Palatini Conatuum Poeticorum Prodromus. Editio prima procurata ab eodem Ioanne Leonhardo Weidnero. Excusa Anno M.DC.XIX.

190 SS. 12⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Xc 972. Lateinische Gedichte von Zincgref finden sich hier S. 1—88, und zwar S. 9—35 „Elegiarum liber“, S. 35—52 „Liber Carminum“, S. 52—88 „Epigrammatum liber“. Am Ende des Buches S. 183—190 ist beigefügt: ἐπίσαγμα, siue Manipulus Carminum Iulii Gulielmi Zincgrevii Versibus ceu serotinus partus adijciendus.“

3. „Schulbossen“ 1618.

FACETIÆ PENNALIVM, | Das iſt, | Allerley luſtige | Schulboſſen, auß Hieroclis | facetiis Philoſophorum zum theil verdeut-|ſchet, vnd zum theil auß dem täglichen | Prothocollo der heutigen Pennal | zuſammen getra-|gen. | Mit ſampt etlichen angehengten vn-|terſchiedlichen Characteriſmis oder Beſchrei-|bungen des Pennaliſmi, Pedantiſmi, vnd | Stupiditatis oder der Stockhei-|ligkeit. | Gedruckt im Jahr 1618.

Vorrede an den Leser, SS. 1—42. 4⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Yt 7951.

Vermehrete Schulboſſen: | Das iſt, | Allerley luſti-|ge FACETIÆ PENNA-|lium, ex Hieroclis Face-|tiis Philoſophorum zum theyl verteutſchet, | vnd zum theyl auß dem täglichen Pro-|thocollo der heutigen Pennal zu-|ſammen getragen. | Sampt, | Etlichen mitangehengten vnterſchied-|lichen Characteriſmis oder Beſchrei-|bungen des Pennaliſmi, Pedantiſmi | vnd Stupiditatis oder der | Stockheyligkeit. | M.DC.XXIV.

---

nur die Leut zuvertragen weren“: Apophth. Th. 1. S. 144. „Von den Religion stritten pflegt er (Churfürst Johan Friedrich) zusagen, Die sachen weren wol zuvertragen, wann nur die Leut zuvertragen weren“.

SS. 3—6 (Vorrede), SS. 7—94. 8⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Yt 7956 (aus Meusebachs Bibliothek). S. 85—94 ist die neu hinzu gekommene „Apologia“ abgedruckt.

FACETIÆ | PENNALIUM, | Das ist, | Allerley Lustige | Schuel Bossen, Auß | Hieroclis facetiis Philosopho-|rum zum Theil verdeutschet, vnd zum | Theil auß dem täglichen Protho-|collo der heutigen Pennal | zu sammeu [!] getra-|gen. | Mit sampt etlichen angehengten | vnderschiedlichen Characterismis o-|der Beschreibung des Pennalismi, | Pedantismi, vnd Stupiditatis | oder der Stock hei-|ligkeit. | Gedruck [!] im Jahr, M.DC.XXV.

16 Blätter. 4⁰. Nürnberg. Germanisches Museum 14400. Der Titel ist eingefasst von 10 in Kupfer gestochenen Darstellungen, von denen Nr. 1—3. oben, 4. 5. am äussern, 7. 8. am innern Rande, 9. 10. 6. unten. Das darin vorkommende Monogramm, welches die Buchstaben IMF enthält, gehört nach K. G. Nagler, die Monogrammisten. Bd. 3. München, 1863. S. 1101 einem unbekannten Radierer an. Die „Apologia“ fehlt in dieser Ausgabe.

Vermehrete Schuelbossen. | Das ist: | Allerley Lustige | Facetiae Pennalium, ex Hieroclis Facetiis Philosopho-|rum zum theil verteutschet, vnd zum theil auß dem täg-|lichen Prothocollo der heutigen Pennäl zu-|sammen getragen. | Sampt etlichen mit angehengten vnterschiedli-|chen Characterismis oder Beschreibungen des Pennalismi, | Pendantismi [!] vnd Stupiditatis oder der Stockheiligkeit. | M.DC.XXVII.

SS. 3—5 (Vorrede), SS. 6—105. 4⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Yt 7961 (aus Heyses Bibliothek). Zwischen dem letzten Textworte und der Jahreszahl zeigt das Titelblatt einen Holzschnitt, darstellend eine Stadt, in deren Thor auf Eseln reitende einziehen. S. 68—75 findet sich die „Apologia“ abgedruckt.

Eine Ausgabe von 1636, welche E. Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit N. F. Bd. 3. 1856. Sp. 300 ohne eine genauere Titelangabe, nur mit Benennung des Jahresdatums verzeichnet, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Newlich vermehrte | Pennal- vnd Schul-|Possen oder Geschichte. | Das ist: | Allerley kurtzweilige vnd lustige | FACETIÆ | PENNALIVM, | Ex Hieroclis Facetiis Philosophorum zum theil verteutscht, | vnd zum theil auß dem täglichen Prothocollo der heutigen | Pennäl vnd Bachanten, | Sam̄t etlichen mit angehengten vnterschid-|lichen Characterismis oder Beschreibungen des Penna-

lifmi, | Pedantifmi vnd Stupiditatis oder Stockheiligkeit. | Durch einen Liebhaber der Historischen Schwencke vnd Zeitver=|treiberey zum Druck befördert.| Geschehen zum Schnackenberge Anno M.DC.XLIII.

Aij (Vorrede), Sign. bis Jiij. 4⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Yt 7971 (aus Meusebachs Bibliothek). Vor den Worten: „Durch einen Liebhaber“ ist ein Holzschnitt angebracht, darstellend einen Esel und eine Eule, einander gegenüber. Bl. J—Jiiij steht die „Apologia“.

Die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt unter der Bezeichnung Yt 7981 und 7986 auch noch Exemplare von Drucken der „Newlich vermehrten Pennal- und Schul-Possen“ aus den Jahren 1652 (in 4⁰) und 1654 (in 8⁰). Vgl. Jul. Zacher, die deutschen Sprichwörtersammlungen. Lpz. 1852. 8⁰ S. 39.

4. „Emblemata“ 1619.

Eine Ausgabe: Francof. 1618, welche E. Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit N. F. Bd. 3. 1856. Sp. 300 anführt, existiert wol nicht. Ich habe eine solche wenigstens nicht auffinden können, und gegen Wellers Angabe spricht, wenn auch nicht mit voller Beweiskraft, der Umstand, dass die Ausgabe von 1624 auf dem Titelblatte bezeichnet ist als „Editio secunda“ und dass auch sie, wie die nachstehend beschriebene von 1619, eine vom Jahre 1619 datierte Zuschrift an Kurfürst Friedrich V enthält. — Wie mit der angeblich 1618 erschienenen Ausgabe verhält es sich übrigens auch mit einer Ausgabe: Frcf. 1623, welche Weller a. a. O. und vor ihm Zacher, die deutschen Sprichwörtersammlungen. Lpz. 1852. 8⁰ S. 38, wahrscheinlich nach Ge. Draud, bibliotheca classica. Fcf. ad M. 1625. 4⁰ S. 1086 verzeichnet.

EMBLEMATVM | ETHICO-POLITICORVM | CENTVRIA | IVLII GVILIELMI | ZINCGREFII. | Cælo | Matth: Meriani. | MDCXIX. | Prostat | Apud Iohann. | Theodor. de Brÿ.

2 Bogen und Sign. A—Z, Aa—Cc 2. 4⁰. Dresden. K. öff. Bibl. Art. plast. 527ᶻ. Der Titel ist in Kupfer gestochen und auf einer Architectur angebracht. Drucker war wol (s. oben S. 33 ff.) Vögelin.

Emblematum ethico-politicorum centuria Iulii Guilielmi Zincgrefii. Editio Secunda. Cælo Matth. Meriani MDCX XIV. Franckfort apud Petrum Mareschallum.

4⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Nv 7992. Diese Ausgabe ist von der vorigen nur dem Titel nach verschieden, und auch letzterer ist mit

Benutzung der alten Kupferplatte hergestellt, wie die in der Jahreszahl durch Tilgung der I entstandene Lücke zwischen X und XIV erkennen lässt.

Die von Merian gestochenen hundert Embleme sind auch abgedruckt in:

Sapientia picta, | Das ist, | Künstliche Sinnreiche | Bildnussen vnd Figuren, da-|rinnen denckwürdige Sprüch | vnd nützliche Lehren im Poli-|tischen vnd gemeinen Wesen | durch hundert schöne newe | Kupferstück vorgebildet, ent|worffen, vnd durch teutsche | Reymen erkläret | werden. | So auch zu einem Stam̄ | oder Wappen Büch-lein füg-|lich zugebrauchen. | Franckfurt bey Peter Ma-|reschall. 1624.

Von diesem in 8° gedruckten Buche gibt es wieder zwei Ausgaben, welche die Dresdner Bibliothek beide besitzt. Die eine, bezeichnet: Franckfurt bey Joh. Am̄on vnd Petro Marschallo, weicht in der Anordnung der Zeilen des Titels von der angegebenen Eintheilung ab und hat eine Vorrede, datiert: Franckf. a. M. 11. Sept. 1623, gerichtet an: „Peter Eckhardt, Handelsmann in Fkf. a. M. und dessen Frau Elisabetha, meinen Schwager vnd Schwägerin" und unterzeichnet: „Iohannes Ammonius Buchführer daselbsten". Die Vorrede der anderen Ausgabe mit der Bezeichnung: „bey Peter Mareschall" ist datiert: Fckf. a. M. 28. Febr. 1624, und Peter Mareschall, Buchhändler zu Heydelberg, richtet sie an seinen Schwager Daniel Belier, Handelsmann in Heydelberg. — Jede Rückseite des Buches ist leer. Unter jedem Kupfer befinden sich deutsche Reime.

Der Titel: „Hundert sinnreiche Vorbildungen. Frankfurt 1661", angeführt von J. v. Radowitz in seinen „Devisen und Motto des spätern Mittelalters" (Gesammelte Schriften Bd. 1. Berlin, 1852. 8° S. 297) deutet auch auf die Zincgrefsche Sammlung.

Die „Editio ultima" Heidelberg. 1664. 4° ist in der königl Bibliothek zu Berlin unter der Standortsbezeichnung Nv 7998. 4° vorhanden. Die Ausgabe „Heidelberg, 1646. 4°", welche Zacher a. a. O. anführt, ist, da 1646 bei ihm wol nur Druckfehler für 1664, vermuthlich mit dieser identisch.

EMBLEMATUM | ETHICO-POLITICORUM | CENTURIA. | IULII GUILIELMI | ZINCGREFII | IC. Editio ultima, | auctior et emendatior | annexo Indice. | HEIDELBERGÆ | apud | CLEMENTEM AMMONIŪ | A° MDCLX VI. | Typis Adriani | Wyngaerden, | Typographi ibidem.

„Dedicatio" (Carolo Comiti Palatino, unterz. Clemens Am-

mon, Bibliopola et Sculptor) 2 Bll. „Praefatio“ 9 SS. Sign. A—Z, Aa—Cc. „Index“ 2 SS. 4⁰. Dresden. K. öff. Bibl. Art. plast. 528. Der Titel ist in Kupfer gestochen, auf derselben Architectur angebracht, wie derjenige der Ausgabe von 1619, und wol auch mit Benutzung derselben Kupferplatte hergestellt. Die Lücke zwischen LX und VI in der Jahreszahl gestattet die Vermuthung, dass eine I getilgt und LXVI aus LXIV gemacht sei. Demgemäss liegt auch die Annahme nahe, dass diese Ausgabe eine Titelausgabe derjenigen von 1664 sei. Die Merianschen Kupfer befinden sich auf der ersten Seite jedes Blattes, auf der Rückseite jedes vorhergehenden Blattes der Zincgrefsche Text; unter den Sinnbildern stehen je vier französische Verse, dieselben, wie in der Ausgabe von 1619, und deutsche Reime, als deren Verfasser Greflinger in der Ausgabe von 1681 genannt wird.

Weller a. a. O. verzeichnet eine Ausgabe: Francof. 1666.

Julii-Guilielmi Zincgrefii Emblematum ethico-politicorum Centuria. Vne centaine d'Emblêmes morales & politiques, inuentez par Jule-Guillaume Zincgref. Julii Wilhelms Zinckgrefen Hundert Sitten- und Politische Sinnenbilder, in Kupfer entworfen von Matth. Merian, und mit schönen Reimen geziert Durch Georg Greflinger, C. N. P. in Hamburg. Heidelbergae, Impensis Clementis Ammonii. Literis Abrahami Ludovici Walteri, Elect. & Univers. Typogr. 1681.

qu.-4⁰. Berlin. Kgl. Bibl. Nv 8012 (aus Meusebachs Bibliothek). S. 3. Clemens Ammon an den Leser (lateinisch und deutsch: „als habe nachdem die exemplaria von der jüngsten edition allerdings aufgegangen, auf gelehrter Leute Zusprechen und Anmahnung diese neue zu des Liebhabers Nutzen oder auch Lust heraus geben wollen“). Auf den Vorderseiten die alten Kupfer; auf den Rückseiten eine ganz kurze lateinische Erklärung, die alten französischen und Greflingers deutsche Verse.

Im Messkatalog vom Herbste 1697* kömmt vor: Zingreffens (Julii Wilh.) hundert Sitten und politische Sinnen-Bilder, in Kupffern entworffen von Math. Merian nebst schönen Reimen von Georg Gräfflingern. Frantzös. und Teutsch. 12. Franckfurt bey Thomas Michael Götze.

5. Die alte Warheit mit eim newen Titul; Zeitung auß der ChurPfaltz. 1619—1621.

Vgl. S. 47 ff. Archiv für Littgesch. Bd. 3. S. 464—471.

* Catalogus librorum, qui nundinis autumnal. Anni 1697. prodierunt. Lpz. 1697. 4⁰. Diiij'.

6. Welt-Kefig. 1622. 1623.

Quotlibetisches Weltkefig. | Darinn gleichsam, alß in einem Spie=gel, | daß gegenwärtige Weltgetümmel, gehümmel vnd ge=|trümmel, wüten vnd toben, liegen triegen vnd kriegen, jrren | wirren vnd sinceriren, Schwarm vnd Alarm, zusehen.

Vorstehender Titel als Ueberschrift auf der ersten Seite des Textes. O. O. J. und Drucker. 4 Bll. Sign. ()(), ()()ij, ()()iij. 4⁰. Ende: „Datum im Mannsfeldischen" u. s. w. Dresden. K. öff. Bibl. Hist. Germ. C 527, 54. Ausgabe A.

Quotlibetisches | Welt=Kefig: | Darinnen das gegenwertige Welt=getüm=|mel, Gehümmel vnd Getrümmel, Wüthen vnd Toben, | Jrren, Wirren vnd Sinceriren, Liegen, Triegen vnd | Kriegen, gleich alß in einem Spiegel zusehen. | Ridentem dicere verum, nil vetat, et prodeſt. | Interdum genus eſt peritiæ, vitare, quod doctis placeat. | Getruckt im Grossen Wunder Jahr.

Zwischen den beiden lateinischen Sätzen ist eine bildliche Darstellung der an einer Kette vom Himmel herabhängenden Erdkugel angebracht, welche als Käfig gedacht ist und Vögel und Insecten enthält; ausserhalb des Käfigs links vom Beschauer ein Vogel, der auf die Vögel im inneren feindlich zustrebt. Rückseite des Titelblatts: „Symbolum Turbatorum Imperij Romani. Wills Reich nit vnser Erblich sein" u. s. w. S. 3—23 Text. S. 24 „Extract auß der Instruction Pabst Pij V. So er dem Cardinal Comendona gegeben, deren formalia in der durch Hieronymum Catenam beschrieben, vnd zu Rom An. 1587. getruckten Lebens History, gemeldtes Pij V zů finden" italienisch und deutsch. S. 25 f. „Excerpta ex Huberti Thomæ Leodii Lib. 4. Annalium, de vitâ Friderici Secundi, Electoris Palatini" lateinisch und deutsch. S. 26 f. „Prosopopoeia Friderici Bohemiæ Regis, etc. Elect. Palat. etc. Ex Boethij Lib. I. de consol. Philosophiæ". S. 28 leer. O. O. J. und Drucker. 4⁰. Dresden. K. öff. Bibl. Hist. Germ. C 527, 51. Ausgabe B.

Quotlibetisches | Welt vnd Hummel Kefig: | Darinnen das jetziger Zeit gegenwertiges tyrannisi=|rende, rauberische Weltgetüm=mel, Gehümmel vnd Getrümmel, wü=|ten vnd toben, jrren, ver=wirren, ſynceriren, liegen, triegen, vnnd kriegen, gleichsam als in einem klaren Spiegel vor Augen gestellet, | vnd erwiesen wird, | daß in Teutschland kein beständiger Fried zu hoffen, ehe vnd zu=|vor die Ketzer alle gut Catholisch seyen. | Dem hochbetrangten Vat=terland Teutscher Nation zur hochnöthig=|sten Warnung wolmeynend in Truck gegeben. | Ridentem dicere verum, nil vetat, et pro-

deſt. | Interdum genus eſt peritiæ, vitare, quod doctis placeat. | Getruckt im groſſen Wunder Jahr, | M.DC.XXXII.

Auf dem Titelblatte eine ähnliche Darstellung, wie in B, mit dem Unterschiede, dass hier rechts erscheint, was dort links ist. Rückseite des Titelblattes: „Symbolum Turbatorum" u. s. w. „An den Leser". „LIeber Leser, dieses Weltkefig ist Anno 1623. zu Cölln, oder wie etliche halten, zu Mäyntz" u. s. w. S. 3—18. Text. S. 19 f. „Extract auß der Instruction" u. s. w. italienisch und deutsch. S. 20 f. „Excerpta ex Huberti Thomæ Leodii Lib. 4." u. s. w. lateinisch und deutsch. S. 21 f. „Prosopopoeia" u. s. w. S. 23 (Druckfehler statt 22) „ENDE". O. O. und Drucker. 4°. Dresden. K. öff. Bibl. Hist. Germ. C 527, 60. Ausgabe C.

Quotlibetiſches | Welt vnd Hummel Kefig: | Darinnen das jtziger Zeit gegenwertiges tyranniſirend[e] | rauberiſche Weltgetümmel, Gehümmel vnd Getrümmel, w[ü]|ten vnd toben, jrren, verwirren, ſinceriren, liegen, triegen, vnd kriegen, | gleichſam als in einem klaren Spiegel vor Augen geſtellet, | vnd erwieſen wird, | Daß in Teutſchland kein beſtändiger Fried zu hoffen, ehe v[nd] | zuvor die Ketzer alle gut Catholiſch ſeyen. | Dem hochbedrängten Vaterland Teutſcher Nation zur hochnö-|thigſten Warnung wolmeynend in Druck gegeben. | Ridentem dicere verum, nil vetat, et prodeſt. | Interdum genus est peritiæ, vitare, quod doctis placeat. | Gedruckt im groſſen Wunder Jahr, | M.DC.XXXII.

Auf dem Titelblatte eine gleiche bildliche Darstellung, wie in C. Rückseite des Titelblattes, wie in C. S. 3—26 Text. S. 26 f. „Extract. Auß der Instruction" u. s. w. nur deutsch. S. 27 f. „Translatio Extracts, Auß Huberti Thomæ Leoodij" u.s.w. S. 28 „ENDE". O. O. und Drucker. 4°. Dresden. K. öff. Bibl. Hist. Germ. C 527, 57. Ausgabe D.

In der von Weller im Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 1856 Sp. 300 beschriebenen Ausgabe sind die drei ersten Zeilen des Titels abgetheilt, wie folgt: Quotlibetisches | Welt und Hummel Kefig: | Darinnen das jetziger Zeit gegenwertiges |. In der Vorbemerkung an den Leser ist gedruckt (s. Sp. 297): „dieses Weltkefig ist Anno 1623. an seinem Ort getruckt worden".

Herders Berufung nach Göttingen.

Mit bisher ungedruckten Actenstücken und Briefen von Herder.

Von

Eduard Bodemann.

Herder war dem Rufe des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe als Hofprediger und Consistorialrath gefolgt und am 28. April 1771 in Bückeburg eingetroffen. Aber er fühlte sich hier von Anfang an sehr enttäuscht, besonders in Beziehung auf den Grafen und das kleine Ländchen, welches im übelsten Zustande sich befand. Der Graf und Herder waren beide edle, aber sehr verschiedene Charaktere, beide hatten etwas anderes an einander erwartet und konnten sich nur langsam finden. Beide sahen sich gegenseitig als vorzügliche Männer an, aber sie fühlten, dass sie nicht für einander waren. Der Graf, voll Adel der Seele, Grossherzigkeit und Rechtschaffenheit, „die feinste griechische Seele in einem rauhen westphälischen Körper“,* hatte die Lorbeeren des Kriegsruhms in Portugal geerntet, liebte den Heldenmuth und die Wissenschaften; Locke war sein Lieblingsphilosoph und mit philosophischem Tiefsinn sprach er über die wichtigsten Probleme. Auch in Herder hatte er vor allem einen wissenschaftlichen Freund gesucht, dem er seine philosophischen Meinungen und Grundsätze mittheilen könnte; das geistliche Amt desselben war ihm Nebensache und hatte kein Interesse für ihn. Herder wollte aber ganz diesem leben. Ausserdem bedurfte der Graf einer steten Huldigung, — und geschmeidiges hingeben gegen die

* Wie ihn Moses Mendelssohn trefflich bezeichnet, Schriften V, 406.

grossen war nie Herders Sache. So entstand keine innigere Verbindung zwischen ihnen; sie sahen sich, theilten grosse Ideen einander mit, schätzten sich, blieben aber übrigens einander fremd.

Auch die andern Verhältnisse in Bückeburg waren niederdrückend. Als Geistlicher fand Herder nur eine kleine und gegen ihn misstrauisch gemachte Gemeinde; das verfallene Gymnasium und die Schulen wollte er neu organisieren, fand aber kein Geld, zumal da die Festung Wilhelmstein grosse Kosten in Anspruch nahm; als Consistorialrath hatte er mit dem Widerstande einer rohen und auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Geistlichkeit zu kämpfen, die von der Ankunft des berufenen „Freigeistes" den Untergang der Religion erwartete. Der zahlreiche Officierstand in Bückeburg war zum grossen Theil aus ungebildeten Abenteurern zusammengesetzt, deren einzige Unterhaltung der grobe Genuss war. Und so schreibt Herder an seine Braut im August 1772:* „Bückeburg ist nun der edle Platz, wo ich stehe! — wo ich liege! — wo ich keinen Freund, keine Seele habe, für die ich da bin, als ganzer Mensch (nicht als Kanzelredner betrachtet), wo ich modre und vom Schauplatze der Welt in eine Grube getreten bin, die aus zehn Ursachen Grube ist, — wo ich sehe, dass ich eben dem Schönsten, was ich mir dachte, so gerade entgegen bin! — — Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe — unkenntlich, entfernt, nicht für einander. — Ein edler Herr, aber äusserst verwöhnt! ein grosser Herr, aber für sein Land zu gross, ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege; — und wenn Alles, Alles — im Lande ist für mich nichts zu thun. Ein Pastor ohne Gemeine! ein Patron der Schulen ohne Schulen! Konsistorialrath ohne Konsistorium. Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt sind zum Theil an diesem Orte vernichtet".

So ward Herder bald muthlos und wünschte nichts angelegentlicher als aus diesem „despotischen Narren- und Zauberlande" befreit zu werden. Nur sein unerschütterlicher Glaube

* Erinnerungen a. d. Leben Herders, gesammelt u. beschr. von M. Karoline v. Herder I, 125.

an eine höhere Leitung, die auch hieraus etwas gutes fördern werde,* und der Verkehr und die Freundschaft mit der edeln Gräfin Marie gaben ihm Kraft in seiner Lage auszuhalten, bis sich eine andre Stelle nach seiner Neigung zeigen würde. Diese selbstvergessene und in schweren Prüfungen stets gottergebene Frau sprach ihm Muth und Geduld zu und ermunterte ihn zu der Zuversicht, dass er in seinem Amte vielen zum Segen wäre. An seine Braut schreibt er damals (1772): „Ich fange jetzt in Bückeburg zu leben an, und Alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung einer Seele — die hiesige regierende Gräfin; — wollen Sie sich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in einer Person denken, so denken Sie sich sie“. An ihrer Geduld lernte Herder selber Geduld, und für sein „verödetes Herz und religiöses Gefühl war dieses Verhältniss Labsal in der Wüste“. — Trost und Beruhigung ward ihm auch noch, als er am 2. Mai 1773 seine Braut Caroline Flachsland zum Altare geführt hatte, mit der er dann in treuer Liebe „paradiesische“ Jahre häuslichen Glückes verlebte.

Jene traurigen und ihn abstossenden Verhältnisse in Bückeburg waren nun für Herder Veranlassung seiner Thätigkeit eine andere Richtung zu geben. Alle die Musse, die ihm seine unangenehme Lage aufdrängte, widmete er nun geistigen Untersuchungen und wissenschaftlichen Beschäftigungen. Jetzt verfasste er hier in Bückeburg 1772 den Brutus, den Philoktet und mehrere andere geistliche Cantaten,** hier schrieb er 1773 die Blätter „Von deutscher Art und Kunst“, arbeitete im August und September 1773 die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts“ neu aus; hier schrieb er 1774 die „Provinzialblätter an Prediger“, die „Philosophie der Geschichte zur Bil-

---

* Ende Aug. 1771 schreibt Herder an seine Braut (a. a. O. I, 209): „Freilich ist's wahr, dass ich in meinem Leben noch nie so betrogen bin, als in den meisten Erwartungen dieses Orts; aber das sind doch einmal Führungen Gottes, die Niemand voraussehen kann, denen ich mich überlasse und die doch immer das beste Ende haben müssen“.

** Der Graf unterhielt eine kleine Capelle, was Herder zu den Cantaten veranlasste, welche von dem vortrefflichen Capellmeister des Grafen, Christian Bach, in Musik gesetzt wurden.

dung der Menschheit", seinen ersten Entwurf der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet", und im Jahre 1775 seine Preisschrift über die „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet", die „Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon" und seine „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle".

Je unglücklicher Herder sich in den Bückeburger Verhältnissen fühlte, desto inniger ward der Wunsch und die Hoffnung in ihm rege, von dort wegzukommen, und besonders eine in Aussicht stehende Professur in Göttingen zu erlangen, die ihm und seiner Familie ein besseres Auskommen sichern und ihn mit dem geliebten Freunde Heyne in nähern persönlichen Verkehr bringen würde. Diesen berühmten Philologen hatte Herder bei einem Besuche der Bibliothek in Göttingen im Anfange des Jahres 1772 kennen gelernt und alsbald in ihm einen lieben, hochverehrten Freund gewonnen.* Auch Heyne schätzte Herdern hoch. Beide waren zu nahe Geistesverwandte, berührten sich in ihren Studien, in ihren Ansichten der Geschichte zu sehr, als dass sie sich hätten fremd bleiben können. Herdern in Göttingen zu haben ward Heynes eifriges streben; keine grössere Erwerbung konnte nach seiner Ansicht die Akademie machen. Aber eine Herdern eigene Scheu hielt diesen von jedem dazu nothwendigen Schritte und von offener Aeusserung gegen seine Freunde zurück. Erst als Heyne am 11. März 1773 an ihn schreibt:** „Ach wenn Sie nur mehr orthodox wären! Jetzt ist man in Hannover so erpicht darauf, einen Theologen zu haben, der ein kluger Schalk sein soll" u. s. w., tritt Herder mit seinem Wunsche nach einer Göttinger Pro-

---

* Im Febr. 1772 schreibt Herder an seine Braut (a. a. O. I, 217): „Die Seelen, die ich [in Göttingen] gefunden, haben mir eine Erhöhung, einen Druck, eine Ermunterung gegeben — es ist Hofrath Heyne und seine Frau. Er die edelste, feinste, wohlklingendste Seele, die man nie in einem lateinischen Mann suchen und auch vielleicht in Jahrhunderten nicht finden wird. Sie das stark-innigstempfindende Weib und — die beste Mutter".

** Von u. an Herder. Ungedr. Briefe aus Herders Nachlass. Herausgeg. von H. Düntzer u. F. G. v. Herder, II, 111.

fessur offen hervor, und Heyne schreibt ihm am 24. März:* „Mein werthester Freund! So kommt man mit Ihnen denn endlich noch zur Sprache! Konnten Sie nicht vor dem Jahre eben so gut den Mund aufthun? Bei den ersten Bewegungen, die hier oder vielmehr in Hannover geschahen, dachte ich an Sie, suchte auch Grund, wo ich weiter vorwärts gehen könnte, — aber von keiner Seite nichts, wo ich Halt fassen konnte. Unter uns: in Hannover wusste man eigentlich selbst nicht, was man wollte; bald einen blossen Orthodoxen, bald einen Theologen mit Predigergaben, bald — aber hauptsächlich doch einen Mann mit einiger Weltklugheit, der seinen Herren Collegen, wenn sie mit dem Strange der Orthodoxie, des Fanatismus oder der Dummheit fortlaufen, ein wenig die Wage hält. Ich sondirte Herrn Brandes** für Sie; er kennt Sie und schätzt Sie ungemein. Aber er schrieb mir auch dies: die, in deren Händen jetzt das Instrument wäre, hätten kein Gehör für einen Laut, der ein wenig fein und leise wäre. Von Ihrer Biegsamkeit und Behäglichkeit hierbei konnte ich mir nie eine grosse Vorstellung machen; in Ihrem Gedankensystem, soweit ich es kannte, lag von dem allen nichts". Auf Heynes Zurede wandte sich Herder nun an den Hofrath Brandes und entwickelte diesem zugleich seine Ansicht von der Wirksamkeit eines Professors der Theologie. Brandes gab am 16. Juni 1773 eine freundliche und verheissungsvolle Antwort:*** — — „Ich danke meinem Freunde, dem Hofrath Heyne, zum höchsten, dass er mir eine Gelegenheit verschafft, einen Mann näher kennen zu lernen, den meine Seele längst hoch geschätzt hat. — Ich danke es der Fügung doppelt, die mir einen Mann gezeigt, von welchem ich die Hoffnung nehme, dass er mit der Zeit unsere Wünsche erfüllen könne. Ich wenigstens merke mir ihn in diesem Gesichtspunkte" u. s. w. Aber die Angelegenheit gedieh vorerst nicht weiter, denn Herders Gegner wurden nun thätig. Durch sein Werk: „Aelteste Urkunde des

* A. a. O. II, 159.

** Der Hofrath G. Brandes in Hannover hatte die Expedition der Göttinger Universitätssachen und trug unter sechs Curatoren durch seinen einsichtsvollen Rath sehr viel zu dem blühenden Wolstand der Universität bei.

*** A. a. O. II, 163.

Menschengeschlechts", welches in einem leidenschaftlichen, bitteren Tone gegen die Rationalisten, besonders gegen Michaelis in Göttingen geschrieben war, und durch die „Provinzialblätter" mit ihren Angriffen gegen die Herabwürdigung des geistlichen Lehramts, besonders gegen Spaldings Ansicht vom Predigtamt, hatte sich Herder in Göttingen erbitterte Feinde erweckt, die nun im dunkeln gegen ihn arbeiteten.

Nun wandte sich Herder auf Heynes Rath an den Minister von Bremer in Hannover, welcher dann auch am 21. Jan. 1774 sehr wolwollend erwiderte: wie sehr er Herders Genie und Schriften hochschätzte und ihm nützlich zu sein wünschte; er möchte selber nach Hannover herüberkommen und sich auch auf eine dort zu haltende Predigt anschicken. Herder reiste denn auch am 27. Januar dorthin, konnte sich aber zu einer Predigt nicht verstehen und erreichte daselbst seinen Zweck nicht, sondern stachelte den Hass der Gegner nur noch mehr auf. Heyne suchte alsdann die Sache dadurch wieder in Gang zu bringen, dass er Brandes veranlasste Herdern nochmals zu einer Predigt in der Schlosskirche zu Hannover auf den 15. Mai einzuladen. Darauf schrieb Brandes am 10. April an Herder:* — „Sie wissen, dass die offene Stelle zu Göttingen hauptsächlich vom Consistorio abhängt und der Professor nur ein Nebenstück davon ist. In Ansehung des letztern — habe ich schon den lauten Ausspruch gethan, dass Sie der Mann meines Wunsches und eine Perle für die Universität sein würden. Darauf hat man mir erwiedert, dass man Sie zwar als Belletristen, aber noch nicht als Theologen kenne. — Es fehlte mir an gedruckten Beweisen gegen den Unglauben, und ich dachte also, wenn ich den ihrer Meinung nach noch nicht genug eingesalbten Mann ihnen von der Kanzel zeigen könnte, so würden doch dadurch einige Schuppen von den Augen fallen". — Herder aber, welcher wusste, dass die Entscheidung vom Consistorium abhienge, welches sich auch durch eine Predigt nicht würde umstimmen lassen, lehnte ab.

Als dann im folgenden Frühjahr 1775 daran gedacht ward, die durch Zachariäs Abgang (1774) vacant gewordene

* Erinnerungen a. d. Leben Herders II, 46.

Stelle zu besetzen, geschahen von Seiten Herders und seiner Freunde neue Schritte. Herder schrieb wieder — zugleich seine beiden neuen theologischen Schriften, die „Briefe zweener Brüder Jesu“ und die „Erläuterungen zum N. Test.“, beifügend — an Brandes, welcher dann am 13. August 1775 ihm berichtet, dass man im Ministerio beschlossen habe an den König den Vorschlag zu erlassen, ihn zum vierten Professor theol. ordin. und Universitätsprediger zu Göttingen, mit einem Gehalte von 600 Thlr. und 40 Thlr. Licentgelder jährlich, zu berufen. Herder möge sogleich antworten, ob er den Ruf annehmen wolle. Man habe zugleich den Professor Koppe* von Mietau berufen, der im Range nach ihm stehen, auch weniger Gehalt bekommen werde.

Herder empfand es unangenehm, dass die Stelle nicht, wie er gehofft, 800 Thlr. eintrüge und er demnach in Göttingen schlechter als bisher gestellt sein würde, aber, um nur aus Bückeburg wegzukommen, erklärte er sich zur Annahme bereit. Er schrieb am 2. Sept. 1775 an Brandes:**

„Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Ich verehre die Würde und Nutzbarkeit der mir von Euer Wohlgeboren im Namen eines Königl. Ministeriums angetragenen Stelle so sehr und fühle das Zutrauen hierin so dankbar, dass ich meinen sonstigen Vorsatz, mich nie vom eigentlichen Predigtamt bei einer Gemeine zu entfernen, gerne aufgebe und die Stelle ihrer innern Bestimmung nach mit Gottes Hülfe anzutreten wage. Die äussern Bedingungen indessen sind mir, bei dem sonst Einkünfte oder Eigennutz nie Zweck des Lebens

---

* Dieser hatte sich ganz in Heynes humanistischer Schule gebildet, war in Göttingen theol. Repetent gewesen und dann 1774 an das Gymnasium in Mietau als Professor der griech. Sprache berufen. Durch Heynes Veranlassung erhielt er nun — noch nicht 30 Jahre alt — diesen Ruf als ordentl. Prof. d. Theol. in Göttingen und kam hier Ostern 1776 an. Hier blieb er 9 Jahre und gieng dann Ostern 1785 als Oberhofprediger und Generalsup. nach Gotha. Aber er fand dort nicht, was er suchte, und nahm 1788 die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths in Hannover an.

** Bisher ungedruckter Brief Herders in den Acten der theol. Facultät zu Göttingen.

sind und seyn werden, noch Zweifel unterworfen. Ohne alle Accidentien der Predigerstelle und Superintendentur habe ich hier im wohlfeilen Bückeburg 600 Thaler baar, daneben grosse, bequeme Wohnung, freies Holz, Gärten, andre Emolumente des Predigtamts in kleinen Städten. Im theuren Göttingen bin ich, ohne alle diese Beihülfe und Vortheile mit kaum eben so vielem Gehalt, auf die Hälfte hinuntergesetzt und kann, zumal im Anfange bei theologischen Vorlesungen, die am wenigsten bezahlt werden, auf ausserordentlich grossen Nebenersatz nicht rechnen.

Jeder Aufbruch von Ort und Stelle mit Haushaltung und Familie, jedes Etablissement an einem neuen Orte ist, auch ohne Reisekosten zu rechnen, schon Verlust: müsste ich nun, der an sich arm ist und nie reich seyn wird, mit Zubüssungen anfangen: wie dann mit meiner Familie zu bestehen? wie, da ich hier würklich höher placirt bin, es bei ihr zu verantworten? zumal auch bei Fortrückung der Stellen die Verbesserung nichts gewisses ist, wenigstens ich davon nichts weiss.

Das edelste, grossmüthigste Ministerium in Deutschland hat also zuviel Gnade, als dass es Aufopferungen der Art begehrte; wie ich dem ganzen Bau meiner Seele nach zugleich versichern kann, dass ich nie als habsüchtiger Supplikant mich um solche und solche Erhöhungen meines Gehalts kleinfugig zu bestreben wünschen werde. Vielleicht sind Vortheile oder Aussichten bei der Stelle, die ich nicht weiss, und sodann wäre die geneigte Belehrung E. Wohlg. darüber vielleicht schon Befriedigung; oder — ich kann mir von der edeln Billigkeit eines Königl. Hannöverisch-Brittischen Ministeriums nichts leichter denken, als dass es, den es in seine Dienste ruft, nicht zurückdienen zu lassen, geneigt ist. Eine freundschaftlichgütige Vorstellung hierüber von E. Wohlg. wäre gewiss von grosser Würkung. Um Alles wünschte ich nicht, dass ich mit Allem, was ich gesagt, das fernste Hinderniss zu meiner Stelle hätte vorschieben wollen. Das Innere des Rufs erkenne ich so sehr für meine Bestimmung, dass ich, wenn auch keine meiner Vorstellungen Gehör fände, mich noch entschlösse. Elender Theolog, der nach dem Irdischen allein seine Bestimmung und Wahl abmässe!

Ich überlasse mich also überhaupt in der ganzen Sache der freundschaftlichen Leitung und Wahl Euer Wohlgeboren mit offner Zuversicht, und würde noch die etwas verspätete Antwort bestens zu entschuldigen suchen, wenn es mir durchaus möglich gewesen wäre, eher zu antworten.

Mit wahrster Hochachtung und Ergebenheit beharrend

Euer Wohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

Bückeburg d. 2. Sept. 775. Herder.“

Brandes antwortete darauf am 15. Sept., dass er beim Ministerio die Erhöhung seines Gehaltes auf 660 Thaler durchgesetzt hätte, und dass ihm 150 Thlr. Reisekosten bestimmt wären. Das Hannoversche Ministerium übersandte nun am 19. Sept. die Angelegenheit zur Entscheidung an den König Georg III nach London mit folgendem Schreiben:* „Ew. Königl. Maj. haben auf unsere unterthänigste Anzeige von dem Abgange bei der theologischen Fakultät zu Göttingen und besonders des Universitätspredigers Mutzenbecher uns gnädigst zu erinnern geruhet, der Wiederbesetzung solcher Stellen uns eifrigst angelegen seyn zu lassen. Unsere darauf ohnehin gerichtete tiefste Verpflichtung hat sich daher schuldigst verdoppelt, sowie die Nothwendigkeit davon seitdem noch dadurch vermehret worden, dass der Professor Less, als erster Universitätsprediger, seiner Gesundheitsumstände wegen von dem Predigtamte enthoben zu seyn nachgesuchet, und wir solches aus begründeten Ursachen ihm nicht versagen mögen. Wir haben uns also überall nach einem Mann umgehöret, der nicht nur zu sothaner Universitätspredigerstelle die Erfordernisse besitze, sondern auch zugleich im Stande sey, eine Lehrstelle in der theologischen Fakultät mit Ruhm zu bekleiden. Wir vertrauen, solchen nunmehr in der Person des zeitigen Konsistorialraths und Hauptpredigers Herder zu Bückeburg aufgefunden zu haben, indem derselbe sowohl im Predigtamte, als auch in den Haupttheilen der theologischen Wissenschaften sich einen besondern Ruf erworben und seine grosse Gelehrsamkeit in

* Acte der theol. Facultät in Göttingen.

vielen Schriften zu Tage gelegt hat. Es ist auch derselbe, auf den ihm vorläufig geschehenen Antrag einem Rufe zu folgen bereit, und nur von ihm vorgestellet worden, dass, da wir ihm zu einem höhern Gehalte als 600 Thlr. nicht Hoffnung machen könnten, er sich dabei in seinen Umständen verschlimmern und also von Ew. Königl. Maj. Gnade noch einige Verbesserung erbitten müsste. So sehr wir uns in allen Stücken auf den uns vorgeschriebenen Universitäts-Etat beschränken, so wünschen wir doch den Mann nicht aus den Händen zu lassen und zufrieden gestellt zu sehen, und sind daher auf den devotesten Vorschlag gerathen, ob Ew. Königl. Maj. ihm nicht etwa die Besoldung auf 660 Thlr. gnädigst zu erhöhen und uns zu authorisiren geruhen wollen, dass wir ihm unter diesem Gehalte den Ruf zum vierten *Professore theologiae ordinario* und Universitätsprediger zufertigen mögen. Wir erbitten darüber allerhöchste Entschliessung und ersterben“ u. s. w.

Indessen hatten aber Herders Gegner mit ihren Zweifeln an dessen Orthodoxie beim Könige durchzudringen gewusst, so dass dieser das Ministerium beauftragte die gemachten Einwendungen zu erwägen und darüber Bericht zu erstatten. Der Erlass des Königs vom 3. Oct. 1775 lautete:* „Georg III. von Gottes Gnaden etc. etc. Unsern wohlgeneigten und gnädigsten Willen zuvor. Wohlgeborne, Edle Veste, Räthe und liebe Getreue. Es gereichet Uns die Sorgfalt zum gnädigsten Wohlgefallen, mit der ihr euch angelegen seyn lasset, den Abgang zu ersetzen, den die theol. Fakultät zu Göttingen bisher erlitten hat, und dabey zugleich ein solches *Subjectum* ausfündig zu machen, wovon mit Grund erwartet werden könne, dass damit die erste Universitäts-Predigerstelle, welche zu *resigni*ren von euch dem *Professori* Less aus begründeten Ursachen nicht hat versaget werden mögen, nach Würden besetzet seyn werde. Nun ist Uns der Bückeburgische Consistorial-Rath Herder, den ihr zu Erreichung dieses doppelten Zwecks in Vorschlag bringet, als ein solcher Mann beschrieben, dem es zwar an der erforderlichen Gelehrsamkeit nicht fehlet, an dessen Orthodoxie und Gemüths-Eigenschaften aber vielleicht wohl

* Acte der theol. Facultät in Göttingen.

etwas auszusetzen seyn möchte. Wie aber, zumahl bey den jetzigen *irreligieus*en Zeiten und der unter der Geistlichkeit selbst immer mehr überhandnehmenden freyen Art zu denken und zu lehren, bey der zu treffenden Wahl nicht genug Behutsamkeit angewandt werden kann, damit die reine Lehre auf Unserer Universität Göttingen auf keine Weise einiger Gefahr ausgesetzet werde; als werdet ihr von dem Grund oder Ungrund jenes Gerüchts annoch nähere Erkundigung einzuziehen bemühet seyn, wie auch anderweit überlegen, ob nicht vorbesagter Consistorial-Rath, falls Wir euch annoch *authorisir*en sollten, ihm die *Vocation* zugehen zu lassen, dasjenige, was ihm die *Collegia* einbringen werden, mit in Anschlag zu bringen, und daher mit dem ihm angebotenen Gehalt von 600 Rthlr. sich zu begnügen wohl Ursach haben werde. Wornächst Wir eures weitern Berichts gewärtigen wollen" u. s. w.

Das Hannoversche Ministerium wandte sich hierauf am 1. Nov. 1775 an die theologische Facultät in Göttingen und verlangte deren Gutachten. „Wir wünschen," schreibt dasselbe,* „aus gewissen Ursachen, darüber versichert zu seyn, ob der Konsistorialrath Herder zu Bückeburg in seinen herausgegebenen Schriften Lehrsätze behauptet habe, welche der reinen Lehre unserer Kirche entgegen laufen, und ihm mit Grund eine Heterodoxie zur Last legen können. Da wir nun sowohl eurer Einsicht als billigen Denkungsart in diesem Punkte völlig vertrauen, so haben wir die Frage zu eurer pflichtmässigen Erwägung verstellen und euer Bedenken darüber vernehmen wollen. Ihr werdet jedoch dieses bloss auf die Orthodoxie beschränken und, wenn ihr dagegen etwas mit Grunde anzugeben findet, die dahin zu deutenden Sätze aus den Schriften des Mannes selber in ihrem wahren Zusammenhange aufstellen" u. s. w.

Die theologische Facultät berichtete darauf in unbestimmter und unentschiedener Weise am 9. Nov. an das Ministerium:**

„Eurer Hoch- und Hochwohlgebornen Excellenzen durch das gnädige Rescript vom 1. d. M. uns ertheilter Befehl, die Frage:

---

* Acte der theol. Facultät in Göttingen.

** Acte der theol. Facultät in Göttingen.

> Ob der Consistorialrath Herder zu Bückeburg in seinen herausgegebenen Schriften Lehrsätze behauptet habe, welche der reinen Lehre unserer Kirche entgegen laufen und ihm mit Grund eine Heterodoxie zur Last legen können?

in unsere pflichtmässige Erwägung zu ziehen und unser Bedenken darüber an Eure Excellenzen unterthänig einzusenden, leget uns eine Pflicht auf, deren Erfüllung mit solchen Schwierigkeiten verbunden, dass wir solche gleich im Anfang unserer unterthänigen Beantwortung vorzutragen die gnädigste Erlaubniss uns erbitten.

Einmal hat der Consistorialrath Herder noch sehr wenige in die Theologie einen Einfluss habende und gar keine eigentlich dogmatische Schriften herausgegeben: woraus diese Unbequemlichkeit entstehen muss, dass die einzelnen, zerstreuten und ohne Verbindung mit anderen vorgetragenen Lehrsätze sich nicht mit Sicherheit beurtheilen lassen, ob und in wie weit sie mit dem Lehrbegriff unserer Kirche übereinstimmen oder nicht. Dazu kommen aber die ohnehin bekannte, dem Consistorialrath eigne Art, sich auszudrücken, die daher entstehende Dunkelheit der Sätze selbst, dazwischen laufende Widersprüche derselben gegen einander, und Mangel einer genauen Ordnung, durch welche sonst ein Satz den andern erkläret.

Aus dieser Quelle fliesset dieses, dass wir uns nicht getrauen, bey einigen besonders auffallenden und anderen bedenklichen Sätzen oder Ausdrücken den wahren Verstand des Verfassers mit Gewissheit anzugeben: viel weniger zu behaupten, dass er den Zusammenhang mit anderen Lehren und die darauf gebaueten Folgerungen vorher eingesehen, und diese mit jenen entweder zu verbinden, oder von ihnen zu trennen, die Absicht gehabt, ohne welche zuverlässige Voraussetzung sich solche Sätze weder als orthodox, noch als heterodox, wenigstens nicht ohne vorhergegangene, jedem Schriftsteller billig zu überlassende eigne Erklärung, entschuldigen oder verwerfen lassen. Unter den Schriften des Cons.-R. Herder ist die älteste Urkunde des Menschengeschlechts in der That in einem solchen Ton geschrieben, dass wir es im Ganzen nicht zu verstehen aufrichtig bekennen müssen. Der grösste

Theil ist historisch und insofern ausser der Frage gesetzt. Da aber doch zugleich eine, uns eben unverständliche Erklärung der Mosaïschen Schöpfungshistorie geliefert werden soll, und dabey zum ersten Grundsatz geleget worden, dass diese im *sensu allegorico* zu nehmen, so würde dieser letzte Satz in so fern von uns getadelt werden müssen, als er der eignen Erklärung der Schrift entgegen stehet, welche immer den *sensum historicum* voraussetzet; da er aber diese Verbindung der Geschichte mit anderen Schriftstellen gar nicht berühret, so können wir auch nicht gewiss urtheilen, ob er diese eingestehet oder ableugnet, mithin ob er hier von unserer gewöhnlichen Lehre von der Schöpfung abweiche oder sie demungeachtet genehmige.

Im Gegentheil enthalten wir uns ebenfalls, dessen in den Provincialblättern gegen einige Berlinische Theologen gethanen Aeusserungen zu loben oder zu tadeln, aus eben dieser Ursache, weil sein Vortrag der dogmatischen Lehren weder vollständig noch bestimmt noch helle genug ist, um uns in Stand zu setzen, sein ganzes System zu übersehen, welches bey den Streitigkeiten, in welche jene Schrift einschläget, ganz unentbehrlich ist. Die neueste Schrift über die beyden Briefe Jacobi und Judä ist von eben der Beschaffenheit. Die Behauptung, dass Jacobus und Judas keine Apostel gewesen, und doch ihre Briefe, wie die anderen apostolischen Briefe im neuen Testament von Gott eingegeben, scheinet auf der einen Seite dem gewöhnlichen und gründlichen Beweis von der göttlichen Eingebung der apostolischen Briefe zu widersprechen, auf der andern deswegen anstössig, weil kein anderer Grund, warum diese Briefe ein göttliches Ansehen haben, angegeben worden; aber eben das Stillschweigen von jenem Beweis und die Behauptung selbst, dass die Briefe kanonisch sind, lassen jeden Leser im Zweifel, ob der Verfasser den Lehren unserer Theologen von der Eingebung beytrete oder nicht.

Diese Beyspiele von Herderschen Sätzen haben wir nur zum Beweis anführen wollen, dass wir ein bestimmtes Urtheil über sie, ohne Gefahr zu irren und durch ein solches Irren entweder selbst der Wahrheit oder der Liebe zu nahe zu treten, nicht fällen mögen; zweiflen indess auch nicht, dadurch Eurer

Excellenzen gnädigsten Befehl gewissenhaft und pflichtmässig zu erfüllen. Erbitten uns aber die Erlaubniss, Eurer Excellenzen hohen Gnade uns in tiefer Ehrfurcht zu empfehlen und verharren in den devotesten Gesinnungen" u. s. w.

„*Decanus*, *Senior* und übrige *Professores* der theologischen Fakultät hieselbst
Chr. Wilh. Franz Walch, *D.*,
d. theol. Fak. z. Z. Dechant."

Das Ministerium berichtete darauf am 17. Nov. an den König*, dass es nimmermehr Herder würde vorgeschlagen haben, „wenn vorhin das mindeste Bedenken gegen seine Orthodoxie vorgekommen wäre und wir nicht vielmehr aus guten Zeugnissen und verschiedenen seiner Schriften, besonders einer von ihm herausgegebenen Widerlegung einiger von Berlinischen Theologen verbreiteter neuen Lehrsätze uns solcherhalb versichert halten müssen"; dass die theologischen Facultät in Göttingen über die Rechtgläubigkeit Herders kein bestimmtes Urtheil hätte fällen, aber auch keine Heterodoxie nachweisen können, und es gab nun anheim: „dass eben die theologische Fakultät, bei einem etwa überhaupt für die noch nicht öffentlich examinirten Universitätsprediger festzusetzenden Colloquio, besonders in Ansehung der Glaubenslehren sich mit ihm näher einlassen und dann ein bestimmteres Urtheil abgeben sollte." Worauf dann der König durch Rescript, St. James den 4. Dec. 1775, verlangte: „Wir wollen also, ehe Wir Uns über seine Vocation entschliessen, das *Colloquium*, dessen ihr erwehnet, vor sich gehen lassen und von dem sodann von der Fakultät gefällten Urtheil euren weitern Bericht gewärtigen."

Herder harrte indessen mit Aufregung und Missmuth auf Entscheidung. Seine Frau meldet am 18. Nov. 1775 an Gleim**: „Der Ruf nach Göttingen ist noch nicht an meinen Mann gekommen; seine Feinde haben Wege an den König gefunden, das nun die Sache noch aufhält. Das Ministerium gedenkt aber zu siegen, wenn die gute Sache siegen soll. Wir sind ruhig." Und Heyne schreibt an Herder am 4. Sept.:*** „Wären wir

* Acte der theol. Fac. zu Göttingen.
** Von u. an Herder I, 45.
*** A. a. O. II, 183.

wiederum ein, zwei Jahre zurück, so hätte Ihre Berufung alle Stimmen vereinigt. Aber jetzt entstanden natürlicher Weise Schwierigkeiten und Widersprüche. Man fürchtet für die Ruhe von Göttingen, denn die, die Sie beleidigt haben, werden aufgebracht werden, und wer stehet für Ihr ferneres Betragen gegen sie? Auf der andern Seite die Orthodoxen in allen Ständen, wie viele Besorglichkeit haben die nicht? und die, welche nicht orthodox sind, fürchten doch die Lebhaftigkeit Ihrer Einbildungskraft." — „Wer mit den Orthodoxen anbindet", schreibt Heyne später (21. Dec.) an Herder*, „wer ehrgeizige, stolze Menschen beleidigend angreift, muss sich auf Alles gefasst machen."

Und Herder schreibt voll Unmuth im Nov. 1775 an seinen Freund, den bekannten Königl. Leibarzt, Hofrath Zimmermann in Hannover**: „Die Sache ist mir leid für die, die es angefangen haben und die damit befasst sind und die Mühe meiner Prüfung und Rechtfertigung haben. Ging's offen, so müssten meine Ankläger öffentlich erscheinen und mir die Sätze meiner Heterodoxie vorrücken, dass ich sie beantwortete und mich darüber erklärte. Die ärgsten Ketzermeister, Hochstraten z. E. zu Reuchlins und Luthers Zeiten konnten und dorften's nicht anders machen; jetzt macht man's nicht so. Man schleicht in Kabinette, gibt Dolchstiche mit unsichtbaren Händen. In den Haufen soll ich hin! — Wahrlich, ich fühle das Scharfe der Schickung, und eben weil ich offenbare Schickung fühle, bin ich höchst ruhig. Um mein Aus- und Fortkommen bin ich noch nie unruhig gewesen: da werden wohl Leute für mich sorgen, die auch unorthodox sind wie ich. Orthodoxie! du elendes Wort, du jämmerliche Wachsnase! am meisten gemissbraucht von denen, denen Sinn und Kraft versagt ist, im Geist

---

* A. a. O. II, 187.

** Ueber Zimmermann und seine Freundschaft mit Herder vergl. das soeben erschienene Buch: „J. G. Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Gessner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, Herder und G. Forster. Von Eduard Bodemann. Hannover, Hahn'sche Buchhandl. 1878", worin die vollständigen, bisher ungedruckten Briefe Herders an Zimmermann, aus denen hier die Auszüge.

Christi und Luthers nur orthodox seyn zu können, zu wollen, zu mögen! Was liessen sich für Prüfungen einer orthodoxesten Universität anstellen, wo Michaelis Grundstein und Bibelerklärer, und die Herren W. C. M.* die Pinselpfeiler der Orthodoxie sind! *Hem! cheu! ohe! ecce!* Aber das Jahrhundert spielt mit Dünsten und wird von ihnen betrogen! Lass es!"** — Und einige Tage darauf schreibt er demselben: „Sie werden gehört haben, wohin das Schicksal die Sache mit mir gespielt! wie's die Karten gewechselt! — Sey's, um so freier gehe ich hin und suche nichts als das, was ich suchen soll! Die Sage geht, dass das Königswort über's Meer her zurück seyn soll — an mich noch nicht — woher das? Sind etwa neue Felshöhen und Maulwurfshügel? Artig! und ich wäre dabey tief ruhig! — Wenn sie nicht sind, wollt' ich doch, dass es käme. Ich kann hie nichts eher machen, *age quod agis.*"

Am 17. December (1775) theilte dann Brandes Herder jene Entscheidung des Königs mit, wonach seine Berufung erfolgen sollte, wenn er erst sich einem Examen oder Colloquium bei der Göttinger theologischen Facultät unterzogen hätte. Ueber diese Zumuthung aber, sich als Superintendent und Consistorialrath noch einem Examen oder Colloquium unterwerfen zu sollen, ward Herder empört; höchstens wollte er sich auf ein schriftliches Colloquium einlassen, welches allein mit seiner Ehre und Stellung verträglich wäre und ihn gegen die etwaigen Entstellungen seiner Gegner sicherte. Zimmermann schrieb gleich am 19. Dec. „durch einen Expressen" an Herder, um ihn zu hindern, dass er nicht „in gerechter Indignation etwa auf der Stelle einen Schritt thäte, der für seine

* Walch, Chappuzeau, Miller?

** Fr. Nicolai schreibt an Merck, Berl. d. 28. Dec. 1775 (Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder etc. Herausgeg. von K. Wagner. Darmst. 1835, S. 79): „Also Herder will die Orthodoxie in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herren der Fakultät wollen sie nur in Syllogismen vorgetragen wissen und protestiren fein. Das ist Geld werth! In der That, wenn ich mir vorstelle, dass Herder mit Walch über Theologie redet, so müssen sie beide entweder als zwei Auguren über einander lachen, oder es wird ein Gastmahl des Fuchses und Storches daraus."

ihm innigst ergebenen Freunde schmerzlich wäre", und schlug ihm in Uebereinstimmung mit dem Minister v. Bremer, dem Hofrath Brandes u. a. vor: dass er, anstatt sich zum Colloquio zu stellen — welches auch dem Minister v. Bremer ein Aergerniss wäre — lieber Doctor der Theologie zu Göttingen werden sollte; alle Kosten wollte man ihm erstatten. „Wir sind gewiss," schrieb Zimmermann, „dass Sie Professor werden, wenn nur erst die orthodoxen Theologen Sie zum Doctor gemacht haben."

Herder antwortete darauf am 21. December:* „Ihr Brief ist von Freundeshand, von einem mildernden, besänftigenden Engelsmanne geschrieben, aber aus den Bedingungen wird nichts. Sie sind niedrig und ich werfe sie mit Verachtung zurück, selbst bis auf den Gedanken, jetzt einem Königl. Ministerium, das mir frei es angetragen, auf so etwas nur antworten zu sollen. Ich wollte und kann Doctor der Theologie werden, aber frei! wo ich's will! und nicht als Burschenbedingung: ich muss erst den Ruf haben, bis ich's werde.

Aus dem Colloquio wird nichts. Es ist kein Antrag für einen Mitlehrer, einen Professor. Es ist schimpfliche Hänselei oder Falle. Fühlen Sie das nicht? Für mich, nach dem Antrage, einem freien Antrage und vor der Vokation kann kein Gesetz gemacht werden: und das Ministerium konnte den Vorschlag nicht thun, ohne mich zu befragen. Kein edler Mensch mit Othem in der Nase kann's sich gefallen lassen, wenn er den Geist, den Sinn, die schimpfliche, erniedrigende Absicht des Allen siehet. Und wenn die ganze kukullirte Fakultät mich bei ihrer Hänselei richtig fänden — Elender! der auf solche Bedingungen ihr Mitlehrer geworden — selbst examinirter Lehrbursch derer, die er Alle — — Entweder war ich des Professorats fähig und werth, da man mich anfrug, oder nicht. Ist das, warum trug man mir's an? Jenes und Alles ist Schimpf, was darüber gesagt werde, Schimpf vor Deutschland!

Dies muss ich sagen und dem Ministerio mit Indignation — wiewohl unterthänigst — sagen; nur allein die Indignation

---

* Vgl. Note ** S. 73.

schützt mich. Fühlst Du nicht, Zimmermann, wie ich jetzt bei Ja und Nein vor ganz Deutschland leide? Hohngelächter werde vor meinen Feinden? Ich will nach Hannover: ich will, wenn ich's soll, den König sehen; aber Colloquium, Examen, Doctorhänselei als *conditio sine qua non* — nichts! Lieber Dorfpriester und Organiste. Ich war Consistorialrath in Bückeburg, da man mir's antrug: ich bin Superintendent in Bückeburg jetzo, da man mir so etwas anträgt. Ich erniederte mich und werde Professor mit niedrigerm Solde. Man macht mich zum Lehrknaben und trägt mir hinten nach schimpfliche Bedingungen an. Ich bleibe was ich bin und über das, dass man mich, einen Fremden, der ruhig sass, also der Welt darstellt, dass Vor- und Rückwärtsgehen Gelächter macht, muss ich mich, so laut, öffentlich, deutlich und vernehmlich, als ich kann, schützen.

Fühle Dich aus Deinem Zirkel heraus, Königl. Grossbritannischer Leibarzt, und sei Herder! Du müsstest es mir, und wenn ich das Königl. Ministerium künftig um eine Pfarre anflehen sollte, rathen! mich ewig verachten, wenn ich auf solche Bedingungen (hinten nach von Feinden und Schurken angegeben und von Schwachen gebilligt) Papst zu Rom ward!

Herder.

Uebrigens in gutem Wohlseyn und ruhig, wenn mich auch das 80. Jahr erschliche da wo ich jetzt bin! Es wird mich aber nicht erschleichen, und — hoffen's zu Gott — auch nicht hier: wenn ich erst über Göttingen Ehrenerklärung vor ganz Deutschland habe."

Und acht Tage darauf schrieb Herder an Zimmermann, als dieser mit einer Antwort zögerte:* „Habe ich Sie beleidigt, edler lieber Mann, so vergeben Sie's, aber womit sollte ich Sie beleidigen oder beleidigt haben? Mein Brief war an Zimmermann geschrieben und nicht an eine andre Seele; wie würde ich sonst so schreiben? Auch an Zimmermann war er im Augenblick des ersten Stroms, der mich von beiden Seiten erstaunend in die Mitte nahm. Brandes' Brief hatte ich noch nicht gesehen; ich sollte und wollte erst eine halseilige

* Vgl. Note ** S. 73.

Sache enden, dazu ich noch einen Tag brauchte und siehe! da kam der Bote, nun musste ich lesen. Hofrath Brandes redete von nichts als Examen (Colloquium brachte er einmal als so gleichlautend mit an), sprach von einem Gesetz, das zu machen für gut befunden, wornach künftig sich Alle würden richten müssen, wozu ich als Universitätsprediger (Eia grosser Titel!) verbunden sey, sprach von alle dem mit so dürrer Gewissheit, dass ich nichts dagegen haben könne und werde, dass die Sache so beschaffen, dass mit mir keine Ausnahme etc. Das ärgerte mich doch tief in der Seele. So spricht der! als Freund! als Ueberreder! und wie werden Andre sprechen! — Und so offenbar falsch und widersinnig! Welcher Professor, Schulrektor und Schulkolleg wird je von andern Orten herkommen, sich in Göttingen examiniren zu lassen, ehe er und als Probe ob er den Ruf empfange? — Ich sage Ihnen das nicht, liebster Freund, um Brandes im mindesten anzuschuldigen (er hat's gut gemeint und jeder Mensch hat schon seinen Styl in der Welt), sondern mich zu entschuldigen und Ihnen einen Wink zu geben, wie ich seinen Brief habe beantworten müssen (denn vom Ministerium habe ich kein Rescript so itzt als bei der Designation erhalten: Brandes ist das Ministerium ganz, und er ist es ja auch so würdig zu vertreten), ihm habe ich also (ohne dass ich Ihrem Urtheil vorgreife) kaum anders antworten können. An Hr. v. Br[emer], dem ich als meinem Vater die Hand küsse, habe ich anders geschrieben, aber in der Sache dasselbe, denn ich wiederhol's, ich sehe noch keinen Grund in dem Abgrunde auf solche Weise. Wer leistet mir die mindeste Bürgschaft, ob ich mit meinem Colloquium oder Examen durchdringe? ob nicht vielmehr, da die Leute das Heft in die Hand bekommen, sie sich nicht auf den Thron schwingen „„wohlan! wir wollen's zeigen!““ So lange ich also nicht im mindesten weiss, was und mit wem colloquirt werden soll, muss ich in dem Dunkel das Aergste vermuthen, und es wäre unsinnige Thorheit, mich und mein Amt und meine Freunde mit so etwas zu schänden. Ich bleibe noch immer dabei: das Ministerium handle ungerecht, mir so etwas vorzuschlagen. Ein Ankläger muss offenbar vortreten, sonst ist er ein Verleumder, und noch minder muss der An-

geklagte dem dunkeln Verkläger in die Hände geliefert werden, sonst ist er hin und das Ministerium stehet sich, wenn's meine Sache betreiben will, selbst damit im Lichte. Es vergibt sich, wenn der Schritt misslingt, Alles, und ich begreif's nicht, wie man das nicht beherzige? Es macht meine Feinde zu Richtern, sich zum Beklagten und mich, einen Fremden, Unschuldigen, der ja mit Göttinger Fakultät nichts als durch diesen Antrag zu thun hat, zum Opfer. Es ist auch ordentlich gegen alle Beziehung. Was habe ich für Bedürfniss oder Geschäft in Göttingen, ehe ich Ruf dahin habe? Ich werde ja ein Ueberläufer, ein Bettler des Rufs auf unwürdigen Wegen (und welches Rufs? ist's der Mühe werth, nach Göttingen zu wallfahrten nach solcher Krone?); wie kann ich damit vor meinem Land und Landesherrn auch nur in einer Sylbe erscheinen? Und wenn doch nichts d'raus wird (die Exkretionen des Teufels sind immer schwarz), wie dann? — Und kurz, lieber Zimmermann, wenn Alles daraus würde, so kann ich nicht. Aber die andre Weise, die ich vorgeschlagen, ist gerecht und edel und billig für beide Seiten, und die einige, die der König wollen und mir antragen kann. Dabei bleibt Ankläger, Angeklagter, Richter, wer jeder ist: und nun werden sie gewiss vorsichtiger gehen. Was des Hr. v. Br[emer] Exc. in ihrem Briefe zu erreichen streben, wird damit erreicht: meine Ehre gerettet und die Ehre der theol. Fakultät nicht gemindert. Die Gegnerei derselben kann ja auf solchem Wege rechtmässige Vorsorge vor Gott und sein Katheder heissen, sie können ja bescheiden fragen, ich will bescheiden antworten und verspreche es auf's heiligste (denn bei Gott! es war mein Vorsatz, eher zu sterben als in Göttingen zu zanken): die Frage und Antwort darf ja darum noch nicht vor den Augen der Welt erscheinen (ob ich gleich immer so schreiben werde), sondern Ehre dem Ehre gebührt, sie behalten ja damit vor'm Könige von Grossbr. und seinem Ministerio den Vortritt. Ich verspreche Alles, wiefern es an mir liegt, auf solche Art in Gleis zu bringen, will sodann, wenn sie bescheiden gefragt haben, sogleich an Miller, den ich persönlich kenne, privatim schreiben, wenn ich soll, auch an Andre, und wie viel ich kann Freundschaft zu stiften suchen.

Soll's seyn, so will ich denn (*cum exsequiis rite perfungendis*), aber abwesend den Doctorhut in Göttingen oder anderswo holen (nichts leichter als dies!), und so hätte sich ja das Ministerium nichts vergeben, sondern wenn auch nun Alles zurückginge, bleibt jeder sitzen wo er ist.

Stellen Sie, edler, durchdringender Mann, diese Gründe, Ursachen und Mittel vor, wo und wie stark Sie können, insonderheit das Unbillige und einseitig Aufopfernde des gegenseitigen Weges. Ich glaube, im Ministerium ist noch Einer im geheim mir entgegen, dass die Sache also läuft, oder wenigstens ist ihnen ihre Fakultät so Ein und Alles, dass sie (den Willen des Königs ja übertreibend) den andern Theil aufopfern mögen, und dazu sehe ich keinen Grund. Die Wagschale richtig gestellt kann nicht anders als meinen Vorschlag geben, das andre sind dunkle Wege, die so öfter trügen, als sie leider öfter gebraucht werden — vor'm hellen, einförmigen Wege der Wahrheit. Bin ich unwürdiger Professor, wehe mir, wenn ich mich eindoctorn oder eincolloquiren wollte; bin ich's nicht, Professorat ist Amt und keine Haube. Der Kläger muss offenbar sagen, was er gegen den Menschen in Amt und Stelle, der dies Amt bekommen soll, hat, oder schweigen, und der Verklagte sich vor'm Richter verantworten dürfen, nicht dem Stockmeister übergeben werden, dass er ihm thue was Recht ist. O dass sich eine Brust fände, die das so laut und lebendig spräche! Brandes wird's nicht, sein Doctorat hat ihn übernommen. Thun Sie's, edler, gerechter Zimmermann; Du dienst nicht Deinem Freunde, sondern der Anständigkeit, Billigkeit, Wahrheit, ja dem Könige und Ministerio selbst, so viel ich begreife. — — Ueber Jakobus und Judas haben die * * gerade das Gegentheil gesagt oder verstanden, was ich bewiesen: ich habe zween Briefen ihr ursprüngliches Ansehn vindicirt, das sie bisher bei Wenigen, selbst in den Augen Luthers nicht hatten und das alle fahlen Hypothesen jener ihnen nicht geben können. Die Leute sehn aber von Allem das Gegentheil. — Wie es indess sey, werde ich's nie zu orthodoxen Protestationen kommen lassen, sondern denke summarisch zu reden. Die Zeit ist vorbei, da man mit dem Kopfe in der Hand zu Concilien wallfahrtet, in die trepanirten Schä-

del Orthodoxie und Vergebung zu empfangen; jetzt trägt Jeder seinen Kopf und Orthodoxie bei sich. Ich kann und will sagen: ich bin orthodoxer als sie! ich habe Luther ganzer und inniger gefühlt und erkannt, als alle die mögen.* — In meinem Lande, können Sie denken, wie ich bin, da das dumme Gerücht von meinem Ruf nach Göttingen so albern *pro* und *contra* schwatzt. Ich mache mir nichts daraus, bin aber in sonderbarer Mislage, dem Grafen so abgestorben, wie er mir. In unglückseliger Stunde habe ich mich mit dem Professorenhandel eingelassen: Gott helfe heraus, und ich weiss, er wird heraushelfen; nur muss ich keine Vorschritte thun, um tiefer hinein zu plerren."

An Brandes schrieb Herder am 26. Dec. 1775:** „In Sommers Mitte meldete mir ein Brief von E. Wohlg., dass ein Königl. Ministerium die Gnade gehabt, mich als Professor der Theologie in Göttingen und Universitätsprediger anzusetzen, und jetzo zu Ende des Jahrs ein anderer, dass ehe ich den Ruf erhalte, vorher ein Colloquium mit der theol. Fakultät in Göttingen nöthig sey.

Bereitwillig jeden Wink eines Kgl. Ministeriums in Absicht des Rufs, dazu ich designirt bin, als Pflicht zu erfüllen, scheinet mir gedachtes Colloquium mit meiner gegenwärtigen Stelle noch unvereinbar. Nicht nur eine Reise von der Art machen mir Geschäfte eines dreifachen Amts hieselbst unmöglich, sondern es würde mir selbst und Jedermann fremde Pflicht scheinen, in die ich mich (wie es so lange schon das müssige Geschwätz von meinem Rufe gewesen) zum Nachtheil und Anstoss meiner gegenwärtigen Stelle eindränge. Zudem bekäme ein Colloquium mit der theol. Fakultät in Göttingen im Munde Anderer einen ganz andern Namen, den ich selbst zu nennen und hierher zu schreiben unwürdig finde: und ich würde durch

* An Lavater schreibt Herder am 30. Dec. 1775: „Seine (Luthers) Schriften und sein Leben bis auf die kleinsten Umstände sind mein Labsal. Ich glaub', ich kenne und liebe Luther inniger, als der Haufe seines orthodoxen Nachfolgerviehes, die mich mitunter *suspicione quadam* für Ketzer halten."

** Bisher ungedruckter Brief.

einen solchen Schritt nur Hohngelächter meiner Feinde, wie meinen Freunden und mir selbst Vorwurf und Schande. Ueberdem, worüber sollte ich colloquiren? mit wem? wem zu gut? — Kann ein späteres Gesetz einen Fremden in anderweitigem Amt und Stelle verbinden, dem ein Königl. Ministerium seine Stelle frei und ohne solche Bedingungen antrug? — Aber dem Befehl eines Königl. Ministeriums ein Genüge zu leisten ist ein andrer, ungemein edlerer, freierer und aufklärenderer Weg übrig: schriftliches Colloquium nemlich über die Punkte, darüber ein Kgl. Ministerium Aufschluss wünschet. Geschehe mir die Gnade, dass ich die Fragen und Punkte weiss, über die ich mich erklären oder mit der Fakultät in Göttingen besprechen soll, und ich freue mich darauf, nicht als auf eine Sache des Brods oder Amts, an deren keinem ich Mangel leide, sondern der Ehre, der Pflicht, der Wahrheit. So erscheine ich nicht im Dunkeln, wo kein Auge des Colloquenten Absicht oder Waffen in der Hand siehet, sondern am Tage der Welt, *par cum paribus*, der designirte Professor mit Mitlehrern und Professoren, vor'm Könige von Grossbritannien, einem Kgl. Ministerium und wenn's seyn soll, vor'm Publikum selbst, als Richtern.

In einer Sache der Ehre und des guten Namens, in einer für den Werth und die Nutzbarkeit meines Amts theuern und unentbehrlichen Sache, verspreche ich meiner demüthigen Bitte gnädige Erhörung. Des Königs von Grossbr. Majestät und Höchstdero Königl. Ministerium sind allzu gerecht, als dass sie einen Fremden durch freien Antrag ihrer Gnade in den verlegnen Miston setzen wollten, in dem jetzt Alles von Kopenhagen bis zu den Graubündtern und von Lievland bis nach England zu, ohne meine Veranlassung von mir spricht und horchet. Oeffentliche Schriftunterhaltung klärt Alles auf, bringt Alles zum Ende und die ruhige Unschuld tritt auf, selbst wo der Gegner Name Legion hiess."

In noch erregterer und heftigerer Sprache schrieb Herder an seinen Freund Heyne Ende Decembers 1775:* „Aus der Reise nach Göttingen, aus dem mündlichen Colloquium d. i. Examen, wie es auch Brandes nennt, kann nichts werden.

---

* Von u. an Herder II, 188 ff.

Weder meine hiesige Stelle, noch meine Ehre, noch die Sache selbst leidet's. — Die Ehre keines Professors kann's ausstehen, dass er von seinen Mitprofessoren examinirt und als Lehrbursch gehänselt werde, und wenn Hr. Hofrath Br[andes] von einem Gesetz schreibt, dass künftig alle Professoren erst also nach Göttingen reisen sollen, um examinirt und gehänselt zu werden, so weiss ich nicht, welcher Schulkollege sich das gefallen lassen wird, ehe ihm der Ruf wird. — Ich unterwerfe mich dem Befehl des Königs zum Colloquium, aber schriftlich. Mündlich habe ich weder Zeit, noch Pflicht, noch Möglichkeit, noch Anlass, noch Anstand. Aber schriftlich wohlan! Dreimal wohlan! — — Ich habe das Ministerium darum dringend und bestimmt, als um die Sache meiner Ehre und meines guten Namens, mit dem zugleich alle Nützlichkeit aller meiner Aemter wegfällt, und nicht mehr als um eine Sache des Brods oder des Amts gebeten. Werde ich erhört, so wendet's sich besser, und ich antworte, wenn ich gelinde gefragt werde, auch äusserst gelinde, ohne Hass, Neid und mit ganzer Vorsichtigkeit des Herzens; gehe sodann auch alle Wege, die mir jeder neue Schritt darbietet. Jetzt aber kann ich nichts thun, da ich die Leute nicht kenne, so wenig nach der Doctorkappe reisen als nach Mambrins Helm. Wird mir's abgeschlagen, so — (soppliren Sie den Strich wie Sie wollen) — — Es scheint, dass ich nicht nach Göttingen soll, und das ist gut, aber die Sache meiner Ehre soll ausgefochten werden, und da lasset uns nicht nachlassen: ich habe schon oft zu viel daran gelitten; dies wäre der Hauptstoss. Ich muss mit Ehre und Vergütigung heraus, oder — was habe ich gesündigt, dass es dazu kam? Um ein Heterodoxer oder Verwiesener zu werden, auf ein Geschwätz im Weibszimmer? ungehört? vor Deutschland? Und soll mit dem Kopf in der Hand, auf Knien dahin wallfahrten, dass sie ihm Orthodoxie einsalben, einkitten und eindestilliren? — Lasset uns getrost und eifrig streiten über die Sache der Ehre, dass solche Hallunken und Meergrundkratzer nicht siegen! In der Erde würde sich noch mein Leichnam regen, wenn einer sagte: Herder reiste hin und liess sich demüthig examiniren, ob er auch ihres Gelichters und sein A .... schulgerecht sei für ihren Hobel und Peitschwerkzeug.

Lebt wohl, lieber Engels-Melanchthon, mit dem Ihr viel Aehnlichkeit habt in Antlitz und Seele."

In einem Briefe vom 30. Dec. 1775* gestand dann Brandes, dass dem Ministerio die Königliche Antwort auffallend gewesen, da es sonst gewohnt wäre, die Königl. Entschliessung auf gemachte Vorschläge ohne Rückhalt zu vernehmen; entschuldigte aber die Königliche Sorgfalt für Reinigkeit der Lehre auf der Akademie, rieth zur Annahme des Doctorgrades als dem natürlichsten und am wenigsten auffallenden Ausweg, und missbilligte Herders Vorschlag schriftlicher Colloquien, wofern er nicht eine ganze Dogmatik schreiben wollte. Denn bei jenen würde man immer einwenden, dass er über diesen und jenen Lehrsatz seine Meinung doch nicht entdeckt hätte. Die Ausweichung eines mündlichen Colloquiums könnte bei gewissen Leuten noch viel nachtheiliger wirken.

Hierauf antwortete Herder am 5. Januar 1776:** „Mein letzter Brief hatte den angelegensten Zweck, einem Königl. Ministerium unterthänigst zu bezeugen, wie sehnlich ich ein anständiges, freies öffentliches Colloquium — worüber es auch sei, das meinen Ruf nach Göttingen hindere — vor den Augen des Königs oder der Welt wünsche, — es wünsche nicht als eine Sache des Brodes und Lohns, sondern der Ehre, meines guten Namens und der Gültigkeit meines Amts, wo ich es auch führe. Ich konnte in der That meinen Wunsch, meine gerechte Bitte nicht bestimmter und stärker äussern, als ich sie geäussert habe, und Wunderns kommt mir ein schneller Brief E. Wohlgeb.: „„dass, da hier nicht von meiner Geschicklichkeit, sondern von meiner Orthodoxie die Rede sey, wenn es kund würde, dass ich einem mündlichen Colloquio in Göttingen ausgewichen, mir dies beim grossen Haufen vom Publikum, der eben auf mich seitwärts blicke, sehr schädlich seyn könne etc."" *Pro tempore* Prediger der Grafschaft Schaumburg-Lippe, bin ich auf die Augsburgische Confession berufen, und als Superintendent und geistlicher Konsistorialrath gar bestellt, „„über die rechtgläubige Lehre nach den symbolischen

* Erinnerungen a. d. Leben Herders II, 53.

** Original in den Acten der theol. Facultät in Göttingen; bisher sehr unvollständig abgedr. in den Erinnerungen etc. II, 53.

Büchern in diesem Lande zu wachen und Kandidaten und Prediger dazu anzuhalten"": darüber habe ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreue und Gewissen an. Der dunkle Verleumder trete hervor und zeige mich Ketzer; so lang' ist er Verleumder! Verleumder eines fremden Superintendenten, der auf dieselbe Pflicht geschworen, auf die er schwören mag, dessen Treu und Glauben er also im Amte schmähet. Dazu schrieb ich den neulichen Brief und dazu müsste ich, falls seine Bitte keine Erhörung fände, mich an das Königl. Ministerium oder den König von Grossbr. selbst wenden. Es ist die Sache meiner Ehre, meiner Landespflicht, meines guten Namens.

Schimpflich und unpassend hingegen, so viel ich einsehen kann, eine Orthodoxal-Citation nach Göttingen, mit welchem Namen man sie auch decke. Der fremde Superintendent soll, ehe er Amt und Ruf hat, nach einer ausländischen Universität ziehen, die Orthodoxie seines Hirns untersuchen zu lassen! Welche Beziehung hat er mit der ausländischen Universität? wann hat er ihr das Recht eingeräumt, über ihn urtheilen zu können? welch ein Gesetz, welche Veranlassung sollt's ihm zur Pflicht machen, seine Orthodoxie von ihnen, von ihnen!!! stempeln zu lassen? In meinem Lande hat noch Niemand an meiner Orthodoxie gezweifelt; wer in einem andern daran zweifelt, der — sonderbare Anmuthung! — citire mich nicht vor sich, sondern trete auf, mich meiner Ketzerei zu überweisen. Die Zeiten sind vorbei, da man, mit dem Kopf in der Hand, nach Rom wallfahrtete, um sich orthodoxisiren zu lassen, und wenn sie noch wären, so ist Göttingen das Rom schwerlich. Einem sogenannten Colloquio der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquisitorischen Ketzer- und Knabenverhör ausweichen, fein und blöde ausweichen, darf ich also nicht; ich werfe es mit Befremdung von mir; und nicht das Wegwerfen kann mir zur Schande gereichen, sondern das Annehmen würde es: das schimpfliche Unterwerfen unter ein gesetzloses, fremdes, für mich und für jeden Menschen von Werth inkompetentes Gericht von Kirchen- und Ketzermeistern.

„„Aber ich habe noch auf keiner unbescholtenen Universität als Professor gelehrt!"" — und auch auf keiner bescholtenen! Ein Königl. Ministerium wusste dies, ehe es mir den Ruf antrug. Vor 5 Jahren, da ich noch weniger in der Welt bekannt war als jetzt, wurde mir auf einer Streit- und Orthodoxie-berühmten Universität der Ruf als zweiter Professor der Theologie, als Prediger und Superintendens angetragen, den ich aber ausschlug und mich dessen in keiner Zeitung einmal rühmte. Niemand kam's ein, dass ich nicht schon auf einer unbescholtenen Universität gelehrt habe; — käme es allen Universitäten ein, so müssten sie aussterben oder wie Phönixe sich verjüngen. — „„Und noch keine eigentliche dogmatische Schriften herausgegeben!"" Mir Einerlei, wofür man meine Schriften halte; genug, der Zweck von dreien oder vieren ist, Orthodoxie, wahre Theologie herzustellen, gerade dem Strom des deïstischen Jahrhunderts unsrer unrechtgläubigen Theologen entgegen, und vielleicht kommt die Zeit, die da sagt, dass meine undogmatische Schriften dies tiefer und wurzelfester gethan, als hundert Spinnweben von Dogmatiken und verjährten Kalendern. Es ist neu für mich, dass, um orthodox zu seyn, man eine Dogmatik müsse geschrieben haben: eben hinter sie haben sich alle Ketzer versteckt, so wie aus ihr alle Ketzereien entstanden. Nicht eigen fabricirte Dogmatiken sind, nach Deutschlands Gesetzen, das Siegel der Orthodoxie, sondern Konfessionen, die Konfessionen Deutschlands. Wer auf diese zusagt, muss so lang orthodox gelten, bis man ihn als *falsarium* bezüchtigt, und dies thue man mir! Ich will zeigen, dass ich mit Herz und Mund auf symbolische Bücher geloben kann, was Viele nicht können! zeigen, vor ganz Deutschland zeigen — doch halt, Feder! du sollt vertheidigen und nicht angreifen, bis man dich dazu zwingt! Auch machte die Schwäche eines ganzen *** dich ja nicht zum Meister! — Genug, was ich geschrieben, war bekannt, ehe man mir den Ruf auftrug, und seitdem habe ich nichts geschrieben! Und wird mir auf Zusage und Konfession nicht getraut, worauf sollte mir denn getraut werden! Fleuch, unwürdiges Lehramt, wo jedes meiner Worte dem Wahn und

Gutdünken oder gar der dunkeln Anklage und Verleumdung eines Etwelchen, den ich nicht kennen soll, ausgesetzt seyn sollte! nicht Amt eines Lehrers wärst du, sondern eines treu- und hirnlosen Knaben, dahingegeben dem Wahn jeder dunkeln Kabale!

Ich wiederhole nichts aus meinem vorigen Briefe, wie fremde mir's scheine, dass nach einer freien, bedinglosen Designation, nachdem ich durch sie dem Zeigefinger Deutschlands ausgesetzt worden, mir Bedingungen vorgelegt werden, die mich *re ipsa* des Professornamens unwerth machen (der Knabe seiner Mitlehrer ist nicht werth, Lehrer zu seyn, und wem auf Wort und Konfession nicht getraut werden kann, ist Bube oder Unmündiger und kein Professor). Ich will nichts von einem Gesetze sagen, dem sich künftig kaum ein Brotloser unterziehen würde: welcher Schulkolleg wird aus fernen Landen kommen, sich in Göttingen examiniren zu lassen, ehe und ob er auch den Ruf dahin erhalten sollte? Thäte er's indessen, so darf ich's nach meiner hiesigen Beziehung nicht thun, und ich beziehe mich auf den Brief an E. Wohlgeb., da ich sogar eine weit anständigere Probepredigt in Hannover völlig verbat.

Mir bleibt also nichts als die Gerechtigkeit eines Königl. Minist. anzuflehen, dass mir meine Ankläger und die Punkte ihrer Anklage mitgetheilt werden, sodann urtheile der König oder die Welt. Ich scheue mich nicht, jedem, der mich scheel oder gerade ansieht, den ganzen Verfolg dieser Sache öffentlich im Druck vorzulegen: jeder Edeldenkende wird fühlen, was ich fühle, und wer's nicht fühlt, dem werde ich's nicht demonstriren. Eine gnädige Erhörung meines vorigen Briefes von e. Kgl. Min. (dieser ist nur Kommentar des vorigen) wird mir allein die Ruhe wiedergeben, die ich so lange nicht kenne, als meine Ehre, der gute Name der Orthodoxie (dem Geistl. sein ganzes Medium zu würken!), diese edle Salbe durch alle Lande von Fliegen entweiht wird. Und da es die Ehre und Sache e. Kgl. Min. sowohl betrifft, als die meinige, da ich ein Ruhiger, Fremder den Miston nicht verdient, in den ich durch seinen Antrag und eben so unvermuthete Verzögerung und Zurückfassung vor ganz Deutschland gesetzt werde — wer könnte sich der Erhörung seiner ge-

rechten Bitte, die man keinem Angeklagten versaget, billiger getrösten, als E. Wohlgeb.

gehorsamer Diener

Bückeburg d. 5. Jan. 776. Herder."

Am 11. Januar 1776 schrieb dann Zimmermann wieder an Herder und theilte ihm den innigen Wunsch des Ministers v. Bremer mit: dass Herder sich zum Doctor promovieren liesse oder sich zu einem Colloquio stellte. Er sollte versichert sein, dass nicht nur solche Colloquia, wenn man zu einem geistlichen Amte gelangt wäre oder dazu gelangen sollte, zu Hannover in Jahrhundertalter Uebung wären; dass es keine Falle wäre; dass man den Theologen zu Göttingen das nöthige insinuieren würde; dass er dieselben mit ein paar guten Worten ganz gewinnen und die Ernennung zum Professor der Theologie die Folge des Colloquiums oder der Doctorpromotion sein würde. Das Ministerium wäre ihm von Herzen gut; der Minister v. Bremer besonders liebte ihn mit väterlicher Liebe und wünschte nichts so sehr als ihn in Göttingen zu haben; jenes handelte nicht ungerecht gegen ihn, wäre aber gezwungen so zu handeln, weil man den König gegen ihn eingenommen hätte, und der König bliebe immer bei seinen ersten Entschlüssen. Zu dem Doctorhut wollte das Ministerium die Kosten hergeben, auch der theologischen Facultät zu Göttingen befehlen über alles, was bei dem Examen geredet würde, Protokoll zu halten und dieses nach Hannover zu schicken. Herr Westfeld hätte von dem Minister v. Bremer den Auftrag, in den nächsten Tagen mit Herder an der Grenze sich mündlich zu unterreden und ihm die Schwierigkeiten zu benehmen, auch ihm vollkommene Sicherheit gegen alle Chicanen und Consequenzmachereien zu versprechen.

Herder antwortete hierauf am 13. Jan. 1776:* „Auf dem Punkt einer Abreise zur Introduktion nach Stadthagen und in der gräulichsten Verwirrung letzter Geschäfte dahin, wird's mir unmöglich, Ihnen, bester Freund, auf Ihren herzvollen und von Seiten eines Königl. Ministerii und insonderheit des Hr. v. Br[emer] so gnad- und liebevollen Brief nur in Zeilen zu

* Vgl. Note ** S. 73.

antworten. Dass ich beschämt, erstaunt und verwirret bin über alle die Herablassungen und Theilnehmungen, die mir wiederfahren, dass meine ganze Seele wünsche, nur Etwas davon zu verdienen oder durch That und Erfolg wahr machen zu können, dass aber im Grunde meine Hauptschwürigkeit als ein Fels da vor mir liege, nehmlich dass ein Colloquium über die Orthodoxie — vor dem Rufe — als *conditio sine qua non* — gefordert — von meinen Feinden veranlasst, — in Deutschland verbreitet oder zu verbreiten — nicht ohne Nachtheil von mir könne angenommen werden. Nenne man's in Hannover so linde, als man's wolle, in Göttingen wird man's nicht so nennen, ausserhalb noch minder! In meinem Lande und von meinem Landesherrn am wenigsten also. Dass ich hieselbst eine Doctorpromotion vorschütze, geht nicht an. Ich bin schon im Genuss des Doctorlegats (oder vielmehr in Einnahme desselben vor hiesiger Rentkammer), und die Bedingungen dazu sind Doctorname oder theologische Schriften. Da ich diese geschrieben, so hat Niemand das grosse *D.* von mir gefordert und ich habe bei der Gelegenheit offenbar mich gegen den Doctor-Namen erklärt. Ueberdem ist Alles hier seit mehr als einem halben Jahr zu sehr verbreitet, die vorgekommenen Hindernisse ebenfalls, ich müsste also Schleichwaare spielen — die ich aber nicht mag.

Ich sehe ein, dass ich durch meine Reise und durch die Gnade eines Kgl. Minist., die ich nicht verdienet und mit ewigem Dank erkennen werde, zu einer kostbaren Würde und zu einer Art Erstattung meines Rufs in Deutschland, auch, wie Sie mich, bester und für die Sache der Professur so beredter Freund, aus dem Munde meines Wohlthäters versichern, zur Stelle selbst kommen könnte. Würde ich weltlich und menschlich rechnen, so nähme ich's mit beiden Händen an und sagte: ein Kgl. Ministerium selbst habe mich zum Doctor creirt! — Nun aber, wenn ich denke, dass ich auf solchem Wege, durch solche Zwangstricke und Seile zu einer! einer! einer! Stelle auf der Welt — so menschlich!! kommen soll!! wenn ich an ein Protokoll denke, das Leute in Göttingen über mich führen sollen — — nein! nein! nein! lieber Dorfschulmeister oder Küster mit Willen meiner lieben Gemeine!

Das Wort „„Ehre!““ ist ein unsichtbares, kleines, luftiges Ding; lass es auch Unding seyn: es schlägt im Herzen, es brennt in den Adern. Bei allen künftigen Schicksalen meines Lebens, zu denen Göttingen, auch wenn ich die Professur habe, Anlass werden kann (und welches Ministers Gnade kann mich ihrer ganz überheben?) würde ich mir ewig sagen müssen: das ist, dass du nach Göttingen rangest! Und weiss Gott, ich habe nicht darnach gerungen, mein Wunsch war die General-Superintendentur und eine Professorstelle dabei; der Himmel weiss, in guter, nutzbarer Absicht; der König ist gegen mich prävenirt — gehe, wie es gehe, ich kann nicht. Der durch ein Protokoll mündlicher Unterredungen gewordene Professor wird ewig unter'm Protokoll, wie ein Kind unter der Ruthe stehen.

Ich schreibe dies Alles in erster, höchster Verwirrung, unter Akten, Geschäften und Gedankenstössen, — ich will und kann also, lieber Freund, nichts geschrieben haben. Legen Sie's auf's glimpflichste dem edelsten Minister vor, oder auch nicht vor. Nächstens schreibe ich mehr, vielleicht etwas Bessers selbst für mich, — was weiss ich? Jetzt kann ich nichts schreiben, als Dank, Dank, Dank! Selbst wenn ich nichts geniesse, Dank, als ob ich Alles genossen hätte. Sollte auch nichts übrig bleiben, als dem Könige zu melden: „„Herder verbittet sich unter solchen Bedingungen die Stelle““, so wird, hoffe ich, doch zugleich zu der andern Reihe Platz seyn: „„er bittet aber S. Kgl. Maj. unterthänigst um ein öffentliches Colloquium vor ganz Deutschland, zu Erstattung seiner Ehre, und sich als orthodox zu zeigen!““ Wer klagen kann, muss auch beweisen können, das ist das erste Gesetz von der Welt. Ich kann nicht anders, als nochmals um nichts als „„Zurückführung aus dem Miston““ bitten, in den mich ein freier Antrag ohne meine Schuld gebracht hat, d. i. Ehrenerstattung meines Schimpfs über die Orthodoxie oder Beweis, öffentlicher Beweis meiner Unorthodoxie, — darum bitte ich, und werde bitten. Durch Schleichwege nach Göttingen will ich nichts seyn.

Da hat ein junger Mensch ein Register in seinem Leben gemacht, und kommt als Professor der Theologie nach dem

hohen Göttingen aus Mietau ungehindert und unverrückt an*, und ich soll mich dahin — protokollirt — betteln. Bewahre der Himmel — wenn er will. Und Sie, liebster Zimmermann, zerreissen den Brief, sagen, ich hätte vor Eile nach Stadthagen nicht schreiben können oder — —. Westfeld erwarte ich als Freund, wozu aber sonst die Mühe, der ich unwerth bin? Wie leichter wär's doch, wenn man mich mit einem von der Fakultät privatim oder öffentlich in's Gespräch brächte, schriftlich. Colloquium ist Colloquium, schriftlich oder mündlich. Ach, dass Alles aus wäre! und ich nie an Göttingen gedacht hätte!" —

Am 18. Januar 1776 fand dann jene Besprechung zwischen Herder und dem vom Minister v. Bremer dazu abgesandten Westfeld an der Grenze zu Oldendorf statt, worüber dieser dann am folgenden Tage, d. 19. Jan., an seinen Minister berichtete:** Herder hätte sich zuletzt dazu entschlossen, „von der theol. Fakultät in Göttingen die Doctorwürde zu suchen und sich folglich vorher erst gewöhnlicher Weise prüfen zu lassen, wofern er völlige und ungezweifelte Sicherheit hätte, dass ohne eine gegründete Einwendung gegen seine Geschicklichkeit und Orthodoxie seine Beförderung nach Göttingen zu Stande kommen würde". Diese Beförderung allein wäre das Sigel, wodurch ihm die Wiederherstellung seines guten Namens versichert werden könnte. Die Göttinger Theologen wären keineswegs mit ihren Gesinnungen gegen Herder geheim gewesen, sondern sie hätten sich, besonders Less, selbst gegen Studenten erklärt. — „Ew. Excellenz," schliesst Westfeld seinen Bericht, „gebe ich demnach die ganze Sache zu weiterer Verfügung unterthänig anheim. Ein Genie in seine eigenthümliche Sphäre versetzen, ist unter den grossen und guten Handlungen eines Ministers in Absicht auf den Erfolg für die Welt eine der grössten und besten. Hochdieselben werden sich also durch Ihre Vorsorge für Hr. Herder den Ruhm und Dank Ihrer Zeitgenossen und der Zukunft verdienen."

* Koppe; vergl. Note * S. 65.
** Acte der theol. Facultät zu Göttingen.

So war also Herder, der aus den ihn niederdrückenden Verhältnissen in Bückeburg mit tief empfundenem Drange sich fortsehnte, schwankend geworden und doch unter den gestellten Bedingungen geneigt den Wünschen des Hannoverschen Ministeriums nachzugeben; so war die Angelegenheit endlich im besten Gange, und Herders Freunde gaben sich schon der Freude über die Erfüllung ihrer Hoffnung hin, — da kam Herders Berufung als Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath nach Weimar! Schon am 10. Dec. 1775 hatte Goethe die Anfrage an ihn gerichtet:* „Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du die Zeit Deinen Plan auf Göttingen geändert, es wäre hier wol was zu thun. Schreib mir ein Wort.“ Jetzt erfolgte nun die wirkliche Berufung — und Herder sagte mit frohem Herzen Ja! und nahm die Stelle an. Am 25. Februar schrieb Herder an Heyne:** — „Mit Weimar ist's. Die Anfrage vom Herzog ist mir durch den Präsidenten des Consistoriums zur Stelle des Oberhofpredigers, Ober-Consistorialraths und Kirchenraths, Generalsuperintendenten und *pastor primarius* in Weimar geschehen. — Zum Colloquium wäre ich doch nicht kommen. Mein Genius hat, seit das erzwungene Ja heraus war, sich gebäumt und tausendmal Nein geschrien. Dem wäre ich gefolgt — an Platz war ich nicht so verlegen. Nur ich hätte warten müssen; nun kommt's durch Schlag der Wünschelruthe.“

Dass Herder für seine geliebte Universität sollte verloren sein, schmerzte Heyne tief; doch musste er gestehen: Göttingen hatte es nicht anders um ihn verdient. — Am 10. März theilte Herder seinen Entschluss, nach Weimar zu gehen, an Brandes mit und drückte diesem seinen wärmsten Dank aus für alle ihm bewiesene Gunst und aufgewandte Mühe und bat schliesslich noch um die Gnade: ihm zu seiner Rechtfertigung und Belehrung alle gegen ihn erhobenen Einwürfe mitzutheilen. Er schrieb:*** „Vielleicht ist mir das Gerücht schon zuvor-

* Aus Herders Nachlass I, 54.

** Von u. an Herder II, 191.

*** Bisher ungedruckter Brief, in den Acten der theol. Fac. zu Göttingen.

gekommen, Euer Wohlgeboren meinen Ruf nach Weimar zum Herzogl. Ober-Hofprediger, Ober-Consistorialrath etc. zu melden, und also thue ich's jetzt in anderm Gesichtspunkt, was ich überdem doch würde haben thun müssen, auch wenn ich noch ein Säkulum an meiner Stelle geblieben wäre, nehmlich: das Colloquium in Göttingen (dem vom ersten gegebenen Wort an mein Genius mit aller Macht widerstrebt hat) gegen ein Königl. Ministerium unterthänigst zu verbitten. So wie ich E. Wohlg. und jedem meiner Gönner und Freunde für alle gehabte Mühe und Vorsorge jetzt edler und reiner danken kann, da ich nichts geniesse, so wünsche ich der grossen Gegenpartei nichts als einen tausendfach Würdigern als ich bin, der sich zugleich auch alles, was man mit ihm vorzunehmen für gut findet, sanfter und sittiger gefallen lasse, als ich's leider! konnte. Die orthodoxe Universität Göttingen blühe und werde ein lutherisches Rom, verjünge sich auch mit keinen schlechtern Geschöpfen als den orthodoxesten Blüthen andrer Universitäten, die durch ein sorgfältiges Verhör und Aufrollen vor dem Rufe noch höhern Geruch der Reinigkeit erlangen mögen. Ich schüttle den Staub ab und sage, da ich von denen, die mich frei riefen, um — mich dadurch vor Deutschland in Miscredit zu setzen, keine Genugthuung erlangen oder hoffen darf: es ist Einer, der weiss, dass ich weder Geld noch Ehre begehrte, und der wird, wenn mir Staubkorn der Schöpfung Unrecht geschah, auch dies Unrecht finden! Wollte ein Königl. Ministerium mir noch eine Gnade erweisen, so wär's gnädige und gerechte Mittheilung der Einwürfe gegen mich, woher sie auch geschehen sind, damit ich zu meiner Rechtfertigung vor der Welt und zu meiner Belehrung irgend einigen Grund wüsste und sagen könnte, der zu so sonderbaren Schritten Anlass gegeben. Auch ein König kann die elendeste Privatperson, geschweige einen in Amt stehenden Fremden, vor einem Markt voll Zuschauer nicht in Argwohn oder Gerücht setzen, ohne dass er die Gerechtigkeit habe, Ankläger und Ursache des Argwohns zu nennen; sonst leben wir wieder im Reich der Assassinen. — Ich flehe E. Wohlg. hierum als um die letzte Gefälligkeit in diesem unseligen Geschäfte an, und versichere nochmals die ewige Hochachtung und Dank-

barkeit, mit der ich für so vielfache Freundschaft und Güte und Mühe und Duldung seyn werde“ u. s. w.

Und an Zimmermann schrieb Herder:* — — „Mit dem Doctorhut in Göttingen war's Quacksalberei und Windeinfall. Kein Wort mehr dessen! Wo ich jetzt selbst hinreise, um so weniger; da habe ich Gott helf! keine Göttinger Filze, sondern Gnade und Gabe Gottes nöthig — damit Amen. Heyne hat mir neulich zum ersten ausführlich geschrieben, was die Schurken eingewandt haben. Es verdient Punkt für Punkt Niesewurz, Rhabarber und Stockprügel,** so unwahr und sich selbst widersprechend. Sey's! Kein zertretenes Staubkorn bleibt ungerochen! zertreten wird's Duft, und vielleicht Duft der Rose: nach zwei- dreifacher Bedeutung.“

Im Jahre 1784, als der früher erwähnte 1776 nach Göttingen berufene Professor Koppe einen Ruf als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Gotha angenommen hatte, Walch gestorben und auch Less sehr leidend war, zeigte sich wieder eine Hoffnung Herders Berufung nach Göttingen durchzusetzen. Am 14. März 1784 schrieb Heyne an Herder:*** „Dass uns Herr Koppe verlässt, wissen Sie, dass aber unser Walch am Schlagfluss gestorben und der Zustand von Less sehr misslich sey, wissen Sie vielleicht noch nicht. Alle alten Ideen wachen wieder auf. Liebster, bester Freund, Mann gegen Mann sagen Sie mir, darf ich den Gedanken nachhängen, sie verfolgen, darf ich Sie zu bewegen hoffen, dass Sie nicht Anträge, die an Sie geschehen könnten, geradezu abweisen? Wollen Sie mich, wollen Sie einen Andern hören?“ — Aber Herder wies die Anträge zurück. Er schrieb an Gleim am 26. April 1784:† „Die theol. Fakultät in Göttingen stirbt aus, und ehe ich noch von Walchs Tode, Lessens Abgange u. s. w.

* Vgl. Note ** S. 73.

** So hatte Zimmermann am 1. April 1776 an Herder geschrieben: „Nieswurz, Rhabarber und Stockprügel bescheere der Himmel dem Schurkenvolke, das Sie so garstig (in London) verleumdet hat“. (Aus Herders Nachlass II, 366.)

*** Von u. an Herder II, 196.

† A. a. O. I, 102.

ein Wort erfahre, schreibt Heyne an mich und sucht das alte Band wieder anzuknüpfen. Er frägt, ob man mir Bedingungen und Anträge machen dürfe? Sie wissen, welche Mühe sich das Ministerium und er insbesondere vor acht Jahren gab, mich hinzuziehen, welcher Tumult darüber entstand und wie der Ruf hierher zwischenkam. Ich antwortete ihm, dass ich mir die Anträge verbitte. Der Hofrichter aus Hannover, Hr. v. Berlepsch, kommt hier durch und setzt mir eine Stunde zu; ich könne mir Bedingungen machen, die ich wollte; das Ministerium werde Alles thun, was es könne." — Gleim war auch sehr gegen Göttingen und schrieb an Herders Frau am 2. Mai 1784:* — „Nach Göttingen, liebe Schwester, schickt sich Euer lieber Mann nicht recht. Ich hörte von Jedermann, dass dort der vernünftigste Mensch mit dem vernünftigsten Menschen sich nicht vertrüge, *bellum omnium inter omnes.*" Und Herders Gattin antwortete ihm am 23. Juli:** — „Ihnen, edler treuer Bruder, habe ich gewiss mit das Leben meines Mannes länger zu danken; denn die gelehrten Geier hätten ihm seine Leber dort aufgezehrt. Wir ruhen jetzt wie Kinder in Gottes Hand, fühlen, dass wir einer Gefahr entronnen sind, und erwarten nun still und gelassen, wann und wie das Schicksal walten will."

Und fünf Jahre später, 1789, als Herder auf seiner italienischen Reise fern in Rom war, gelangte ganz unvermuthet abermals ein neuer Ruf nach Göttingen an ihn. Als der Zustand der theologischen Facultät in Göttingen ein immer bedenklicherer geworden war, und im Jahre 1788 der Professor Döderlein in Jena den auf seinen eigenen Wunsch an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen aus kleinlichen Gründen*** wieder

* A. a. O. I, 104.

** A. a. O. I, 109.

*** Am 2. Juli 1788 schreibt Heyne an Herder (Von u. an Herder II, 209): „Der unmoralische Theolog Döderlein hatte sich merken lassen, dass er jetzt wohl gern Jena verliesse und nach Göttingen käme. Von Hannover erhielt ich den Auftrag; die besten Bedingungen wurden gemacht; er war damit zufrieden. Indessen hört er, dass Eichhorn auch einen Ruf hierher hat; denken Sie: der Mensch hat die Stirn, zu verlangen, wenn er kommen solle, so müsse jenem der Ruf wieder abgenommen werden. Da ich ihm kräftig hierauf antworte, nimmt er sein

abgelehnt hatte, machte das Hannoversche Ministerium abermals den Versuch, Herder zu gewinnen, und wiederum leuchtete der Georgia Augusta die Hoffnung, dies glänzende Gestirn an ihrem Himmel zu sehen.

Ehe das Ministerium sich deshalb an den König wandte, erbat es sich, um allen etwa wieder auftretenden Bedenklichkeiten entgegenzuarbeiten, ein Gutachten und Urtheil über Herder von dem schon wiederholt erwähnten Koppe, welcher im Februar 1788 von Gotha als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Hannover berufen war und hier in segensreicher Wirksamkeit und hohem verdientem Ansehen stand. Dieser berichtete dann an das Ministerium am 30. Aug. 1788:*

„Zur unterthänigsten Befolgung des von Ew. Excellenzen erhaltenen gnädigsten Auftrages:

„„dass ich über den General-Superintendent Herder zu Weimar und dessen in Vorschlag gekommene Berufung zur theologischen Lehrstelle auf der Universität zu Göttingen mein Urtheil pflichtmässig eröffnen solle"",

erbitte ich mir die Erlaubnis, meine Ueberzeugungen von dem Werth des Mannes, soweit mir derselbe aus Lesung seiner Schriften und zum Theil auch aus eigenem persönlichen Umgange mit ihm bekannt worden ist, sogleich in der ganz bestimmten Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der Göttingischen Universität selbst darstellen zu dürfen.

Wie mir es scheint, so erfordert die dermalige Lage des theologischen Studiums in Göttingen vorzüglich: dass wenigstens noch ein auswärtiger Theolog von einem sehr entschiedenen Ruf in Rücksicht auf theologische Gelehrsamkeit überhaupt, dorthin berufen und diesem der Unterricht in der dogmatischen Theologie insbesondere, hiernächst aber auch die erste Universitätsprediger-Stelle übertragen werde. Die Besetzung der letztern scheint mir besonders von äusserster Wichtigkeit zu seyn, nicht allein für die dort studiren-

---

gegebenes Wort wieder zurück. Mittlerweile ist die Sache an den König gelangt und von ihm genehmigt. Stelle man sich vor, was für einen Begriff der fromme König und seine Bischöfe von einem deutschen Theologen bekommen müssen."

* Bisher ungedr. Actenstück der theol. Fac. in Göttingen.

den Theologen, die eines Musters bedürfen, nach dem sie sich selbst bilden können, sondern auch für die Erhaltung der Religiosität und Sitten auf der Universität überhaupt. So schwer nun auch diese verschiedenen Bedürfnisse durch Berufung eines einzigen Mannes vollkommen zu befriedigen seyn dürften, so dünkt mich doch, dass wenigstens die erste und letzte Erfordernis gerade im General-Superintendent Herder auf eine sehr glückliche Art zusammentreffen.

Von Herders theologischer Gelehrsamkeit überhaupt, und ganz vorzüglich von seinem wahren guten Geschmack in Auslegung der Bibel des A. T. sowohl als des N. zeugen unwidersprechlich seine besonders in den letzten zehn Jahren herausgegebenen eigentlich theologischen Schriften, namentlich: seine Briefe über das theologische Studium, sein Geist der Ebräischen Poesie und seine erklärte Offenbarung Johannis, Schriften, die einen solchen Reichthum theologischer Kenntnisse, richtiger Bibel-Erklärungen und treffender Hinweisungen auf ein vernünftiges und praktisches Studium der Theologie enthalten, dass durch sie allein Herders Name als Name eines gelehrten Theologen gewiss sehr sicher begründet worden.

Weniger öffentlich bekannt dürften seine Verdienste als Prediger seyn, da er, so viel ich weiss, keine Predigten je hat drucken lassen, und sein dunkler Styl, der besonders seine frühern Schriften auszeichnet, allerdings die Vermuthung gegen ihn erregen muss, dass er noch viel weniger in seinen Kanzelvorträgen zu der da erforderlichen Popularität sich werde herabstimmen können. Aber eine diesem allem gerade entgegengesetzte Erfahrung habe ich selber vor nun einem Jahre auf eine mir sehr erfreuliche Art zu machen Gelegenheit gehabt, da ich Herder in Weimar selbst predigen hörte, und noch jetzt mich mit Vergnügen des Eindrucks erinnere, den seine damals gehaltene sehr fassliche, gemeinverständliche Predigt über den Charakter Johannis des Täufers auf mich gemacht hat. Nach dieser einzelnen Erfahrung also zu urtheilen, würde ich der Universität Göttingen zu Herdern, als einem gerade für das Universitäts-Auditorium vorzüglich geschickten Prediger sehr Glück wünschen.

Ob endlich das Studium der eigentlichen Dogmatik gerade durch Herder in Göttingen mehr emporkommen werde, getraue ich mir so zuversichtlich nicht zu behaupten, da er ein eigentlich dogmatisches Buch nicht geschrieben hat. Indess enthalten seine Briefe über das theol. Studium mehrere so feine Entwickelungen dogmatischer Ideen, und er hat fast alles, was einen guten Dogmatiker bilden kann: philosophischen Scharfsinn, Geschmack in der Bibelauslegung, und einen Reichthum an historischen Kenntnissen in einem solchen Grade, dass ich glauben sollte, wenn er in die Nothwendigkeit zu dogmatisiren versetzt wird, dass auch dann in diesem Fache nichts ganz Gemeines von ihm werde geleistet werden.

Zu diesem allem kommt nun noch ein besonderes glückliches Talent, das Herder hat, sich das Herz junger Leute, wenn sie von irgend einiger Geistesanlage sind, eigen zu machen und ihre Liebe und ihr Zutrauen zu gewinnen. Davon habe ich mehrere Beispiele erfahren, unter andern das Beispiel eines jungen Schweizers, der nach seinen in Göttingen zurückgelegten akademischen Jahren nach Weimar zu Herder ging, seinen Unterricht und Umgang ein Jahr nutzte, und nun von einem Enthusiasmus für ihn noch immer erwärmt ist, wie ich ihn nicht leicht feuriger bey irgend einem Schüler für seinen Lehrer zu bemerken Gelegenheit gehabt habe.

In allen diesen Rücksichten dünkt mich's also für die Göttingische Universität nach meiner besten Ueberzeugung gerade jetzt ein sehr wünschenswürdiges Ereignis zu seyn, wenn derselben in Herder nicht allein ein berühmter theologischer Name mehr, sondern auch, so viel sich so etwas voraus bestimmen lässt, ein für die Aufrechterhaltung wahrer theologischer Gelehrsamkeit wahrhaft nützlicher Professor und Prediger erhalten werden könnte.

So lebhaft ich nun aber auch diesen meinen Wunsch, Herder auf einem theol. Lehrstuhl in Göttingen zu sehen, Euren Excellenzen geäussert habe, so darf ich doch auch eben so wenig diejenigen Bedenklichkeiten verschweigen, die gerade seiner Berufung nach Göttingen vielleicht entgegengestellt werden könnten, um so mehr, da ich in dem erhaltenen gnädigsten Rescript auf einige dieser Schwierigkeiten von Ew. Exc.

selbst aufmerksam gemacht worden. Sie betreffen, so viel ich weiss, vorzüglich seine vor einigen Jahren in Verdacht gekommene Orthodoxie, sein Verhältnis gegen einzelne Göttingische Lehrer und seine dortige Bestimmung, durch eigentliches Collegienlesen der Universität nützlich zu werden. — Man hat, wenigstens vor mehreren Jahren, Herders Orthodoxie bezweifelt. Aus welchen Gründen das damals geschehen sey, weiss ich nicht, und kann es um so weniger begreifen, da er damals ausser seiner Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts, die ein verschlossenes hieroglyphisches Buch ist, und seinen Briefen zweier Brüder Jesu in unserm Kanon, die keine Dogmen enthalten, etwas eigentlich Theologisches noch gar nicht geschrieben hatte. Jetzt nun wäre der Fall freylich ganz anders: und da könnte es wohl seyn, dass Männern, die bey jedem neuen theologischen Schriftsteller gern auf Heterodoxien ausgehen, auch in Herders Schriften leicht einige begegnen könnten. Aber für solche Männer, fürchte ich, wäre denn wohl kein neuerer selbstdenkender theol. Schriftsteller überhaupt sicher; auch Göttingen würde dann seinen Michaelis, seinen Less verlieren müssen; und Jerusalem, Döderlein, Eichhorn und mehrere unserer vortrefflichsten Theologen, denen die Theologie jetzt ihre wohlthätigste Revolution verdankt, würden dann mit demselben Recht als heterodoxe Theologen behandelt werden müssen. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in Herders Schriften irgend eine theologische Behauptung von der Art gesehen zu haben, die nicht in Döderleins Dogmatik und in Eichhorns Einleitung in's A. T. mit derselben Freymüthigkeit vorgetragen wäre.

Mit mehrerem Grunde könnte vielleicht der Berufung Herders nach Göttingen sein persönliches Verhältnis gegen einzelne Lehrer der dortigen Universität entgegengestellt werden, mit denen er vor mehreren Jahren in verschiedene, zum Theil sehr bittere und, wie nicht zu läugnen ist, auch von seiner Seite mit viel Zudringlichkeit geführte literarische Zänkereyen verwickelt gewesen; daher denn zu befürchten stünde, dass durch sein Kommen nach Göttingen ein Mann von Unverträglichkeit auf die Universität gebracht würde, der dem ganzen Institut nicht vortheilhaft seyn müsste. Aber,

wie alle diese Mishelligkeiten nun seit zehn und mehr Jahren völligst ruhen, so gereicht es Herdern und seinem Charakter zur unbestreitbaren Ehre, dass er in seinen letzten Schriften nicht allein keine Gelegenheit zur Unterhaltung derselben gegeben, sondern vielmehr selbst, bey schicklichen Anlässen, gerade denjenigen Männern, gegen die er in seinen jugendlicheren Schriften sich manche Bitterkeit erlaubt hatte, durch öffentliche Bezeugungen seiner Achtung für sie, Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen.

Ob endlich Herder sich in das eigentliche akademische Collegienlesen gut finden und dadurch eine wahrscheinliche Hauptabsicht seines Rufes nach Göttingen erreichen werde, lässt sich freylich mit Gewissheit nicht behaupten. Wenn indess seine bisherige Ungewohnheit an akademischen Vortrag vielleicht das Gegentheil fürchten lassen könnte, so bleibt doch das desto gewisser: dass er, gesetzt auch, sein eigentlicher Collegien-Beyfall würde nie ein lauter, allgemeiner Beyfall, desto mehr als grosser berühmter Schriftsteller der Universität viel Ehre machen, und dann auch durch seine Predigten sowohl als durch sein persönliches Wirken auf einzelne vorzüglich gute Köpfe, auf die Bildung der Geistlichen unsers Landes einen sehr wohlthätigen Einfluss haben würde.

Ew. Excellenzen geruhen, die Freymüthigkeit, mit der ich diese meine Ueberzeugungen von der grossen Wichtigkeit, die die Berufung dieses Mannes für den Ruhm und das Wohl der auch mir unvergesslich theuren Georg-Augustus-Universität haben kann und wahrscheinlich haben wird, Höchstdenenselben vorzulegen gesucht habe, als einen Beweis der Dankbarkeit und zutrauensvollsten Ehrfurcht entgegenzunehmen, mit welcher ich bin u. s. w. J. B. Koppe.“

Mit Beifügung dieses Gutachtens Koppes beantragte nun das Ministerium beim Könige Georg III am 28. Oct. 1788 die Berufung Herders, und am 13. Febr. 1789 erfolgte die Königliche Genehmigung. Das Ministerium beauftragte darauf Heyne in Göttingen mit Herder deshalb unter den günstigsten Bedingungen zu verhandeln. Heyne schrieb am 15. März 1789 an Herder:* „Zu den Sonderbarkeiten unserer Schicksale ge-

* Erinnerungen a. d. Leben Herders III, 5.

hört auch dieses, mein lieber Freund, dass ich Ihnen nach Rom über eine seltsame Angelegenheit schreiben muss, die Ihnen nach ehemaligen Vorfällen anfangs unbegreiflich seyn muss. Kurz, ich habe Ihnen, im Auftrage des Ministerii, unter höchster Genehmigung, den feierlichen Antrag zur *Professio theologiae ordinaria* und ersten Universitätsprediger-Stelle mit dem Charakter eines Consistorialraths, mit Stelle in der Fakultät, mit einem Gehalt, den Sie nach Ihrer jetzigen Lage selbst bestimmen können und müssen, mit 200 Thlr. jährlichem Wittwengehalt, mit 40 Pistolen Antrittskosten, zu thun. Wie dieses alles so herumgebracht worden ist, gehört in diesen Brief nicht. Genug, Sie haben völlig Satisfaktion für das Vergangene. — Ihre Lage und Verhältnisse in Weimar kenne ich nicht. — Was Sie nicht so wohl wissen können, ist, was Göttingen anbetrifft. Hier hat sich Alles verändert. Hier ist Alles zu Ihrem Vortheil. Sie können, Sie müssen hier geehrt und glücklich seyn. Selbst unser Less, mit dem ich kürzlich sprach, sieht Sie als die einzige Rettung unserer theologischen Lage an. Welche Veränderung der Sachen in so wenig Jahren! Jetzt sind Sie als einzige Stütze der gesunden Theologie von Hohen und Niedrigen betrachtet, gewünscht, gesucht. Alle Minister sind für Sie. Sie sind in London vorgeschlagen und genehmigt, und ich habe durch ein solennes Rescript Auftrag, Alles mit Ihnen zu verhandeln. Koppe in Hannover und Eichhorn in Göttingen erleichtern noch Mehreres. Mit einem Worte: hier haben Sie nichts als Achtung und Liebe zu erwarten, nirgends Anstoss."

Herder schwankte lange, ob er nicht jetzt diesem so ehrenvollen und vortheilhaften Rufe folgen sollte. Aber in Weimar wollten seine Freunde ihn nicht lassen; auch Goethe zeigte sich ihm jetzt als treuen Freund und bat um reifliche Ueberlegung. Die Liebe und Verehrung, die ihm in Weimar von allen Seiten begegnete, die günstigern Bedingungen für die Verbesserung seiner Lage, zu welchen sich der Herzog verstand, und die Scheu, in vorgerücktem Alter einen neuen Lebensweg zu betreten, bestimmten ihn endlich, jene Berufung, obwol mit schwerem Herzen, abzulehnen.

Zu Goethe und Schiller.

Von

Karl Goedeke.

Es gehört nicht zu meinen Liebhabereien, in der litterarischen Arena ein Schauspiel zu geben, am wenigsten mich mit Herrn H. Düntzer in ein Gefecht einzulassen, da ich seit langen Jahren gesehen habe, dass er sich selbst immer das letzte Wort gibt, um zu verkünden, dass er Recht behalte. Einmal will ich jedoch von meiner Gewohnheit eine Ausnahme machen, um Herrn Düntzer zu antworten, der an meinem Aufsatze im „Archiv“ (6, 215 ff.) so viel Missfallen und Unlust bezeigt und sich in den Nachträgen zu den „Erläuterungen der lyrischen Gedichte Goethes“ (3, 728 ff.) darüber auslässt, ohne Gründe gegen mich vorzubringen, die irgendwie als solche gelten könnten. Von dem „Gedichte, das ein selbstgemaltes Band begleitete“, meint er, weil Goethe es auf Friederike bezogen und weil es sich in deren Nachlass befunden, dürfe es nicht an eine andere Adresse gewiesen werden. Da ich es dennoch gewagt habe, erklärt er es für das ärgste, was ich wagen konnte, und meint, ich habe bewiesen, dass mir meine Einfälle höher stehen als die thatsächliche Wahrheit. Also weil ein Gedicht sich in Friederikens Nachlass befindet und weil Goethe es ihr zuschreibt — wolgemerkt vierzig Jahre später — muss es ihr gehören, ausschliesslich ihr, und kann nicht älter sein als aus der Zeit der Begegnung mit ihr. Das ist eine Logik, deren Schwäche nicht dargethan zu werden braucht. Sind denn alle die Dinge, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ aus getrübter Erinnerung berichtet, nun deshalb unanfechtbar, da er sich irrt? Und sind

denn die „Mitschuldigen“, die sich ja auch in Friederikens Nachlass befanden, deshalb auch an sie gerichtet? Aber ich werde Unrecht behalten, da Düntzer anderer Meinung ist als ich. Es scheint ihn zu frappieren, dass jemand auf den „Einfall“ kommen konnte, Francisca Crespel, die Goethe allerdings nicht als Romanfigur aufgeschmückt hat, neben die dichterisch aufgeschmückte Friederike zu stellen, ja sie nur in Einem Athem mit ihr zu nennen. Denn er bestreitet auch das Recht, ein Gedicht, das geradezu mit ihrem Namen bezeichnet ist, auf sie zu beziehen. Freilich der Name ist ihm nur ein „Reimwort“, nicht minder wie die übrigen im Reim genannten Theresen, Käthchen und Lisetten. Nicht des Reimwortes wegen, sondern des Namens wegen, der zufällig im Reime steht und deshalb nur um so gewisser ist, habe ich das Gedicht „Abschied“ auf Francisca Crespel gedeutet, aber nicht bloss des Namens wegen, sondern aus Gründen, die ich nicht wiederholen will, da sie im „Archiv“ 6, 221 gedruckt zu lesen sind. Leider wich ich dabei von Düntzer ab, der in seinen „Erläuterungen“ eine Deutung gegeben, von der er selbst gesteht, dass sie „den Grund der hoffnungslosen Trennung“ nicht aufklärt. Denn eine hoffnungslose Trennung sei es, kein Abschied mit der Hoffnung auf wiedersehen und fortgesetzte Verbindung auch in der Ferne. Gewiss, wenn Herr Düntzer von einer geliebten Abschied genommen hätte, so würde er dies alles, die Hoffnung auf wiedersehen, eine fortgesetzte Verbindung auch in der Ferne in dem Abschiedsgedichte ausgedrückt haben, denn er hält es für nothwendig. Muss es darum auch Goethe thun? Dieser gibt den Gefühlen der Trauer Ausdruck, die ihn beim Abschiede erfüllt, und erinnert sich an das, was er lassen soll, ohne sich bei Vorstellungen aufzuhalten, was er vielleicht nach längerer Zeit einmal wiederfinden werde. Er sagt aber mit keiner Sylbe, dass ein solches wiederfinden unmöglich oder undenkbar sei. Er nimmt Abschied, gerührten Abschied; von einer „Trennung“ in Düntzers Sinne ist die Rede nicht. Aber durch Düntzers Deutung, die selbstgeständlich keine ist („Unklar bleibt nur der Grund“ u. s. w. 2, 68), ist die Sache erledigt. Denn von meiner, wie mir scheint, klaren Auslegung (oben 6, 222) heisst es bei

Düntzer (3, 730), ich sei mir darüber nicht klar geworden, welcher Abschied Goethes von der geliebten gemeint sei, da doch offenbar von einer wirklichen Entfernung des liebenden die Rede sei. Ich will das letztere zugeben, da ich selbst der Ansicht bin, dass der liebende sich entfernt, nicht die geliebte, obgleich das Gedicht auch die zweite Annahme gestattet. Aber ist denn nicht alles deutlich, wenn Goethe im März 1770, als er sich zur Reise ins Elsass rüstete, mit diesem Gedichte von einem lieben Fränzchen in Frankfurt Abschied nimmt. Oder hält Düntzer eine Reise von Frankfurt nach Strassburg für keine wirkliche Entfernung? Freilich im Sinne der Düntzerschen Deutung nicht, denn eine Reise nach Strassburg ist keine Trennung fürs Leben, keine auf nimmerwiedersehen. Davon weiss aber Goethe nichts, wenigstens sagt er nichts davon. Die Düntzersche Deutung ist demnach, um in seiner Sprache zu reden, ein Beweis, dass ihm seine Einfälle höher stehen als die thatsächliche Wahrheit.

Es wird mir erlaubt sein, dies mit einem andern Beispiel zu illustrieren. In den „Erläuterungen" 2, 26 bemerkt Düntzer, dass die Ueberschrift „Der neue Amadis" nicht ganz bezeichnend sei, und kömmt 2, 27 auf den Einfall, am Ende habe Goethe diese Ueberschrift gar nicht gemacht, sondern J. G. Jacobi. Das ist ein blosser Einfall, der niemand zum Glauben verpflichtet. In den Nachträgen 3, 729 heisst es nun aber: „Goedeke scheint gar nicht gewusst zu haben, dass die Ueberschrift Der neue Amadis nicht von Goethe, sondern von J. G. Jacobi stammt." Es geht mir darin in der That gerade so wie Düntzer, der es auch nicht weiss, da er weder das betreffende Manuscript, noch die Correcturbogen der „Iris" gesehen hat, und der 2, 26 nur für möglich hält, was er 3, 729 als „thatsächliche Wahrheit" behandelt. Denn Beweise legt er nicht vor. Doch, ja! Er bemerkt 3, 728, dass in der Sammlung, welche Goethe 1777 für Frau von Stein machte, die Ueberschrift fehlt und dass Corona Schröter in ihrer Liedersammlung das Gedicht Jugendlied überschrieb. Also hat Goethe die Ueberschrift nicht bloss weggelassen und die Schröter dieselbe geändert, sondern die frühere rührt von J. G. Jacobi her. Ist das Logik?

Mit solchen eigensinnigen Einbildungen sollte man doch die Zeitfolge und das Verständniss der Goetheschen Gedichte nicht verwirren. Diesen artigen Satz richtet Herr Düntzer 3, 732 an mich. Antworten lässt sich darauf nicht in gleicher Weise. Deshalb lieber eine sachliche Erörterung. Bekanntlich haben alle Biographen bis 1858 nach Goethes Briefen an Zelter 6, 280 die Entstehungszeit des Liedes „Ueber allen Gipfeln“ auf den 7. Sept. 1783 angesetzt und zwar mit dem Zusatz, dass es an jenem Tage auf dem Gickelhahn bei Ilmenau an die Wand des Bretterhäuschens geschrieben wäre. Ich habe in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1857 S. 914 bewiesen, dass dies irrig und wahrscheinlich zu machen gesucht, dass die Entstehungszeit auf den 6 — 7. Sept. 1780 zu setzen sei, da ein damals an Frau v. Stein auf dem Gickelhahn mit Bleistift geschriebenes Blatt genau die Situation des Gedichtes darstellt. Seitdem ist das Datum verändert. Die Hempelsche Ausgabe der Goetheschen Gedichte 1, 63 scheint wenigstens die einzige zu sein, die den alten Irrthum aufrecht erhält. In seiner „Charlotte v. Stein“ 1, 136 nahm Düntzer meine Datierung an, freilich ohne mich zu nennen. In den „Erläuterungen“, wo 2, 150 auf 1, 183 verwiesen wird, scheint Düntzer auf das Jahr 1783 zurückzukehren, und da sich der 7. Sept. als unmöglich erwiesen hat, ändert er das Datum auf den 2. Sept. Er schreibt: „Am Abend des 2. Sept. (1783) bestieg Goethe, um die ungestörte Einsamkeit zu geniessen, die Höhe des Gickelhahns, wie vor fast drei Jahren, am 6. Sept. 1780. Hier schrieb er an die Wand des dortigen Bretterhäuschens die herrlichen Verse «Ueber allen Gipfeln». Den folgenden Morgen dichtete er in gereimten fünffüssigen Jamben, die bald paarweis, bald verschränkt reimen, das einen ernst würdigen Blick auf die Vergangenheit des Herzogs und seine immer reinere Entwicklung zum Besten des Landes ihm innigst wünschende Gedicht Ilmenau“. Das ist weiter nichts als blosse Einbildung, die sich für „thatsächliche Wahrheit“ ausgibt. Es ist wahr, Goethe schreibt am 29. Aug. 1783 an Herder (1, 73), er gehe morgen nach Ilmenau; aber am 30. ist er, wie er an die Stein schreibt (2, 333), noch nicht weg. Wie werde es erst weiter gehen. Abwesend von Weimar war

er wenigstens am 3. Sept. (Schöll, Briefe und Aufsätze 189), da er an Kraft schreibt: „wenn ich nach Weimar komme". Ein Ort, von wo er schreibt, ist nicht angegeben. Am 6. Sept. schreibt er an Frau von Stein ein Adieu (2, 334) und dann am 9. einen Brief aus Langenstein. Dass er wirklich in Ilmenau gewesen sei, ist nirgends ausdrücklich bezeugt. Aber angenommen, dass geschehen sei, was er Herder als bevorstehend bezeichnete, von einer Besteigung des Gickelhahns und nun gerade am 2. Sept. ist in den Quellen nichts, durchaus nichts zu finden. Ebensowenig ist irgendwo bewiesen, dass das Gedicht „Ilmenau am 3. Sept. 1783" an jenem Tage dort verfasst sei. Der 3. Sept. war der Geburtstag des Herzogs. Der Herzog war zur Zeit in Gotha. Geburtstagsgedichte pflegen aber nicht am, sondern zum Geburtstage gedichtet zu werden. Goethe schreibt auch an Frau v. Stein 2, 333: „Wenn es möglich ist, schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag." So am 30. August. Fertig geworden muss es vor dem 3. sein, da es an diesem Tage in den Händen des Fürsten sein musste, wenn es seinen nächsten Zweck nicht verfehlen sollte. Die Ueberschrift bezeichnet nur Ort und Zeit der „Vision", nicht den Ort und die Zeit der Entstehung.

Doch zurück zu dem Nachtliede „Ueber allen Gipfeln". Ich habe gesagt, Düntzer scheine auf das Jahr 1783 zurückzukehren. Seine unklare Art sich auszudrücken lässt freilich auch eine andere Deutung seiner Worte als möglich erscheinen. Die Entstehungszeit 1780 würde dann festgehalten und nur die Aufzeichnung an die Wand nach 1783 verlegt sein, wobei freilich die Verschiebung auf den 2. Sept. anstatt des 7. doch immer nur den Werth einer Hypothese, nicht den Charakter „thatsächlicher Wahrheit" haben würde. Dass die Verse vor 1783 vorhanden waren, macht der Umstand im höchsten Grade wahrscheinlich, dass Frau von Stein dieselben, mit kleiner Abweichung, auf ein Briefblatt Goethes vom 18. Sept. 1780 schrieb, was doch nicht drei Jahre später geschehen sein wird. Ist das alte Datum nur mit Modificationen möglich zu machen, entweder durch Aenderung des Tages oder des Jahres, so fragt sich überhaupt noch, wie es denn mit der angeblichen Aufzeichnung an die Wand des Bretterhäuschens

beschaffen sei. Vor dem Briefe an Zelter vom 4. Sept. 1831 wird nirgend davon gesprochen. Damals waren aber etwa 50 Jahre über das Häuschen hingegangen, und schwerlich hat Goethe damals noch seine alte Aufzeichnung gesehen oder „recognoscirt“, da das Häuschen abgebrannt und dann neu aufgerichtet war. Nun erzählt freilich A. Kuhn im „Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ (5, 262f.), die Züge seien später (nach 1783) noch einmal mit Bleistift überzogen und Goethe habe mit eigner Hand darunter geschrieben: „Ren. 29. Aug. 1813“. Veröffentlicht ist diese Mittheilung erst 1843, also nach dem Briefe an Zelter. Bestätigt hat dieselbe H. Sauppe in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, 1872, Stück 45 (aus eigner Anschauung vom Sommer 1851, wie er mir schrieb). Goethe war zu jener Zeit in Ilmenau; er verlebte dort sieben sehr vergnügte Tage, und die Erinnerungen alter Zeiten waren ihm, wie er an Knebel (1, 91f.) schreibt, gar wolthätig. Und dieser „thatsächlichen Wahrheit“ gegenüber schreibt Düntzer 2, 151 in der Anmerkung ganz unbefangen: „Goethe kam 1813 gar nicht nach Ilmenau“. Auch 1831 soll nach Rob. Springer (Die klass. Stätten von Jena und Ilmenau. Berl. 1869. S. 30) Goethe mit eigner Hand das Datum: „Renov. den 28. Aug. 1831“ geschrieben haben, während Düntzer (2, 151) berichtet, der Oberforstmeister v. Fritsch habe auf Goethes Wunsch die Bleistiftzüge noch einmal überzogen und daruntergeschrieben: Renov. den 29. Aug. 1831. Und doch hat Sauppe noch zwanzig Jahre später die Jahreszahl 1813 gesehen. Wie oft mag die „Renovierung“ vorgenommen und dabei diese oder jene Quelle benutzt sein! Der Luther-Tisch auf der Wartburg ist vielleicht eben so echt, wie die Inschrift auf dem Bretterhäuschen mit ihren Varianten und absoluten Unmöglichkeiten.

Nicht glimpflicher wie in den Erläuterungen zu Goethes Gedichten verfährt Herr Düntzer in denen zu Schiller mit mir. Ich darf wol auch davon einige Stellen beleuchten. In der zweiten Ausgabe (1, 18 Anmerkung) sehe ich, dass Düntzer in der ersten Ausgabe zu einer Stelle in Schillers Gedicht „Der Eroberer“ statt eine, was ein Jambus sein müsste und sinnlos war, Ruin conjiciert hatte. Er sagt: „Die Vermuthung

nahm auch Goedeke auf, ohne aber meiner zu gedenken". Ich versichere Herrn Düntzer, dass ich seine Conjectur erst seit der Bekanntschaft mit seiner zweiten Auflage und diese erst seit dem October 1877 kenne. Es freut mich, dass wir unabhängig auf dieselbe sich leicht und einfach ergebende Emendation gekommen sind. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich, wenn ich auch seine Conjectur gekannt hätte, ihn hätte nennen sollen, da er in ganz andern Fällen verschweigt, dass er ohne meinen Vorgang wol nicht zur Klarheit gekommen wäre, und mich da nicht nennt, wo er mich lang und breit wiederholt. Dagegen versäumt er selten meiner zu gedenken, wo er meint etwas besser zu wissen, was sehr oft vorkömmt, aber sehr selten von Erheblichkeit ist. Bis auf meine Ausgabe Schillers hatte niemand bedacht, dass die „Unüberwindliche Flotte", da das Gedicht zuerst als Anmerkung zu einer Uebersetzung erschienen war, auch wol eine Uebersetzung sein möchte. Ich bewies im vierten Theile der kritischen Ausgabe, dass es so ist. Nun thut Herr Düntzer 1, 452, als sei dies eine Sache, bei der er mich nicht zu nennen brauche. Ich weiss, er hat Merciers Précis vor Augen gehabt; ich habe es selbst auf der Göttinger Bibliothek nachgewiesen, als einer seiner bekannten mich für ihn darum befragte, der es ihm schickte. Düntzer konnte also alles, was er jetzt daraus gibt, auch finden, nur ohne meinen Vorgang würde er nicht zu einer Vergleichung Merciers gekommen sein. — Als er die „Kraniche des Ibykus" zum ersten Male erläuterte, wird er wol angegeben haben, dass der Gesang der Eumeniden aus dem gleichnamigen Stücke des Aeschylus entnommen sei; ob er es gethan, weiss ich nicht, denn ich kann seine erste Auflage nicht nachsehn. Jetzt, bei der zweiten (2, 186 ff.) weiss er, woher Schiller diesen Chor kannte, und führt Stellen an aus Humboldts Uebersetzung, die ich zuerst verglichen und am gehörigen Ort mitgetheilt habe. Aber auch hier nennt er mich nicht. Ich würde dies Verfahren nicht auffallend finden, wenn Hr. Düntzer nicht verlangte, ich hätte ihm auch da die Ehre der Priorität nachzurühmen, wo ich dieselbe nicht einmal kannte.

So viel vom ignorieren. Und nun noch einige Beispiele vom selbstbewussten nörgeln. 3, 125 heisst es: „Goedekes

Annahme, Schiller habe das Gedicht Hoffnung am 29. April 1797 an den Buchhändler Spener gesandt, ist irrig. Vgl. 1, 175.“ An der bezeichneten Stelle finden wir: „Der zweite Spruch des Confucius muss unter den fünf Gedichten gewesen sein, die Schiller am 29. Apr. (1797) an Spener sandte; er hatte ihn wohl am 28. geschrieben; dagegen dürfte kaum zu errathen sein, welche andere Gedichte darunter gewesen seien. Da sie des Raumes wegen nicht länger sein durften, als der erste Spruch des Confucius [16 Verse], so können die von Goedeke vermuteten Licht und Wärme [18 V.], Breite und Tiefe [18 V.], Hoffnung [18 V.] nicht gemeint sein, noch weniger die Worte des Glaubens [30 V.] und das Geheimniss [32 V.] Wahrscheinlich waren es vier ähnliche Sprüche, die weniger gelungen waren und deshalb von Schiller später ganz verworfen oder anders bearbeitet wurden“. Es handelte sich um Gedichte zu Speners Guckkastenmann, für den Schiller das „Spiel des Lebens“ geliefert hatte und nun neue liefern sollte. Damals hiess es in Speners Bestellung, der Raum wäre nur für 16, höchstens 18 Verse vorhanden. Schillers geliefertes Gedicht war dennoch nicht zu lang, obwol es 19 Verse enthielt. Es kam also auf einen Vers mehr oder weniger nicht an, zumal die Gedichte in Kupfer gestochen wurden und die Schrift nach dem Raume eingerichtet werden konnte. Nun sagt aber Spener bei der zweiten Bestellung nicht, dass das Gedicht nicht länger sein dürfe als der erste Spruch des Confucius [16 V.], sondern: Dieser hat auf dem kleinen Bilde vollkommen Platz. Das heisst doch nichts anderes als: es könnten auch einige Verse mehr als 16 auf dem Bilde Raum finden, wie denn wirklich 19 darauf untergebracht sind. Nun ist es, denke ich, zunächst einleuchtend, dass, wenn Schiller kurz vor seiner Sendung an Spener drei Gedichte von je 18 Verszeilen macht, die alle drei einen moralisch-didaktischen Charakter haben, man diese als Bestandtheile der Sendung vermuthen darf. Und ebenso einleuchtend ist es, dass Schiller den zweiten Spruch des Confucius, den er in der ersten Sammlung seiner Gedichte in das Jahr 1799 setzt, nicht schon im April 1797 an Spener senden konnte. Was bleibt nun von Düntzers Nörgelei übrig? Allenfalls, dass ich auch zwei längere Gedichte von 30 und 32 Ver-

sen genannt habe? Ja. Aber ich habe gesagt, Schiller möge eine Sendung zur Auswahl geschickt haben, was in Wahrheit geschehen ist, da er fünf sandte und Spener nur eines haben wollte. Dagegen ist es geradezu nichtig, wenn Düntzer 1, 176 sagt: „In seiner heitern Stimmung liess Schiller an demselben 28. April [1797], an welchem er den [zweiten] Spruch des Confucius für Spener dichtete (der Griesbach ein Gedicht überreichen).“ Was auf der Seite vorher blosse Vermuthung gewesen, steht auf der nächsten schon als sichere Thatsache da, obwol Schiller selbst keinen Tag nennt und das Jahr 1799 angibt.

Zu einer Stelle der „Schlacht“ (Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann) heisst es: „Rumpfe, Der Dativ, wie es auch im Tell heisst: «Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen». In den alten Sprachen ist dieser Gebrauch weit verbreitet. Goedeke will hier Rumpfe seltsam für den Acc. Plural. nehmen, was bei der Einheit der Hintermann unmöglich ist.“ Ich danke für die Belehrung, kann sie aber nicht annehmen. Was hat ein ponere in mensa oder die Stelle aus Tell mit der fraglichen zu thun, die Herrn Düntzer doch wol nicht auf den ersten Blick klar gewesen sein mag, da er im Wortverzeichniss meines fünften Bandes unter Rumpf nachsah. Warum soll denn der Hintermann, als Collectivum, nicht auf Rumpfe des Vormanns, als Collectiv, springen können? Ist Rumpfe der Dativ, so kann der Hintermann nur darauf herumspringen, wie er nur „auf der Bank springend“ ähnliche Bewegungen wiederholt machen würde. Wäre ihm, ich meine Herrn Düntzer, schon hier die Stelle aus Toggenburg eingefallen („Ihres Helmes Büsche wehen“), die in allen Ausgaben ungeändert steht, die er aber erst 2, 275 commentiert, so wäre ihm vielleicht die Lust vergangen, mich auch bei der Stelle im Toggenburg ebenso wie Schiller selbst zu censieren: „Goedeke durfte sich für die sprachwidrige Einheit nicht auf Ged. 12 Str. 4, 6 [die Stelle der Schlacht] berufen“. Herr Düntzer im Gegentheil durfte mir dies nicht verbieten, da er einen „weitverbreiteten“ Sprachgebrauch einen sprachwidrigen nennt, weil ihm keine Parallelstellen bekannt waren. Wenn er mir eine einzige Stelle nachweist, wo „auf Rumpfe springt“ oder dgl.

Dativ sein muss, so will ich ihm zehn für jede einzelne beibringen, die ebenso wie die Stelle im Toggenburg beschaffen sind. Aber für dies Mal bin ich es müde, mich mit Herrn Düntzer auseinander zu setzen. Ich denke, es ist auch an dem bisherigen genug, um zu zeigen, dass es ihm übel steht, mit seinen mürrischen Censuren um sich zu werfen, leere Vermuthungen als „thatsächliche Wahrheit“ zu geben und beurkundete Thatsachen abzuleugnen. Ich habe seiner selten und dann schonend gedacht, seine Schriften selten gelesen, weil sie mich nicht anziehen, öfter abstossen. Jeder kann ohne den andern fertig werden und ohne unnützes anschielen seinen Weg gehen. Auf dem meinen wird mich Herr Düntzer nicht weiter aufhalten, er möge sich so oft hineinstellen, als ihm beliebt. Der Rest ist schweigen.

Kleinigkeiten zu Goethe.

Von

Rudolf Hildebrand.

1. Sesenheim oder Sessenheim?

Die zweite Form wird jetzt von Sesenheim selbst aus als die richtige verlangt, gerade seit dem Jahre, wo das dichterisch verklärte Dorf Deutschland wiedergegeben wurde, und von dem jetzigen Amtsnachfolger von Friederikens Vater, in dem erfreulichen Schriftchen des Pfarrers Lucius über „Friederike Brion von Sessenheim", Strassb. 1877, unter anderm Titel und kürzer schon 1871, zuerst in der Gartenlaube 1871 Nr. 27 ff. Der Verfasser bespricht die kleine Frage auf S. 162 ff. der grössern Schrift, und da erfährt man, dass die dortige Aussprache Sessenheim ist, dass dies auch „in den ältesten Urkunden des Dorfes, in seinen alten Bann- und Kirchenbüchern", d. h. seit der Mitte des 17. Jahrh., herrschend ist, nur wechselnd mit Seßenheimb u. ä. So braucht denn auch Goethe jene Form in einem Briefe an Salzmann v. J. 1773 (Hirzels Junger Goethe 1, 385), d. h. nicht anders als wie er sie dort gehört und gelernt hatte. Man muss dem Hrn. Pfarrer dankbar sein für diese Hinweise und ihm von seinem Standpunct aus völlig Recht geben, wenn er auf die Einführung der lebendigen Form dringt und mit den neuen Reichsbehörden ernstlich unzufrieden ist, die Sesenheim eingeführt haben und festhalten, z. B. die Reichspost auf dem dortigen Poststempel.

Dennoch steht die uns aus Goethe geläufige Form nicht so in der Luft und hat bessern Grund als der Hr. Pfarrer meint, ja geschichtlich genommen bessern als die andere: sie ist die ältere, die ursprüngliche. Das Dorf erscheint z. B.

i. J. 1528 in einem sog. Jahrspruch der eilf Dörfer „im Ufriet“ (d. i. oberen Riet), abgedruckt in J. Grimms Weisthümern 5, 492 ff. Da wird z. B. bestimmt, man solle das geseige der eilf Gemeinden, d. h. die Urmasse zum seigen oder eichen der Gemässe nach dem Gebrauch wieder gen Sesenheim in die pfarrkirch legen (S. 498); und so öfter und immer nur in dieser Form, S. 492. 493. 494 (vergl. Trusenheim S. 496). Und noch weit älter ist es glücklich einmal verzeichnet, im 8. Jahrh. in den von Zeuss herausgegebenen Traditiones Wizenburgenses 1. Bd. Nr. 55, und heisst da Sesinhaim, s. Förstemanns Altd. Namenbuch 2, 1324. Damit ist aber, nach der heutigen Aussprache zu urtheilen, nicht Sēsenheim gemeint, sondern Sĕsenheim, Sĕsinhaim und das ss hat eigentlich nur den Zweck, die Kürze zu bezeichnen, hinter der uns nach nhd. Gewöhnung das s wie doppelt klingt.

So ist denn in Wahrheit beides richtig, Sessenheim und Sesenheim, das eigentlich richtige aber das zweite, nur dass sich beim lesen nun die Länge des e einschleicht, dies aber doch auch nach gut neuhochdeutscher Art, wie in lēsen für altes lĕsen, gewēsen für das ursprüngliche gewĕsen. Wer also an Goethes Sesenheim festzuhalten vorzieht, kann sich dabei beruhigen, darf es aber, falls er mag oder kann, Sĕsenheim aussprechen.

2. Goethe und der Sachsenspiegel.

Die Verse, die er gegen Nicolai richtete: Mag jener dünkelhafte Mann u. s. w. „einen alten Reim nachahmend“, hat nun Boxberger glücklich untergebracht (oben 6, 128) und in dem alten Reim die gereimte Vorrede des trefflichen Eike von Repgow zu seinem Sachsenspiegel erkannt, die er der ursprünglichen Vorrede bei einer zweiten Bearbeitung seines Rechtsbuches vorschob, worin er gegen unverständige Kritiker auftritt, wie dort Goethe. Aber nachzutragen ist, dass noch mehr von Eike entnommen ist, auch die zwei Schlusszeilen

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Das ist eine freiere, aber geschickte und sinngenaue Uebersetzung des alten Textes. Eikes Worte gegen seine Kritiker

sind (nach Homeyer Sachsensp. Berl. 1861. S. 124), indem ich nur aus Homeyers Variantenschatz seinen Text zum Theil ändere:

> wenne swer sô swimmen nicht ne kan,
> wil he deme waȥȥere wiȥen daȥ (zum Vorwurf machen),
> sô ist her unversunnen (ohne Sinn und Verstand).
> se lernen (Conj.) daȥ et lesen baȥ,
> des se vernemen nicht ne kunnen.

3. Goethe und Schlossers Anti-Pope.

Der Anti-Pope ist in Wahrheit und Dichtung als damals schon vorhanden behandelt, als Goethe mit Schlosser in Leipzig als Student in nähere Beziehungen trat: Er hatte ein Gedicht in gleicher Form und Silbenmass geschrieben u. s. w. Nach Loepers Anmerkung zu der Stelle: Sein Anti-Pope erschien erst 1776 (Hemp. 21, 277), die ja richtig ist, könnte man doch etwa in dem „hatte“ eine ungenaue Angabe vermuthen, aber das Werk ist zehn Jahr älter als sein erscheinen, wie die Vorrede zeigt. Es heisst da S. 5: Vor zehn Jahren floss es ganz aus meinem Herzen u. s. w., der fünfte Brief ist nach S. 3 „über zehn Jahre nachher“ geschrieben. Das uns vorliegende Buch ist aber auch nicht ganz dasselbe wie das, was Goethe in der Handschrift gesehen haben wird; es ist nur eine deutsche Uebersetzung und in Prosa, von dem ursprünglichen Gedichte in englischer Sprache sind unterm Texte bloss Proben gegeben.

4. Interpunction und Textkritik.

Bekanntlich war Goethe sorglos um Orthographie und Interpunction, was in der Zeit der Kraftgenies gute Mode geworden war gegenüber der vorherigen Sorgfalt darin, die noch Klopstock in besonderer Entwickelung übte; also wie J. Paul in den Palingenesien 1798 1, 174 von den Kraftgenies erzählt: Andere fragten den Henker nach Komma und Kolon, sondern schrieben gerade aus, nämlich in Gedankenstrichen. So gestand Goethe noch am 26. Aug. 1822 dem Rath Grüner, er mache in jedem Briefe Schreibfehler (orthographische sind hauptsächlich gemeint) und keine Komma. So muss man denn seine Sachen ähnlich lesen wie die aus dem 15. 16. Jahrh., d. h. aufmerksamer, als wir durch das vorbedachte setzen der

Lesezeichen gewöhnt oder wol auch verwöhnt sind. So haben denn auch die Schreiber oder Druckereien, die ihm das Zeichen setzen besorgten, noch eine Nachlese übrig gelassen, besonders in Bezug auf den Bindestrich, der hie und da fehlt, was uns nach unserer Gewöhnung den Sinn verschiebt. Z. B. in dem Aufsatz Dramatische Form (Ausg. l. H. 44, 3): „Gefäss und Materie, Feuer und Kühlbad", es ist Feuerbad und Kühlbad gemeint, aus der Sprache der Alchymisten (s. in Grimms Wb. unter Kühlbad). In der Novelle sind mit „Berg und Waldgipfel" (l. H. 15, 301) Berggipfel gemeint, wie nachher auch gedruckt ist „Fels- und Waldgipfel" (S. 311).* In den Versen an Kestner (Hirzels Junger G. 2, 35):

> Wenn einst nach überstandnen müh (so!) und Schmerzen
> Das Glück Dir Ruh und Wonnetage gibt

sind Ruhetage und W. gemeint, und auch: Mühen und Schmerzen. Das letztere wie in Wanderers Nachtlied in der ursprünglichen Fassung (an Fr. v. Stein, 1, 10):

> Der Du von dem Himmel bist,
> Alle Freud und Schmerzen stillest,

d. h. Freuden und Schmerzen; mit der nachherigen Aenderung Leid und Schm., die dem Gedanken Schaden anthat, ihm die Spitze abbrach, wollte er vermuthlich zugleich eben dem „Freud-" aus dem Wege gehn, wie in dem Bundeslied der Anfang wol mit deshalb geändert ist, ursprünglich (Hirzel 3, 185):

> Den künftgen Tag und Stunden
> Nicht heut dem Tag allein u. s. w.

Er mochte über diese Freiheit Tadel haben hören müssen, schrieb aber doch noch viel später (l. H. 4, 149, Hemp. 2, 445):

> Flora, welche Jenas Gauen
> Reich mit Blum und Früchten schmückt,

d. h. Blumen und Fr., während in der Druckerei mit Blum' daraus ein unpassender Sing. gemacht wurde. So noch im Divan: Wort und Thaten (als Dat.) l. H. 4, 264, in späteren Ausgaben bemerkt und durch „Wort-" erkennbar gemacht;

* Auch im Prolog zum Wallenstein hat Schiller mit „Gewerb und Kunstfleiss" (1800 1, 7) gewiss Gewerbfleiss gemeint, es war damals für das franz. industrie im Gange.

vergl. auch: Tag- und Jahresfeste, d. h. Tages und J. Ebenso bei Adjectiven, z. B. in der Nat. Tochter: Klein und Grosses l. H. 9, 355, gegen Ende des 4. Actes. Die Ausg. letzter Hand ist sonst beflissen die nun nöthigen Bindestriche nicht zu versäumen, z. B. In der klein- und grossen Welt 1, 39, Gegen inn- und äussern Feind 1, 135, Froh- und trüber Zeit 1, 111 (in den Schr. 1789 8, 153 noch: Froh u. tr. Z.). Diese Freiheit, die uns jetzt Anstoss gibt, und von der auch Schiller schon weit seltner Gebrauch machte, hatte er übrigens nur beibehalten aus dem Dichtergebrauch, den er vorfand. Ich könnte mit Belegen aufwarten aus dem früheren 18. Jahrh. und bis ins 15. Jahrh. zurück, wenns nicht mir und dem Leser wol auch der Knaupelei auf einmal zu viel würde. Indess wenn die bibliographische und auch die biographische Arbeit nun vielfach bis ins kleinliche und kleinlichste hinausgeht (die Beispiele dafür fangen an ins haarsträubende überzugehen), so darf es auch die Philologie, oder sie muss es, da es sich hier um das innere, um den Sinn handelt.

Zwei ungedruckte Briefe Schillers.

Mitgetheilt von

G. von Loeper.

1.

An Knebel.

Der nachfolgende Brief betrifft die Uebersetzung einiger Elegien des Properz von Knebel, welche im ersten und dritten Stück der Horen, Jahrgang 1796, erschienen. Die vierzehnte und fünfzehnte (des 2. Buchs achte und neunte), über deren veränderten Abdruck der Uebersetzer sich beschwert, stehn S. 17 bis 24 des dritten Stücks, also des März-Heftes. Des Vorfalls wird weder im Goethe-Schillerschen, noch im Goethe-Knebelschen Briefwechsel gedacht. Wol aber ist in beiden Briefsammlungen von Knebels Arbeit an diesen Elegien die Rede. Goethe wandte ihr seine rege Theilnahme zu, und Schiller empfieng die Handschrift aus seinen Händen (Briefe Goethes: an Schiller vom 13. Februar 1796 und an Knebel Nr. 135 aus demselben Monat). Die „ausdrückliche Vollmacht“, an der Uebersetzung zu ändern, welche Schiller in nachstehendem Briefe voraussetzt, hatte Knebel am 22. December 1795 wirklich Goethen ertheilt. Denn er schreibt ihm unter diesem Datum (Nr. 126 ihres Briefwechsels): „Die Liebe, die Du meinen adoptirten Elegien erzeigst, ist unvergeltbar. Ich bin mit Allem im Voraus zufrieden, was Du ändern und ordnen wirst,“ im folgenden Januar (Nr. 130): „Du hast wohl die Güte und siehst sie noch ein wenig durch“ und im Februar (Nr. 131) dankt er ihm für die trefflichen Verbesserungen. Schil-

lers hier mitzutheilender Brief (4 Quartseiten) lässt Knebels unberechenbare Launenhaftigkeit erkennen. —

(S. 1) Es thut mir äuſerſt leid, daß Sie mit der Art, wie Ihre Ueberſetzung der XIVten und XVten *Elegie* abgedruckt worden, unzufrieden ſind. Wie dieſes kom̄e, weiß ich in dieſem Augenblick ſelbſt nicht. Ich habe Göthen noch nicht darüber gefragt, und von meiner Seite iſt weder in dieſen noch in den vorhergehenden *Elegien* ein Wort verändert worden. Die willkührliche Veränderung könnte alſo von niemand anderm als von G. herrühren, und ich begreife nicht, wie es damit zugegangen iſt.

Die Empfindlichkeit, womit Sie dieſelbe aufgenommen, würde im

(S. 2) höchſten Grade gerecht ſeyn, wenn die Veränderung von mir oder von irgend einem andern, den Sie nicht ſelbſt dazu *privilegi*ert, herrührte; da ſie aber von niemand ſonſt als G. herkommen kann, dem ſeine alte Freundſchaft und vielleicht auch eine ausdrückliche Vollmacht von ihrer [so!] Seite einiges Recht zu dieſen Freyheiten geben könnte, ſo werden Sie es nicht misbilligen, daß ich ihm von Ihrem *Billet* an mich, das ihm wehe thun könnte, noch nichts geſagt, und auch nicht eher etwas ſagen werde, als biß Sie mir

(S. 3) erklärt haben, daß Sie es wünſchen.

Was den Wiederruf betrifft, ſo hängt dieſes ganz von Ihnen ab; man kann denſelben ja ſchon ſo einrichten, daß den *Horen* dadurch kein Vorwurf erwächßt. Doch ſprechen wir darüber noch mündlich.

Nach dieſer Erklärung, hoffe ich, werden Sie keinen Zweifel mehr darüber haben, daß ich Ihre Beyträge zu den Horen nicht zu ſchätzen wiße, und daß die fernere Fortſetzung derſelben, ſo wie überhaupt Ihr ganzer fernerer Antheil an dem *Journal* mir von Herzen willkommen ſey.

(S. 4) Ich erfahre eben von meiner Frau, daß Sie Sich geſtern geäuſert, noch kein eigenes *Exemplar* des III *Horen*ſtücks erhalten zu haben. Göthe muß dieſes vergeſſen haben, denn ſchon vor mehrern Tagen gab ich ihm eins für Sie. Sollte es von ihm noch nicht geſchehen ſeyn, ſo lege ich hier eines bey.

Ich wünſche und hoffe, Sie bald ſelbſt zu ſehen und alles mündlich mit Ihnen zu beſprechen.

Leben Sie recht wohl

16. april. Schiller.
96.

2.

An Goethe.

Auch in der letzten Ausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels fehlt zwischen den beiden Briefen Goethes vom 15. und 18. Juli 1798 dasjenige Schreiben Schillers, mit welchem er dem Freunde die schleunigst erbetene Adresse Wilhelm von Humboldts sendet und die Fragen, ob „der Mangold“ aufgegangen und „das Gartenhäuschen glücklich gerichtet“ sei, beantwortet. Ausserdem fehlt eine Entgegnung Schillers auf Goethes Mittheilungen vom 14. Juli d. J. über sein Schema der dualistischen Naturerscheinungen und über den Bau des neuen Theaters.

Schillers Antwort vom 16. Juli, die also zwischen Nr. 487 und 488 des Briefwechsels fällt, ist glücklich erhalten. Die kundige Besitzerin des Originals, dem freilich die nur durch den Inhalt kenntliche Adresse mangelt, gestattet den Abdruck, wodurch die angegebene Lücke ausgefüllt wird. Der Brief gibt erst Licht über Goethes Aeusserungen in Nr. 488 von dem „unverbrüchlichen Naturgesetze, dass sich jeder Thätigkeit eine Negation“ entgegenstelle, und von dem „alten Mährchen, das sich repetirt“, sowie über Schillers begütigende Worte von den „Bedenklichkeitskrämern“ in Nr. 489. Wolzogen hatte die Festigkeit des neuen Theaterbaues bezweifelt.

Der Brief, vier kleine Octavseiten einnehmend, folgt hier mit den Eigenthümlichkeiten der Handschrift, wobei, wie im vorigen Briefe, Cursivlettern die lateinisch geschriebenen Buchstaben bezeichnen:

Jena 16 Jul. 98.

(S. 1) Humboldts Adreſſe folgt hier. Es iſt ein eigener Zufall daß auch Sie dieſes kritiſche Geſchäft in einer gewißen Zerſtreuung abthun müſſen, nachdem ich mit dem beßten Willen gleichfalls nicht die ganze Aufmerkſamkeit darauf wenden konnte.

Ich bin leider mit meinen Krämpfen noch im̅er geplagt und die Unordnung im Schlafen verderbt mir jede Stim̅ung zur Arbeit. Da ich in dieſen Tagen ohnehin mehrere Zerſtreuungen habe, so iſt der
(S. 2) Zeitverluſt weniger groß.

Ich bin begierig über Ihre mit den großen eiſernen Maſſen und dem *Magnet* neu gemachten Entdeckungen. Wenn Ihnen das nächſte Vierteljahr nothwendig ſo zerſtückelt werden ſoll, ſo wird das poetiſche freilich zu kurz kom̅en, dafür aber können Sie in dieſen *phyſ*iſchen Dingen deſto weiter kom̅en, welches auch nicht ſchlim̅ iſt.

Unter Ihren fünf Fächern in die Sie die dualiſtiſchen
(S. 3) Erſcheinungen ordnen, vermiße ich die *chem*iſchen, oder laßen ſich dieſe nicht unter jenes Princip bringen? — Dieſe Methode wird, bei der gehörigen Wachſamkeit und Unterſcheidung, am beßten kund thun, ob alle Glieder derſelben einander *coordin*iert oder eins dem andern *ſubordin*iert iſt.

Zu der Verbeßerung im *Theater gratul*iere ich. Wollte Gott wir könnten dieſer äuſern *Reforme* auch mit einer innern im dramatiſchen Weſen ſelbſt entgegen kommen. Mein Schwager
(S. 4) der geſtern hier war, rühmt die Anlage auch ſehr, er meinte aber, daß man über die Feſtigkeit nicht ganz ſicher wäre.

Mein Häuschen iſt gerichtet, aber jetzt ſieht man erſt, wieviel noch geſchehen muß, eh man darinn wohnen kann. Es gewährt eine recht hübſche Auſſicht beſonders nach dem Mühlthal.

Der Mangold kommt ſchön hervor.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau wie auch meine Schwiegermutter empfehlen ſich Ihnen.

S.

Citoyen Humboldt rue de Verneuil Faubourg St. Germain vis a vis la rue St. Marie Nro. 824.

Schillers „Theodicee“.

Von

Robert Boxberger.

Obgleich uns nicht bezeugt ist, dass Schiller Leibniz' Philosophie auf der Militär-Akademie studiert habe, so ist doch anzunehmen, dass er sie aus den Vorträgen seiner Lehrer kennen lernte, da die Leibnizische Philosophie durch die Vermittelung von Baumgarten und Wolf bis auf Kant die herrschende in Deutschland war. Ich kann wenigstens nicht umhin in der folgenden berühmten Strophe des herrlichen Gedichts „Die Freundschaft“, aber auch in anderen Stellen desselben, einen Einfluss der Leibnizischen Monadenlehre anzunehmen:

> Freundlos war der grosse Weltenmeister,
> Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
> Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
> Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
> Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
> Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gottsched hat der vierten Ausgabe seiner Uebersetzung der Leibnizischen „Theodicee“ dessen „Vernünftige Grundsätze von der Natur und von der Gnade“ angehängt und bemerkt dazu (S. 768f.): „Dieses Stück ist aus dem Recueil de divers. Pièces de Mr. Leibnitz etc. genommen und der geneigte Leser wird sehen, dass es fast von gleichem Inhalte mit der Monadologie des Hrn. von Leibnitz ist, ja verschiedene Stellen derselben noch besser erläutert, überhaupt aber das Leibnitzische Lehrgebäude sehr ins Licht setzt.“ Hier heisst es nun (S. 770): „Und weil wegen der Fülle der Welt alles verbunden ist, und jeder Körper auf jeden andern Körper nach dem Masse seiner Weite mehr oder weniger wirket und durch die Gegenwirkung

davon gerühret wird, so folget, dass jede Monas ein lebendiger oder mit einer innern Wirksamkeit begabter Spiegel sei, der das Weltgebäude nach seinem Gesichtspunkte vorstellet und ebenso geordnet ist als das Weltgebäude selbst." Und ebenda S. 777: „Aus der Vollkommenheit des höchsten Urhebers folget auch noch, dass nicht nur die Ordnung des ganzen Weltgebäudes die allervollkommenste sei, sondern dass auch ein jeder lebendiger Spiegel, der nach seinem Gesichtspunkte das Weltgebäude vorstellet, das heisst, dass jede Monas, jeder wesentliche Mittelpunkt seine Empfindungen und Begierden haben muss, die so gut, als es sich mit den übrigen verträgt, aufs beste geordnet sind." Ferner S. 778 f.: „Was die vernünftige Seele oder den Geist anbelanget, so ist in ihm etwas mehr, als in den Monaden oder in den einfachen Substanzen. Er ist nicht nur ein Spiegel des Weltgebäudes, sondern auch noch ein Ebenbild Gottes. Der Geist hat nicht nur eine Empfindung von Gottes Werken, sondern er ist sogar fähig, etwas, das ihnen gleichet, obgleich im Kleinen hervorzubringen. Denn, dass ich von den Wunderdingen der Träume nichts sage, wo wir ohne Mühe, und ohne es einmal zu wollen, Dinge erfinden, darauf man lange Zeit würde sinnen müssen, um sie im Wachen zu erfinden: so ist auch unsere Seele in den freiwilligen Handlungen erfinderisch, und indem sie die Wissenschaften, nach welchen Gott die Dinge eingerichtet hat, nach Zahl, Mass und Gewicht entdecket, so ahmet sie in ihrem Gebiete und in ihrer kleinen Welt, wo es ihr erlaubet ist, sich zu üben, dasjenige nach, was Gott in der grossen thut. Daher sind sowohl die Geister der Menschen als der Engel, da sie kraft der Vernunft und ewigen Wahrheiten in eine Art von Gesellschaft mit Gott treten, Weltbürger der Stadt Gottes, das heisst des allervollkommensten Staates, der von dem allergrössten und allerbesten Monarchen angelegt worden und regiert wird: wo kein Laster ohne Strafe, keine gute That ohne einen ihr gemässen Lohn, und kurz, wo so viel Tugend und Glück zu finden ist, als nur immermehr möglich sein kann. Dieses aber geschieht nicht durch eine Verrückung in der Natur, als wenn das, was Gott den Seelen noch vorspart, die Gesetze der Körper störte, sondern selbst durch die Ordnung der natür-

lichen Dinge, kraft der zu aller Zeit vorherbestimmten Harmonie unter dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade, unter Gott als dem Baumeister und Gott als dem Monarchen, so dass die Natur zur Gnade führet, und die Gnade die Natur vollkommener macht, indem sie sich ihrer bedient.“ Ebenda S. 781: „Es ist wahr, die höchste Glückseligkeit, sie sei gleich mit irgend einem seligmachenden Anschauen oder einer Erkenntniss Gottes verbunden, wie sie wolle, kann niemals vollkommen sein, indem Gott, da er unendlich ist, nicht gänzlich erkannt werden kann. Also wird und muss auch unsere Glückseligkeit niemals in einem völligen Genusse bestehen, dabei weiter nichts zu wünschen übrig bliebe, und wo unser Geist stumpf werden könnte, sondern in einem beständigen Fortgange von Ergetzungen und neuen Vollkommenheiten.“ Und in der „Theodicee“ heisst es (S. 268): „Ob man sagen kann, dass Gott Ehre und Herrlichkeit besitze, wenn er allein ist, das kömmt auf die Bedeutung des Worts an. Man kann mit einigen sagen: die Herrlichkeit bestehe in dem Vergnügen, das man im Erkenntnisse seiner eigenen Vollkommenheiten empfindet; und in diesem Verstande besitzt sie Gott allezeit. Allein wenn die Ehre und Herrlichkeit so viel bedeutet, dass andere ein Erkenntniss davon haben, so kann man sagen: Gott erlange diese Herrlichkeit nur alsdann, wenn er sich vernünftigen Creaturen zu erkennen giebt; ob es schon im Uebrigen wahr ist, dass er hiedurch kein neues Gut bekömmt, und dass vielmehr die vernünftigen Geschöpfe ein besonderes Gut erlangen, wenn sie die Herrlichkeit Gottes gehöriger Massen betrachten.“ Ebenda S. 288: „Wenn nur lauter Geister wären, so würden sie ohne die nöthige Verbindung, ohne die Ordnung der Zeiten und der Oerter sein. Eine solche Ordnung aber erfordert die Materie, die Bewegung und ihre Gesetze: und wenn man solche mit den Geistern aufs beste zusammensetzt und ordnet, so wird man wieder auf unsere Welt kommen.“ Endlich S. 721 (in den „Anmerkungen über das Buch von dem Ursprung des Bösen“*): „Allein es möchte jemand sagen:

* De origine mali, 1702. Der Verfasser war W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Vgl. Lessing, Ausg. Hempel XVIII, S. 65.

warum hat Gott nicht lieber gar nichts geschaffen, als dass er unvollkommene Dinge gemacht hat? Der Verfasser (King) antwortet sehr wohl: die allzugrosse Gütigkeit Gottes sei Schuld daran. Er hat sich wollen mittheilen, wenn es gleich zum Nachtheile einer gewissen Zärtlichkeit geschähe, die wir uns in Gott vorstellen, wenn wir uns einbilden, die Unvollkommenheiten wären ihm schlechterdings zuwider. Er hat also lieber was Unvollkommenes als gar nichts haben wollen." — Jene Stelle aus der „Freundschaft" war Schillern noch im Jahre 1785 im Gedächtniss; er schreibt an Huber den 13. December: „Erblicke in mir dein eigenes Schicksal. Wie mir jetzt ist, wird dir in wenigen Wochen auch sein. — Betrachte mich also als den

sel'gen Spiegel deiner Seligkeit."

Noch deutlicher aber werden wir auf Leibniz geführt durch folgende Stelle in der, auf der Militär-Akademie entstandenen, später den „Philosophischen Briefen" (in denen auch Theile jenes Gedichts „Die Freundschaft" stehen) eingefügten „Theosophie des Julius" (Hempels Ausgabe XIV, S. 366 f.): „Derjenige grosse Haushalter seiner Welt, — — der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die grosse Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsternheit des Tarquinius Sextus zu spinnen wusste" u. s. w. Dies geht auf eine der erhabensten Stellen der „Theodicee", die ich in Fontenelles Auszug gebe (in seiner Lobschrift auf Leibniz, deren Uebersetzung Gottsched der „Theodicee" vorausgeschickt hat, S. 48 f.): „Es steht bei der Theodicee ein Gespräch von Laurentius Valla, darinnen derselbe dichtet, es gehe Sextus, Tarquinius des Hochmüthigen Sohn, den Apollo zu Delphis wegen seines Schicksals um Rath zu fragen, Apollo aber sage ihm vorher, er werde die Lucretia schänden. Hierauf beklaget sich Sextus über diese Prophezeihung. Apollo antwortet ihm, es sei seine Schuld nicht, er könne nur weissagen; Jupiter habe alles so eingerichtet, und bei diesem müsse er sich beklagen. Allhier höret das Gespräch auf, daraus man wohl sieht, dass Valla das Vorherwissen Gottes zum Nachtheile seiner Güte retten will: allein das ist des Hrn. von Leibnitz Meinung nicht, er setzt des Valla Erdichtung nach dem Sinne seines Lehrgebäudes fort.

Sextus geht also nach Dodon, um sich bei dem Jupiter über die Schandthat zu beklagen, dazu er ersehen war. Jupiter antwortet ihm, er dörfe nur nicht nach Rom gehen: Sextus aber erkläret sich rund heraus, dass er der Hoffnung ein König zu werden nicht entsagen könne, und geht davon. Sobald er fort ist, fragt Theodor, Jupiters Oberpriester, diesen Gott, warum er doch dem Sextus keinen andern Willen gegeben? Jupiter schicket den Theodor nach Athen, die Minerva darum zu fragen. Diese zeiget ihm den Palast der Verhängnisse, darinnen die Gemälde aller möglichen Weltgebäude, vom schlimmsten bis zum besten sind. Theodor sieht in dem besten des Sextus Verbrechen, woraus Roms Freiheit, eine an Tugenden fruchtbare Regierung, ein dem grössten Theile des menschlichen Geschlechtes nützliches Reich u. s. w. entsteht. So dass Theodor weiter nichts sagen kann." Von dieser erhabenen Stelle der Leibnizischen Theodicee wurde auch schon ein früherer Dichter begeistert, der, wie uns Caroline von Wolzogen in Schillers Leben, I, S. 24f., berichtet, zu den Lieblingen seiner Jugend gehörte: Uz sagt in seiner dem Leibniz nachgedichteten „Theodicee":

> Der Sextus einer bessern Erden
> Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord gross zu werden:
> An keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
> Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
> Und viehischer Domitiane,
> Herrscht unverheert in einem schönern Plane.
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Es leide mit gepriesnem Muthe
> Die Gattin Collatins! Es keimt aus ihrem Blute
> Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
> Bis kühne Tyrannei, vom Laster gross gesäugt,
> Die spätverlassne Tugend rächet,
> Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Es vollzog sich nun, zunächst durch Körner und dann durch seinen Jenaer Aufenthalt veranlasst, Schillers Uebertritt zu der neuen Kantischen Philosophie. Im Jahre 1792 besuchte ihn in Jena sein Jugendfreund, der schwäbische Dichter Conz, welcher über diesen Besuch nach dreissig Jahren in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, No. 3—7, berichtete. Er

erzählt dabei unter anderm: „Schiller lebte und webte damals ganz in Kants Schriften. In den abendlichen, geselligen Unterhaltungen, zu welchen sich mehrere jüngere Lehrer der Hochschule einfanden, war jene Philosophie der Gegenstand, über den immer am lebhaftesten gesprochen und gestritten wurde, und Schiller wusste mit seinem feurigen Geist und eindringenden Scharfsinne dem Gespräch oft das grösseste Interesse zu geben.“ Und in einem Nachtrage zu diesem Aufsatze, ebenda 1825, Sp. 1644 f., wo er sich gegen einen Recensenten wendet, der die Zeiten von Gellert, Cronegk, Ebert, Uz für abgethan erklärt hatte, sagt er, dieser Ansicht sei Schiller nicht gewesen, und fährt dann fort: „Ich hörte öfter aus seinem Munde ihn nicht nur die energische gedrängte Fülle der Hallerschen Lehrpoesien, die seinem eignen Tiefsinn und Ernst so sehr zusagten, rühmen. Auch von Utzens lyrischem Schwunge, besonders seiner Theodicee, der herrlichen Lehrode, — — sprach er mit dem grössten Wohlgefallen und äusserte mehrere Male den Gedanken gegen mich, er hege den Entwurf, in einem ähnlichen Gedichte, als Pendant zu diesem, die Resultate der kritischen Philosophie, von der er damals ganz begeistert war, wie Utz es hier mit der leibnitzischen versuchte, in einer Art Wettstreit darzustellen: das Wagestück, mit einem so vorzüglichen Kopfe, wie Utz, seine Kraft zu messen, reize ihn.“ Wir wissen nicht, ob diese Aeusserungen während Conz' Anwesenheit in Jena, 1792, oder während Schillers Aufenthalt in Schwaben, 1793—94, wo er öfter mit Conz verkehrte, gethan wurden. Dass er zu Anfang des Jahres 1793 mit diesem Plane beschäftigt war, ergibt sich aus folgender Stelle eines Briefes an Körner vom 28. Februar 1793: „Ich weiss nicht, ob ich Dir schon davon geschrieben habe, dass ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich, so geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich diesen Sommer eine sehr schöne Edition bei Crusius veranstalte. Auf diese Theodicee freue ich mich sehr; denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzsche viel poetischer und hat einen weit grösseren Charakter. Ausser dieser Theodicee trage ich mich noch mit einem anderen Gedichte, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr

zu erwarten ist. Erlauben es meine Umstände, so bring' ich es auch noch in meine Sammlung." Diese Theodicee ist nun, wie bekannt, nicht zu Stande gekommen. Aber es fragt sich, ob unter den vorhandenen Gedichten Schillers nicht solche kleinere philosophische Gedichte vorhanden sind, die wir als Bruchstücke eines solchen Planes ansprechen müssen. Wir wissen nämlich neuerdings, besonders durch Goedekes kritische Ausgabe, wie gut es Schiller verstand, aus Bruchstücken grösserer Pläne kleinere Werke herzustellen. Ich darf mich auf meinen kleinen Aufsatz in dieser Zeitschrift IV, S. 273 f. beziehen, so wie auf die ansprechende Vermuthung Goedekes, kritische Ausgabe XI, S. 207, und „Geschäftsbriefe" S. 119 f. Und da finden sich denn zwei treffliche Gedichte aus den Jahren 1798 und 1799, die sich recht wol in eine Theodicee einreihen liessen. In einer solchen poetischen „Rechtfertigung Gottes" müsste nämlich nothwendig Gott auch gegen die Anklage wegen einer ungerechten, weil ungleichen, Vertheilung körperlicher und geistiger Gaben in Schutz genommen werden. Schiller thut dies in sehr befriedigender Weise in dem Gedichte „Das Glück", indem er zunächst die Anklage in ihrer ganzen Schwere aufstellt, dann aber auch eben so entschieden den Ankläger zurückweist mit dem Ausspruche: die Schönheit des Körpers entzückt ja nicht bloss ihren Träger, sondern mehr noch den, der ihres Anblickes geniesst; Helena und Achilles waren die Freude von ganz Griechenland. Und ebenso ist es mit den Gaben des Geistes: Schiller und Goethe sind die Freude von ganz Deutschland, oder sollten es wenigstens sein. Deinen eigenen Stumpfsinn also, nicht die Gottheit, hast du anzuklagen, wenn dich der Genuss des schönen in Natur und Kunst nicht in Entzücken versetzt. Uebrigens finde ich auch einen Leibnizischen Gedanken in diesem herrlichen Gedichte wieder. Leibniz sagt in der „Theodicee" (übs. von Gottsched, S. 522 f.): „Herr Bayle zeigt auch, dass man sich eben so glücklich, oder noch wohl glücklicher zu achten hat, wenn man einen Beistand von oben bekommen, als wenn man sein Glück seiner eigenen Wahl zuzuschreiben hat. Wenn man sich wohl dabei befindet, dass man einen plötzlichen Trieb, der sich auf einmal erhoben, reiflich überlegten Gründen

vorgezogen, so empfindet man eine ausserordentliche Freude darüber; denn man bildet sich ein, es habe uns entweder Gott, oder unser Schutzengel, oder ich weiss nicht was, das man sich unter dem ungewissen Namen des Glückes vorstellt, dazu angetrieben. In der That bildeten sich Sylla und Cäsar mehr mit ihrem Glücke ein als mit ihrer Aufführung. Die Heiden und sonderlich die Poeten, Homerus vornehmlich, regierten ihre Helden durch einen göttlichen Trieb. Der Held in der Aeneis geht allezeit unter der Begleitung einer Gottheit. Das war ein auserlesner Lobspruch, wenn man zu den Kaisern sagte, sie überwänden sowohl durch ihre Soldaten als durch die Götter, die sie ihren Feldherren mitgäben: Te copias, te consilium et tuos praebente Deos, sagt Horaz. Die Kriegsobersten fochten unter dem göttlichen Schutze der Kaiser, als wenn sie sich auf ihr Glück verliessen: denn die Vorbedeutungen gehörten nicht für Bediente. Man rühmet sich, wenn Einem der Himmel günstig ist: man macht sich mehr daraus, wenn man glücklich, als wenn man geschickt ist. Es hält sich wohl Niemand für glücklicher als die Mystiker, die sich einbilden, sie ruhten, und Gott wirkte in ihnen."

Eine zweite Anklage der göttlichen Vorsehung wegen Ungerechtigkeit würde darin bestehen, dass sie das schöne, dessen Genuss, wie er im „Glück" ausführte, die Mitwelt erfreuen sollte, so vergänglich geschaffen habe, dass sie es so bald wieder unsern Augen entrücke. Die „Rechtfertigung Gottes" gegen diese Anklage spricht der Dichter aus in der „Nänie". Das schöne stirbt eigentlich nicht; es lebt in der Erinnerung, in dem Gesange aller Zeiten fort; aber das gemeine erlischt auf ewig mit seinem zeitlichen Untergange.

Einige Bemerkungen zur Kritik und Erklärung der Kleistschen Hermannsschlacht.

Von

Philipp Kohlmann.

Ein eigenthümlicher Zufall hat es gewollt, dass die deutsche Litteraturgeschichte, welche dem Dichter der Hermannsschlacht erst so spät gerecht geworden, uns nicht einmal seinen Geburtstag richtig überliefert hatte. Meines wissens ist die Frage noch nicht aufgeworfen worden, wer jenen seltsamen Irrthum verschuldet habe? Es wird L. Tieck sein, welcher ja zuerst über Kleists Leben und Schriften mit Wärme geschrieben; und ihm sind alle späteren ohne eigene Prüfung gefolgt. Doch vielleicht liegt auch die Schuld an Kleist selbst, denn er wusste, wie es scheint, seinen Geburtstag selbst nicht genau, und so konnte Tieck ihn falsch erfahren haben. In einem Briefe an seine Braut aus Würzburg vom 10. October 1800 (abgedr. bei Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe S. 111) heisst es nämlich: „Liebe Wilhelmine! Du denkst gewiss heute an mich, so wie ich den ganzen 18. August an Dich dachte, nicht wahr?... Ja, mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der sie mir mit einem Male mittheilt." Es müsste denn sein, dass bei der schwer leserlichen Handschrift Kleists hier ein Lesefehler Bülows (10 für 18) vorgekommen wäre. — Da sich nun das Interesse mit erneutem Eifer den Werken des grossen Dichters und Patrioten zugewandt hat, so erscheint es um so dringender geboten, auch bei ihnen dieselbe Methode anzuwenden, welche wir jetzt end-

lich an den Werken unserer Classiker zu üben gewohnt werden, und für eine möglichst correcte Form derselben zu sorgen. Dazu möchten die folgenden Bemerkungen ein geringes beitragen.

1.

Im 3. Auftritt des ersten Actes der „Hermannsschlacht" stellt Thuiskomar, Fürst der Sicambrier, dem Cheruskerfürsten die Gefährlichkeit seiner Lage vor Augen, wie auf der einen Seite „Marbod, der herrschensgier'ge Suevenfürst", der ganz Deutschland siegreich unterwerfen wolle, ihn bedränge, denn:*

> Am Weserstrom, im Osten Deiner Staaten,
> Mit einem Heere steht er da,
> Und den Tribut hat er Dir abgefordert;

wie andrerseits Varus ihm so oft seine Cohorten zur Hilfe angeboten, natürlich nur in der Absicht, um „den Adler auch im Land Cheruskas aufzupflanzen", und wie derselbe nur durch die schlausten Wendungen der Staatskunst bis jetzt habe fern gehalten werden können:

> Nun ist er bis zur Lippe vorgerückt;
> Nun steht er, mit drei Legionen,
> In Deines Landes Vesten drohend da:
> Nun musst Du, wenn er es in Augusts Namen fordert,
> Ihm Deiner Plätze Thore öffnen:
> Du hast nicht mehr die Macht, es ihm zu wehren.

In den Worten „in Deines Landes Vesten" steckt ein so offenbarer Widerspruch mit den gleich darauf folgenden Versen, wonach ihm ja die Thore erst geöffnet werden sollen, dass jeder aufmerksame Leser hier gestört werden wird. Und doch haben alle Herausgeber** die Worte unbeanstandet gelassen, die sie von Tieck nach der Originalhandschrift so ediert fanden. Unzweifelhaft muss statt „Vesten" „Westen" gelesen werden: im Osten droht Marbod, im Westen Varus. Dass Varus sich

* Ich citiere nach dem ersten Drucke der Hermannsschlacht in: Heinrich von Kleists hinterlassenen Schriften herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821.

** J. Schmidt und H. Kurz schreiben mit Tieck: Vesten, Wilbrandt, Genée und Siegen schreiben: Festen.

noch nicht einmal innerhalb der Grenzen Cheruskas, geschweige denn in den festen Plätzen befinde, ergibt nicht nur, wie gezeigt, der Zusammenhang der Stelle, sondern der des ganzen Dramas. So sagt Hermann gleich darauf:

> Und wenn er noch darauf besteht,
> So nehm' ich ihn in meinen Gränzen auf;

ferner Ventidius zu Hermann (Act II, Auftr. 1):

> Die drei Legionen,
> Die, in Sicambrien, am Strom der Lippe stehn,
> Betrachte sie wie Dein! Quintilius Varus harrt,
> Ihr grosser Feldherr, Deines Winkes nur,
> In die Cheruskerplätze einzurücken.

Und endlich entschuldigt sich Hermann Varus gegenüber (III 5) mit den Worten:

> Vergieb, Quintilius Varus, mir,
> Dass Deine Hoheit mich hier suchen muss!
> Mein Wille war, Dich ehrfurchtsvoll
> In meines Lagers Thore einzuführen.

2.

Im 5. Act sind die Römer durch cheruskische Führer im Teutoburger Walde irre geführt; Nacht, Donner und Blitz machen die Situation noch unheimlicher. Die drei römischen Feldherren klagen sich im ersten Auftritte gegenseitig ihr Leid, der eine schilt über die Dunkelheit, der zweite über die unergründlichen Wege, der dritte endlich spottet über die ihm gräulich klingende Sprache der Deutschen. Wenn nun der zweite Feldherr sagt:

> Wir können keinen Schritt fortan,
> In diesem feuchten Mordgrund; weiter rücken!
> Er ist so zäh, wie Vogelleim geworden.
> Das Heer schleppt halb Cheruska an den Beinen,

so erscheint mir in diesen Versen der feuchte Mordgrund sehr wenig motiviert, als ein Ausdruck, welchen man höchstens als Scheltwort auffassen könnte. Es liegt auch an dieser Stelle ein blosser Druckfehler vor, denn statt „Mordgrund“ muss es „Moorgrund“ heissen. Das war nämlich Hermanns Plan,

wie sich auch hier aus dem Zusammenhange des Dramas nachweisen lässt, die Römer in die morastigen Gegenden des Teutoburger Waldes führen zu lassen und sie dort zu vernichten. Man vergleiche nur die folgenden Stellen! Nachdem Marbod Hermanns Botschaft empfangen, spricht er (IV 1):

Er ruft mich auf, verknüpft mit ihm,
Sogleich dem Mordverrath zuvor zu kommen,
Die Weser, Angesichts des Blatts, zu überschiffen,
Und, im Morast des Teutoburger Walds,
Die ganze gift'ge Brut der Hölle zu vertilgen.

Aristan, Fürst der Ubier, kömmt (V 9) mit dem Rufe auf die Bühne:

Verrätherei! Verrätherei!
Marbod und Hermann stehn im Bund', Quintilius!
Den Teutoburger Wald umringen sie,
Mit Deinem ganzen Heere Dich
In der Moräste Tiefen zu ersticken!

Und Varus endlich, den Kleist bekanntlich, abweichend von der Ueberlieferung, nicht durch eigne Hand umkommen lässt, spricht in seinem Monologe (V 21):

Ich warf, von Schaam erfüllt, dort in dem Schilf des Moors,
Mich in des eignen Schwerdtes Spitze schon;
Doch . . . . . mein Schwerdt zerbrach,
Und nun bin ich dem Seinen aufgespart.

3.

Ausser Teutoburg werden von Kleist noch als Ortschaften im Cheruskerlande angenommen: Thuiskon, Helakon, Herthakon, Arkon, Iphikon und Pfiffikon. Diese cheruskischen Namen sind vom Dichter frei gebildet, aber, wie mir scheint, mit bewusster Anlehnung an die in der Schweiz, speciell im Canton Zürich, häufig vorkommende Namensform mit der Endung „kon“ (= k-hoven), welche Kleist an Ort und Stelle kennen gelernt hatte. So hat z. B. offenbar der nicht unbedeutende Ort Pfäffikon, am gleichnamigen See im Canton Zürich gelegen, den Anlass für die Wahl des Namens Pfiffikon geboten, in dem freilich ausserdem der Wortwitz nicht zu verkennen

ist. — Varus hat nun von Teutoburg nach Iphikon marschieren wollen und ist am zweiten Marschtage von Arkon aufgebrochen. Die von Hermann instruierten Führer haben ihn aber statt nach Iphikon nach Pfiffikon geführt, und diese Entdeckung wird erst im Teutoburger Walde (Act V Auftr. 1) gemacht. Die cheruskischen Boten werden gerufen, Varus fragt den ersten (2. Auftritt):

Nach welchem Ort, sag' an, von mir benannt,
Hast Du mich heut von Arkon führen sollen?

Der erste Cherusker.

Nach Pfiffikon, mein hochverehrter Herr.*

Varus.

Was, Pfiffikon! hab' ich nicht Iphi Dir
Bestimmt, und wieder Iphikon genannt?

Der erste Cherusker.

Vergieb, o Herr, Du nanntest Pfiffikon.
Zwar sprachst Du, nach der Römermundart,
Das läugn' ich nicht: „führt mich nach Iphikon";
Doch Herrmann hat bestimmt uns gestern,
Als er uns unterrichtete, gesagt:
„Des Varus Wille ist nach Pfiffikon zu kommen;
„Drum thut nach mir, wie er auch ausspricht,
„Und führt sein Heer auf Pfiffikon hinaus."

Wem fiele nicht die Aehnlichkeit unsrer Stelle mit jener bekannten Irreführung des Hannibal auf, von welcher Livius XXII 13, 5 erzählt: „ipse imperat duci, ut se in agrum Casinatem ducat, . . . sed Punicum abhorrens ab Latinorum nominum pronuntiatione os, Casilinum pro Casino dux ut acciperet, fecit." Es steht der Annahme nichts im Wege, dass diese Erzählung unserm Dichter bei der besprochenen Stelle vorgeschwebt habe.

---

* Diese Form der Anrede findet sich in der Hermannsschlacht nur hier, sonst werden folgende Ausdrücke gebraucht: hoher Herr I 3, II 10, verehrter Herr V 2, königlicher Herr IV 2, am häufigsten erlauchter Herr II 1, II 10 (dreimal), III 2, IV 2, IV 4, IV 10, V 2.

4.

Im 4. Auftritte des 5. Actes erscheint die Alraune, um Varus seinen nahen Untergang anzukündigen. Die Scene ist grossartig und von echt Shakespeareschem Geiste erfüllt: die Hexenscenen im Macbeth sind wol nicht ganz ohne Einfluss auf dieselbe geblieben. Varus fragt:

Wo komm' ich her? Wo bin ich? Wohin wandr' ich?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass bei diesen drei Fragen Kleist jener orakelhafte Spruch vorschwebte, der so grossen Eindruck auf ihn gemacht hatte und auf den er gern anzuspielen pflegte.* In einem Briefe aus Thun an H. Zschokke (mitgetheilt in dessen Selbstschau, abgedruckt ohne Datum bei Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe, Berlin 1848. S. 27) schreibt er darüber folgendes: „Wenn Sie mir einmal mit Gessner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Strasse, an dem folgender Vers steht:

Ich komme, ich weiss nicht von wo?
Ich bin, ich weiss nicht was?
Ich fahre, ich weiss nicht wohin?
Mich wundert, dass ich so fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe.“ R. Köpke (H. v. Kleists politische Schriften und andre Nachträge zu seinen Werken, Berlin 1862. S. 43) bezeichnet die drei ersten Verse mit Recht als Kleists Lebenszeichen, während der vierte leider nicht auf ihn passe. Wo hätte er diese orakelhaften Worte besser verwerthen können als in jener unheimlichen Nachtscene, dicht vor der Vernichtung des Varus und seines Heeres?

5.

In jenen furchtbaren, aber hoch tragischen Scenen (IV 4. 5. 6), in denen das Schicksal der unglücklichen Hally, der geschändeten Tochter des Waffenschmids Teuthold, den Anlass

* Z. B. in dem Briefe an Wilhelmine vom 21. Juli 1801. Vgl. Bülow a. a. O. S. 204.

dazu gibt, dass Hermann die Cherusker zur Freiheit aufruft, kommen folgende Worte vor:

Teuthold.
Ich will sie führen, wo sie hingehört. (Er zieht den Dolch.)
— Kommt, meine Vettern, folgt mir!

. . . .

Rudolf, Du nimmst die Rechte, Ralf, die Linke!
— Seid ihr bereit, sagt an?

Die Vettern (indem sie die Dolche ziehn).
Wir sind's! Brich auf!

Teuthold (bohrt sie nieder).
Stirb! Werde Staub! Und über Deiner Gruft
Schlag' ewige Vergessenheit zusammen!

Dazu macht Julian Schmidt (III, S. 415) folgende Bemerkung: „brich auf! im Munde der Vettern ist nicht ganz deutlich; doch mag in dieser grässlichen Scene vielleicht etwas recht wildes damit gesagt sein sollen.“ Ich glaube, unser grauen brauchte an jener Stelle durch solche unklare Mittel nicht mehr gesteigert zu werden! Die Worte sind ja übrigens ohne alle Schwierigkeit und vollkommen deutlich zu verstehen: Die Vettern haben Teutholds Ausspruch: „Ich will sie führen, wo sie hin gehört“ buchstäblich genommen, während er selbst dabei natürlich an ihren Tod dachte, und sie erwarten von ihm das Zeichen, um ihm folgen zu können. „Brich auf!“ heisst also einfach: mache dich auf, wie es unmittelbar nachher wieder vorkömmt, wenn Hermann zu Teuthold sagt (IV 6):

Brich, Rabenvater, auf und trage, mit den Vettern,
Die Jungfrau, die geschändete,
In einen Winkel Deines Hauses hin!

6.

Dass J. Schmidt eine andere Stelle der Hermannsschlacht (IV 9) nicht nur falsch verstanden, sondern auch ohne weiteres durch Einsetzung einer Conjectur seines Freundes Theodor Gomperz aufs willkürlichste geändert hat, ist bereits von R. Köhler in seinem verdienstvollen Schriftchen (Zu Heinrich von Kleists Werken, Weimar 1862. S. 71 f.) in Kürze nach-

gewiesen und als unstatthaft getadelt worden. Trotzdem findet sich dieselbe willkürliche Aenderung wieder in der neuen Bearbeitung der Hermannsschlacht von R. Genée (Berlin 1871. S. 117). Deshalb scheint es mir geboten, noch einmal eingehender, als es in Köhlers Plan lag, das fehlerhafte jener Aenderung zu zeigen.

Es handelt sich an jener Stelle um die That eines römischen Centurio, der, wie Thusnelda erzählt, bei dem Brande Thuiskons ein Kind „auf seiner Mutter Ruf, dem Tod der Flammen muthig jüngst entrissen".

Hermann (glühend).

Er sei verflucht, wenn er mir das gethan!
Er hat, auf einen Augenblick,
Mein Herz veruntreut, zum Verräther
An Deutschlands grosser Sache mich gemacht!
Warum setzt' er Thuiskon mir in Brand?
Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!

Statt „mir in Brand" hat Gomperz, weil es ein offenbarer Schreibfehler sei, „nicht in Brand" vermuthet, und diese Lesart findet sich im Texte bei J. Schmidt und R. Genée, während alle andern Herausgeber nach Tieck, H. Kurz, Wilbrandt, Siegen, mit Recht an der ursprünglichen festhalten. Motiviert wird die Aenderung in den „Grenzboten" 1854 III, S. 434 dadurch, dass ja der Centurio Thuiskon nicht in Brand gesetzt, sondern mit Gefahr seines Lebens habe retten helfen. Aber der Centurio war ein Römer, die Römer zündeten Thuiskon an, also ist er für den Brand selbst mit verantwortlich, ob er nun wirklich dabei geholfen oder nicht. Hermann will, wie er es in derselben Scene kurz vorher gesagt, „die Guten mit den Schlechten" mit „der Rache Keil treffen".

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt, wie ein Insectenschwarm,
Muss durch das Schwerdt der Rache jetzo sterben.

Und an einer früheren Stelle (IV 3) sagt er:

Was brauch' ich Latier, die mir Gutes thun?

Vollkommen klar wird diese dem Kleistschen Wesen allein entsprechende Auffassung unserer Stelle durch eine Aeusse-

rung Thusneldas in einem früheren Gespräche mit ihrem Gatten (II 8):

> Dich macht, ich seh', Dein Römerhass ganz blind.
> Weil als dämonenartig Dir
> Das Ganz' erscheint, so kannst Du Dir
> Als sittlich nicht den Einzelnen gedenken. —

Unverständlich bleibt es jedesfalls, wie J. Schmidt in den Anmerkungen zum Amphitryon (III S. 387) bei Gelegenheit einer Textänderung schreiben konnte: „Der einzige Fall, in dem ich mir eine Nachbesserung erlaubt habe", während die Zahl der willkürlichen Aenderungen von seiner Seite eine sehr beträchtliche ist. Von Kleists sämmtlichen Werken ist bis jetzt noch keine des Dichters würdige Ausgabe erschienen: möge eine solche uns nicht zu lange vorenthalten bleiben!

Die Quellen von Uhlands Romanze „Don Massias".

Von

Robert Boxberger.

In meinem Aufsatze über „Uhland als Dramatiker" (VII, S. 219 dieser Zeitschrift) habe ich auf Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit hingewiesen. Hier findet sich auch IV, S. 17f. die Quelle unseres Gedichtes, welche so lautet: „So berühmt wie der gallicische Dichter und Ritter Macìas, der in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lebte, ist in der poetischen Litteratur kein Portugiese und kein Spanier durch seine persönlichen Herzensangelegenheiten geworden. Eine kurze Erwähnung seiner Geschichte gehört hierher. Dieser Macìas, mit dem Beinahmen Der Verliebte, auch wohl Der Grosse genannt, that sich als tapferer Streiter gegen die Araber in Granada, und als geistreicher Kopf im Gefolge des gelehrten Marquis von Villena (Anm. Vergl. den vorigen Band, S. 74) hervor. Aber der Marquis, der die Verdienste und Talente des Macìas schätzte, billigte nicht die schwärmerische Leidenschaft, mit der dieser Feuerkopf seine Poesie in sein wirkliches Leben verwebte. Er verbot ihm also ernstlich die Fortsetzung eines geheimen Einverständnisses mit einer schönen Dame, die auf Veranstaltung des Marquis die Gattinn eines andern Ritters geworden war. Aber Macìas glaubte seine ritterliche Beständigkeit in der Liebe nicht besser beweisen zu können, als durch kühnen Ungehorsam gegen alle Verbote. Der Marquis, der als Grossmeister des Ordens von Calatràva Gewalt gebrauchen konnte, liess den widerspänstigen Dichter als Gefangenen im Königreiche Jaen an der Grenze von Granada verwahren. In dieser Gefangenschaft sang Macìas seine zu ihrer Zeit hoch gepriesenen, jetzt, bis auf einige Kleinig-

keiten, verschwundenen Lieder der unglücklichen Liebe in gallicischer Sprache. Auch wusste er die Einrichtung zu treffen, dass diese Lieder schriftlich seiner Dame zugestellt wurden. Aber der Gemahl der Dame fand sich auch durch die poetische Freimüthigkeit des gefangenen Dichters so zur wildesten Eifersucht gereizt, dass er sich in voller Rüstung aufmachte, den Unglücklichen zu ermorden. Er ritt nach dem Städtchen Arjonilla, wo Macìas in Verhaft sass, erblickte den Gefangenen am Fenster, und tödtete ihn auf der Stelle durch einen Wurf mit der Lanze. Welches Aufsehen die ganze Begebenheit machte, kann man aus dem alten spanischen Liederbuche lernen, wo ihrer öfter gedacht wird.“ In einer Anmerkung beruft er sich auf Diezes Anmerkungen zu Velazquez' „Geschichte der spanischen Dichtkunst“, welcher S. 102 bis 107 sagt: „So findet man auch einige Coplas in gallicischer Sprache, die Macìas, den man insgemein den Verliebten nennt, verfertigt hat. Er war aus Gallicien von Padron gebürtig, und lebte zu den Zeiten Don Juan des Zweyten. Von seinen Liebesbegebenheiten und unglücklichem Ende reden seine Zeitgenossen, als“ u. s. w. Dazu bemerkt Dieze: „Dieser unglückliche Dichter ist durch seine Liebeshändel, durch die Beständigkeit in seiner Liebe, und sein trauriges Ende bey den Spaniern so berühmt, dass er bei ihnen zu einer Art von Sprüchworte geworden ist; man sagt: verliebt wie ein Macìas, obgleich seine Geschichte selbst, heute zu Tage nicht mehr so bekannt ist. Auch uns Deutschen hat ihn der Freyherr von Cronegk wenigstens dem Namen nach bekannt gemacht, und ihm in seinem Gedichte: «Günthers Schatten» unter den durch die Liebe unglücklich gewordenen Dichtern eine Stelle gegeben. Da man seinen Namen öfterer als seine Geschichte findet, wird es nicht unangenehm seyn, von diesem Liebeshelden eine umständliche Nachricht zu lesen. Ich nehme sie aus D. Gonzalo Argote de Molina Nobleza de Andaluzia (en Sevilla 1588 f.) B. II, Cap. 148 S. 272 u. f., dessen Worte ich hier übersetzt mittheile: «In dem Königreiche Jaen, an der Gränze des Königreichs Granada, thaten sich damals (unter König Heinrich II.) die Edelleute, nicht weniger durch rühmliche und heldenmässige Thaten hervor, als durch sonderbare und merkwürdige Liebes-

händel. Um diese Zeit war der durch seine Gelehrsamkeit berühmte Don Henrique von Villena Grossmeister des Ordens von Calatrava, bei welchem Macias, der sich durch seine Beständigkeit in der Liebe bekannt gemacht hat, in Diensten stand. Seine Jugend und Lebhaftigkeit rissen ihn dahin, dass er sich der Liebe und ihren Leidenschaften ganz überliess. Er verliebte sich in ein schönes Frauenzimmer, das sich ebenfals bey dem Grossmeister, seinem Herrn, in Diensten befand. Dieser Liebeshandel ward mit ihrer Einwilligung sehr geheim gehalten; der Grossmeister, der nicht das geringste davon wusste, verheirathete dieses Frauenzimmer, da eben Macias einmal abwesend war, an einen angesehenen Edelmann von Porcuna. Macias liess sich dadurch nicht abschrecken, und war von der Beständigkeit seiner Geliebten, die ihn bisher so zärtlich geliebt hatte, so fest versichert, dass er ihr diesen Schritt nicht als eine Unbeständigkeit zurechnete, sondern vielmehr glaubte, dass sie durch die Befehle ihres Herrn des Grossmeisters genöthigt, diese Heirath eingegangen wäre. Er ward bald durch einige insgeheim erhaltene Briefe überzeugt, dass er noch in dem Herzen seiner Geliebten herrschte. Er hofte, dass die Zeit ihm Gelegenheit geben würde, noch glücklich zu seyn, und blieb eben so verliebt, zärtlich und beständig gegen sie als zuvor, und setzte diesen Liebeshandel ununterbrochen fort. Da derselbe nicht geheim bleiben konnte, bekam ihr Gemahl Nachricht davon. Weil Macias vorzüglich unter den in des Grossmeisters Diensten stehenden Edelleuten dessen Gunst besass, wagte er es nicht, sich an seinem Leben zu vergreifen, sondern fand es für rathsamer, den Grossmeister davon zu unterrichten. Dieser liess den Macias vor sich kommen, gab ihm die heftigsten Verweise wegen seines Verfahrens, verbot ihm weiter an dies Frauenzimmer zu denken und befahl ihm schlechterdings der Liebe zu ihr zu entsagen. Allein die Liebe hatte sich des Macias so sehr bemächtigt, dass, da von allen Seiten so viele Hindernisse entstanden, sie nur um so viel mehr, wie es zu geschehen pflegt, durch eben diese Hindernisse Zuwachs bekam und so stark ward, dass er alles aufs Spiel setzte, und so wie vorher seine Liebe gegen dies Frauenzimmer fortsetzte und ihr bey allen Gelegenheiten davon Be-

weise gab. Der Grossmeister, der ihn für verloren und alle andere Mittel für vergeblich hielt, liess ihn gefangen nehmen, schickte ihn nach Arjonilla, einem Orte, der dem Orden zugehörte und fünf Meilen von Jaen lag, und glaubte dadurch allen Klagen gegen ihn ein Ende zu machen. In der harten Gefangenschaft, in der sich Macias zu Arjonilla befand, und wo er sein Unglück beseufzete, fand er kein anderes Mittel seine Qualen zu erleichtern, als durch die Klaglieder, die er daselbst verfertigte und seiner Gebieterin zuschickte, wodurch er seinen Schmerz zu lindern und seine Hofnungen zu unterhalten glaubte. Von den Liedern, die er damals verfertigt hat, findet sich Eines in einer alten Liedersammlung, die in der Bibliothek des Escurials verwahrt wird, das aus vier Strophen besteht, wovon die Erste diese ist: Alle, die mich von meinem Kummer so niedergeschlagen sehen, erstaunen über mich und fragen, was für ein grausames Geschick mich so heftig quälet. Allein kein Freund ist auf der Welt, dem ich mein Elend so erzählen könnte, wie ich es euch sage u. s. w. Diese Lieder und die Briefe, die Macias noch immer an die Dame schickte, fielen ihrem Gemahl in die Hände. Er konnte den Verdruss, den ihm die Eifersucht deswegen verursachte, nicht länger ertragen und beschloss daher, dieser Sache auf einmal ein Ende zu machen. Er bewaffnete sich mit seinem Schilde und seiner Lanze, stieg zu Pferde und begab sich nach Arjonilla. Daselbst sahe er den Macias, an einem Fenster seines Gefängnisses, an welchem er eben, das widrige Geschick seiner Liebe beseufzend, stand. Der Anblick eines ihm so beschwerlichen Feindes erbitterte ihn in diesem Augenblicke so, dass er seine Lanze nach ihm warf und ihn damit durchbohrte. Der unglückliche Liebhaber, der dadurch tödtlich verwundet ward, gab seinen Geist unter tausend verliebten Klagen und Seufzen auf. Der Ritter, nachdem er sich gerochen hatte, entwischte durch die Geschwindigkeit seines Pferdes und flüchtete nach Granada. Der Leichnam des Macias ward in der Kirche der heil. Katharina auf dem Schlosse zu Arjonilla, wohin ihn die vornehmsten Ritter und Edelleute dieser Gegend trugen, mit allen Ehrenbezeugungen beerdiget. Die blutige Lanze, die ihm das Leben genommen hatte, ward auf sein Grab, zum traurigen

Denkmal seines Unglücks gesteckt und folgende Inschrift daran gehaugen: Diese sicher treffende Lanze ist mir Unglücklichem nicht von einer Mauer (einer belagerten Stadt) zugeworfen worden, auch erhielt ich sie nicht, zu meinem Unglück, im Treffen. Sondern da ich dir, falsche und treulose Liebe! sicher und ohne Besorgniss entgegen gieng, verwundete sie mich unverhoft, und ich ward dadurch in mein unglückliches Schicksal gestürzt.» So weit gehet die Nachricht, die D. Gonzalo Argote de Molina vom Macias giebt.“ Zu den von Velazquez angeführten Sängern, die Macias Schicksal erwähnen, macht Dieze folgende Bemerkungen: Juan de Mena in seinem Gedichte Las Trecientas, in der 105. Strophe. Juan Rodriguez del Padron in seinem Buche de los Gozos de Amor, von dem Vergnügen der Liebe, am Ende des angeführten Gedichts, welches in dem Cancionero general, en Anvers 1573 S. 122[b] stehet: Wenn es dir gefällt, dass ich Unglücklicher mein so kurzes Leben endigen soll, so gewähre mir das Glück neben dem Macias begraben zu seyn, dass man auf meinem Grabe lese: Ein Ort erzeugte sie, Ein Tod riss sie dahin, und Einer Glückseligkeit geniessen sie nun. Garci-Sanchez de Badajoz in seinem Infierno de Amor, Hölle der Liebe, im Cancionero general, S. 165[b]: Beim Eingange sahe ich den Macias sitzen, mit den Wunden bezeichnet, die ihm sein Leben geraubt hatten. Mit Blumen umkränzt und mit einer Kette um den Hals, sang er in dem klagenden, jammervollen Tone eines traurigen Liebhabers den Anfang seines Lieds: Dank sey dir, Amor, für alle die Qualen, die ich erdulde. Nach ihnen der sogenannte Commendador Griego über die 150 Copla der Trecientas des Juan de Mena, Argote de Molina und der P. Balthasar de Vitoria, in seinem Theatro de los Dioses de la Gentilidad, (Salamanca 1620 und 1623. 4° 2 Bdd.) B. VI, Cap. 12. Dann fährt Velazquez fort, S. 109: „Dieser letztere hat einige gallicische Coplas bekannt gemacht, die Macias wenige Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Es findet sich eine grössere Anzahl von Versen dieses Dichters in der alten Dichtersammlung des Juan Alfonso de Baena, die sich unter den Handschriften der Bibliothek des Escurials befindet. Sie können dazu dienen, das Genie und den Charakter der gallicischen Poesie

dieses Jahrhunderts daraus zu erkennen". Wozu Dieze bemerkt: „Von der gallicischen Poesie, so wie von der ältern spanischen Poesie überhaupt, desgleichen auch von dem erwähnten Macias, findet man einige Nachrichten in einem Briefe, den der berühmte Don Iñigo Lopez de Mendoza, erster Marquis von Santillana, an D. Pedro, Condestable von Portugal, des Infanten D. Pedro, Regentens von Portugal, Sohn geschrieben hat. Der P. Terreros y Pando hat ihn aus einem Bande alter Handschriften in dem Archive des Jesuitercollegii zu Alcala in seiner Paleografia Española, S. 73 bekannt gemacht, und ich gebe ihn hier übersetzt: — — «Auf diese folgten Vasco Perez de Camoens und Fernan Casacio und der grosse Macias der Verliebte, von welchen (sic) sich nur vier Lieder (Canciones) finden, die aber gewiss recht verliebt, und voll vortrefflicher Stellen sind, nämlich: Cativo de miña Tristura etc. Amor cruel victorioso etc. Señora en quien é fiança etc. und Provey de buscar mesura etc.»"

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die von Dieze angeführte Stelle aus Cronegks Gedicht „Günthers Schatten" sich in dessen Schriften, Leipzig 1761, II, S. 134 findet und lautet:

> Aus jeder Gegend ist ein Chor von Dichtern da,
> Die zürnendes Geschick zum Opfer sich ersah.
> Mazias seufzet dort und fühlt die vorgen Triebe:
> Dort trauret noch zugleich sein Lied und seine Liebe.

Dazu macht der Dichter die Anmerkung: „Mazias, ein spanischer Poet, der wegen seiner Liebe und seines unglücklichen Endes berühmt ist. S. Journal étranger, Février 1755, p. 54." Dieses Werk enthält einen gedrängten Auszug aus dem Werke des Velazquez, bringt also zu unserm Zwecke nichts neues.

Bernhard ten Brink, Geschichte der Englischen Litteratur. Erster Band. Bis zu Wiclifs Auftreten. Berlin bei Robert Oppenheim, 1877.

Alle bisherigen Darstellungen der englischen Litteratur im Mittelalter leiden an einem wesentlichen Mangel. Die Litteratur wird in ihnen als ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Gebiet betrachtet; auf ihre Beziehungen zu der Gesellschaft, aus der sie hervorgieng, zu dem Grund und Boden, auf dem sie erwuchs und den sie ihrerseits wieder cultivierte, ist wenig oder gar nicht Rücksicht genommen. Das Studium derartiger compilatorischer Werke, in denen ja unendlich viel Gelehrsamkeit verarbeitet sein mag — ich denke in erster Linie an die von Hazlitt besorgte Ausgabe von Wartons „History of English Poetry", die mit den zahlreichen Noten und Erweiterungen von Seiten der Mitglieder der Early English Text und Philological Societies ein ausserordentlich werthvolles Nachschlagewerk für den Forscher ist — wird nie ganz befriedigen, da es bei dem ernstesten streben nur ein unvollkommenes Verständniss von der litterarischen Productivität gewährt. Wir sehen in ihnen eine Litteratur in ihren fertigen Producten vor uns, in die Genesis derselben dringen wir nicht, oder nur theilweise ein. Erst dann werden wir zu einem befriedigenden Verständniss derselben gelangt sein und uns im Besitze eines sichern Urtheils fühlen, wenn wir hinter dieser Litteratur das Bild der Gesellschaft sehen und in demselben die charakteristischen Gruppen und Gestalten in scharfen und klaren Umrissen zu erkennen vermögen.

Es fehlt uns mithin eine Geschichte der altenglischen Litteratur, in welcher uns die Entwicklung der litterarischen Stoffe und Formen als das Resultat hingestellt wird, welches historische und sittengeschichtliche Momente, innere und äussere Anregungen auf specifisch englischem Boden hervorbringen mussten. Sicherlich ist der Schreiber dieser Zeilen nicht der einzige, der diesen Mangel oft genug empfunden hat. Abhandlungen, in welchen einzelne Erscheinungen aus der Litteratur auf die Anregungen zurückgeführt werden, denen sie dasein oder Gestalt verdanken — wie wir solche in grosser Zahl von der Feder des unermüdlichen Thomas Wright besitzen — können dies Bedürfniss nur fühlbarer machen.

In dem vorstehenden ist bereits angedeutet, dass ten Brink

nicht die Geschichte der litterarischen Stoffe und Formen an sich hat vorführen wollen; dass es ihm nicht genügt, in der Mitte der zahlreichen litterarischen Erzeugnisse seine Stellung nehmend, dieselben zu ordnen und zu erläutern. Er zeigt uns in der Litteratur einer Periode das Denkmal, welches diese sich selbst gesetzt hat, in welchem sie sich selbst, ihr innerstes Wesen für alle Zeiten verewigt hat. Die Methode des Verfassers besteht darin, dass er im Eingange der Darstellung einer neuen Periode zunächst das Bild der bestehenden, die Fortentwicklung bedingenden und bestimmenden Verhältnisse entwirft. Vorhandene und neue Einflüsse, äussere und innere Anregungen werden zu einem anschaulichen Gesammtbilde verwoben, aus welchem die in den Vordergrund tretenden Gruppen, die Lebenskreise, in denen die Litteratur ihre Pfleger und Träger fand, drastisch hervortreten. Die Lebensstellung und Lebensgewohnheiten dieser Leute, ihre Bestrebungen, ihre Neigungen, alles dies lässt das Bild leicht und sicher erkennen, und so ahnen wir bereits, welche Richtung die neue litterarische Bewegung einschlagen wird.

Die besondere Befähigung des Verfassers für die Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gibt sich in der Weise zu erkennen, wie er nun die Entwicklung selbst sich vor unsern Augen vollziehen lässt. Der scharfe kritische Blick des Verfassers, sein beneidenswerthes Combinationsvermögen, seine hohe Begabung für künstlerische Gruppierung und Gestaltung wirken zusammen. Die Schilderungen, die er entwirft, sind ebenso schön, wie sie wahr und bedeutend sind. Die Person eines Autors, die Diction, die Form und der Inhalt seines Werkes, die Bedingtheit aller einzelnen Puncte durch Zeitverhältnisse, alle diese Momente durchdringen sich gegenseitig und gestalten sich zu einem abgerundeten Gesammtbilde. Nirgend tritt uns eine Einzelerscheinung in ihrer Isoliertheit entgegen, immer werden wir zugleich in das Verständniss und die Würdigung eines Werkes an sich, in seine Abhängigkeit von anderem und seine Wirkung auf anderes eingeführt. Die litterarische Production einer Periode zieht an unsern Augen vorüber wie ein grosses Drama, dessen Exposition mit künstlerischem Verstande und beherrschender Sachkenntniss in einer fast plastis hen Anschaulichkeit entworfen ist, dessen Charaktere klar und scharf gezeichnet mit einander in Action treten, sei es, dass sie sich in freundlicher, oder gegensätzlicher Weise beeinflussen und bestimmen, dessen Scenen sich logisch auf einander aufbauen, dessen Katastrophe endlich den naturgemässen Abschluss des ganzen bildet.

Der Stil des Buches ist edel, klar und gefällig. Ein ungewöhnliches Geschick in der Behandlung der Sprache verräth der Verfasser auch in den poetischen Nachbildungen, welche er hin und wider in den Text einstreut, besonders wenn es ihm darauf ankömmt, den Charakter der Lyrik einer bestimmten Periode zu veranschau-

lichen. Nicht nur die Form des Originals wird treu wiedergegeben, auch die eigenthümliche Stimmung, welche im Original vorherrscht, ist der Uebertragung eingehaucht; dabei ist die Nachbildung überall in einem edlen, freien Tone gehalten.

Mit soviel künstlerischem Geschick ist in der Regel, selbst bei kritischen Naturen, eine allzu lebhafte Phantasie verbunden; eine Phantasie, der es schwer wird, mit nüchternem Sinne sorgfältig prüfend in jeden Winkel zu schauen, die leicht fertig ist mit dem Urtheil. Nicht so bei dem Verfasser unseres Buches. Ob es sich um Prosa oder Poesie, um Geschichte oder Fabel, um Form oder Stoff handelt, immer ist sein Urtheil ebenso gründlich und sachgemäss, wie es das innerste Wesen des Gegenstandes erfasst. Dem Buche geht eine unermessliche Arbeit vorauf, denn nur weniges von dem, was der Verfasser gibt, ist entlehnt; fast alles ist das Resultat eigener Studien.

Auch das Ebenmass, welches in dem Buche vorherrscht, verdient Anerkennung. Der einzelnen Erscheinung wird nicht nur die richtige Würdigung zu Theil, sondern auch der Umfang, der ihr bei der Besprechung zugemessen ist, entspricht ihrer Bedeutung, und, wo der Verfasser von diesem Principe mit Bewusstsein und Absicht abweicht, wissen wir ihm Dank dafür. An keiner Stelle hat er sich verleiten lassen Details in die Schilderung einzuschliessen, die in den Rahmen des ganzen nicht hineinpassen würden.

Was das Buch neben den erwähnten Vorzügen so besonders werthvoll und anziehend macht, ist der Ernst und die Wärme, mit welcher der Verfasser sich seiner Aufgabe hingegeben hat. Es ist ein Vergnügen, zu beobachten, wie sicher und scharf er den Geist zu erfassen weiss, der die Litteratur einer Periode durchweht, wie er sich in denselben hineinzudenken und ihn zu einem klaren Begriffe zu gestalten weiss. Bücher, die in gleichem Grade wissenschaftlich belehrend und anmuthend, gründlich, aber nicht pedantisch sind, gehören zu den Seltenheiten. Zu ihnen müssen wir Prof. ten Brinks Buch zählen.

Dasselbe sucht, wie der Verf. in der Vorrede sagt, „das historische Verständniss der englischen Litteratur überhaupt zu fördern, zweitens dasselbe weiteren Kreisen, zunächst in Deutschland, zu erschliessen". Zu diesem Zwecke sind auch alle gelehrten Details, Quellennachweise, Citate* u. s. w. sorgfältig vermieden worden. Es ist dem Verfasser

* Der Verfasser stellt in der Vorrede seines Buches eine Ergänzung desselben in Aussicht unter dem Titel „Grundriss zur Geschichte der Englischen Litteratur". In diesem Schriftchen soll der Anfänger „einen Leitfaden zur Orientirung in dem Labyrinth der Litteratur über die Litteratur", der Kenner einen Nachweis finden über die Beweisgründe, auf welche ten Brink seine Ansichten stützt.

vollkommen gelungen, ein Werk zu schreiben, das kein gebildeter ohne reichen Genuss und ebenso reiche Belehrung aus der Hand legen wird.

Prof. ten Brink hat in seiner „Geschichte der Englischen Litteratur“ eine zeitgemässe, ja eine der dringendsten Aufgaben auf dem Gebiete der Litteratur- und Culturgeschichte mit Glück gelöst. Nicht nur war die ältere englische Litteratur ein für das allgemeine wissen der gebildeten unerschlossenes Gebiet, auch gelehrte und specielle Kenner vieler Litteraturen trösteten sich über ihr nichtwissen mit der Annahme, dass über den „dark ages“ ein undurchdringlicher Nebel sich ausbreite. Selbst die des Studiums der englischen Sprache beflissenen Zöglinge der Universitäten haben sich bisher, es ist das nicht zu leugnen, mit einem gewissen Widerwillen von einem eindringen in die ältere Litteratur Englands abgewandt. Der Grund ist leicht gefunden. Nur weniges war ihnen vielleicht von den frühesten Producten der englischen Muse zugänglich; dieses wenige bot sprachliche Schwierigkeiten, orthographische Verwirrung, und lautlich wurde es nicht begriffen. Daneben war es vielleicht in Stoff und Form abhängig, und die Compendien der Litteraturgeschichte gaben keine befriedigende Information über das Wesen und den Werth des einzelnen Werkes. Um es kurz auszudrücken: Das eigenartige und bedeutende dieser Litteratur fassten sie nicht, es gelang ihnen nicht, in den Erzeugnissen der Litteratur die einzelnen Denksteine geistigen und nationalen Wachsthums zu sehen, welche ein in stetiger Fortentwicklung begriffenes kräftiges Volk sich selbst setzt. Prof. ten Brink hat die Schwierigkeiten, welche bisher eine Unkenntniss auf diesem Gebiete entschuldigen mochten, aus dem Wege geräumt, und wir dürfen der gegründeten Hoffnung leben, dass man nicht nur in Zukunft der ältern Litteratur Englands im allgemeinen Urtheile der gebildeten mehr Gerechtigkeit widerfahren lässt, dass vielmehr auch die Zahl derer, welche sich bemühen auf diesem Gebiete heimisch zu sein, eine beträchtlichere sein wird.

Der eminenten Bedeutung des Buches von Prof. ten Brink gegenüber mag es vielleicht kleinlich erscheinen, auf einige unbedeutende Mängel hinzuweisen. Dennoch wollen wir dies nicht unterlassen, um uns nicht den Vorwurf der Einseitigkeit zuzuziehen.

Zu S. 101. Der Argumentation, durch welche Aelfred als Verfasser der poetischen Version von Boetius' Trost der Philosophie hingestellt wird, können wir nicht zustimmen. Es ist freilich nicht unmöglich, dass Aelfred da, wo er einen in der Sprache seiner Heimat ihm vorliegenden Stoff in freierer Weise poetisch zu gestalten hatte, etwas besseres leistete, als er als Uebersetzer lateinischer Werke leisten konnte, da ihm einmal die geringe Ausbildung der Sprache für den Ausdruck abstracter Ideen, zumal wenn dieselben in möglichst abstracter Form im Originale vorlagen, dann aber auch seine

unzureichende Kenntniss des Lateinischen grosse Schwierigkeiten bereitete. Dass er aber bei der poetischen Uebertragung seine eigene Prosa hätte missverstehen können, halte ich für unmöglich. — Die Vermuthung, der König Aelfred habe selbst die poetische Bearbeitung besorgt, konnte, einmal ausgesprochen, in jener Zeit leicht zu einem traditionellen Dogma werden. Man denke an die Brutus-Sage! Ja, was noch viel näher liegt, man erinnere sich nur, dass König Aelfred zum autorisierten Träger aller volksthümlichen Spruchweisheit geworden ist!

Bei der Besprechung der ältesten Chroniken, welche bis in die neutestamentliche, resp. alttestamentliche Vergangenheit zurückgreifen, hätten wir eine Notiz darüber gewünscht, ob diese zu den meist auf gallischem Boden entstandenen Chroniken der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung in Beziehung stehen.

Auf S. 389 lesen wir in der Uebertragung eines Gedichtes aus der von Th. Wright unter dem Titel „Specimens of Lyric Poetry" herausgegebenen Sammlung:

Von Peterborough auf die Jagd
Hatt' ich mich Morgens aufgemacht.

Im Originale heisst es:

From petres bourh in o morewenyng
As y̆ me wende o my pleyȝyng.

Wir bezweifeln, dass der Dichter an die Jagd gedacht hat, er wird nur von Zerstreuung, ergetzen, Vergnügung haben sprechen wollen. Man vergleiche die Eingangsverse einer andern Dichtung derselben Sammlung:

Ase y me rod þis ender day
By grene wode to seche play.

Zum Schlusse wollen wir noch einmal allen denjenigen, welchen die historische Entwickelung der Litteratur und Cultur Interesse einflösst, zugleich allen denen, welche eine zugleich anmuthige und lehrreiche Lectüre lieben, Prof. ten Brinks Buch herzlich empfohlen haben. Möchte es ihnen allen den Genuss bereiten, den der Schreiber dieser Zeilen darin gefunden hat.

K. Böddeker.

Altdeutsches Liederbuch, Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1877.

Eine wichtige Quelle für Erkenntniss, Studium und Genuss unseres alten Volksliedes ist das Werk, womit der Verf. unsere Lit-

teratur bereichert, wahrscheinlich auf längere oder lange Zeit hinaus eine der wichtigsten, man dürfte sagen die wichtigste, wenn sich auch der philologischen Hälfte der Arbeit die volle Quellenmässigkeit zusprechen liesse.

Das Wort *Volkslied,* das so wichtig geworden ist für den Gang, den die Entwickelung unserer Bildung seit ungefähr hundert Jahren eingeschlagen hat, begeht in diesem Jahrzehend im stillen sein hundertjähriges Jubilaeum;* Herders *Volkslieder,* mit denen Wort und Sache eigentlich in den vornehmen Kreis der Bücherwelt eintraten, erschienen ja 1778 und 79. Von vorn herein besorgt um den Vorwurf, dass er den Sachen einen zu grossen Werth beimässe, führte er sie mit einem Motto aus Hamlet auf dem Titel als bescheidene *Veilchen* ein, *der Duft, die Blüthe von wenigen Minuten.* Und das Bild ist gut und weiter ausführbar, diese Lieder stehen in der „Litteratur", im Bücherschranke wirklich wie Veilchen, vom Waldrande oder hintern Dorfzaune weg in den Kunstgarten, den Pfarrgarten oder Herrenpark herübergepflanzt, gar nicht für dort bestimmt, auch da einen versteckten, wenn nur sonnigen Winkel suchend, leicht übersehen neben ihren stolzen, leuchtenden vornehmen Schwestern, wol selbst wie Gänseblümchen angesehen, aufgesucht nur von solchen, denen gerade in aller Kunst und Pracht ein Bedürfniss und Gefühl für die Natur selbst wiederkömmt, für die Natur, die noch bei sich zu Hause, noch nicht in die Schule genommen ist, noch nicht bewussten Zwecken zu dienen hat, sondern nur sich selber. Aber diese Verpflanzung war damals gerade ein Bedürfniss in der Entwickelung der Bildung, die aus französischer Ueberbildung und Verbildung heraus eine Rückbildung zur Natur suchte, wie man eben damals auch in der englischen Gartenkunst die Natur selber in den Kunstgarten hereinholte oder ihn in den Wald selbst hinaus versetzte; ist doch auch die Beachtung und Liebe des Volksliedes von englischem Boden auf deutschen herüber verpflanzt. In den seitdem verflossenen hundert Jahren hat es denn auch seine stille, doch immer breitere Wirkung geübt in dem Kunstgarten unserer Bildung,

---

* Zuerst von Herder gebraucht, so viel ich bisher beobachtet: „und so, wie viele viele *Lieder des Volks!* . . . Endlich werden Sie aufmerksam, und mahnen mich um mehrere solche *Volkslieder.*" Von deutscher Art und Kunst 1773 S. 27; er braucht aber auf derselben Seite auch noch *Populärlied* nach dem Franz., S. 48 *populäres Jägerlied,* S. 51 *Volkslieder, Provinciallieder, Bauerlieder,* auch noch S. 66 *Lieder des Volks* — er schwankte eben noch mit dem ihm selber neuen Worte. Aeltere Bezeichnungen aus dem 15. 16. Jahrhundert stellt Böhme S. XXIII zusammen; jetzt noch übrig davon ist *Gassenhauer,* das seine eigene, noch mehrfach dunkle Geschichte hat (s. in Grimms Wörterb.), jetzt im Werthe heruntergekommen.

vom Salon bis hinunter in die Volksschule, vom Concertsal bis in die Singestunde in der Dorfschule, und um das Lied, das an sich dem Schriftwesen so fern steht, ja eigentlich widerstrebt, hat sich allmählich auch eine Litteratur gelagert, die niemand mehr ganz zu übersehen im Stande ist.

Doch die rechte Sehnsucht der Kenner und Liebhaber geht rückwärts in die ältere Zeit, wo man noch nicht von Volkslied sprach und wo doch seine wahre Blüte zu suchen ist. Es ist nun ein Menschenalter her, dass diese Sehnsucht eine tief gehende Befriedigung fand durch Uhlands *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder,* ein Buch, das neben dem lebenden nun auch dem älteren Volksliede eine Wirkung verschaffte, bedeutender, als es des Knaben Wunderhorn konnte, und nicht nur in der Wissenschaft, auch in unserer Bildung, eine Wirkung, deren Kreise sich gleichfalls weiter und weiter ziehen, wobei nur merkwürdig bleibt, dass das köstliche Werk es in 34 Jahren nicht zu einer zweiten Auflage hat bringen können; es besteht eben ein leidiges Missverhältniss zwischen der Liebe oder Liebhaberei für das Volkslied und dem Bedürfniss, über den Genuss hinaus zum wirklichen Verständniss, zur Erkenntniss, also zum wahren Genuss zu kommen und damit einen wissenschaftlichen Anbau und Ausbau der betreffenden Litteratur durch wissenschaftliche Theilnahme möglich zu machen; Sammler und Kenner, wie L. Erk, Ditfurth, Böhme wissen davon zu erzählen, wie mühselige Sammlungen und die werthvollsten Vorarbeiten schliesslich schwer oder gar nicht ans Tageslicht kommen, weil sich die Buchhändler nicht an den Verlag getrauen können.

Aber zum vollen Genuss und Verständniss der alten Lieder fehlte bisher ein Mittel, ihr Klang und Sang, dass man sie nicht bloss mit dem Auge, sondern mit dem Ohre fassen könne; dem Veilchen fehlte so zu sagen der Duft, und damit das wahre Leben. Freilich sind wir lange eingewohnt Lieder nur zu lesen, sie auch voll zu beurtheilen nach dem blossen lesen. Aber schon ein solches Leselied in einem Goldschnittbändchen ist doch nur wie eine blass gezeichnete Blume, der wir die Farben geben müssen aus uns heraus, aus unserer entgegenkommenden Stimmung und Empfindung; der Duft aber, ihr rechtes Leben, ihre Seele wird der Liedblume eben erst durch das singen und klingen zu Theil. Wie weit der Weg des erfassens noch ist von einem bloss still gelesenen Liede bis zu seiner Erscheinung im Gesang, das wird man wieder gewahr, wenn man z. B. ein gutes Lied, das man gesungen oder singend hat kennen lernen, zum ersten Mal in schwarzen Lettern vor sich sieht, die Klänge nun soldatenmässig aufgestellt neben einander, die sich, wenn lebendig, so wunderbar auf und ab bewegen im Ohr und in der Seele; es ist ungefähr, als wäre ein schöner Fensterbogen zerbrochen und die Stücke nur neben einander gelegt, dass man sie sich erst

wieder zusammensehen müsste im Geiste. Schon bei Liedern der Kunstdichtung, die den alten edlen Namen Lied voll verdienen, haucht uns in dem Augenblick, wo die Wirkung kömmt, aus dem schwarz auf weiss etwas wie bewegter Klang und Gesang an, wozu ja der Rahmen, die Umrisse gegeben bleiben im Rhythmus und Reim und Aufbau der Strophe. Vollends beim rechten Volksliede, wie auch beim Kunstliede aus der lebendigsten Zeit, wo jeder Liedgedanke schon im entstehen sich in Tönen auf und ab bewegte in des Dichters Seele, da sind die blossen Worte bloss gesehen eigentlich wie die Leiche des Liedes, die doch durch die Bewegung der Stimme gleich wieder aufstehen und lebendig werden kann. Diese volle Auferstehung zum wirklichen Leben fehlt noch dem alten Volksliede, es ist die Aufgabe der gelehrten Musikkunde, sie ihm zu verschaffen, wie dem Kunstliede aus der alten Blütezeit unserer Dichtung.

Dieses Ziel verfolgt das vorliegende Werk: *Das Volkslied in seinem ganzen Wesen,* heisst es im Vorwort S. VI, *ist nicht bestimmt bloss gelesen zu werden, will gesungen sein. Nichtgesungene Lieder sind gar keine Lieder, sondern bloss Lesegedichte. Nur die Vereinigung von Wort und Weise kann dem Liede den vollen Reiz geben und das volle Verständniss erwecken.* Denn die Wissenschaft der Litteraturgeschichte wie der Musikgeschichte hat auch *der richtigen Anschauung vom Wesen des Volksgesanges und dessen Einflusse auf Kunstpoesie und Kunstmusik so weit Bahn gebrochen, dass man einer Untersuchung und Feststellung alter Volksweisen nicht mehr entrathen kann.* Die Schwierigkeit wird hoch genug angeschlagen: *Wie sehr fühlte ich das Schwere und Gewagte eines solchen Unternehmens, an das bis jetzt aus guten Gründen weder Tonkünstler noch Literaturhistoriker und Philologen gegangen sind. An die Seite eines Uhland sich stellen, um seine herrliche Textsammlung zu ergänzen . . nach langem Zögern und vieljähriger Vorbereitung habe ich diesen Schritt gethan, lediglich aus Hingebung an eine gute deutsche Sache, lediglich aus dem Drange, zur Hebung unseres Nationalschatzes ein Scherflein beizutragen* (S. VII). Er berichtet von jahrelangem suchen und sammeln in ganz Deutschland herum, zugleich auf die Texte neben den Melodien erstreckt, von Mühen und Geldopfern (S. XVI), aber auch von löblicher Unterstützung durch Bibliotheken und gelehrte, Musiker wie Philologen, auch von der Gunst und Unterstützung des Königs Johann, die seinem Unternehmen durch den Minister v. Falkenstein gewonnen ward, wie denn das fertige Werk dem regierenden König Albert von Sachsen gewidmet ist. Die Schwierigkeit, es endlich auch in Verlag zu bringen, ist verschwiegen; es liegt nun glücklich vor in trefflicher Ausstattung von derselben Firma, der wir auch den Verlag der beiden besten Sammlungen neuerer Volkslieder mit ihren Weisen verdanken, der Schlesischen von Hoffmann von Fallersleben (1842) und der Fränkischen von Ditfurth

(1855). Es wäre nun Sache der Kenner und Liebhaber, auch eine kaufende Theilnahme zu beweisen, ohne die ja keine Litteratur leben und wachsen kann.

Die anfängliche Absicht, bloss ein Melodienbuch herauszugeben, als Ergänzung zu Uhland u. a., wurde vom Verfasser aufgegeben, weil dies ebenso einseitig geblieben wäre, als die bisherigen blossen Textbücher es sind (S. VII). Da aber die Versuche, für den philologischen Theil der Arbeit einen Mann vom Fach zu gewinnen, fehlschlugen, so nahm er selbst auch diese „Last“ auf sich, und so ward das Werk ein *Altdeutsches Liederbuch* mit Wort und Weise, das zugleich in Texten vielfach eine Ergänzung bietet zu dem bisher bekannten oder leichter zugänglichen.

Es bringt in 15 Capiteln oder Fächern: Balladen und Romanzen (erzählende Volkslieder), Tage- oder Wächterlieder, Liebeslieder, Abschieds- und Wanderlieder, Räthsel-, Wett-, Wunsch- und Lügenlieder, Tanz- und Kranzlieder, Trink- und Zechlieder (mit Fastnacht- und Martinsliedern), historisch-politische (in Auswahl), Landsknecht- und Reiterlieder, Jägerlieder, Lieder anderer Stände, wie Bauern, Handwerker, Studenten, Mönche, Scherz-, Spott- und Schandlieder, Lieder gemischten Inhalts, Kinderreime (in kleiner Auswahl) und geistliche Volkslieder, im ganzen 660 Numern, also beträchtlich mehr als Uhland, der gegen 400 Numern hat. Und dabei wird das mitgetheilte als „kaum ein Zehntel“ von allem gesammelten bezeichnet (S. XVIII); der Herausgeber spricht z. B. auch von einer Sammlung von über 6000 Kinderreimen und Kinderspielen, die der Veröffentlichung harrt (S. XLIII Anm.), von einem beabsichtigten Anhang von Minne- und Meistersingerweisen und alten Volkstänzen, auf den im Buche auch schon verwiesen wird (S. 8), den er aber weglassen musste, „um nicht mehrere Bände zu füllen“. Das ganze aber ist wieder nur ein Stück von einem eigentlich alles umfassenden sammeln, S. LXIII bezieht sich der Verf. beiläufig auf seine handschriftliche Sammlung „Nationalmusik aller Völker“, in welcher ihm Belege für wechselnden Takt aus dem Volksgesange der Bretonen und Basken vorlägen.

Den Gebrauch zum Genuss und zum Studium erleichtern reiche Beigaben. Zunächst ausser einem Register der Lieder und Melodien ein Sachregister zum aufsuchen der geschichtlichen, culturgeschichtlichen, musikgeschichtlichen u. a. Gegenstände, die in Text und Anmerkungen vorkommen, ferner ein möglichst vollständiges Verzeichniss von geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder (als „Beitrag zur Melodienkunde“) und ein Verzeichniss aller bekannten Lieder nach ihrer Strophenform, endlich ein umfängliches, ja umfassendes Verzeichniss der Quellen überhaupt, handschriftlicher wie gedruckter, zugleich als „Beitrag zum Studium der arg vernachlässigten Musikgeschichte und als Einladung zur weiteren Forschung im Ge-

biete des musikalischen Liedes" (S. XVI), womit das Werk zugleich ein Schatzhaus des alten Liedes überhaupt wird oder doch zu dem Schatzhause das Repertorium, gleichsam den Schlüsselschrank bietet, unentbehrlich und lockend zu weiterer Forschung. Man sieht überall den bis zum Eifer gehenden liebevollen Drang, dem gebrauchenden alles zurecht zu legen, von allem Rechenschaft zu geben, auf alles nähere und weitere hinzuweisen, um aufs allseitigste die Liebe und die Erforschung der Sache zu fördern.

Von demselben Geiste getragen ist eine Einleitung von über 50 Seiten, die eine Darstellung des Volksliedes bietet nach seinem Begriffe, seiner Geschichte, seinem Leben und mannigfaltiger Erscheinung, seiner Kunstart in Dichtung und Composition, zugleich wie ein Auszug und Probe der „Geschichte des deutschen Volksgesanges nach Wort und Weise", die uns der Verf. auf S. XXIV verspricht. Auch von dem „Geheimniss" des Ursprungs der Volkslieder ist da die Rede (S. XXII): *Die oft bewunderte nebulöse Entstehungsart durch eine dichtende Menge ist Missverstand und Unsinn; Einer hat das Lied zuerst gesungen und die Andern sangen es nach und änderten, was ihnen nicht gefiel: Darauf läuft alle Volksthümlichkeit hinaus.* Diese Entstehung durch eine zusammendichtende Menge ist freilich nichts als eine Sage, nach dem Gesetz der Lawinenbildung entstanden aus dem Missverständniss unklarer Aeusserungen über die schwierige Frage. Es wäre nützlich, endlich einmal diese Aeusserungen, etwa von Herder an, gesichtet in ihrer geschichtlichen Folge zusammenzustellen, die Frage hat engen Zusammenhang mit der Geschichte des Begriffes Volksseele, der um 1800 auftaucht und von dem ja auch Goethe schon wichtigen Gebrauch gemacht hat in seinem spätern denken, derselbe, den man gern als gewichtigsten Gegner des romantischen Begriffes Volkslied anführt. Auch das beliebige zurechtsingen durch andere erschöpft doch noch nicht die Volksthümlichkeit der Volkspoesie, der Verf. selbst hat nach anderen Aeusserungen tiefere Begriffe davon. Er gehört zu denen, welche die moderne Bildungskluft in der Nation mit Schmerz empfinden (S. XXIV).

Der grössere Theil der Einleitung handelt von den Melodien der alten Volkslieder, ihrem Werthe, der Art ihrer Aufzeichnung, der Erkennbarkeit der echten Volksweisen gegenüber der Kunstmusik, von der Berührung und Mischung der volksmässigen und der Kunstmusik, am eingehendsten von der Notenschrift des 15. und 16. Jahrhunderts, von den Tonarten der alten Melodien, ihrem Rhythmus und der Vortragsweise überhaupt, immer darauf berechnet, nicht bloss für die Kenner von der eigenen kritischen Behandlung des überlieferten Rechenschaft zu geben, sondern auch dem Nichtkenner, Nichtmusiker eine Einsicht zu vermitteln in die zum Theil ganz anderen Musikverhältnisse der alten Zeit und ihre Schwie-

rigkeiten. Gerade dafür müssen die nichtmusicalischen Freunde der alten Poesie besonders dankbar sein, werden freilich auch wol mit mir überrascht sein zu bemerken, wie doch auf diesem Gebiete zur Zeit weit mehr noch bestritten, also eigentlich noch dunkel ist, als man sich dachte, wie in ganz wichtigen Puncten zur Zeit noch Annahmen und Meinungen für Gewissheit eintreten müssen, statt sicherer Schritte noch Luftsprünge gemacht werden oder zu machen sind. Wir kennen das von dem Wege, den die philologische Forschung hat gehen müssen und zum Theil noch immer gehen muss, um mit Irrwegen, von denen man wieder umkehren muss, und mit gewagten Sprüngen nach dem sichern Wege zu suchen. Den Hauptkampf hat man dabei mit den eigenen Voraussetzungen aus der Gegenwart, die man anfangs unwillkürlich und, was das schwierigste ist, ohne es eigentlich zu wissen, auf die alte Zeit überträgt, bis man langsam und mühsam des Unterschiedes gewahr wird, der in den allgemein angenommenen und darum verschwiegenen Voraussetzungen zwischen jetzt und sonst besteht; das ist für den Weg der Forschung ein Punct von entscheidender, ja verhängnissvoller Wichtigkeit, den ich noch lange nicht genügend erkannt finde und am liebsten gleich aus der eigenen Erfahrung mit bestimmten Beispielen belegte, wenn dazu hier Ort und Zeit wäre. Im musicalischen scheint aber dieser Kampf mit den stillschweigenden Voraussetzungen der Gegenwart fast noch schwieriger als im philologischen. Auch unser Verf. kämpft ihn öfter, in sehr lebhafter Weise, nach Art der Musiker, deren Nervenleben erregter ist, z. B. S. LXVII, wo von dem freien Takte des alten Gesanges, seinem frei wechselnden Rhythmus die Rede ist: *Nur unsere im Takt dressirte, uniformirte, durch Clavierhämmern verholzte Gegenwart vermag sich solche Zumuthungen, wie das Takthalten, gefallen zu lassen — was wäre einem Gezähmten zuletzt nicht alles noch möglich! Das frisch pulsirende Leben der Deutschen beim Anbruch einer neuen Zeit* (um 1500) *bedurfte eines anderen Weckers, eines anderen Rhythmus, als des der Dreschflegel.*

Also Kampf zugleich gegen die musicalische Uebercultur der Gegenwart, und die alten Volksweisen die beste Waffe in diesem Kampfe, das ist der Grundgedanke des Verf. Freilich spricht er sich über den nächsten Erfolg hoffnungslos aus am Schluss der Vorrede: *Ich glaube nicht, dass die überreizten, verwöhnten Ohren* (und Nerven) *des gegenwärtigen Geschlechts an diesen primitiven Melodien Wohlgefallen finden, an ihrem Ernst und ihrer Kraft sich wieder zu erfrischen und zu stählen suchen werden.* Aber das suchende und dankbare zurückgehn auf alte Musik ist ja im Gebiete der Kirchenmusik schon frisch im Gange, und auch in dem der weltlichen Musik wird und muss es nachfolgen, hat auch schon begonnen, mit wunderbaren Wirkungen. Gestand doch ein musicalischer Berichterstatter, der das Regensburger Madrigalenquartett gehört hatte, u. a., wie ihm

da erst aufgegangen wäre, was eigentlich Musik sei. Es hat damit dieselbe Bewandtniss wie mit dem schon über ein Jahrhundert ältern zurückgehen des Zeitbewusstseins auf unsere alte Dichtung, wobei auch nicht bloss patriotische Triebfedern thätig sind, wie anfangs hauptsächlich, und nicht bloss gelehrte, wie jetzt vorwiegend, sondern im tiefsten Grunde eigentlich das Bedürfniss einer Rückkehr von der „überreizten Verwöhnung" der Uebercultur zu — Gesundheit in der Natur, in der eigensten Natur, einer Rückkehr zu sich selber oder Einkehr in sich selber. Dass diese „stählende" Rückkehr auch auf dem Gebiete des weltlichen Gesanges möglich werde, ich meine denen, die sie schon suchen und brauchen (andere werden folgen), das ist nach meiner Ueberzeugung hoch vonnöthen, und unser Verf. kann sich sagen, dass er dazu in umfassender Weise den ersten, schwersten Schritt gethan hat, den ihm die Zukunft danken wird.

Auch die einzelnen Lieder sind meistens mit Beigaben, oft sehr ausführlichen versehen, sowol musicalischen als philologischen, Quellenangaben, Nachweisen zur Geschichte des Liedes nach Melodie und Text, kritischen Bemerkungen über die Ueberlieferung der Melodie, Worterklärungen für den Text u. s. w., alles von demselben wahren Eifer getragen, der dem Gebraucher alles irgend nöthige oder zugängliche zur Hand legen will, und von dem bestreben, zwischen dem Musiker und dem Philologen gleichsam die nöthige Brücke zu schlagen, dass jeder zugleich in das Gebiet des andern hinübertreten könne. So ist auch für den Philologen das Werk neben Uhland künftig unentbehrlich, zumal man sich bei diesem das zu einem Liede gehörige an zwei, drei verschiedenen Stellen zusammensuchen muss, was hier immer gleich beim Liede beisammen steht; ausserdem hat ja Uhland seine Anmerkungen nur zu einer Auswahl der Lieder ausgearbeitet, und Böhme überbietet ihn sowol in der Zahl der mitgetheilten Lieder als in der Benutzung reicherer Quellen, die seitdem neu erschlossen sind, theils durch ihn selbst, theils durch Werke wie Wackernagels Kirchenlied. Auch Berichtigungen und Ergänzungen zu Uhlands Texte finden sich hier, z. B. S. 598 f. zu Nr. 258 dort, wo jeder Strophe die vierte Zeile abgeht, weil diese in einer andern Stimme stand, die Uhland nicht zugänglich war (aus anderer Quelle auch schon in der neuen Ausg. des Wunderhorns ergänzt).

Aber freilich das philologische lässt vielerlei zu wünschen übrig; das kann bei einem Musiker, der zur philologischen Seite der Arbeit keine fachmässige Beihilfe gefunden hat, nicht Wunder nehmen, eher dass dessen nicht mehr ist und dass der Verf. sich doch so weit in das ihm fremde Fach eingelebt hat. Was dem Philologen aufstossen wird, sind zum grössten Theile dem Hauptziele gegenüber Kleinigkeiten, wie nur eingestreut in eine Fülle, für die man dankbar sein muss. Wirklich übel ist nur, dass der Verf. die Texte gern in jener, man könnte

sagen, gemüthlichen Weise behandelt hat, die noch an des Knaben Wunderhorn erinnert, mit Aenderungen oft vielleicht nur beim herüberschreiben in Eile gemacht, um dem Laien befremdliches aus dem Wege zu räumen. Auch dazu aber oder gerade dazu gehört der Blick des Philologen, wenn nicht doch auch willkürliche Entstellungen daraus werden sollen.

In der trunken Metten z. B., einem Schlemmerliede des 16. Jahrhunderts, das damals berühmt war und hier S. 420 f. zuerst wieder gedruckt wird (nach einer Abschrift von mir), „mit wenig geänderter Schreibung", machen die Aenderungen des Verfassers den Text geradezu unbrauchbar. Wenn es z. B. in Str. 2, 7 heisst vom trunkenen, er *ruft dem Utzen* (Ulrich), *machts nit lang*, so steht in dem alten Drucke vielmehr *machs nit lang*, d. h. beeile dich (mir zu Hilfe zu kommen); die „geänderte Schreibung" entstellt den Gedanken. In Str. 3, 3 hebt auch der Wirth, *völler dann die gest, im kropf zu dichten an* u. s. w., d. h. er singt auch den Gesang, mit dem man dem Ulrich ruft, der Verf. aber macht *kopf* aus *kropf*, den witzigen Gedanken zerstörend. Wie dann die Schlemmer wieder ihre Weinreden fortsetzen, *wil iglicher der gescheider sein*, sie überbieten einander in Weinwitz, hier aber ist *der gescheidte* gedruckt. In der 6. Str. predigt endlich einer Vernunft, *derselb der wil nit sein im spil* (nicht länger mitthun), hier „geändert" *ein spil*. In der 7. Str. a. E. kehrt der Hausknecht die Spuren *hinder tür*, d. h. *h. d'tür*, dass sie einstweilen rasch unsichtbar werden, hier aber *hinder der tür*. Wie es Str. 10 nach der Schlägerei rasch wieder zum Frieden kömmt, der mit einem *richtwein* besiegelt wird, sind sie sofort wieder *wol zu mut* (hier *gut bei mut*), und trösten sich: *wer schaden hab* (etwa verwundet ist), *den behalt er*, hier ist *hat* und *behelt* „geändert", d. h. der Gedanke geändert; bald auch rufen sie wieder *dem Utzen auf den tisch*, hier *den U. aus dem tisch*, sinnlos. In der letzten Str. entschuldigt sich der Dichter wegen der Grobheiten, u. a.: *auf den abend hat es sein mut*, es gehört in Abendstimmung, hier ist *er* aus *es* gemacht, und doch ist kein Er in der Nähe, auf den sichs beziehen könnte.

Es ist freilich kein Veilchen, das da so zerzaust worden ist (und doch als ganz verkauft wird), sondern eine Sumpf- und Stinkblume, doch philologisch und sittengeschichtlich von Werth, voll echten Witzes. Was aber der Verf. geänderte Schreibung nennt, ist vielmehr ein hineindichten oder genauer herausdichten des Sinnes und macht auf den Philologen denselben Eindruck, den der geehrte Verf. erhalten würde, wenn ihm ein Nichtmusiker in eine seiner alten Weisen so hinein oder heraus componieren wollte und es etwa „arrangieren" nennte, mit der Ueberzeugung, dass er das Lied so reiner darstellte. Auch Uhland änderte ja in seinen Texten, wollte aber das vorgefundene wenigstens nachholend mittheilen, was dann

leider nur theilweis geschehen ist. Unser Verf. aber gibt fast nichts davon an. Er ändert aber selbst an Uhlands Texten, z. B. in Nr. 274, wo nur „seine Schreibung im bairischen Dialekt" gemieden sein soll, aber auch z. B. aus *angesig* (ansiege, überwinde) *absig* gemacht ist. So machten es vor siebzig Jahren die Herausgeber des Wunderhorns.

Es wäre dergleichen noch mancherlei zu erinnern, aber nur eins sei noch herausgehoben, weil es ein weiteres Interesse hat. Auf S. XLII der Einleitung wird in einer Anm. bemerkt, wie es in der Volkspoesie keine Vaterlandslieder gebe, „hat doch erst Klopstock das aus dem lat. patria übersetzte Abstraktum Vaterland gebraucht". Das ist eine Art Sage, der ich auch sonst schon begegnet bin, in ihrer Entstehung aus den Litteraturgeschichten leicht erkennbar. Das Wort war schon im 16. Jahrh. im Reichsstil geläufig, z. B. in den Reichsabschieden (z. B. *dem heiligen Reich Teutscher Nation, vnserm geliebten Vatterlandt* Reichsabsch. 1566 12[b]), ist aber weit älter.

Aber trotz solcher Mängel ist das Werk eine wahre Bereicherung unserer Litteratur, und auch dem Philologen nicht zu entbehren. Auch zur Ausführung anderer Pläne, von denen der Verf. spricht, haben wir Philologen allen Grund ihn zu mahnen, womöglich anzuspornen, z. B. dass der hier weggelassene Anhang von Minne- und Meistersingerweisen und alten Volkstänzen (S. XVIII) doch noch zum Druck komme. Besonders an der „Geschichte des Tanzes in Deutschland", wozu er reichlichen Stoff gesammelt, wie alte Tanzlieder und Melodien, und zahlreiche Tanzverbote (S. XXXV), wäre uns ausserordentlich viel gelegen, nicht nur sittengeschichtlich-, sondern auch philologisch. Möge der geehrte Verf. Lust und Kraft behalten diese Pläne auszuführen.

Leipzig, März 1878. Rudolf Hildebrand.

Nachschrift. Eben lese ich, dass bei Trübner in Strassburg eine Ausgabe von Peter Spörls Liederbuch (s. bei Böhme S. 771) in Vorbereitung ist, besorgt von G. Jacobsthal und W. Scherer, also der Text mit den Melodien. Das ist eine fröhliche Botschaft, denn da geschieht endlich zum ersten Male, was fortan immer geschehen sollte, dass sich ein Musiker und ein Philolog zusammenthun um eine wichtige Liederquelle zugänglich zu machen.

Des Knaben Wunderhorn, Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clem. Brentano, neu bearbeitet von Ant. Birlinger und Wilh. Crecelius, mit Orig.-Zeichnungen von H. Merté. Wiesbaden, H. Killinger, 2 Bde., der 1. Bd. o. J., der 2. 1876.

Das Wunderhorn, das von der kritischen Wissenschaft von An-

fang an mit Misstrauen und Verdacht angesehen ward und je länger je mehr so angesehen werden musste, erlebt doch in diesem späten Jahrzehend seines Jahrhunderts eine Wiederauferstehung, und sogar eine doppelte, aber beide ganz verschieden, d. h. eine in der alten Gestalt und eine in kritischer, die den alten Schäden nachgeht um sie zu heilen und das werthvolle Buch auch für die Wissenschaft wirklich zu gewinnen.

Im Jahre 1873 brachten es zwei Verlagshandlungen zugleich neu auf den Markt (Pfeiffer-Bartschs Germ. 19, 466), Grote in Berlin und Killinger in Wiesbaden, beide übrigens zugleich künstlerisch ausgestattet mit Holzschnitten. Grotes Ausgabe, ein einfacher Neudruck, liegt sogar schon wieder in zweiter Auflage vor, Berl. 1876, das Buch muss also auch so jetzt noch mehr gekauft und gebraucht werden als bei seinem ursprünglichen erscheinen, wo doch die Begeisterung für das Volkslied und unsere alte Dichtung überhaupt noch jung war und durch den Druck der französischen Gewalt auf den Bestand der Nation die lebhafteste Nahrung erhielt. Es hat eben von seinen Vätern her einen romantischen Morgenschimmer um sich behalten und scheint so von den Erzeugnissen der Romantiker am längsten in der Gunst der Nation dauern zu wollen, länger als ihre eignen Schöpfungen. Auch Arnims Aufsatz von Volksliedern, der wol wenig gelesen wird und doch so wichtig ist für das Verständniss der romantischen Bewegung, erscheint denn hier wieder mit, während er in der andern Ausgabe freilich wegfallen musste, wie manches andere im eigentlichen Sinne romantische, z. B. auch der reizende lateinische Vers am Schlusse des Anhangs der Kinderlieder und des ganzen, der uns bei jetziger Sachlage freilich zu katholisierend anweht.

Auch die Wiesbadener Ausgabe wollte von Haus aus weiter nichts als ein Neudruck sein, das meldet noch die erste, nur von Birlinger verfasste Vorrede v. J. 1872 zum ersten Bande am Schlusse, während es doch schon für diesen nicht mehr völlig trifft: „Diese neue Ausgabe wie die alten soll nur eine volkstümliche sein,“ d. h. den bekannten Forderungen der Wissenschaft an das Buch aus dem Wege gehn. Dass es anders kam, ist das Verdienst des zweiten Herausgebers, Prof. W. Crecelius in Elberfeld. Er erstattet selbst gewissenhaften und doch bescheidnen Bericht über den Hergang in der von ihm allein unterzeichneten Vorrede zum zweiten Bande. Es waren anfangs einfach die Bogen der Charlottenburger Ausgabe von 1845 in die Druckerei gegeben worden, als Crecelius mit dem Auge und Gewissen des Kenners weniger dazwischen fuhr als dazwischen gerieth und für die nächste Lieferung echte Lesarten und wissenschaftliche Quellenangaben beisteuerte. Seine beiläufige Mithilfe wuchs aber von selber, nur vom Gewissen geleitet und eigentlich fast wider Willen, bis zur Mitarbeiterschaft, und so die

ursprünglich nur „volksthümlich“ gemeinte Ausgabe bis zu einer wissenschaftlichen, eben während des Druckes, der zum Glück für das gelingen der neuen Absicht verzögert wurde durch die Herstellung der Zeichnungen und Holzschnitte. Vom Beginn des zweiten Bandes an wurde dann auch „Manuscript“ in die Druckerei gegeben, ausgearbeitet von Crecelius selber, der von da an wesentlich der eigentliche Herausgeber ist. Auch für den ersten Band und die dort noch gebliebenen Lücken sorgte er durch Nachträge in einer „Nachlese“, die selbst schon wieder eine Nachlese hat, wie sie auch dem zweiten Bande nicht fehlt.

Von der Mühe und den Schwierigkeiten, die das erstrebte zurückgehen auf die Quellen der romantischen Herausgeber zur Herstellung der ersten Texte machte, gibt auch die Vorrede nur ein annäherndes Bild, wie z. B. das herumfragen und suchen an allen deutschen Bibliotheken nicht gescheut wurde und doch zuweilen erfolglos blieb, und wie mühsam nicht angegebenen Quellen nachzuspüren war. Einen bedeutenden Antheil an dem gelingen, soweit es zur Zeit erreichbar war, hat übrigens Ludwig Erk, der, durch Anfragen an ihn als den ältesten und besten Kenner herbeigezogen, allmählich selbst zum Mitarbeiter wurde, nicht nur durch Beisteuern aus seinen umfassendsten Sammlungen und Kenntnissen auf dem Gebiete des deutschen Liedes, die er zur Verfügung stellte „mit fast beschämender Uneigennützigkeit“ (von welcher auch das Deutsche Wörterbuch zu reden hat), sondern auch durch den glücklichen Umstand, dass er aus dem handschriftlichen Nachlasse Arnims, in dem er von früher her schon heimisch war durch seine Herausgabe des vierten Bandes vom Wunderhorn (Berlin 1854), Auskunft geben konnte, wie er später sogar die nöthigen Stücke selbst übersandte.

So geht denn der alte Wunsch in Erfüllung, dass die Schätze des Wunderhorns, die gesammelt und zugerichtet waren zum Zweck der Anregung, Bereicherung und Wiederherstellung des nationalen Lebens, nun auch für die seitdem erwachsene Wissenschaft rein nutzbar werden, die ja im Grunde auch nicht für sich, sondern für jenen ersten Zweck arbeitet, wenn sie ihn auch manchmal zu vergessen scheint oder über der mühsamen Kleinarbeit wirklich vergisst. Es ist nun, wie Crecelius melden kann, „soweit es fürs Erste möglich war, der Unsicherheit ein Ende gemacht, welche bei Benutzung der Sammlung bis jetzt immer stören musste: es sind von dem weitaus grösten Teile der Gedichte die handschriftlichen oder gedruckten Quellen nachgewiesen und verhältnismässig nur wenige Stücke übrig geblieben, bei denen über den Ursprung oder die etwaigen Aenderungen der Herausgeber noch keine Aufklärung gegeben werden konnte. Für diese wird uns jede Angabe, die Licht darüber verbreitet, willkommen sein, und Birlinger hat in seiner Alemannia bereits einen Sprechsal für solche Nachträge eröffnet. Wir werden

an demselben Orte auch über andere Fragen weitere ausführliche Rechenschaft ablegen, die Literatur in grösserer Ausdehnung herbeiziehen und andere Fassungen der im Wunderhorn enthaltenen Volkslieder in reicherer Menge mitteilen." Eine Reihe solcher Nachträge sind denn auch schon zu finden im 3. und 4. Bande der Alemannia, auch von anderen, wie L. Erk.

Der ursprüngliche Charakter des Werkes ist übrigens nicht ganz verwischt worden, auch im zweiten Bande grundsätzlich zum Theil bewahrt geblieben, d. h. in Fällen, wo die alte Umarbeitung sich dem Werthe selbständiger Schöpfung näherte, erscheint diese wieder neben dem echten Texte, theils in Proben, theils ganz, und die mögliche Vergleichung beider gewinnt ihren eignen Werth für die Geschichte des Geschmacks. Dagegen ist einiges weggelassen worden, dessen damaliger Zweck jetzt nicht mehr gelten konnte, wie z. B. Pfeffels Lied Gott grüss euch, Alter. Mit mancher Weglassung, z. B. der Auszüge aus dem Anmuthigen Blumenkranz von 1712 würden freilich die ursprünglichen Sammler unzufrieden sein, da die Erneuerung religiöser Innigkeit mit dem Kampfe gegen die flache Aufklärung in ihrem Hauptplane eine wichtige Stellung einnahm.

Dagegen erscheint hier auch manches neu oder so gut wie neu. Letzteres, wenn die ursprünglichen Herausgeber, wie sie öfter thaten, aus einer Dichtung nur ein ihnen zusagendes Stück herausgepflückt hatten, wo dann hier das ganze erscheint, z. B. II, 49 das werthvolle kleine lyrische Drama von Greflinger, II, 58 das kostbare Lied Schön bin ich nicht, mein höchster Hort, II, 63 das interessante Stück aus Abele, hier auch mit der prosaischen Einfassung, II, 125 das lockere, aber dichterisch kostbare Liebeslied Schweig und lass dein Fragen sein, dem bisher in jeder Strophe die vierte Zeile fehlte. Ganz neu aber hier sind manche Lieder, die einem schon früher mitgetheilten als bessere oder sonst werthvolle Seitenstücke beigegeben werden, z. B. I, 188. 379. II, 126. In andern Fällen sind von anderen oder besseren Fassungen wenigstens die besseren Lesarten mitgetheilt oder die Quellen angegeben. So tritt das neue Wunderhorn mit ein in die Reihe der Quellenwerke für das forschen auf dem Gebiete des Volksliedes, und da in ihm von Haus aus auch ausgewählte Proben aus der Kunstdichtung von vier Jahrhunderten gegeben sind, denen nun hier die gleiche kritische und litterargeschichtliche Sorgfalt zu Theil geworden ist, so tritt es zugleich unter die fördernden Quellenwerke für die Litteraturgeschichte überhaupt und bietet nicht nur manche werthvolle Stücke in zuverlässiger Gestalt, die sonst schwer oder nicht zugänglich sind, sondern auch manche Berichtigung und Erweiterung der litterargeschichtlichen Kenntniss.

Es ist recht sehr zu wünschen, dass auch diesem neuen kritischen Wunderhorn, das auch vom Verleger trefflich ausgestattet

und vom Künstler trefflich geschmückt ist, die Gunst der Käufer zu Theil werden möchte wie dem neuen „volksthümlichen" bei Grote, damit in einer neuen Ausgabe zunächst der erste Band auch noch vollständig auf dem neuen Fusse hergestellt werden und auch das ganze mit Hilfe des hinzugefundenen seinem Ziele näher geführt und überhaupt einheitlicher eingerichtet werden könne. Auch die ursprünglichen Urheber der Sammlung würden mit der Bahn, in die sie nun gelenkt ist, jetzt zufrieden sein, denn auch ihnen schon war hinter der nächsten nationalen und aesthetischen Wirkung doch auch schon die wissenschaftlich forschende Behandlung wenigstens vorschwebend als späteres Ziel, das zeigt z. B. die Zweite Nachschrift Arnims zum ersten Bande v. J. 1818 (Wunderh. 1845 I, 480 ff.). In einer neuen Ausgabe wären diese beiden Nachschriften doch wol auch wieder mit aufzunehmen, da sie zur Geschichte des Werkes und seiner treibenden Grundgedanken und somit der nationalgeschichtlichen Gedanken überhaupt recht wesentlich gehören.

Zum Schluss ein paar kleine Beiträge, wie sie ja erbeten werden, nur als Zeichen des guten Willens. Das bittere Wort des Joh. Nasus von Luther als dem Sächsischen Bapst (I, 535), mit Verweisung auf Mathesius, fusst auf dessen Historien von D. M. Luthers Anfang, Lehre, Leben u. s. w., wo in der 17. Predigt (Nürnb. 1583 Bl. 199ª) Mathesius erzählt, wie sein böhmischer Fuhrmann, der ihn i. J. 1545 nach Wittenberg „geführt" zum Besuch Luthers, ihn gebeten habe, „weil er mit uns nach Rom züge (Wittenberg als das neue Rom), wir wolten helfen, das er auch den rechten Bapst allda sehen könnte," wozu ihm denn Mathesius auch verhalf. Zu der grob gefassten Verwahrung der ersten Herausgeber wegen der Feindlichen Brüder, „dass dies ein Scherz, kein Schimpf gegen Schiller sei" (II, 710), wäre als Ergänzung wünschenswerth die Antwort Arnims an Voss in der Jen. Lit.-Z. 1809 (Weim. Jahrb. 2, 269), nun auch in J. v. Görres Gesammelten Briefen 2, 43 zu finden (und daher bei W. Herbst, Voss II, 2, 311): „Eben so falsch deuten Sie jene feindlichen Brüder gegen Schiller"; dort wird, wie es scheint, nur der Schimpf gegen Schiller abgeläugnet, nicht der Scherz, hier aber jede Beziehung auf Schiller, die doch unverkennbar ist, und der Schimpf auch — ein dunkler oder noch schlimmer zu bezeichnender Punct im Wunderhorn und der Stellung seiner Väter gegen Schiller, welcher der Geschichte doch nicht entzogen werden darf. Das Bänkelsängerlied vom Schnitzelputzhäusel, hier aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1776 (II, 416), hörte z. B. i. J. 1793 Baggesen auf dem Frankfurter Marktschiffe singen und theilte den Anfang in seiner Reisebeschreibung in dänischer Bearbeitung mit, eingeflochten in eine lebendige Schilderung des treibens auf dem Schiffe: Saa gaaer de i Snutterbutshusen, Der polskdandser Katten og Musen u. s. w., zum Theil mit andrer Fassung; s. C. Fr. Cramer, Menschliches Leben

15. Stück. Alt. u. Lpz. 1795 im 2. Theil (oder 5. Stück) S. 203, wo Baggesens Beschreibung in Uebersetzung steht. Just. Kerners Lied II, 235 ist nach einer Handschrift des Dichters, die das Jahr 1806 als das der Entstehung bezeichnet, facsimiliert in einem Schriftchen: J. Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg, Gedenkblätter von Aimé Reinhard. Tüb. 1862; da steht auch in Str. 2, 4 der richtige Reim: Das ist der böse Feind. Zu dem schwäb. Gosategeh II, 58, dem die Erklärung fehlt, s. Grimms Wb. unter gassatim, gassatengehn.

Leipzig, März 1878. Rudolf Hildebrand.

Das Heidenröslein oder Goethes Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Von Adalbert Baier, stud. phil. Heidelberg 1877. Angezeigt von Robert Boxberger.

Der eifrige Lehrer dieses, wie es nach vorliegendem Buche scheint, gleichfalls eifrigen und nach selbständiger Auffassung ringenden Zöglings, Professor Bartsch in Heidelberg, hatte Herrn Baier zunächst auf ein anderes Thema zu seiner Erstlingsschrift hingewiesen: Günthers Einfluss auf Goethes Leipziger Lyrik. Ob dieses ein dankbares gewesen sein würde, bezweifle ich. Trotz des bekannten günstigen Urtheils Goethes über Günther in „Wahrheit und Dichtung" ist doch ein Einfluss desselben auf Goethes früheste Lyrik mir, so weit ich Günther kenne, nicht ersichtlich. Das Bedürfniss einer chronologischen Anordnung der Goetheschen Gedichte zu diesem Zwecke führte Herrn Baier auf das Thema des vorliegenden Buches. Hier hat denn nun freilich ein junger, sich fühlender Studiosus der deutschen Litteratur freies Feld zu gewagten Vermuthungen, wo selbst Autoritäten wie Düntzer und Goedeke in Ermangelung beweisender schriftlicher Zeugnisse sich bisweilen mit einem kecken Machtworte helfen. Und man muss gestehen, dass der jugendliche Verfasser mit beiden Händen zugegriffen hat. Freilich wird es ihm nicht gelingen, manches durch Düntzers und Goedekes Forschungen festgestellte wieder umzustossen oder nur aufs neue in Frage zu stellen, wie z. B. wenn er auf „Wahrheit und Dichtung" fussend, S. 37 behauptet, dass Goethe mit Friderike schon von „Götz von Berlichingen" gesprochen habe, oder S. 138, dass in dem Liede „Einer Einz'gen angehören" unter Lida nicht Frau von Stein, sondern Friderike zu verstehen sei. Und wie er einerseits zu gläubig auf „Wahrheit und Dichtung" fusst, so geht er andererseits entschieden in seiner Skepsis zu weit, wenn er S. 61 meint, Goethe sei am Schluss der Vogesen-Reise durch Hagenau „angeblich" nach Sesenheim geritten, mag es doch um das Datum dieser Reise sonst bestellt sein, wie es will. Jedesfalls aber hat sich der Verfasser um

die Chronologie der Goetheschen Jugenderzeugnisse dankenswerthe Mühe gegeben, und einiges klar zu stellen ist ihm auch gelungen. So die Umstellung der Briefe 12—15 in Hirzels „Jungem Goethe" I, S. 249 ff. Aber dabei, meine ich, hätte er es auch bewenden lassen sollen, denn dass er Friderike geradezu zum „Heidenröslein" des, trotz alles hin- und herschreibens, Goethen doch gar nicht einmal angehörenden Volksliedes macht, mag einem andern einleuchten. Soll ein Maler die Scene des Liedes malen, so muss er sich freilich, wie Kaulbach dies gethan hat, für eins von beiden entscheiden, und dann wird wol das Mädchen den Vorzug vor der Pflanze haben müssen; ein Vortheil der Poesie aber ist es, dass sie das letzte Wort nicht auszusprechen braucht, dass sie, wie Rückert dies in der schönen, zur Einkleidung von Flos und Blankflos dienenden Fiction von einer Urzeit ausdrücklich behauptet, die Menschen Blumen und die Blumen Menschen sein lassen kann.

Miscellen.

1.

Schubarts Fürstengruft.

Richard Maria Werner in seinem fleissigen Buche über „Ludwig Philipp Hahn" (Strassb. 1877. S. 105) sagt: „Schubarts Fürstengruft erschien bekanntlich zuerst im Deutschen Museum 1782. XII. Stück S. 496". Diese Angabe beruht auf dem Irrthume des Buches: Schubarts Charakter von seinem Sohne. 1798 S. 39f., der auch im dritten Bande von Schubarts Gedichten (Frkf. 1829. 3, 261) wiederholt ist: „Die Fürstengruft trug er seit seinem Aufenthalt zu München stets in der Seele, wo ein Requiem in der Gruft die erste Idee in ihm entzündet hatte; wollte sie mehrmalen zu Ulm schon ausführen; zürnte sie aber erst im dritten Jahre seiner Gefangenschaft nieder, als ihm Herzog Karl auf einen gewissen Termin hin ausdrücklich seine Freiheit versprochen hatte, und dieser Termin ohne Erfüllung vorüber gegangen war. Er dictirte dieses Gedicht eines Abends einem Fourier in die Feder bis zu der Strophe [22]: «Wo Todesengel nach Tyrannen greifen» — nachdem er sich vorher sehr stark gegen den Herzog erhitzt hatte; und es hiess hier ausdrücklich: Facit indignatio versum. Nachher nahm er nur wenige Veränderungen damit vor; und es ist ganz ohne sein Zuthun, und sehr voreilig ins Deutsche Museum eingeschickt worden; denn es machte gleich nach seiner Erscheinung soviel Aufsehen, dass dem Herzoge etwas davon zu Ohren kam, und Seine Durchlaucht einen ihrer Günstlinge in den unangenehmen Fall setzten, Ihnen das Gedicht laut vorlesen zu müssen. Dieser Umstand hat, wie ich gewiss weiss, vieles zur Verlängerung seines Arrestes beigetragen". An sich mag es sehr gleichgiltig sein, ob das Gedicht zuerst im December 1782 veröffentlicht wurde oder früher. Wenn aber von dem Zeitpuncte des erscheinens die Beantwortung anderer Fragen abhängig wird, so ist die Feststellung der ersten Veröffentlichung nicht ohne Interesse. Fragen der Art sind aber aufgeworfen. Am besten lernt man sie aus folgendem Satze kennen: „Schubarts berühmte Fürstengruft war freilich schon 1779 gedichtet, aber erst 1783 erschien sie gedruckt, und mit derselben zu wetteifern hätte

Schiller kaum einfallen können. Die Nachricht, dass sie zu Schillers Zeit auf der Akademie eine grosse Aufregung hervorgebracht, scheint ebenso grundlos als die entgegenstehende, Schubart sei durch jenes Gedicht Schillers zu seiner Fürstengruft veranlasst worden" (H. Düntzer, Schillers Gedichte erläutert. 1877, 1874, 1, 27 f.). Das letztere ist freilich grundlos aber das erstere ist doch möglich, wenn feststeht, dass Schubarts Gedicht im Druck erschien, als Schiller noch Mitglied der Militairakademie war. Diese verliess er am 14. Dec. 1780. Nun glaubte ich längst in der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften 1, 379 festgestellt zu haben, dass die Fürstengruft vor Schillers Anthologie, vor seinem Besuch auf dem Asperg, Nov. 1781, und vor seinem Abgange von der Akademie erschienen war, da sie im „Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1781. Herausgegeben von H. Wagner. Frankfurt bey Johannes Bayrhoffer" S. 144—150 unter dem Titel „Die Gruft der Fürsten" und „Schubarth" unterzeichnet, gedruckt steht. Die Musenalmanache erschienen bekanntlich im Herbst vor dem Jahre, für welches sie bestimmt waren, der hier in Frage kommende also im Herbst 1780, zwei Jahre früher als das Decemberheft des Deutschen Museums. Dass Schubart die Aufnahme in Wagners Musenalmanach veranlasst habe, ist nicht wahrscheinlich. Es werden also Abschriften umgelaufen sein, von denen eine an Wagner kam, der dann ohne Zustimmung des Dichters seinen Almanach damit glaubte zieren zu dürfen. In dem Texte, den er gibt, kommen allerlei kleine Abweichungen vor, die auf Flüchtigkeit der Abschrift hinweisen; es fehlt auch die 13. Strophe („Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen"). Aus dem Wagnerschen Almanach gieng das Gedicht in den Leipziger (Schwickertschen) Musenalmanach auf das Jahr 1782 über (S. 81—85), wie die Uebereinstimmung an den Stellen beweist, wo beide von Schubarts Texte abweichen. Auch im Leipziger Almanach fehlt die 13. Strophe. Da der Nachweis schon vor zehn Jahren geliefert war, hätte weder Düntzer noch Werner den alten Irrthum wiederholen sollen.

Karl Goedeke.

2.

Zu den Terzinen im zweiten Theil des Goetheschen Faust.

Von Hermann Henkel.

Ausser dem Monologe zu Anfang des dritten Actes sind bis jetzt ältere Partien im zweiten Theile des Faust nicht nachgewiesen: ich glaube auch für den Anfangsmonolog des ersten Actes eine frühere Abfassungszeit erweisen zu können.

Am 21. Februar 1798 schreibt Goethe an Schiller: „Sagen Sie

mir doch Ihre Gedanken über die Versart, in welcher der Schlegelsche Prometheus geschrieben ist. Ich habe etwas vor, das mich reizt Stanzen zu machen; weil sie aber gar zu obligat und gemessen periodisch sind, so habe ich an jenes Sylbenmass gedacht; es will mir aber bei näherer Ansicht nicht gefallen, weil es gar keine Ruhe hat und man wegen der fortschreitenden Reime nirgends schliessen kann." — Der Prometheus nämlich ist in Terzinen gedichtet. — Zwei Tage darauf schreibt Schiller: „Im allgemeinen gefällt mir dieses Metrum auch nicht, es leiert gar zu einförmig fort, und die feierliche Stimmung scheint mir unzertrennlich davon zu sein."

Wenn wir nun die genannte metrische Form ausser in einem späteren Gedichte, das hier nicht in Frage kommen kann,* nur in unserem Monologe angewendet, wenn wir in demselben „die feierlichste Stunde" eines Sonnenaufgangs in den Alpen geschildert sehen, wenn wir die Aeusserung Goethes (in den Gesprächen mit Eckermann III 171) hinzunehmen, ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur (die er auf der Schweizerreise im Jahre 1797 gewonnen) hätte er den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können, wenn wir endlich in der Sprache jener Verse keine Spur der Manier des Goetheschen Altersstiles entdecken,** so wird der Schluss gerechtfertigt erscheinen, dass unser Monolog es war, den Goethe vorhatte, als er nach Schillers Ansicht über das Metrum der Terzinen fragte, und dass er denselben auch bald darauf ausgeführt haben muss.

Die Wirkung des blendenden Glanzes der aufgehenden Sonne und ihres Abglanzes im Regenbogen, der sich über dem Wassersturz erhebt, wird übrigens vom Dichter hier sinnbildlich zur Veranschaulichung eines Gedankens verwendet, dem wir bei ihm wiederholt begegnen, z. B. in der Pandora, wo es vom Geschlecht des Prometheus heisst, es sei „bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht", in den Versen des Prooemions: „Und deines Geistes Feuerflug hat schon am Gleichniss, hat am Bild genug", im Versuch einer Witterungslehre, der mit den Worten beginnt: „Das Wahre,

* Bei Betrachtung von Schillers Schädel. Zum 17. September 1826. Goethe wird eingedenk der Aeusserung seines Freundes auch hier, um einer feierlichen Stimmung Ausdruck zu geben, Terzinen verwendet haben.

** Einen leisen Zwang der ungewohnten metrischen Form mag man in den Versen vielleicht empfinden, aber in den Wortbildungen „Erfüllungspforten" mit dem bedeutsam allitterierenden f (Erfüllungspforten findet flügeloffen) und „Wechseldauer" vom Regenbogen, „den der Gischt und Schaum, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, in jedem Augenblick neu hervorbringen muss" (Schweizerreise i. J. 1797, 18. Sept.), bin ich schlechterdings nicht im Stande, mit gewissen Aesthetikern „Verknorplungen" des Goetheschen Stiles zn finden.

mit dem Göttlichen identisch, lässt sich niemals von uns direct erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen" u. s. w. Es ist eine echt Goethesche Anschauung, die hier zum Ausdruck gelangt, und J. Schmidt hat Unrecht, wenn er (in den Preuss. Jahrb. Bd. 39 S. 361 ff.) behauptet, der Gedankengang sei aus Schillers Künstlern entnommen (in denen die Vollendung des Menschen dann erst herbeigeführt erscheint, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse). „Der Monolog, sagt er (S. 385), setzt ein an die Erscheinung des Erdgeistes und leitet zur Helena. Dort hatte Faust dem Göttlichen unmittelbar ins Auge sehen wollen: entsetzt hatte er sich abwenden müssen. Nun sucht er es im farbigen Abglanz d. h. er sucht das Göttliche dichterisch zu construiren als das Schöne." Wie der Helena-Act das enthalten soll, sehe ich freilich nicht. Vermuthlich aber ist die Deutung aus dem bestreben hervorgegangen, den Monolog schärfer in den Rahmen des Dramas zu spannen und in eine lebendigere Beziehung zur ganzen Dichtung zu setzen. Und in der That steht er, in die Eröffnungsscene des neuen Theils verlegt, an so bedeutsamer Stelle, dass man erwarten sollte, er werde eine Perspective auf die neuen Entwickelungsbahnen, denen Faust entgegengeht, eröffnen. Aber eine solche vermag ich wenigstens darin nicht zu entdecken. Er ist eben, wie mir scheint, ursprünglich als ein selbständiges Gedicht concipiert und in das Drama eingefügt ohne einen tieferen organischen Zusammenhang mit demselben zu haben.

3.

Neues von Lenz.

Von Ludwig Urlichs.

Einen schönen Widerhall haben meine Bemerkungen über Lenz (D. Rundschau Jahrg. III. Mai. S. 254 ff.) in der Heimat des Dichters gefunden. Einer der besten Kenner desselben, welcher sich mit einer Schrift über sein Leben in Russland beschäftigt, Herr P. J. Falck in Reval, hat mich aus seinen reichen Sammlungen mit zwei Reliquien beschenkt, welche den Freunden des unglücklichen willkommen sein werden. In der ersten führt er sich selbst also ein:

1. Ich bin ihr „wahrer Jacob" nicht
Und auch ihr „teutscher Michel" nicht
So rein und hold nicht wie der Lenz
Ich, Jacob Michel Reinhold Lenz. —

Ich glaube, dass der Scherz einen der fröhlichen Abende in Goethes Gesellschaft erheitern sollte, welchen „Vetter Michel nicht fehlte" (Goethes Werke 22, S. 43). Den Clowniaden, wovon der Spott über

den „Rittmeister“ ebd. S. 59 eine Probe gibt, reihen sich diese Verse würdig an. Wie dort der Ritter, der Meister, der Meister von dem Ritt erscheint, über den der Ritt die Oberhand gewinnt, bringt hier Lenz der „Neigung zum absurden“ seinen Namen zum Opfer: er besteht aus lauter Nichtigkeiten, unter denen das Selbstgefühl des Dichters auch die stachligen Epitheta seiner Vornamen verschwinden lässt.

In eine andere Gegend des Elsasses, in Friederiken Brions Vaterhaus, führt uns das zweite, aus Schillers Musenalmanach 1798 S. 74 ff. allgemein bekannte Gedicht. Die verlassene geliebte wird nach dem Leben gezeichnet, aber sie allein. Der gutmüthige Vater verwandelt sich in einen Kalchas, der seine unglückliche Tochter zu der Ehe mit einem gewöhnlichen Geistlichen zwingt. Friederike rührt uns in ihrem qualvollen, unwürdigen Verhältnisse. Das Gedicht ist abgerundet, es hat eine ergreifende Handlung. Ganz anders, weniger dramatisch, aber wahrer die kürzere Fassung, welche ich dem gedruckten Texte gegenüberstelle.

2. Die Liebe auf dem Lande.

Handschrift. A.

Ein schlechtgenährter Kandidat
Der oftmals einen Fehltritt that
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrte einst bey einem Pfarrer ein
Den Sonntag sein Gehülf zu seyn.

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flamen ohne Maass zurück;
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild. —

War nicht umsonst so still und schwach
Verlassne Liebe trug sie nach,
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernam,
Im Traum er immer wieder kam.

Musenalmanach. B.

Ein wohlgenährter Kandidat
Der nie noch einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt einst bey einem Pfarrer ein,
Den Sontag sein Gehülf zu seyn.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich
Von Kummer krank, doch Engeln gleich
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maass zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlassne Liebe trug sie noch,
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog!
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt.
All ihre Schürzen anprobirt

Handschrift. A.

Für ihn sie noch das Härlein stützt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt
All' ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler seyn.
Kam aber etwas fremds in's Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus.

Musenalmanach. B.

Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein
Verlangt er soll ein Schmeichler seyn.
Kam aber etwas Fremds ins Haus
So zog sie gleich den Schnürleib aus,
That sich so schlecht und häuslich an,
Es übersah sie jedermann.
Zum Unglück unserm Pfaffen allein
Der Lilie Nachtglanz leuchtet ein,
Obschon sie matt am Stengel hieng.
Früh eh er in die Kirche gieng
Er sehr eräschert zu ihr trat
Und sie — um ein Glas Wasser bat —
Denn laut er auf der Kanzel schreit
Man hört ihn auf dem Kirchhof weit
Und macht solch einen derben Schluss
Dass alt und jung noch weinen muss,
Und der Gemeinde Sympathie
Ergriff zu allerletzt auch sie —
's ging jeder wie gegeisselt fort —
Der Kandidat ward Pfarr am Ort.

Obs nun die Dankbarkeit ihm that,
Ein's Tag's er in ihr Zimmer trat,
Sehr holde Jungfrau, sagt er ihr,
Ihr schickt euch übel nicht zu mir,
Ihr seyd voll Tugend und Verstand,
Ihr habt mein Herz, da nehmt die Hand —
Sie sehr erschrocken auf den Tod
Ward endlich einmal wieder roth,
„Ach lieber Herr — — mein Vater — ich —
Ihr findet bessere als mich
Ich bin zu jung — ich bin zu alt“ —
Der Vater kroch hinzu und schalt,
Und kündigt Stund und Tag und Mann
Ihr mit gefaltnen Händen an.
Wer mahlet diesen Calchas mir
Und dieses Opfers Blumenzier,
Wie's vorm Altar am Hochzeittag
In seiner Mutter Brautkleid lag,
Wie's unters Vaters Seegenshand

Handschrift. A.

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nam
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit
Die, angeboren jedermann
Kein Mensch sich wirklich machen
kann.

Musenalmanach. B.

Mehr litt als es sich selbst gestand;
Wie's dumpf, nur ahndend seine Pflicht
Entzog den Quaalen sein Gesicht,
Und tausend Nattern in der Brust
Zum Dienste ging verhasster Lust.

Ach Männer, Männer seyd nicht stolz
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun
All seinem Reden, seinem Thun
An seiner plumpen Narrheit gar
Noch was das liebenswürdig war
Sie dreht und rieb so lang dran ab,
Bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
Und wenn's ihr unerträglich kam
Nahm sie's als Zucht — für ihren
Gram.

Ihr einzig Gut auf dieser Welt
Der Engel noch für Sünde hält.
Dem Mann gelind, sich selber scharf
Sie — Gott — nicht einmal weinen
darf,
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als sein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er schilt und brummt und
knirrt,
Ihr leichter um das Herze wird,
Doch wenn er freundlich herzt und
küsst
Für Unruh sie des Todes ist.

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
Ach jener Träume Würklichkeit
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich würklich machen
kann.

Handschrift. A.

Ach Männer, Männer seid nicht stolz
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Pro vera copia P. J. Falck, Reval,
d. 26. Mai 77.

Es leuchtet ein, dass beide Redactionen von Lenz selbst herrühren; seinen Ton hätte nur allenfalls Goethe sich aneignen können, und der würde Friederiken gewiss nicht später besungen haben; auch ist das Wort „eräschert" ihm ganz fremd. Von beiden ist gewiss nicht, wie bei dem Gedichte „an mein Herz" (E. Schmidt, Wagner S. 121) die längere, sondern die kürzere älter: die Farben sind frischer, und Lenz, der ärmliche Candidat, schildert sich selbst in den ersten Versen, hatte er ja doch einmal in Sesenheim gepredigt; und die Anrede an die Männer bildet in A einen schönen Schluss, in B unterbricht sie die Erzählung. Auch der unreine Reim „stützt" gibt einen bessern Sinn. Denn ihre „gewaltigen, blonden Zöpfe" mochte die schöne durch einen Kamm stützen, gestutzt wird sie sie nicht haben, wenn sie ihre „Taffetschürzen" und ihr Mieder, worin sie Goethe bewundert hatte, anlegte. Die Erweiterung enthält einige hohe Schönheiten, aber auch Längen, und die Caricatur des Pfarrers macht Friederikens Lage mehr peinlich als rührend. Ich stehe nicht an die knappere Form, worin der Candidat nur als Zeuge erscheint, alles Licht auf ein einziges Bild fällt, für dichterisch schöner zu halten, wie sie auch in der Stropheneintheilung kunstreicher ist. Das erste Paar zählt je sechs, das zweite je acht, die ergreifende Schilderung der fünften Strophe ergeht sich in zehn Versen, ihr steht die Kürze der vierzeiligen letzten mit kräftiger Wirkung gegenüber.

4.

Eine vorgebliche Mystification Schillers.

Goedeke theilt in seinen „Geschäftsbriefen Schillers" S. 343 ff. eine Erzählung mit von einem Auftritt bei Schillers Ankunft in Leipzig 1785, bei welchem Schiller entweder der mystificierende oder der mystificierte war. Wenn es aber gerathen ist, sobald dieselbe Geschichte auch andern Personen nachgesagt wird, sie entweder für ganz erfunden oder doch nur von der der Zeit nach ersten Person gelten zu lassen, so werden wir diese „Anekdote" aus der Schiller-Biographie zu streichen haben, um so mehr, da sie aus dem

von Rochlitz redigierten Journal für Frauen stammt und Rochlitz, wie ich in einem ausführlichen Aufsatze in diesem „Archiv" nächstens darthun werde, mehrere Unrichtigkeiten über Schiller seiner Zeit mit Hilfe seines intimen Freundes Böttiger verbreitet hat. Die Geschichte nämlich, die zu lang ist um hier wiederholt zu werden, hat selbst schon eine lange Geschichte hinter sich. Es heisst in den Menagiana III, S. 83—85 (Paris 1715): Un des meilleurs contes de Boisrobert c'est celui des trois Racans. Deux amis de M. le Marquis de Racan surent qu'il avoit rendez-vous pour voir Mademoiselle de Gournay. Elle étoit de Gascogne, fort vive et un peu emportée de son naturel, au reste bel esprit, et comme telle elle avoit témoigné en arrivant à Paris, grande impatience de voir M. de Racan, qu'elle ne connoissoit pas encore de vuë. Un de ces Messieurs prévint d'une heure ou deux celle du rendez-vous et fit dire que c'étoit Racan qui demandoit à voir Madem. de Gournay. Dieu sait comme il fut reçu. Il parla fort à Madem. de Gournay des ouvrages qu'elle avoit fait imprimer, et qu'il avoit étudiez exprès. Enfin après un quart d'heure de conversation il sortit et laissa Madem. de Gournay fort satisfaite d'avoir vu M. de Racan. A peine étoit-il à trois pas de chez elle, qu'on lui vint annoncer un autre M. de Racan. Elle crut d'abord que c'étoit le premier qui avoit oublié quelque chose à lui dire, et qui remontoit. Elle se préparoit à lui faire un compliment là-dessus, lorsque l'autre entra et fit le sien. Madem. de Gournay ne put s'empêcher de lui demander plusieurs fois s'il étoit véritablement M. de Racan, et lui raconta ce qui venoit de se passer. Le prétendu Racan fit fort le fâché de la piéce qu'on lui avoit jouée, et jura qu'il s'en vengeroit. Bref, Mademoiselle de Gournay fut encore plus contente de celui-ci qu'elle ne l'avoit été de l'autre, parce qu'il la loua davantage. Enfin il passa chez elle pour le véritable Racan, et l'autre pour un Racan de contrebande. Il ne faisoit que de sortir lorsque M. de Racan en original demanda à parler à Mademoiselle de Gournay. Sitôt qu'elle le sut elle perdit patience: Quoi, encore des Racans, dit-elle? Néanmoins on le fit entrer, Madem. de Gournay le prit sur un ton fort haut et lui demanda s'il venoit pour l'insulter. M. de Racan qui d'ailleurs n'étoit pas trop ferré parleur et qui s'attendoit à une autre réception, en fut si étonné, qu'il ne put répondre qu'en balbutiant. Madem. de Gournay qui étoit violente, se persuada tout de bon que c'étoit un homme envoyé pour la jouer, et défaisant sa pantoufle, elle le chargea à grands coups de mule, et l'obligea de se sauver. J'ai vu jouer cette scène par Boisrobert en présence du Marquis de Racan, et quand on lui demandoit si cela étoit vrai, oui-dà, disoit-il, il en est quelque chose. Dazu bemerkt der Herausgeber: Le conte des trois Racans est dans M. de Callières pag. 252 de son traité des bons mots et des bons contes. Mais l'original, dès l'an 1624 s'en

trouve sous d'autres noms dans le Francion de Sorel, I. 10. Diese Geschichte ist jedesfalls viel besser und drolliger erzählt als die Rochlitzische; sie erinnert an eine andere, in der ein Herr von Viereck dadurch mystificiert wird, dass seine falschen Vorläufer sich Eineck, Zweieck, Dreieck nennen. Wer Lust hat, kann die Geschichte dieser Geschichte nach den angegebenen Quellen weiter verfolgen. Mir kam es hier zunächst darauf an, einen vorläufigen Wink über den Werth Rochlitzischer Mittheilungen über Schiller zu geben.

Strehlen bei Dresden. Robert Boxberger.

Johann Röling.

Von

Hermann Oesterley.

Johann Röling, der Nachfolger Simon Dachs in der Professur der Poesie an der Universität Königsberg, wie dieser einer der gefeiertsten Dichter seiner Zeit, ist heute so vollständig vergessen, dass selbst die bedeutendsten und umfassendsten Darstellungen der deutschen Litteraturgeschichte entweder vollständig über ihn schweigen, oder doch kaum mehr von ihm zu erwähnen wissen als den blossen Namen.

Der Grund davon liegt ohne Zweifel darin, dass einerseits von den Lebensumständen Rölings nur äusserst wenig bekannt ist, andererseits aber die Gedichte desselben so ausserordentlich selten geworden sind, dass weder Gervinus, noch Koberstein, noch selbst Goedeke etwas von ihnen zu Gesicht bekommen hat, denn sonst hätten sie jedesfalls näheres darüber berichtet. Die einzige bis jetzt bekannte Quelle für Rölings Leben ist das von Seiten der Universität Königsberg veröffentlichte Einladungsprogramm zu seiner Beerdigung.* Dieses hat Joh. Moller, Cimbria litterata 1744, Tom. I S. 565 benutzt und durch eine Reihe werthvoller Mittheilungen aus den Werken von Rölings Freunden, namentlich Morhofs und Kongehls, erweitert, und hieraus haben sämmtliche spätere Compilatoren, wie Witte, Neumeister, Zedler, Jöcher u. a. ihre dürftigen Angaben geschöpft. Was die Werke unseres Dichters anlangt, so sind sie bis jetzt noch niemals zum Gegenstande einer eingehenden Beschäftigung gemacht worden, obgleich durch die

* Ad solemnia exequiarum M. Joh. Roelingii . . . cives suos invitat rector et senatus academiae Regiomontanae. Königsb. Univ.-Bibl. S. 4 fol., Intimationes funebres Vol. II, No. 126.

Veröffentlichung des wichtigsten sicherlich eine nicht unerhebliche Lücke in unserer Kenntniss der Litteratur des 17. Jahrhunderts ausgefüllt werden würde.

Ich benutze das bei der Sammlung und Bearbeitung von Rölings Gedichten zu Tage gekommene und anderweitig mir zugänglich gewordene, bisher unbekannte Quellenmaterial an dieser Stelle zunächst zu einer Skizze von des Dichters Leben.

Johann Röling war am 23. September 1634 zu Lütjenburg in Holstein geboren; sein Vater, Liborius Röling, war Director und Oberinspector der gräflich Rantzauschen Güter Schmoll, Hohenfeld, Hobigard, Holzgarten und Güun, seine Mutter, deren Geburtsname nicht mehr bekannt ist, hiess Margarethe. Der Knabe besuchte zuerst die Schule in Lübeck, wurde im 18. Jahre nach Stettin geschickt, wo er unter Heinrich Schaevius und Johann Micraelius seinen Gymnasialcursus vollendete, und bezog im Jahre 1656 die Universität Rostock. Er studierte Theologie, namentlich unter Johann Georg Dorsch und August Varenius, bei welchem letzteren er Wohnung und Kost hatte, beschäftigte sich aber unter Anleitung Andreas Tschernings und in Gemeinschaft mit seinem Freunde Daniel Georg Morhof gleichzeitig mit der Dichtkunst.

Nach Beendigung seiner Studien wurde Röling aufgefordert sich zum Magister der Philosophie promovieren zu lassen, aber er lehnte diese Würde ab, weil sie ihm nur dann von Nutzen wäre, wenn er an eine Universität berufen würde; der Gedanke an ein akademisches Lehramt lag ihm damals also völlig fern. Inzwischen starb am 13. April 1659 Simon Dach, und Röling richtete am 28. April des folgenden Jahres unter Beifügung einer Probe seiner Fähigkeiten an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein Gesuch, in welchem er sich um die in Königsberg erledigte Professur der Poesie bewarb. Das Schriftstück, welches ich, wie alle ferner mitzutheilenden Archivalien, der Liberalität des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin verdanke, lautet folgendermassen:

'Durchlauchtigster Churfürst

Ewer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit meinen vnterthänigsten gehorsam in schuldigster Demuth zuvorn. Gnädigster Herr. Vnter so vielen tausenden, welche durch E. Churfürstl. Durchl. vnsterb-

lichen Nahmen vnd herrliche Thaten Sich aus allen orten der Welt auch zu gantz freywilliger Knechtschafft verbinden laßen, wüntsche auch ich für E. Churfürstl. Durchl. hohen Stuel einige vnterthänigste Dienstbarkeit abzustatten, vnd preise meine tiefste neigung darinnen sehr glückselig, wann Sie würdig erfunden werden kan, vnter E. Churfürstl. Durchl. gnädigsten Vrtheil dazu aufgenommen zu werden, dazu Sie Sich demütigst zue fuße leget. Zwar habe ich meinem Vermügen nach mein Studieren biß anher dahin gerichtet, in Profeßion der Poesie Einer hohen Schule dermahleins zu dienen, aber vnter keinem Schirm vnd Zepter erachte ichs glückseeliger, alß vnter E. Churf. Durchleuchtigkeit, vnter dero gnade auch der berühmte Mann Simon Dach Professor zu Königsberg Seine Lebens-Tage beschloßen; deßen erledigte Stelle daselbst eröffnet steht, Einen andern darinnen wieder aufzunehmen, der daß Glück bey gottes vnd E. Churf. Durchl. gnädigsten Hulde vndt Erkändtnuß finden wird. Derohalben dann E. Churf. Durchl. meine vnterthänigste begierde nebst einer geringen vnterworffenen Probe ich hierdurch demütigst bekant machen wollen, wie in der Welt ich nichts mehr wüntsche alß in Solcher Stäte E. Churf. Durchl. vnterthänigster Knecht zu heißen, darinnen aller möglichsten Fleiß, zur nachfolge eines so berühmten Vorfahren vnd Seiner Bahn durch E. Churf. Durchl. gnädigste Verleihung mir anvertrawet würde[!], da ich dann in sollchem meinem erwünschten Beruffe alle lebenskräfte vermittelst gottlicher Gnade anwenden wolte, daß E. Churf. Durchl. meine vnabläßige Trewe vndt Danckbarkeit in allen meinen worten vnd werken auch zu Erbawung deßen, was mir anbefohlen würde, gnädigst zu spüren vnd mich in meiner gantzen Lebenszeit zuerkennen haben möchte

E. Churfürstl. Durchlauchtigkeit
vnterthänigsten demütigsten vnd
gehorsambsten Knecht
(gez.) Johannes Rölingen
aus Holstein.

gegeben auf der hohen Schuel
Rostock
den 28 April 1660.'

Der Grosse Kurfürst resolvierte bereits unterm 15. Juni desselben Jahres:

'Friderich Wilhelm Churfürst.

Vnsere etc. Hochgebohrner Fürst, freundtlicher lieber Oheimb auch Edle Rähte liebe getrewe. Wir haben zu ersetzung des gewesenen professoris poeseos bey Vnserer Vniversitaet Königsbergk, Simon Dachs Stelle, bringern dieses Johan Rölingen, wegen seiner Vns in der poesie gerühmbten gutten Geschicklichkeit vnd anderer

erudition, zu selbiger profession hinwieder bestellen auf vndt annehmen wollen. Ersuchen demnach E. Lbd. hiemit Freund-Oheimblich, euch aber befehlen wir gndgst, gemelten Johan Rölingen wan er sich darumb gebührend angegeben haben würdt in des verstorbenen Simon Dachs stelle bei geregter Vnserer Vniversität, als dann zu introduciren vnd ihme das iehnige was seine antecessor von solcher profession dem herkommen nach, gehabt auch zur rechten Zeit reichen vnd widerfahren zu lassen. Vnd etc.

Cölln den 15. Juni 1660.
(gez.) O. Frh. v Schwerin.'

An
Ihr Fürstl. Lbd. Prinz Radziwill vnd die H. Ober Rähte in Preußen.

Röling liess sich nun am 26. Juli zum Magister promovieren, und zwar zugleich mit Morhof, welcher zu derselben Zeit zum Professor der Poesie in Rostock designiert war.* Die in dieser Veranlassung ausgearbeitete Dissertation scheint sich nicht erhalten zu haben (wenigstens ist sie in der Rostocker Universitäts-Bibliothek nicht vorhanden), wie denn auch ein anderes, in die letzte Zeit des Rostocker Aufenthalts fallendes Werk nur dem Titel nach bekannt ist, welches Moller nach Morhofs Angabe als „Θρηνοπάτρια, Poemation latinum, Rostoch. c. 1659" verzeichnet, und das eine Klage über die Unterdrückung des Heimatlandes durch die Schweden enthielt.

Mit seiner Ernennung in der Tasche begab sich Röling nach Königsberg, durch ein herzliches Abschiedsgedicht Morhofs (Deutsche Gedichte, Kiel 1682, S. 111) in die neue Heimat begleitet. Er muss nach verhältnissmässig kurzer Zeit dort eingetroffen sein, denn sein ältestes Gelegenheitsgedicht ist in Veranlassung einer am 4. October 1660 gefeierten Hochzeit verfasst; indessen begann er seine akademische Thätigkeit erst am 5. Mai 1661, an welchem Tage er durch eine Dissertation „De metro poetico" sein Amt antrat.**

* Henr. Schaevii Castor et Pollux s. Epiphonema ad Joh. Roelingium et Dan. Geor. Morhofium, utrumque poeseos professores designatos, Jam etiam magistrali laurea insigniendos. J. G. Morhof vita et honores in dessen Dissert. acad. Hamb. 1699 S. 9. 69.

** Dissertatio de metro poetico, Quam Juxta Statuta Academica pro loco ordinario poeticae professionis Obtinendo Publicae ventilationi submittit M. Joh. Roelingius. Resp. Jac. Klein. (die Jahreszahl verdruckt MDCXLI statt MDCLXI). Die Schrift hat eine poetische Wid-

Bereits am 20. Juni desselben Jahres verheiratete sich Röling mit Maria Wegner*, der Tochter des Kurfürstlichen Bau- und Mühlenmeisters Johann Wegner**, aus welcher Ehe zwölf Kinder, acht Söhne und vier Töchter, hervorgiengen, von denen er aber neun an der damals häufig grassierenden Seuche verlor; nur drei Knaben überlebten ihn.

Röling scheint mit derselben Sorge und Noth zu kämpfen gehabt zu haben wie Dach, in dessen durchaus ungenügendes Gehalt er eintrat. Der Kurfürst bewilligte ihm am 23. October 1663 allerdings sechs Achtel Brennholz zu seinem bisherigen Gehalt***, etwas später auch eine ausserordentliche Zulage von 100 Gulden Poln., aber beides konnte nicht viel nützen, zumal selbst die ordentliche Besoldung häufig nicht zur Auszahlung kam. Im Jahre 1665 bat er um eine Expectanz auf freie Wohnung oder eine weitere Zulage von 100 Gulden, die ihm auch gewährt wurde, doch musste er noch in demselben Jahre um Auszahlung petitionieren. Der Befehl kam, aber das Geld nicht. Im Jahre 1667 war ein so bedeutender Theil von Rölings Besoldung rückständig, dass der Kurfürst befehlen musste ihm wenigstens 700 Gulden in Abschlagssummen auszuzahlen. Des bittens von Seiten Rölings und des befehlens von Seiten des Kurfürsten war also kein Illustration bezahlt wurde doch nur ungenügend. Als eine Ende, aber der damaligen Verhältnisse lasse ich den betreffen den Schriftwechsel im Wortlaute folgen.

---

mung an Kurfürst Friedrich Wilhelm und schliesst mit einem Gratulationsgedicht von Aug. Varenius d. d. Rostoch. Kal. Mart. 1661. — Königsb. Univ.-Bibl. F. 115 Qu. No. 28.

* Königsb. Univ.-Bibl. Pb. 148 Qu. No. 53; näheres in dem Leichengedicht S. 4, Band 4, No. 55 fol.

** Königsb. Univ.-Bibl. 14, 042, 27.

*** 'Nachdem S. Churf. Dchl. zu Brandenburg etc. Unser gster Herr, dem Professori Poes: bey hiesiger Universität Johan Rölingen, zu seinem vorigen gehalt noch Sechß Achtell Brennholtz zugelegt, Alß befehlen Sie dero Ober-Jägermeister und Cämmerern dem von Oppen, wie auch denen jenigen, welchen die Aufsicht über den Holtzgarten anvertrawet, hiemit gnädigst die Verschaffung zu thun, daß ihme Röling die verwilligte Sechß Achtell Brennholtz Jährlich abgefolget und geliefert werden mögen. Signatum Königßberg den 23 Octobris A° 1663.'

'Durchläuchtigster Churfürst,
gnädigster Churfürst und Herr,

Die hohe Churf. Gnade, welche Ew. Churf. Durchl. in Verbeßerung meines Unterhalts meiner Wenigkeit vor etzlichen Jahren mildigst erwiesen, habe ich Zeit meines Lebens unterthänigst zu preysen. Weil ich aber der demühtigsten Hoffnung lebe, Ew. Churf. Durchl. Huld und Gnade hiedurch nicht werde erschöpffet seyn, so habe ich auß hochtringender Noht mich erkühnet, Ew. Churf. Durchl. hiemit unterthänigst anzufallen, und demühtigst zu berichten, wie daß ich bißher in meiner SchwiegerEltern Behausung gewohnet, und itzund vorgehender Veränderung wegen außziehen und zur Miete ferner wohnen muß. Wenn ich nun bey freyer Wohnung mich kümmerlich behelffen mußen, und durch hohe Ziesung wie sie denn hie seyen, mich gantz unterbringen werde, so bin ich der guten Zuversicht, Ew. Churf. Durchl. werden dero allezeit verspürten hohen Churf. Milde nach dieses eine mahl mich noch bittselig seyn laßen: Und ersuche deßwegen hiemit Ew. Churf. Durchl. unterthänigst, dieselbe geruhen auff das Hauß, so seel. M. Weyers Histor. P. P. emeriti mehr alß siebenzigjährige Wittwe itzo bewohnet, und auf dem Kneiphöfischen Platz lieget, alß Ew. Churf. Durchl. zustehend zu einer freyen Wohnung eine gnädigste Verabscheidung ertheilen, und biß zu deßelben Erledigung in gewertigen hohen und unerträglichen HaußMiete mit einem gnädigsten Zuschub nur von 100 fl. poln. jährlich zu hülffe zu kommen, und zu derer Außzahlung an den Pr. Vice-Cammermeister Schwartzen, auß dem Fischhäusischen zu reichen, einen gnädigsten Befehl ertheilen. Gott wird deßwegen Ew. Churf. Durchl. andere Wohnungen desto gnädiger beschirmen und erhalten, und solche Hohe Churf. Gnade mit allem Hohen Zeitlichen und Ewigen Wolergehen erwiedern. Wie ich denn denselben hierum unauffhörlich anruffen werde, in getroster Erwartung eines gnädigsten Abscheids lebenslang verbleibend

Ew. Churf. Durchläuchtigkeit
unterthänigst gehorsamst
M. Johann Röling.'

'Friderich Wilhelm Churfürst,

Unsern etc. Hochgebohrner etc. auch Edle Rähte und liebe getreue, demnach Uns M. Johan Röling Professor Poeseos bey Unser Universität Königsberg unterthst hinterbringen laßen, was maßen er die bey seinen SchwiegerEltern bishero gehabte Wohnung endern müste, und weil ihm die miete ein hohes kosten würde, Uns gehorsamst gebeten, dasjenige Hauß so M. Weyers Historiarum Professoris Wittbe anitzo bewohnet, und Uns zukommet, ihme zur freyen Wohnung zu verstatten, So haben wir solchem seinem suchen gdst deferiret, und gesinnen dahero an E. Ld. Fr. Ohml. Euch aber

befehlen wir gdst, die Verfügung zu thun, doch auf den Fall wann itz besagte M. Weyers Wittbe mit tode abgehen solte, solches Haus, obbemelten M. Rölingen zur freyen Wohnung biß auf anderweitige Verordnung eingereumet, Unterdeßen aber, und biß sich solcher Todesfall begibet, ihme, M. Röling, aus dem Fischhausischen Einhundert fl. poln. jährlich gereichet werden mögen:

Seind etc. Gruningen den 15 Oct. 1665.
(gez.) O. Frh. v. Schwerin.'

An
die Preußische Regierung.

'Friderich Wilhelm Churfürst etc.

Unsern etc. Hochgebohrner etc. auch Edle rähte und liebe getreuen, was gestellet der Professor Poeseos bey Unser Universität Königsberg M. Johan Röling umb gste Verordnung, das ihm die extraordinar zugelegte 200 Rth. aus den Fischhausischen Arrendegeldern Jährlich richtig gezahlet werden möchten, Unterth gebeten, solches werden ELd. u. ihr aus dem eingeschloßenen Supplicato mit mehrem ersehen. Dieweil wir den in betrachtung des Supplicanten geklagten Dürftigkeit seinem petito in gnaden deferiret, Als gesinnen wir an E. Ld. Fr. Ohml. Euch aber befehlen wir gst, bey Unserm Preußischen Vice-Cammermeister und Arrendatoren des Amts Fischhausen, George Schwartzen, die Verfügung zu thun damit dem Supplicanten von den Arrendegelden sothane 200 Rth. jährlich entrichtet werden. Seind etc. Cleve den $\frac{\text{25 Nobr.}}{\text{5 Decbr.}}$ 1665.'

An
die Preußische Regierung.

'Friderich Wilhelm Churfürst etc.
Ehrenvester Raht lieber getrewer,

Nachdem wir dem professori poeseos bey vnserer Universität zu Königsbergk, Johan Rölingen, auf sein bewegliches Anhalten, auf Abschlag seiner hinterstelligen Besoldung Siebenhundert Fl. Polnisch aus Unserm pfund Zolle nur vor diesesmahl, iedoch ohne einzige consequentz, angesehen wir uns sonst nicht darzu verstehen, einige dergleichen Besoldung hieraus zahlen zu laßen, entrichten zu laßen gnädigst gewilliget. Alß befehlen wir Dir gnädigst, gemelten Rölingen diese Siebenhundert Fl. Poln. gegen seine Quitungen nach und nach zu bezahlen. Cölln den 24[ten] May 1667.

(gez.) v Jena.'

An
den Churf. Rhadt vnd Pfundt Verwalter
in Preußen Johan Albrecht Heidkampfen.

Im Jahre 1667 erhielt Röling das mit nicht unerheblichen

Einkünften verbundene Nebenamt eines Oberinspectors der kurfürstlichen Alumnen, aber auch da hörte die Sorge und Noth nicht auf, sondern sie verfolgte den Dichter bis in die letzten Jahre seines Lebens, wie aus den beiden folgenden Schriftstücken hervorgeht.

'Friderich Wilhelm Churfürst.

L. getr. Nach deme Wir albereits hiebevor den Magister Röling Professorem Poeseos, wegen seines extraordinair Gehalts, an das Ambt Neuhausen, als solches noch in Verpfändung gestanden, gndst assigniret; undt aber derselbe sich unterthänigst bey Uns beklaget, wie ihme deswegen nicht alleine ein großer Nachstandt annoch zurückgeblieben, sondern daß ihme auch, da wir solch Ambt zu Unserer Hofstat einziehen laßen, weiterhin auch das Currente nicht gereichet werden will; Alß ergehet hiemit an Dich Unser gdster Befehl daß du obbesagtem Mag. Röling nicht alleine das Currente sondern auch so viel möglich den Nachstand auß solchem Ambt Neuhausen, oder gelöseten Güttern auszuzahlen suchest, so dir in Rechnung gegen seine Quitung allemahl richtig possiret werden soll.

An dehme etc. Cölln den 2. Januar 1676.

(gez.) Meinders.'

An
Churf. Raht und
Cammer Mk. Büttnern.

'Friderich Wilhelm Churfürst etc.

Ehrenvester etc. Du hast Dich zuerinnern, was wir Dir schon vor diesem wegen Bezahlung des Professoris Poëseos extraordinairen Gehalts gnädigst befohlen. Nachdem nun derselbe mit beygehendem Supplicato abermahln unterthänigst einkommen, und umb Bezahlung des ihm noch restirenden Getreides vom ordinario gehorsambst gebehten, als befehlen wir Dir hiemit gnädigst, die Vorsehung zu thun, damit ihm solches gleich seiner extraordinair Besoldung bezahlet werden möge. Daran etc. gegeben etc.

Potstam den 8 Jan: 1677.

(gez.) O. Frhr. v. Schwerin.'

An
H. Bütner.

Von Rölings akademischer Thätigkeit ist nicht mehr bekannt, als dass er ausser der in regelmässigem Wechsel wiederkehrenden Stellung als Decan seiner Facultät zweimal das Amt des Rector magnificus versah, und zwar im Sommer 1670

und im Winter 1677/78, sowie dass er die ihm obliegende Verflichtung zur Abfassung der lateinischen Festprogrammdichtungen von Ostern 1661 ab (bis dahin waren sie seit Dachs Tode von Professor Jacob Sahm geliefert) ohne Unterbrechung bis Pfingsten 1679 erfüllt hat.

Zu dem vielfachen häuslichen Unglücke, welches Röling bereits heimgesucht hatte, kam im Jahre 1679 noch der Tod seiner Frau hinzu, die am Pfingsttage, den 20. April, starb.* Innerhalb seiner letzten beiden Lebensjahre hatte er ausser vielen näheren Freunden, unter denen der Tod des Pastor Georg Damm ihn am schmerzlichsten berührte, drei Kinder, seine Schwiegermutter und seine Frau verloren.

Am 23. August verfiel er selbst in eine schwere Krankheit, über deren Charakter er sich keiner Täuschung hingab; er starb schon zwei Tage später, am 25. desselben Monats, und wurde am 31. im Professorengewölbe des Domes beerdigt.**

Rölings Werke bestehen der Mehrzahl nach aus Gelegenheitsgedichten, die er, wie Dach und viele andere Zeitgenossen, bei Hochzeiten, Todesfällen und anderen Veranlassungen einzeln drucken liess. Die wichtigste Sammlung derselben, laut der Aufschrift aus der Kurfürstlich Brandenburg-Preussischen Kanzlei stammend, wird jetzt in der Königsberger Universitätsbibliothek (S. 44 fol.) aufbewahrt. Sie besteht aus zwei Bänden, von denen der erste 266 Numern auf 605 Blättern, der zweite 278 Numern auf 541 Blättern enthält; ausserdem ist aber noch eine grosse Anzahl solcher Einzeldrucke in Sammelbänden der genannten Bibliothek zerstreut, so dass im ganzen mehr als 700 Gedichte erhalten sind; das erste derselben ist, wie bereits erwähnt, am 4. October 1660, kurze Zeit nach Rölings Niederlassung in Königsberg gedruckt, das letzte wenige Tage vor seinem Tode, am 18. August 1679.

Diese Gelegenheitsdichtungen Rölings unterscheiden sich der Hauptsache nach in keiner Weise von den gleichartigen Werken seiner Zeitgenossen; sie sind völlig werthlose Rei-

* Kongehl, Cypressenhain, S. 689.
** Ebenda S. 517.

mereien, soweit sie keinen anderen Zweck verfolgen als die Lebensschicksale der besungenen Personen in einigermassen lesbare Verse zu bringen, und so möchten sie der Vergessenheit überlassen bleiben, der sie neben vielen Tausenden von ähnlichen Producten mit Recht anheimgefallen sind. Indessen wie bei Dach, so liegt auch bei Röling die poetische Bedeutung der Gelegenheitsgedichte nicht in den eigentlichen Hochzeits- und Leichengesängen, sondern in den ihnen beigegebenen, meist von befreundeten Componisten in Musik gesetzten geistlichen und weltlichen Liedern, und schon um dieser Lieder willen verdient Röling einen Platz in der Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Er verdient ihn aber noch mehr wegen einer Sammlung von meist selbständigen Dichtungen, die er unter dem Titel „Teutscher Oden Sonderbahres Buch von Geistlichen Sachen" im Jahre 1672 zu Königsberg veröffentlicht hat.* Sie ist in einer poetischen Widmung dem kurfürstlichen Herrscherpaar zugeeignet, und enthält auf 224 Seiten 96 geistliche Gesänge (durch einen Sprung von 55 auf 58 ist irrthümlich bis No. 98 gezählt), von denen nur vereinzelte den Begräbnissliedern entnommen sind. Die Gedichte, die sich häufig zu odenartigem Schwunge erheben, sind systematisch geordnet und behandeln nach allgemeinen Andachtsliedern die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu, die hauptsächlichsten Puncte der christlichen Glaubens- und Heilslehre, sowie die vorzüglichsten Tugenden.

Diese geistlichen Oden, sowie die in den Gelegenheitsgedichten zerstreuten Sterbelieder gehören zu den vorzüglichsten Schöpfungen deutscher Dichtung, die das 17. Jahrhundert uns aufbewahrt hat; ja ich möchte behaupten, dass kaum ein Dichter dieser Periode in der Auffassungs- und Darstellungsweise, in der Wärme der Empfindung und der Kraft der Gestaltung, selbst in der Schönheit der Form und des Ausdrucks

* Aus den Anfangsworten des Titels: „M. J. Rölingen, Holst. P. P. K. G. P." geht hervor, dass Röling Kaiserlicher gekrönter Poet war, was auch durch die Zeilen in Kongehls Leichengedicht (Cypressenhain S. 521): „Herr von Bircken muss dir reichen Das geweihte Lorbeerblatt" bestätigt wird.

(von heute veraltet erscheinenden Wortformen natürlich abgesehen) der Gegenwart so nahe stände wie Röling. Ganz eigenthümlich unter den Zeitgenossen ist ihm eine durch schroffe, aber niemals gesuchte Antithesen hervorgebrachte Pointierung des Vortrags, die demselben einen Hauch dessen verleiht, was wir heute geistvoll nennen.

Dass von Rölings Liedern nur wenige in den Gesangbüchern eine Stelle gefunden haben, ist nach dem vorstehenden erklärlich; die Kirche bedarf objectiver Gemeindelieder, nicht subjectiver Gefühlsergüsse. Dagegen wüsste ich kaum eine Gedichtsammlung, die der häuslichen Erbauung so förderlich sein könnte, wie Rölings Oden und sonstige geistliche Gesänge.

Auf dem Gebiete der weltlichen Liederdichtung dagegen steht Röling weit hinter Dach und dessen Freundeskreis zurück. Ihm selbst ist das am wenigsten unbekannt geblieben, wie aus der verhältnissmässig geringen Anzahl solcher Gedichte hervorgeht. Seine Begabung war ausschliesslich auf das geistliche Lied gerichtet, alle übrigen Gebiete der Dichtkunst blieben ihm fremd, und er hat sich nur ausnahmsweise, wie mit Widerwillen, auf denselben bewegt. Es tritt das am deutlichsten in dem einzig erhaltenen Versuche dramatischer Gestaltung hervor, der in einem dem Jahre 1663 angehörenden Schäferspiele vorliegt (mit Sebastianis Composition bei Gelegenheit der Hochzeit des Grafen Gerhard von Dönhoff in Gegenwart des kurfürstlichen Hofes zur Aufführung gebracht; handschriftlich mit interessanten Correcturen und Zusätzen von Sebastianis Hand, Wallenrodtsche Bibl. R. R. 44 fol., der Text in umgearbeiteter Gestalt gedruckt, Univ.-Bibl. Pb. 13 fol. No. 32); aber es ist auch in den weltlichen Liedern unverkennbar, die Röling wirklich als Lieder gedacht und als solche seinen musicalischen Freunden, namentlich Johann Sebastiani, zur Composition übergeben hat. Fast niemals zeigt sich der freie dichterische Schwung in ihnen, der die geistlichen Lieder auszeichnet, und sie machen meistens den Eindruck, als seien sie nur gedichtet, weil sie gedichtet werden mussten. Indessen sind sie zur Vergleichung mit Rölings bedeutenderen Dichtungen doch nicht unwichtig, und ihre Seltenheit und Unzugänglich-

keit wird den Abdruck an dieser Stelle rechtfertigen, während ich die geistlichen Lieder anderweit zu veröffentlichen gedenke.

1. Brauttantz.*

Wer der Liebe sich ergiebet,
Scheinet nicht mehr sein zu seyn,
Denn sobald er eine liebet,
Geht er ihren Dienst auch ein.
Alles, was er thut und denket,
Wird nach ihrem Sinn gelenket,
Ja, er wünschet nur, mit Recht
Sich zu nennen ihren Knecht.

Mund und Hertze, Händ' und Füsse
Zihen sich umb ihre Gnad,
Daß er sie nur einmahl grüsse,
Geht er öffters früh und spat.
Und da er für sein Bemühen
Solte guten Lohn wegziehen,
Sieh, so setzt der arme Mann
Noch sein gantzes Gut daran.

Kriegt er sie dann eins zu sprechen,
Da wil lieber selbst der Geist,
Als ein Wort, heraus sich brechen;
Da ist sie nie gnug gepreist,
Seine Schön' ist ohne Mängel,
Uebermenschlich, wie ein Engel,
Und, das ihm kaum selbst wil ein,
Soll sie eine Göttin seyn.

Also geht er immer weiter
Und kommt oft doch nicht zum Ziel,
Mancher stand schon auff der Leiter
Oben, der doch hrunter fiel.
Dennoch gibt er nicht verloren;
Der er einmahl hat geschworen,
Saget er nicht leichtlich ab,
Kost' es ihm auch gleich sein Grab.

Sieh, das sind die süssen Dienste,
Die des Pamphilus Begier
Allen Ehren und Gewienste,
Allem Zukker ziehet für.
Doch ich laß in dem ihn bleiben;
Dieses kan ich nimmer gläuben,
Daß er, wie er meint, dabey
In der höchsten Freyheit sey.

2. Brauttantz.**

Lied der Venus und deren Gefehrten.

Tretet nun mit Lust zusammen,
Edler Bräutgam, schöne Braut,
Nehrt und mehrt die süssen Flammen,
Hierauf werdet ihr vertraut.
Gehet, außerwehlten Beyde,
Andern vor mit rechter Freude
Und denkt immer, daß ihr heut
Ueberall die ersten seyd.

---

* Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 29. Auf Johann Büttners und Maria Wegnerin Hochzeit, 4. Juni 1662, comp. von J. Sebastiani.

** Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 20. Auf Georg Friedr. v. Kreyzen und Eleon. Elisab. de la Cave Hochzeit, 21. Februar 1663, comp. von J. Sebastiani.

Stimmet ein, ihr grossen Gäste,
Legt die Majestät beyseit;
Venus hält bey ihrem Feste
Mehr von sanffter Freundligkeit.
Was das Haupt wil, thun die Glieder,
Also siht auff euch ein ieder;
Sprecht denn ihr zur Lust nicht Nein,
Wer wil denn nicht lustig seyn?

Esset, trinket, singet, spielet,
Tantzt, wer tantzen kan und will.
Wer ein Hertz im Hertzen fühlet,
Schweig' und sitze wenig still;
Denkt, wie weit wir euch zum Frommen
Nicht ohn Müh seyn hergekommen.
Wer es nicht macht, wie er kan,
Sprech' uns niemahl worumb an.

Sehet doch, wer Hochzeit giebet,
Kreytze nimmet Kreutzer an,
Kunst wird von der Huld geliebet,
Schönheit kriegt Verstand zum Man,
Geld befreyt sich mit dem Gute,
Adlichs Blut mit Helden-Bluthe.
Saget, ist auch eine Frey,
Die von grössrer Eintracht sey?

Aber ihr, belobten Beyde,
Unser allerliebstes Pahr,
Lebt in Friede, Glük und Freude
Lange, lange, lange Jahr.
Was der Himmel hat an Seegen,
Soll sich alles bey euch regen;
Was auch hierauff folgen soll,
Weiß die Venus mehr als wol.

3. Brauttantz.*

Wer sein Hertz nicht in dem Mayen
Auf die Frühlings-Freude lenkt,
Wer sich denn nicht will erfreuen,
Wenn das Jahr die Zeit uns schenkt,
Ist ein halber Mensch zu nennen;
Wer den May nicht will erkennen,
Dessen Adern müßen Stein
Und mit Eyß gefüllet seyn.

Wenn der Busch und Wald erklinget,
Nimmt er auch sein Lied herfür,
Wenn das Wild bey Paaren springet,
Eines dar, das ander' hier;
Umb sich eben so zu stellen,
Sucht er auch sich zu gesellen,
Nimmt das beste, was er kan,
Ihm zu seinem Paarchen an.

Wer noch Blut darinnen träget,
Der befindet dann und wann,
Wie es ihn zur Lust beweget,
Wie es ihn ermuntern kan;
Wenn vorauß dieß Rund der Erden
Wieder anfängt frisch zu werden,
Macht er, daß die kleine Welt
Sich der grossen ähnlich stellt.

Woll demnach euch werthen Zweyen,
Woll dir, du beliebtes Paar!
Ihr, ihr stellt euch in dem Reyen
Als wie Mayen-Kinder dar,
Traget eure süssen Flammen
In der besten Zeit zusammen,
Zeuget, was vor Geist, vor Lust,
Wohn' in eurer frischen Brust.

---

* Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 34. Auf Jacob Drosten und Catharinen Thegin Hochzeit, 6. Mai 1664, comp. von J. Sebastiani.

Glaubt, es wird euch nicht gereuen!
Selbst der Himmel steht dafür,
Und auff gutes Wolgedeyen
Ist die Venus selber hier,
Um euch freundlich anzusagen,
Was der Frühling euch wird tragen,
Wenn sie, da ihr gnug getantzt,
Selbst euch in ein Bett verschantzt.

Drum so tantzt, so lang ihr könnet.
Junges Völcklein, folge du,
Was der Frühling dir nicht gönnet,
Sagt ein' andre Zeit dir zu.
Doch im Fall es dir beliebet,
Das zu nehmen, was es giebet,
Soltu haben übers Jahr,
Was er giebet diesem Paar.

4. Tantz nach Art der Pohlen.*

Freye, was noch nicht gefreyet
Und was freyen kan,
Also rufft, befiehlt und schreyet
Uns Cupido an.
Wer mir, spricht er, itzt zugegen
Und der Mutter Feind,
Mit dem ist kein Glück, kein Seegen,
Ja kein Gott nicht Freund.

Was man höret, was man siehet,
Ehrt der Venus Zucht,
Was da grünet, was da blühet,
Ist der Liebe Frucht.
Was der Ceres Felder zihret
Und der Floren Hauß,
Was in Wäldern tiriliret,
Brütet Amor aus.

Ist es immerfort zu lieben
Recht, vergunt und gut,
Wer will solches denn verschieben,
Wenn es Alles thut?
Sind Exempel starke Führer,
Reitzt ein Beyspiel an,
So gebrauch man itzt sich ihrer,
Wie man bestens kan.

Was soll denn ein Mensch nicht machen,
Der die kleine Welt
Und in solchen süßen Sachen
Gern sein Recht behält.
Dieses hat man hier bey Treuen
Wol bißher bedacht,
Da man in dem gantzen Mayen
Nichts als Hochzeit macht.

Freyt denn glücklich, die ihr freyet,
Außerwehlten Zwey,
So bewünscht und benedeyet
Amor eure Frey.
Wer mir, spricht er, itzt zugegen
Und der Mutter Feind,
Mit dem ist kein Glück noch Seegen
Und kein Gott nicht Freund.

---

* Auf Heinrich Friesen und Sophien, Christoph Tinctorii Tochter, Hochzeit, 20. Mai 1664, comp. von Conr. Matthaei.

5. Brauttantz.*

Läßt sich sonst in ein'gen Werken
Gottes Lieb' und Treu
Durch die hohe Schikkung merken,
So ists bey der Frey.
Sieht man ihren Gang und Schluß,
Wer ist, der nicht sagen muß,
Daß kein' Eh' hie wird gemacht,
Die der Himmel nicht bedacht.

Leg' es viel und weitlich über,
Wie es macht die Welt,
Ob dir dies' und jene lieber,
Ob dir die gefällt.
Wehl' und such' im Ernst und Schertz,
Endlich sagt dirs selbst dein Hertz,
Daß kein' Eh' hie wird gemacht,
Die der Himmel nicht bedacht.

Laß' ihr alle seyn zu wieder,
Haß selbst ihren Stand,
Drük sie unter, schlag sie nieder;
Gibt des Höchsten Hand
Nur ihr Ja und Amen drein,
So hilfft keines Menschen Nein,
Denn kein' Eh wird hie gemacht,
Die der Himmel nicht bedacht.

Reyse weg in ferne Lande,
Denk nicht an dein Hauß,
Trägst du was von diesem Brande
Mit, das geht nicht aus.
Auch das kleinste Fünkelein
Kan auf viele Jahr gnug seyn,
Denn kein' Eh wird hie gemacht,
Die der Himmel nicht bedacht.

Und diß giebt den Preyß der Ehe
Und die beste Lust,
Dies versüßet all ihr Wehe,
Wo ihr Weh bewust;
Denn was her von Menschen rührt,
Wird nach Menschen-Ahrt geführt,
Aber das ist woll gemacht,
Was der Himmel hat bedacht.

Hierum sey in Gott vergnüget,
Außerwehltes Paar,
Der zusammen euch gefüget
Mit dem neuen Jahr.
Hofft von dem stets neues Gut
Und kriegt immer neuen Muht;
Euer' Eh' ist woll gemacht,
Weil der Himmel sie bedacht.

6. Brauttantz.**

Hieher, was zum Braut-Tantz dient,
Was lieblich reimt und klingt,
Was von süssen Mirten grünt
Und hertzlich singt und springt!
Komme, Venus, und nicht minder
Du, ihr holdes Kind,
Habt ihr sonst zwey liebe Kinder,
Denkt, daß dies' es sind.

Dich kennt man für sie fast nicht,
Dein ist sein Augenschein,
Sie leucht gleich der Phöben Licht,
Und er kan Phöbus seyn.
Wie sich schikken rothe Rosen
Bey der Lieljen Zier
Und wie Veilchen bey Zeitlosen,
So lässts ihm bey ihr.

---

* Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 27; auf Samuel Werners und Gertrud Wegners Hochzeit, 3. Febr. 1665, comp. von Joh. Sebastiani.

** Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 34; auf Fabian Kalau und Anna Regina v. Schmittnern Hochzeit, 10. Febr. 1665, comp. von Sebastiani.

Beyde sind an Tugend gleich,
An Witz, Geschikk und Muht,
An belebter Jugend reich
Und wolgestammtem Blut.
Nur der Leib macht sie gezweyet
Und der Aussenschein;
Aber nun sie sich befreyet,
Wird auch dergleichen seyn.

Winter, Feind der besten Lust,
Wie wird die Ehre dein,
Daß dieß trautste Paar nur muß
Bey dir verbunden seyn,
Die dem schönsten Frühling gleichen
Und der Blumen Zier,
So die Sommers-Zeiten reichen,
Weitlich gehen für.

Machen es wo deine Nächt'
Und der meist dunkle Schein,
Welche zu dem Liebes-Recht
Nicht unbequemlich seyn,
Oder nehrt wo deine Kälte
Ihrer Hertzen Flamm',
Und in deinem Schnee-Gezelte
Wohnt Cupido Amm.

Wol! doch sey dabey gelind,
Wie du itzunder bist,
Denk, daß Venus ihr Gesind
Sehr zart und weichlich ist.
Nichtes wil auff heut gezwungen,
Hart und was gemein,
Noch gesungen, noch gesprungen,
Noch geschrieben seyn.

7. Brauttantz.*

Wer der Demuth Freundschaft liebet
Und sein Hertz der Einfalt weiht,
Sich auff keine Kunst nicht übet,
Alß die Teutsche Redlichkeit,
Still und fein ist, Niemand schadet,
Und nicht sucht, wo seyn begnadet,
Pflegt nun vor der Welt zwar klein,
Doch vor Gott der Größte seyn.

Große Worte, schöne Trachten,
Witz, der wie die Schlange schleicht,
Sekkel, die kein Geld nicht achten,
Und ein Muht, der Niemand gleicht,
Dies sind Sachen für die Erde;
Aber denk, was hierauß werde,
Wer dabey vor Gott ist klein,
Was hilfft dem, hie groß zu sein?

Wehrter Bräutgam, liebster Kleine,
Außzug aller Lieb und Güt,
Treu und richtig, from und deine
Ist von Anfang dein Gemüht;
Unbesorgt der Erden Gaben,
Wol vergnüget, unerhaben,
Und so suchtest du hie klein,
Und vor Gott nur groß zu seyn.

Hierum hat er ihm dein Leben
Stets zum Segen vorgesezt,
Dich gesuchet zu erheben,
Wo du dich hast klein geschäzt,
Und dich, da du Feind der Erden,
Bey ihr glükklich lassen werden.
Also ist auch hie nicht klein,
Wer vor Gott wünscht groß zu sein.

* Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 32. Auf Fabian Kleinen und Barbara Seydelin Hochzeit, 18. Jan. 1666, comp. von J. Sebastiani.

Izund macht er dich auch ehlich,
Recht nach deinem Wunsch und Sin;
Sing und tantze hierauff frölich
Und küß deine Seydelin.

Stehe weiter, grün' und blühe,
Wachs und mehr dich, und erziehe,
Die zwar vor der Welt nicht klein,
Doch vor Gott am größten seyn.

8. Brauttantz.*

Was die Sonn' am Himmel ist,
Ist die treue Lieb' auf Erden;
Was hier wächset, blüht, entspriest,
Muß durch diese beyde werden.
Nimmstu weg der Sonnen Licht,
Hat die Welt nicht ihr Gesicht,
Aber soll die Liebe sterben,
Muß dieselbe gantz verderben.

Beyde haben den Begin
Dieses Gantzen mit gesehen,
Beyde stehen weiter hin,
Biß es wieder muß vergehen.
Beyder Schöne, Lust und Zier
Geht sonst allen Dingen für,
Doch wenn man sie hält zusammen,
Leuchten mehr der Liebe Flammen.

Was der Sonnen Krafft erregt,
Muß der Welt Behuff bestreiten,
Was der Liebe Mühe trägt,
Wächset zu den Ewigkeiten.

Und wenn dieser Sonnen Schein
Mit der Erde gehet ein,
Wird die Liebe seyn die Sonne
Bey des neuen Himmels Wonne.

Sonnen-Kinder, liebstes Paar,
Daß die Lieb' ein' ird'sche Sonne,
Machet eure Liebe wahr,
Eure Liebe, welcher Wonne,
Würd' und Hoheit, Zier und Schein
Süß und vollenkommen seyn
Und geherzten Feuer-Strahlen
Wehrt, den Himmel zu bemahlen.

Euer hochbeglükkter Glantz
Müß nie oder spät verbleichen,
Gleicht der hohen Sonnen gantz;
Doch, wollt ihr ihr gäntzlich gleichen,
Machet, daß durch euren Schein
Viel erwünschte Sternelein,
Euch zum Ruhm, zur Lust der Erden,
Angezündet mögen werden.

9. Brauttantz.**

Das beliebte Sommerfeld***
War bißher niemand vertrauet,
Hierum lag es unbestellt,
Unbeseet, unbebauet,

Oed und wüst und ungeschmükket,
So daß sich die Einsamkeit
Hie zu hausen mit der Zeit
Hat allmählich angeschikket.

---

* Königsb. Univ.-Bibl. 14,042, 19. Auf G. F. v. Eulenburgs und Eleon. Margar. von Goldstein Hochzeit, 8. März 1666; compon. von J. Sebastiani.

** Auf Daniel Sommerfelds und Catharine Knoblochin Hochzeit, 31. Mai 1668, comp. von J. Sebastiani. — Röling 1, 248.

*** Anspielung auf den Namen des Bräutigams.

Venus sprach: Wie geht dies zu?
Kinder, seht ihr so zum Guten?
Lasset ihr dem Felde Ruh,
Da so viel her zu vermuhten?
Pallas hat dies schon genossen,
Mars hat hievon seinen Dienst,
Phöbus Vortheil und Gewinst,
Wir nur sind wie ausgeschlossen,

Da doch unsre Frucht die Welt
Muß bey ihrem Stand erhalten,
Sonsten alles stirbt und fällt,
Oft auch, eh es fängt zu alten;
Nur, was unser' Hand aufführet,
Steht und wächset, grünt und blüht,
Daß es, wenn es hie wegzieht,
Auch die Ewigkeit bezieret.

Mutter, sprach ihr größter Sohn,
Auch wie emsich wir gewesen,
Hat doch dieser Platz nur Hohn
Bißher für uns lassen lesen.
Hätten wir die See gepflüget
Und die Klippen so gebaut,
Oder dürrem Sand getraut,
Glaub' ich, daß wir eh vergnüget.

Endlich gleichwol siegen wir,
Keine Frucht wolt' ihm bekleiben;
Nur wie Knoblauch* brach herfür,
Der nur, sprach er, der sol bleiben;
Lasset Tulpen, Rosen, Nelken
Und was mehr gut auf den Schein,
Anderswo versorget seyn,
Wie leicht sieht man alle welken.

Knoblauch steht wie Immergrün,
Machet Muht und stärkt die Glieder,
Mehrt sich reichlich, hältst du ihn,
Und wächst, drückst du ihn gleich nieder.
Hoch und schön steht er erhöhet,
Haupt und Fuss sind gleich an Kraft,
Die ihm auch nicht wird entrafft,
Wenn sein grüner Schmukk entgehet.

Dies gesagt, rieff Venus: Fort,
Kommt und lasset nur zu Ehren
Solchem auserwehlten Ort
Ein erfreutes Liedchen hören.
Heut rührt man bey unsern Festen
Wiederum das erste Spiel,
Seit uns unsre Krohn' entfiel,
Hierum haltet euch zum besten.

Last uns ruffen: Glükk, Glükk zu!
Last uns singen, last uns tanzen,
Biß die Lieben gehn zur Ruh,
Denn so bringt die schönsten Pflanzen,
Die der Himmel je kan geben,
Und versetzt sie hie herein;
Dieses Feld sol unser seyn,
Wenn wir nicht daroben leben.

Wol dir, wehrtes Sommerfeld,
Schöner Knoblauch, dir imgleichen,
Daß ihr beyde so gesellt!
Nie müß' euer Sommer weichen,
Nie nicht euer Stamm vergehen,
Nie sei euer Feld ohn Saat,
Euer Wunsch nicht sonder That,
Eure Lieb ohn Lust zu sehen!

* Anspielung auf den Namen der Braut.

10. Brauttantz.*

Jung gefreyet, saget man,
Pflegt nicht zu gereuen,
Und wer nicht lang warten kan,
Muß und soll so freyen.
Jahre rechnen, Schranken setzen,
Nach der Höh' und Grösse schätzen,
Kömmt nicht woll der Freye bey,
Die drum Frey' heist, daß sie frey.

Wer dennoch die erste Glut
Ohn Gehülff kan stillen,
Hat hernach All', was er thut,
Zu weit besserm Willen.
Weine, die sich was verliegen,
Geben desto mehr Vergnügen,
Da der Most zwar lieblich schmekkt,
Aber Unlust leicht erwekkt.

Holtz, das jung ist, beugt sich wol,
Aber gibt nicht Flammen,
Stämme, drauff man propfen soll,
Müßen vor woll stammen,
Wege, die sich wol gesetzet,
Fährt man über unverletzet,
Und der Tamm, der längst gericht,
Weicht des Wassers Anstoß nicht.

Eiß, das erst besteht, ist zäh,
Doch pflegt nicht zu stehen,
Schießt ein Blümchen bald zur Höh,
Muß es bald vergehen.
Bäume, die frühzeitig tragen,
Pflegen selten hoch zu ragen,
Und wird früh ein Pferd beschwehrt,
Wird es von geringem Wehrt.

Spricht man, daß die Lieb' ein Kind?
Dies ist für die Kinder.
Mahlet man sie taub und blind?
Glaube nichtes minder.
Müßen nicht des Hertzens Thüren,
Aug' und Ohr die Lieb' einführen,
Und wo ist verschmitzter Raht,
Als wie sie zum Beystand hat?

Frey' nun jung, wer muß und kan,
Jugend bleibt hie Jugend.
Wen die Frau erst macht zum Mann,
Ist kein Mann an Tugend.
Herr des Hauses, Haupt der Frauen,
Vater werden sich getrauen,
Sind drey Ding, der jedes fast
Eines ganzen Menschen Last.

11. Brauttantz.**

Die Kunst.
Hast du, Sohn der Liebes-Kertzen,
Hie dich jemahls recht gefreut,
So begeister' aller Hertzen,
Aller Füß' und Augen heut;
Schwing' um alle dein Gefieder,
Sing' und spiele deine Lieder
Und bezeug, daß dieser Reih
Gantz nach deinem Willen sey.

---

* Auf Johann Wegners und Annen Fahrenheits Hochzeit, 4. März 1669, comp. von Joh. Sebastiani. — Röl. 1, 251.

** Auf Jacob Klein und Dorotheen Munckenbecks Hochzeit, 15. Sept. 1669, comp. von Joh. Sebastiani. — Röl. 1, 256.

Er, den ich für Kind erzogen,
Den ich früh so ausgeziert,
Durch so manches Buch bewogen,
Durch so manches Land geführt,
Er mein Sitz und aller Meinen,
Fremder vor, itzt Lust der Seinen,
Diesen, sieh, gibt heut mein Hauß
An der Tugend Tochter auß.

Kleiner Gott, laß meinen Kleinen
Groß für dir seyn diesen Tag,
So wird nimmermehr verneinen,
Daß ich viel bey dir vermag.
Denk, was süessr Wort und Schrifften
Er dir vormahls pflag zu stifften;
Was er eintzig vorhat nun,
Ist dir würcklich Dienst zu thun.

Die Tugend.

Mutter der vertrauten Seelen,
Hat dich je ein Paar ergetzt,
So hilff dieses mit vermählen,
Das dir hie ist vorgesetzt.
Komm mit allen deinen Köhren
Und laß dich nicht minder hören,
Als wenn selbst dein Blut auff heut
Sich nach deinem Wunsch befreyt.

Meiner Tochter Fest ist heuten,
Dran sich ihre Kunst verspricht,
Gilt das Ansehn auch zu Zeiten,
Ist sie dein Kind minder nicht.
Dein sind Augen, Mund und Wangen,
Doch wie schön dieselben prangen,
Macht doch Seele, Herz und Sinn,
Daß ich rechte Mutter bin.

Laß dich gleichwol dies nicht stöhren;
War sie mein nur vor allein,
Wolte sie von dir nicht hören,
Soll sie dein nun gäntzlich seyn.
Nimm sie hin nach deinem Willen,
Laß sie, was du suchst, erfüllen
Und trau, daß mir's lieber ist,
Je geschäfftiger du bist.

Beyde zusammen.

Auff denn, Außerwehlten Beyde,
Trautsten Kinder, liebstes Zwey,
Gehet Allen vor an Freude,
Wie ihr vorgeht in dem Reih.
Fügt und führet euch zusammen,
Reitzt und schwinget eure Flammen,
Daß, kommt Venus und ihr Kind,
Ihr bey guter Glut euch findt.

Gott der hat es außersehen,
Daß dies ein vor allemal
Heut allein nur sol geschehen,
So singt selbst der Sternen-Saal.
Anmuht, Wonne, Lust und Segen
Folgen euch auf euren Wegen,
Und so wie ihr tantzt und steht,
Glaubt, das Glück stets um euch geht.

Thut das eure, fromme Seelen,
Erd und Himmel, Gott und wir
Werden nichtes lassen fehlen,
Und was fehlt euch, habt euch ihr?
Laß die Kunst sich künstlich halten
Und die Tugend tauglich walten
Und macht aus uns Zweyen Ein,
Daß ihr mögt gedrittet seyn.

12. Tantz nach Art der Pohlen.*

Liebe, die recht sol gedeyen,
Nimmt von oben ihr Beginn,
Wer sich anders wil befreyen,
Hat mehr Schaden als Gewinn.
Laß auch wen so bey der Erden
Eine Zeitlang glükklich werden,
Spricht der Himmel nicht mit Ja,
Ist der Untergang schon da.

Siehet wer auff eitles Wesen,
Hie auff Ehre, dort auff Gut,
Läst den Schmukk das Aug' außlesen,
Oder zieht den Stand zu Muht,
Wie leicht ist doch dies verschwunden!
Fällt denn, wo er durch verbunden,
Seiner Liebe Grund und Halt,
Fällt auch sie ohn Zweiffel bald.

Wer auff Gott und Tugend schauet,
Der vermählt sich fest und wol,
Der Grund hält, was man drauf bauet,
Der Stamm ist des Segens voll,
Die Quell' ist nie ohn Gewäßer;
Frey so schlecht, du freyst doch besser,
Als die mit der grösten Pracht
Offt zusammen sind gebracht.

Alles, was der Mensch sonst setzet,
Stirbet, wie er selber stirbt,
Das allein bleibt unverletzet,
Was ihm hie die Lieb' erwirbt.
Gehn die Früchte denn zun Sternen,
Wenn sie endlich sich entfernen,
Muß die Eh auch nur allein
Auß derselben Wirkung seyn.

Öffters weiß man nicht zu sagen,
Wie doch dies und jenes Band
Hie gestifftet, dort zerschlagen;
Nichts ist durch des Glükkes Hand
Ohngefehr hiebey entsponnen,
Was kein Hertz, kein Aug' ersonnen,
Wird durch den geheimen Trieb
Hie verhässet, dorten lieb.

O, ihr aller Augenweide,
Schönes Vorbild solcher Frey,
Euch paart so der Höchste Beyde,
Ihr werdt also Eins aus Zwey.
Himmlisch waren eure Hertzen,
Himmlisch sind auch eure Kertzen,
Himmlisch werden seyn die Frücht,
O ein Himmel-Liebes-Licht!

13. Brauttantz.**

Zündet an die frohen Lichter
Und fangt an den Reih,
Amor sey des Platzes Richter
Bey so hulder Frey.

Folgt ihr alle, schöne Seelen,
Folgt, wer mag und kan,
Und laßt nichts an keinem fehlen
Biß zum letzten Mann.

---

* Auf Daniel Beckher und Sophien Heilsberger Hochzeit, 21. Jan. 1670, comp. von Joh. Sebastiani. — Röl. 1, 261.

** Auf Michael Behmen und Christinen Schwartzen Hochzeit, 18. Febr. 1670, comp. von Joh. Sebastiani. — Röl. 1, 264.

Tantzt, ihr Großen, denn wir trauen,
Daß die Sonn' auch tantz',
Tantzt, ihr Männer, tantzt, ihr Frauen,
Ihr versteht die Schantz,
Tantzet Jungfern und Gesellen,
Pärchen Beyd' und Paar,
Wer am besten sich wird stellen,
Tantzt auch vor dies Jahr.

Paart die Hände, fügt die Füsse,
Hört die Seiten gehn,
Bringt voran die tieffen Grüsse,
Denn muß niemand stehn.
Schwingt euch in die Läng' und Quere,
Kreyst euch üm und üm,
Daß man sich geschikket kehre,
Ist zum Kuß nicht schlim.

Ist die Arbeit denn geschehen,
So gebt euch zur Ruh;
Gleichwol, da die Füsse stehen,
Schliesst den Mund nicht zu.

Setzt euch in der Reig zusammen,
Schwatzt und schnakt aufs best
Und kühlt die gemachten Flammen
Durch der Rede West.

Aber wartet eurer Sachen,
Amor ist nicht weit,
Kan er etwas Neues machen,
Nimmt er keine Zeit.
Denkt, was deuten diese Kertzen,
Findt das Feuer Stroh,
Läst es sich nicht lange schertzen,
Daß es kömmt zur Loh.

Brennt der Zunder nur der Zungen,
Blitzt der Augen Licht,
Ist die Flamm schon durchgedrungen
Und der Kauf verricht.
Doch was mögt ihr, liebsten Beyde,
Angenehmers sehn,
Als daß unter eurer Freude
Viel Paar neu entstehn.

14. Brauttantz.*

Was die Hertzen sol verbinden,
Muß nichts unbeständigs seyn;
Freunde sterben, Güter schwinden,
Gleich vergeht der Schönheit Schein.
Was Gemeinschafft mit der Erden
Und der Flucht der Zeiten hält,
Kan kein resulting taugliches Mittel werden,
Das zwo Seelen recht gesellt.

Hänget man was auff an Reisern,
Kan sein Halt nie sicher seyn;
Ist der Grund nicht gut an Häusern,
Wirft der Sturm sie leichtlich ein.

Leinet sich die Lieb' auff Stützen,
Die verwandt der Eitelkeit,
Wird sie schwerlich sich beschützen
Auch nur für das kleinste Leid.

Wer sich auf die Tugend gründet,
Und die Gottsfurcht unterspreit,
Der verbindet, was er bindet,
An den Halt der Ewigkeit.
Nicht der Mißfall unsrer Zeiten,
Keine Noht, kein Zwist noch Span,
Noch was mehr für Schwürigkeiten,
Haben dem nur ichts was an.

* Auf Andreä Hedionis und Dorotheen Petri Hochzeit, 10. Febr. 1671, comp. von Johann Sebastiani — Röl. 2, 216.

Von dem Himmel ist die Tugend,
Himmlisch ist hierum ihr Stand,
Ihre Krafft ist steter Jugend,
Wie der ewig' Amaranth;
Nichts vergeht von ihren Gütern,
All' ihr Thun ist sonder Reu,
So ist nichts, das den Gemüthern
Wider sie beweglich sey.

Wol so einem lieben Paare,
Das hierauff sich bloß verpflicht,
So fällt spät der Schnee der Haare,
So wird nie ihr Band zertrennt [!],
Nie bekümmert, nie versehret;
Dringt dennoch ein Kreutz sich ein,
Macht sie dies erst recht beehret,
Wie die Schleiff den Demantstein.

Auff denn, ihr vereinten Hertzen
Und wem euer Fest gemein,
Folget den erfreuten Kertzen,
Die ein Bildniß euer seyn!
Tugend fügt euch, Tugend führet,
Tugend folgt und geht zur Seit;
Welches Hochzeit so gezieret,
Der hat mehr als woll gefreyt.

15. Brauttantz.*

Jung gefreyt, gereuet nicht,
Wer hiewider thut und spricht,
Lebet der Natur zuwieder.
Erndtet man nicht ein die Saat,
Wenn sie ihre Reiffung hat,
Fällt sie von sich selbst danieder.

Obst hält vor der Fäul sich nicht,
Das man nicht bey Zeiten bricht,
Blumen, die man lang läst stehen,
Kommen gantz von ihrer Zier,
Und das beste Mertzen-Bier
Kan der Säur letzt nicht entgehen.

So entwächst der Jungferschafft
Schmukk und Anmuht, Geist und Krafft,
Wenn dieselb sich überstehet;
Bricht man sie nicht, wenn man soll,
Schüttelt sie sich selbsten woll,
Eh sie auff dem Stamm vergehet.

Niemahl ist der Sonnen Licht
Süsser als beim Morgen nicht;
Wenn der hohe Mittag kömmet,
Hat man von ihr viel Beschwer,
Und man wünscht den Schatten mehr,
Wo man ihre Hitze hemmet.

Wer sein Freywerk an erst hebt,
Wenn er halb schon abgelebt,
Schlägt er alles weidlich über;
Kärmt und schilt stets auff die Zeit,
Glaubt nicht, daß sein Brod bereit
Und verbleibt alleine lieber.

Wenn das Blut noch frisch und frey
Aller Sorgen-Mängerey,
Nehmen wir, was uns gefället,
Sehn nicht Zeit noch Güter an,
Und man läst dem besten Mann,
Gott, die Nahrung heimgestellet.

Geht es denn nicht allzeit gleich,
Sind wir doch vergnügt und reich,
Wenn wir uns nur selbst vergnügen;
Und sieh nur, es fehlet nicht,
Offt ist unser Wunsch verricht,
Wenn wir in der Ruh noch liegen.

Wol dir, so vertrautes Zwey,
Sey des Himmels, dein und frey,
Unbesorgt und unbemühet!
Gott der hält so werth die Eh',
Daß sie ihn selbst auß der Höh
Zu uns auf die Hochzeit ziehet.

---

* Auf Christoph Neumanns und Catharina Prziborowßky Hochzeit, 25. August 1671, comp. von J. Sebastiani. — Röl. 2, 220.

16. Scherzlied.*

Phoebus geht mit seinen Pferden
Uns itzt gäntzlich von der Seit
Und hält mehr nicht halb der Erden
Seine sonst gewohnte Zeit.
Alles scheint hierum erstorben,
Wald und Felder sind verdorben
Und es spielen Schnee und Kält
Meister von der ganzen Welt.

Nur in unserm Blut und Hertzen,
Drinnen Amor seinen Stat,
Seine Glut, Gewehr und Kertzen,
Seinen Heerd und Altar hat,
Hat der Winter nichts zu sprechen,
Noch dem Tag' ichts abzubrechen,
Sonderlich, wenn treue Zween
Wieder ihn vereinigt stehn.

Stahl und Kiesel geben Flammen,
Machet man sie hart gemein,
Eisen und Magnet zusammen
Sind dem Schiff sein Sonnenschein.
Beyde sind Naturen Wunder
Und von gantz geheimen Zunder,
Kommen doch so lieben Zwey
Noch an Glantz noch Feuer bey.

Du bist mein Mond, meine Sonne,
Redet eins dem andern zu,
Mein gantz Himmelreich voll Wonne,
Meine Mai-Lufft, meine Ruh'.
Wenn ich mich mit deinen Armen
Mag umschliessen und erwarmen,
Acht' ich nicht, ob Frost und Nacht
Unsre Welt zur Sclavinn macht.

Du bist, spricht das andre Hertze,
Mein gelobtes Paradeiß,
Wenn ich mit dir lach' und schertze,
Hab ich, wo kein Erd von weiß.
Dein Mund kan den Honig höhnen,
Deine Wangen Tausendschönen;
In dir nimmt mir nie die Zeit
Meines Frülings Ewigkeit.

Beyde singen, wol uns Beyden,
Die so eins geworden sein
Und den dritten Mann bescheiden,
Eh der Sternen Schütz tritt ein.
Laßt dem Himmel seine Strahlen,
Seine Mann- und Nectar Schalen;
Unser süßes Himmels-Bett
Hält dem Himmel hie die Wett.

Ja, wol euch und eurem Stande,
Auserwähltes, schönes Paar,
Das in seinem Liebes-Bande
Sich verbindet mit dem Jahr.
Wie ihr dessen Anfang machet.
Wie ihr heute singt und lachet,
So soll dessen gantzer Schein
Euch zu Nacht und Tage seyn.

Aber ihr, gewünschten Kinder,
Junges Volkchen, Schmukk der Welt,
Welche Venus ihr nicht minder
Zu belobtem Siege hält,
Gebt wol acht, wie die wird zielen,
So im Sitzen als im Spielen;
Keine Hochzeit wird volbracht,
Die nicht andre wieder macht.

---

* Auf Theodor Pauli und Christinen Dreyers Hochzeit, 7. Jan. 1675, comp. von J. Sebastiani. — Röl. 2, 240.

17. Aria.*

Halte, Venus, gute Wache,
Schaue, was dein Winkel-Mann,
Der erhitzte Krieger mache,
Hinn nach beyden Indjen an;
So viel tausend liegen nieder,
So viel tausend heischt er wieder,
Wo nicht du auch thust das dein,
Wird er bald verlohren seyn.

Und wenn er, das Gott verleihe,
Gleich die Hülff nicht nötig hat,
Suchet doch bey deiner Treue
Dieses Gantze seinen Raht,
Auch im allerbesten Frieden
Würde solches bald vermüden,
Ruhtest du, o, die es heist
Seinen allgemeinen Geist.

Du erfüllst die grünen Wälder
Und machst drinnen gantze Heer,
Du besahmst die weiten Felder
Und selbst das erfrohrne Meer,
Durch dich läßet unsrer Erden
Seinen Thau der Himmel werden,
Drinn so manches Tröpffelein
So viel tausend Küße seyn.

Auff denn, grosse Mutter, heuten,
Selten, glaube, daß ein Tag
Von so schönen, lieben Leuten
Dich wie hie bewirten mag.
Alles steht zu deinen Diensten,
Phöbus mit gedämpfften Künsten,
Komus mit der besten Kost,
Bachus mit dem süßten Most.

Hiebey macht dein junges Volkchen,
Drum es meisten dir zu thun,
Hier ein Paarchen, dort ein Polkchen
Und kan nicht für Freude ruhn;
Darff es gleich itzund nicht tantzen,
Laurt es doch in seiner Schantzen,
Ob für sie kein Spiel nicht sey,
Welches besser als der Reih.

Gib was auff, das dir zum besten
Und auch ihnen mit gereicht;
Nirgends als bey solchen Festen
Wirst du weniger gescheucht.
Die man kaum daheim darff grüßen,
Läst sich hie umfassen, küßen,
Und das heist man, wie ich hör,
Braut und Bräutigam zur Ehr.

Wol, die sind das Vorbild heuten,
Sie die außerwählten Beyd.
Laßt euch, trautsten Kinder, leiten,
Biß ihr selbst auch Führer seyd.
Was für euch wird auffgeschoben,
Ist darum nicht ganz gehoben,
Indes stehet euch hiebey,
Hievon doch zu träumen, frey.

---

* Auf Reinhold Kleins und Barbara Kenkel Hochzeit, 12. Febr. 1675, comp. von J. Sebastiani. — Röl. 2, 242.

18. Brauttantz.*

Auff, was lieblich spielt und singt,
Auff, wer freudig schertzt und springt!
Schikkt euch, Reime, stimmt euch, Seiten,
Paart euch, junge, bunte Schaar!
Braut und Bräutigam sind dar,
Euch mit gleichem Schmukk zu leiten,
Wie der Stern und Sternelein
Führer Mond und Sonne seyn.

Nicht das schöne Himmel-Reich
Ist dem schönren Saal itzt gleich,
Seine Götter und Göttinnen,
Die der Tichter Lust-Volk sind,
Venus und ihr holdes Kind,
Laßen ihre hohe Zinnen
Und ziehn auch bey dieser Kält
Ihnen vor die Unter-Welt.

Ihnen folget auff den Fuß
Anmuht, Wollust, Ueberfluß,
Freud' und Wonne, Wonn' und Freude,
Große Körb voll Schertz und Küß,
Gantze Fäßer Nectar-Güß,
Hertzens-Füll' und Augen-Weide
Und was mehr von solcher Güt
Unter ihrer frohen Suit.

Lieber Tag, Tag werth der Ehr,
Wenn die liebre Nacht nicht wär,
Daß du niemahls soltest dahlen,
Nun hält unser trautes Zwey
Mehr von ihrer stillen Treu,
Als von deinen hellen Strahlen,
Weil sie nach dem Augen-Licht
Schon das ihrige verricht.

Spann die Pferde dann nur auß
Und verschließ dein güldnes Hauß;
Schau, die angezündten Kertzen
Treten auff an deiner Stat,
Die die Lust zum Vorbild hat
Ihrer weit-entflammter Hertzen;
Morgen auch darff frey dein Schein
Biß zum Mittag müßig seyn.

Indes haben sie zu thun,
Frey zu ruhn und nicht zu ruhn,
Mögen schlafen, mögen wachen,
Träumen, doch ohn Tichterey,
Schertzen, daß es Ernst auch sey;
Was sie aber werden machen,
Wird verscharret in das Grab,
Das das Leben ihnen gab.

Tantz hierauff, belobtes Zwey,
Tantze, gantzer schöner Rey,
Kehrt und wendt euch, kehrt euch wieder,
Um und um und um erfreut;
Folgt den Sternen, wie ihr seyd,
Immer auff und immer nieder;
Wer am besten hie sich hält,
Ist zum Führer nechst bestellt.

---

* Auf Albrecht Pegauen und Anna Regina Lothen Hochzeit, 13. Jan. 1676, comp. von Joh. Sebastiani. — Röl. 2, 248.

19. Brauttantz.*

Glükk zu, den frohen Hertzen,
Spricht Venus und kömmt an,
Zum Spielen, Tantzen, Schertzen
Gilt es mit meinem Mann!
Noch hab' ich nichts genoßen,
Pakk, Komus, Bachus, dich!
Die Mahlzeit ist geschloßen,
Nun ist der Saal für mich.

Auf, regt euch, freyen Geister,
Belebet Händ' und Füß,
Wo sind des Platzes Meister,
Die hie mein Sohn her hieß?
Die Unschuld bringt die Kertzen,
Kommt Paar und Paar hervor,
Ihr Herscher meiner Hertzen,
Und führet diesen Kohr.

Geht vor, ihr Haupt der Freude,
Vereintes, trautes Zwey,
O meiner Augen Weide
Und Vorbild süßer Frey!
Ich ließ zu euren Ehren
Mein gantzes Himmelreich,
So last mich sehn und hören,
Wie lieb ich gleichfals euch.

Dann folg mit sanfften Schritten,
Du schöner, bunter Reih,
Doch last mir in der Mitten
Mein Räumchen allzeit frey;
Hie muß ich sehn zum Rechten,
Ich und mein waches Kind,
Weil man bey späten Nächten
Offt schlaue Gäste findt.

Doch fürchtet nicht deßwegen,
Daß wir leicht Boltzen drehn
Und, wo uns an gelegen,
Nicht durch die Finger sehn;
Nur wacht euch für den Flammen,
Die Kertzen sind nicht fern,
Kommt ihr zu nah zusammen,
So brennt, was Stroh ist, gern.

Frisch Schwestern, frisch ihr Brüder
Und wiederholt den Tantz;
So gehet auf und nieder
Der hohen Sternen Glantz,
So leben selbst wir Götter,
Wenn Jupiter hat Gäst
Und uns bey gutem Wetter
Bey sich bewirthen läst.

Habt Dank, ihr lieben, hulden,
Ihr auserwählten Leut';
Es stehet zu verschulden,
So bald es leidt die Zeit.
Ich bin es nicht gewohnet,
Daß ich vergeßend sey,
Will heut wer seyn belohnet,
So steht es ihm auch frey.

Doch bin ich dir vor allen,
Erwünschtes Paar, verpflicht,
Das bloß mir zu gefallen
Dies Fest hat angericht.
Ich hoff' es auch zu machen,
Daß, eh dies Jahr verthan,
Mein Dank euch an soll lachen;
Wer wetten will, komm' an.

---

* Auf Daniel Rohden und Elisabeth Weiden Hochzeit, 4. Febr. 1676, comp. von J. Sebastiani. — Röl. 2, 250.

20. Lustliedchen.*

Zwar daß allzeit frey zu freyen,
Wie der Nahme selbst bewehrt,
Auch ihr Wolstand und Gedeyen
Sich an keine Zeiten kehrt;
Wo dennoch verliebten Seelen
Tag' und Stunden zu erwählen,
Würde keine, wie ich mein',
Beßer als die Herbst-Zeit seyn.

Sie, die frohen Götter beyde,
Bachus und die Feld-Göttinn,
Ohne die wir schlechte Freude
Und noch weniger Gewinn
Von der Venus können machen,
Haben ihre Frücht und Sachen
Und ihr gantzes Haußgeraht
Schon gebracht zur Lagerstat.

Hiebey sitzen sie daheime,
Trinken von dem schönsten Wein,
Eßen von dem Honigseime,
Der wol Zukker scheint zu sein,
Sie, die süßen Sorgenwender,
Hertzentröster, Schmertzenender,
Die kein Mangel je ergreifft,
Als nur, daß die Zeit verläufft.

Wenn bey solchem reichen Schmause
Venus und ihr Kind erscheint
Und mit ihrem gantzen Hause
Recht von Hertzen lustig seynd,
Denn so geht recht an die Wonne,
Daß darüber oft die Sonne
Müd und matt zu Bette geht
Und der Mond zur Wach auff-steht.

Kömmet den verliebten Seelen
Gleichfals denn der Schlaff auch bey,
Kann es nicht an Betten fehlen
Oder einer weichen Streu,
Die Martinus hat bedekket
Und mit Rosen frisch bestekket,
Der bey Venus Hoffgesind
Eine große Meng sich findt.

Bey so freudenreichen Zeiten,
Die der Mark recht von dem Jahr,
Und mit solchen großen Leuten
Feyret ihr, beliebtes Paar,
Wehrten, außerwählten Beyde,
Gleichfals euer' Hochzeit-Freude,
Daß, wie glükklich ihr gefreyt,
Mehr als offenbahr andeut.

Tretet hierauff frisch zusammen
Und vereinigt gleich der Hand
Selbst die innern Seelen-Flammen;
Macht es wie das gantze Land,
Kostet eure Liebes-Gaben,
Die mehr Würd' und Anmuht haben,
Als was sonst die gantze Welt
Zum Genieß und Dienst euch stelt.

Laßt den Himmel mit der Erden,
Beydes, Zeit und Ewigkeit,
Von euch reich und fruchtbar werden,
Die ihr beyde geistlich** seyd
Und also die Güt' des Höchsten
Habt am ehsten und am nechsten,
Die euch stets für Korn und Wein
Mann' und Nektar träget ein.

---

* Auf Joh. Alb. Thilo und Barbara Hirling Hochzeit, 20. Oct. 1676, comp. v. Sebastiani. — Röl. 2, 257.

** Der Bräutigam war Geistlicher, die Braut eines Geistlichen Tochter.

Flugschriften über Friedr. Ludw. Schröder und seine Familie.

Eine bibliographische Sammlung.

Von

Hermann Uhde.

Bei Gelegenheit einer Besprechung von J. D. Beils Leben, welche mir für d. Bl. zu liefern vergönnt war (vgl. Archiv, Bd. 6 S. 610 ff.), geschah der stattlichen Reihe von Flugschriften wähnung, welche über Friedrich Ludwig Schröder vorhanden, aber von dessen Biographen Meyer nicht angeführt sind. Nachstehend folgen deren Titel, nach der Zeitfolge geordnet und mit Genauigkeit verzeichnet. Ausser bei den Numern 37. 38. 39. und 41., welche so angeführt sind, wie sie der Lebrünsche Auctionskatalog vom 27. Februar 1843 gibt, sowie bei Nr. 53, die nicht mehr zu finden war, beruht jede Mittheilung auf eigener Ansicht. Lücken von Bedeutung sind wol nicht vorhanden, dagegen wurden die Titel einiger auf Schröders Familie bezüglicher Schriften mit berücksichtigt, welche, genau genommen, zwar vielleicht ein hors d'oeuvre heissen könnten, aber bei der Seltenheit der betreffenden Werkchen am Ende doch willkommen sind. Das Verzeichniss beginnt mit der ersten bekannten, die Ackermannsche Truppe betreffenden Schrift von 1755 und schliesst mit Schröders Tode, 1816; es erstreckt sich nur auf Flugblätter, Wochenschriften u. s. w.; vereinzelte und versprengte Zeitungsberichte (wie z. B. das interessante Referat in dem „Sammler", 13. St. v. 28. März 1761) mussten ausgeschlossen bleiben. Ueber die Wichtigkeit dieser Zusammenstellung — welche den Einblick in eine Schreibseligkeit, ja, Schreibwüthigkeit bietet, wie sie heutzutage auf künstlerischem Gebiete nur Richard Wagners Erscheinung und wirken noch hervorlockt, — braucht man an dieser Stelle

kein Wort zu verlieren. Der blosse Hinweis auf diese Wichtigkeit könnte überflüssig erscheinen; dennoch ist er nicht unterblieben, weil er eine ganz bestimmte Spitze hat. — Diese richtet sich gegen die sehr tadelnswerthe Aeusserung eines Buchhändlers W. K., der im officiellen Organ des deutschen Buchhändlerstandes, dem „Börsenblatt“ 1877, Mittwoch den 28. Febr., Nr. 49 folgendes zum besten gab: „Ob“ (in den Katalogen des Buchhandels, wie z. B. dem Hinrichsschen) — „ob nun alle möglichen Broschürchen, Halbtagsfliegen, Gelegenheitspredigten und dergleichen aufgeführt werden, ist für die Culturgeschichte und für den Buchhandel ganz gleichgültig.“

Für den Buchhandel? Vielleicht, insofern allerdings an kleinen Broschüren nicht viel zu „verdienen“ ist. Aber für die Culturgeschichte oder, um dieses so vielfach missbrauchte Wort zu vermeiden, für die Geschichte überhaupt, für den Historiker, der nicht bloss Abschriftstellerei treibt, sondern aus den Quellen schöpfen will, sind jene dem Herrn W. K. „ganz gleichgültigen“ Broschüren „und dergleichen“ ein völlig unschätzbarer Apparat. Und dies sollte eine, wie durch die Erfahrung längst festgestellte, so allgemein anerkannte Thatsache sein, da bereits der Alexandrinische Bibliothecar Kallimachus sagte: „τὸ μέγα βιβλίον ἴσον τῷ μεγάλῳ κακῷ“, und da Leibniz folgendermassen sich ausspricht: „Sonst habe ich lieber 30 kleine interessante Bücher (30 petits livres curieux) als ein dickes Werk, welches keins ist, welches nichts als oft gesagtes (des redites) enthält und welche man, wenn man sie bezahlen will, jederzeit wird kaufen können, und wenn sie nicht gut sind, so kosten sie mit der Zeit weniger als im Anfange.“*

Es ist sehr oft schon ungemein wichtig, nur die Titel kleinerer Producte der Tageslitteratur zu kennen, wenn diese selbst von der Zeit spurlos verweht sind, und jeder gewissenhafte Gelehrte muss über Kataloge den Stab brechen, in denen „dergleichen“ als etwas „ganz gleichgültiges“ einfach übergangen wird. Recht mühelos ist das ja freilich. — Ohnehin wird dem genau forschenden das Leben nur zu oft dadurch sauer gemacht, dass zahlreiche ältere Werke einfach nicht

* Vgl. Guhrauer im Serapeum. 1851. S. 21.

mehr zu finden sind; und da soll sie auch fortan nicht einmal ein Katalog verzeichnen? Die Kurzsichtigkeit, diese Unterlassungssünde ausdrücklich zu verlangen, charakterisiert traurig solche buchhändlerische Bestrebungen der Gegenwart, welche den Interessen und Forderungen der Wissenschaft geradezu entgegen sind; zu derartigen Bestrebungen gehört auch die Scheu vor der Abgabe des sog. Pflichtexemplares an öffentliche Bibliotheken.* Man braucht sich nur den Segen zu denken, der der Wissenschaft heute daraus erwachsen müsste, wenn von Erfindung der Druckerkunst an jegliches gedruckte Werk, Zeitungsblatt, Flugschriftchen u. s. w. ohne Ausnahme in einem Exemplare pflichtmässig eingeliefert und so auf uns gekommen wäre. Müsste das nicht für die Forschung in jeder Hinsicht von der ungeheuersten Wichtigkeit und ein unschätzbarer Gewinn sein? Aber anscheinend ist eine erweiterte Perspective, ein Blick auf zukünftige Geschlechter, auf die Wissenschaft überhaupt, von manchem modernen Buchhändler zu viel verlangt. Ohne hier die Pflichtexemplar-Frage principiell erörtern zu wollen (ihre Reformbedürftigkeit mag zugestanden werden können), scheint es doch gut, auf die Sache auch einmal vom Standpuncte des Forschers aus gelegentlich ein Streiflicht zu werfen.

Nachstehende Uebersicht (in der die anonymen Schriften mit † bezeichnet sind) möge dazu beitragen, den Werth der Flugschriften, den Werth sogar der blossen Titel erkennen zu lassen; unschwer findet der Kenner des Schröderschen Lebensganges den „rothen Faden“ heraus, der uns in den Stand setzt, dem grossen Schauspieler von seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode beständig das Geleit zu geben.

1.† Abschilderung der Ackermannischen Schauspieler in einem Schreiben an einen Freund in Berlin. Frankfurt

* So z. B. ist es geradezu eine Calamität, dass auf der Hamburger Stadtbibliothek nicht einmal die in Hamburg erschienenen Zeitschriften, Tagesblätter, Theaterzettel u. s. w. vollständig sind! Hier hieng es von jeher vom guten Willen der Verleger ab, irgend etwas einzuliefern; der dadurch der Wissenschaft zugefügte Nachtheil ist unberechenbar und unersetzlich.

und Leipzig 1755. 30 Seiten 8°. (S. 21 unterz. „Halle den 16. April 1755. W.“ — S. 22—30: Verzeichniss derer Schauspiele, so die Ackermannische Gesellschaft hier in Halle aufgeführt, 10. Decbr. 1754—21. März 1755.)

2.† Freye Nachrichten aus dem Reiche der Wissenschaften und der schönen Künste (von J. F. Löwen). Hamburg 1765—67. 4to*. (Vgl. Hamb. Corresp. 1766 Nr. 207, und das Historische Taschenbuch, fünfte Folge, III, S. 397. 413.)

3.† Schreiben an einen Freund über die Ackermannsche Schaubühne zu Hamburg. Zwote Auflage. Hamburg und Leipzig 1766. 48 Seiten 16° (S. 29. Hamburg, den 13ten December 1765 *** S. 30—48. Verzeichniss der Schauspiele, die von der Ackermannschen Gesellschaft in dem neuerbauten Schauspielhause zu Hamburg aufgeführet sind. 1765 d. 31. Juli bis den 6. December.)

4.† Schreiben an einen Marionetten-Spieler als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund über die Ackermannsche Schaubühne. Im Namen des Ackermannschen Lichterputzers. Gedruckt zu Bremen 1766. (39 Seiten 16°.)

Beide Schreiben, Nr. 3 und 4, sind von Johann Friedrich Löwen. Vergl. dessen Schriften 4. Theil. Hamburg 1766 S. 39; (Christian Heinrich Schmid) Chronologie des deutschen Theaters 1775 S. 250; Johann Friedr. Schütze, Hamb. Theatergeschichte 1794 S. 331 u. 332**.

---

* Davon ist meinem Freunde Dr. F. A. Cropp in Hamburg zu Gesicht gekommen: Eilftes Stück. Hamburg d. 13. März 1767. S. 41—44. (Man vergl. auch Schützes Hamb. Theatergesch. S. 331.) Die von Schütze S. 331 erwähnte „Spottschrift“ des Secretärs Joh. Matthias Dreyer auf den Kritiker Löwen, dessen „kritisch Wochenblatt“ Seite 8 verspottet wird, gehört ohne Zweifel hieher, und das „Wochenblatt“ ist obige Nr. 2. Der Titel der Dreyerschen Schrift lautet: „Ausführliche Nachricht von der durch den Kunstrichter Löwen in Hamburg gegen alle deutsche Schaubühnen im letzt verwichenen Jahre ergangenen Achtserklärung, und von den Umständen, welche dieselbe veranlasset: allen deutschen Comödianten zum herzlichen Beyleid aufgesetzt. Lustig und schrecklich zu lesen!“ (o. O.) 1767. 24 SS. 8° (51 sechszeilige Strophen mit Anmerkungen).

** Es tritt, der Zeitfolge nach, hier die „Entreprise“ ein, bei der Lessing Dramaturg war. Die „Dramaturgie“, sowie später der Schlosser-Goeze-Nöltingsche Theaterstreit („Ueber die Sittlichkeit der Schaubühne“) liegt jenseits der Grenzen der gegenwärtigen Aufgabe; doch sei um ihrer Seltenheit willen notiert: †Vorläufige Nachricht von der auf Ostern 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey Michael Christian Bock, 1766, 14 Seiten 4to (von J. F. Löwen; vgl. Schütze, 355fg.) — und: †An-

5.† Vergleichung der Ackermann- und Kochischen Schauspielergesellschaften, nebst einigen Zusätzen, worinn die vorzüglichsten Einwendungen gegen den Medon und gegen das Trauerspiel Julie und Bellmont beantwortet, und diejenigen Stücke angezeiget werden, die vom 29. März bis zum 23. May 1769 von der Kochischen Gesellschaft aufgeführt sind u. s. w. Hamburg und Leipzig 1769. (Vgl. C. H. Schmid, Almanach der deutschen Musen 1770 S. 32; 2te Aufl. S. 34: „der auf einem Bogen* erschienene 'Beitrag' schildert die Ackermannische Gesellschaft nach ihrer Trennung von der Seilerischen**;" Chronologie S. 290; Schütze S. 375: „von einem jungen Menschen in Leipzig.")

6.† Ueber die Hamburgische Bühne. An Herrn Professor S[chmid] in G[iessen]. Erstes und zweytes Schreiben. Hamburg, Berlin und Leipzig 1771. 263 SS. 8⁰. (Die Dedication an Siegmund von Schweigerhausen ist unterz. Anton Freyenburg. Verfasser: Johann Christoph Bock; vgl. Chronologie S. 324. Schütze S. 387, wo indess diese Schreiben nicht erwähnt sind. C. H. Schmid, Almanach der deutschen Musen 1773. S. 33: „ohne Nennung des Verfassers". Reichard, Theaterkalender 1776 S. 231: „von H. Bock"; 1780 S. 208: „von H. Willebrand".)

7.† Allgemeines deutsches Wochenblatt zur Ehre der Lektür. Hamburg und Schwerin bey Buchenröder und Ritter. Erster Theil 1774. 1.—25. Stück 398 Seiten. Zweyten Bandes erster Theil 1774. 26.—39. Stück 222 Seiten. Zweyten Bandes zweyter Theil 1775. 40.—52. Stück S. 223—430. (Im 4ten Stück vom 28. April 1774 S. 61: Erster Brief über die Hamburgische Schaubühne, Schauspieler und einige sich auf die Schaubühne beziehenden Gegenstände, bis 36. Stück vom 8. Decbr. 1774. Bd. 2.

---

rede an die sämmtlichen Mitglieder des Hamburgischen Theaters bey Uebernehmung des Directorii. Hamburg 1767, 16 SS. 4to (von J. F. Löwen). Schröder spielte während der „Entreprise" bei Kurz; dort recensierten ihn † Briefe die Theatralische Gesellschaft des Herrn Joseph von Kurz betreffend. O. O. 1768. 31 SS. 8⁰, unpaginiert; S. 22. 23.

* Es war ein besonderer Bogen; ein Nachtrag, den ich nicht besitze.

** Hier wäre, um der Seltenheit der Werkchen willen, anmerkungsweise zu gedenken: des † Sendschreiben einiger Hamburgischen Kaufleute, nebst einem Sendschreiben aus G*** 1767. (Nach den Hamb. Addr. Comt. Nachr. 44. St. v. 1. Juni 1767 S. 359 ist diese „Schandschrift auf das hiesige Theater, auf der Leipziger Ostermesse ausgestreuet worden." NB. fehlt im Messkatalog, so dass der Druck- oder Verlagsort nicht anzugeben ist.) Das † Schreiben an einen Freund über die Beschaffenheit des Theaters der Deutschen, Lindau am Bodensee, 1768, kenne ich nur aus Ludw. Brunier, Fr. Ludw. Schröder (Leipzig, 1864) S. 36 fg. — Das „Sendschreiben" wie das „Schreiben", enthalten beide sehr rohe Beurtheilungen Ekhofs.

S. 170: Ueber das Theater. 32. Brief. — Der 27. Brief im 31. Stück vom 3. Novbr. 1774. S. 90—95 ist unterzeichnet: Hamburg den 28. Oct. 1774. Albrecht Wittenberg. J. U. Lt. — NB. Im 7. Stück vom 19. May 1774, S. 105—110: An Herrn Brockmann; S. 110 u. 111: Nachricht der Verleger. NB. 1. Stück: Donnerstag 7. Apr. 1774 — 52. St.: 30. März 1775. — S. unten Nr. 19.)

8.† Erstes Sendschreiben eines Hamburgers an seinen Freund in Berlin betreffend die Briefe über die Hamburgische Schaubühne, Schauspieler und einige sich auf die Schaubühne beziehenden Gegenstände. Hamburg 9. Mai 1774. K*** (G. T. M. Kühl.) 8 SS. 8°. (Gegen Wittenbergs Briefe im Allgem. deutschen Wochenblatt zur Ehre der Lektür.)

9.† Zweytes Sendschreiben eines Hamburgers an seinen Freund in Berlin, betreffend die Briefe über die Hamburgische Schaubühne, Schauspieler und einige Lobschriften, welche auf die Ackermannische Schauspielergesellschaft gemacht worden sind. S. 9—16.*

10.† Antwort des Berliners auf das erste Sendschreiben des Hamburgers. 8 SS. 8°.

11.† Antwort** des Berliners auf das zweyte Sendschreiben des Hamburgers. S. 9—16. („Am Montag d. 30. Mai wird ein halber Bogen unter der Aufschrift erscheinen: [11a.] Drittes Stück des Briefwechsels zwischen zween Deutschen die deutsche Litteratur und die Hamburgische Bühne betreffend.")

12.† Viertes Stück des Briefwechsels zweener Deutschen, die deutsche Litteratur und die Hamburgische Bühne betreffend. Hamburg den 3. Juni 1774. S. 25—32. („Heute über acht Tage wird [12a.] das fünfte Stück erscheinen".)

13.† Sechstes Stück des Briefwechsels etc. Hamburg d. 17. Juni 1774. S. 41—48.

14.† Siebentes Stück des Briefwechsels etc. Hamburg d. 24. Juni 1774. S. 49—56.

15.† Achtes Stück des Briefwechsels etc. Hamburg den 1. Juli 1774. S. 57—64. („Nachricht. Die itzigen Verfasser dieses Briefwechsels (um den Verdacht von zween bekannten jungen Leuten, die ihrer selbst und ihrer Eltern wegen Achtung verdienen, abzulenken, als ob sie noch Verfasser und Herausgeber dieser Blätter wären) zeigen an, dass sie keine unbärtigen Männer, als für welche sie die Gymnasiasten u. Primaner, durch Freundschaft verbunden, in einem öffentlichen Blatte angegeben, sondern ächte bärtige und gesunde Männer sind" etc. — „Heute über acht Tage erscheint das neunte Stück." — Verf. G. T. M. Kühl; vgl. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 4 S. 251 Anm. 1; der Rector des Johannei zeigte zwei

* Ob das verheissene „dritte Sendschreiben" erschienen ist?

** Vielleicht sind auch diese Antworten von Kühl.

Primaner als Verfasser an, und die Fortsetzung ward am 6. Juli 1774 verboten.)

16.† Erbauliche Betrachtungen über drey grosse Kunstrichter, welche die berühmte Ackermannische Schaubühne kritisiren und sich selbst lächerlich machen wollen. $^1/_8$ Bogen 8⁰. (1774.) (Vgl. Viertes Stück des Briefwechsels zweener Deutschen, 3. Juni 1774 S. 31; Schütze S. 427.)

17.† Etwas Dramaturgisches. Einige fliegende Rhapsodien zur Nachlese aus den Archiven der Erfahrung. Erstes Packet 1774. (Vom Theaterdichter Joh. Christ. Bock; vgl. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 1. S. 281.)

18.† Katzbalgereyen einiger Wochenblattisten und Zeitungsschreiber wegen der Hamburgischen Schaubühne. (1774.) („Der Verf. giebt sich für ein Mitglied der Ackermannischen Truppe und für einen Vertheidiger derselben aus, macht sie aber höchst lächerlich": 13. Stück des allg. deutsch. Wochenblatts zur Ehre der Lektür, 30. Juni 1774 S. 205 u. 6. Nach Schütze S. 426 war der Verfasser ein Hamburgischer Acteur Ernst.)

19.† Recension der in dem allgemeinen deutschen Wochenblatte enthaltenen Briefe über die Hamburgische Schaubühne, Schauspieler und einige sich auf die Schaubühne beziehende Gegenstände. Hamburg 1775. 28 SS. 8⁰. (Unterz. Z. A.) (S. oben Nr. 7.)

20.† Auserlesene und nützliche Wahrheiten für vernünftige Leser. (22. Stück, 9. Juni 1774 S. 169 ff. Nachricht von der Ackermannischen Schaubühne. Ein eingesandter Brief an Herrn Brockmann. Eine Vertheidigung des Herrn Bock wider die Recension seines Janus-Tempel. 23. Stück, 16. Juni 1774 S. 177 ff. Die Reise nach Ostindien. Lustsp. in 3 Aufz. 24. Stück, 23. Juni 1774 S. 190. Nachricht. („An d. Rec. im 45. St. d. Beytrags zum Reichs-Postreuter wegen der Widerlegung im 22. St. unserer Wochenschrift.") 25. Stück, 30. Juni 1774 S. 197 ff. Theaterkritik über die Miss Sarah Sampson. 29. Stück, 28. Julii 1774 S. 227 ff. Eine Theaterkritik über die Olivie des Herrn Brandes.) (Nach Schütze, Hamb. Theater-Geschichte S. 427 war der Verf. ein gewisser Müller.)

21.† Theatralisches Wochenblatt. Von 1774 und 1775. Hamburg bey Bode. (24 Nrn. 190 SS. 8⁰. Vom 30. August 1774 bis 28. April 1775, wonach Schütze Hamb. Theater-Geschichte S. 427 zu berichtigen ist. Die Fortsetzung des Verzeichnisses der aufgeführten Stücke findet sich in: Hamburgisches Theater Band 1. Ebenda 1776 u. folgende Bände.)

22.† Ephemeriden des Hamburgischen Theaters. Erstes Stück. (Motto: „— juvat — Ingenuis oculisque legi manibusque teneri. Horat.") (1774.) 8 SS. 8⁰. (S. 8 sind angezeigt: Erstes und zweytes Sendschreiben eines Hamburgers etc. à Stück 1 ß. Er-

bauliche Betrachtungen etc. 1 ß. Zweytes Stück (ohne Motto). S. 9—16. (1775.) S. 9. „In der Nacht vom 9. auf den 10. May starb die jüngere Demoisell Ackermann" etc. „Es war den 19. April 1775, als das Theater hierselbst, zur grossen Freude aller seiner Freunde wieder eröffnet ward" etc.)

23. Bey dem frühzeitigen Tode der Demoiselle Marie Magdalene Charlotte Ackermann. An Ihre und meine Freunde: Bubbers, von Schlabrendorf, Graape (J. G.), Schütt (C. H.), Heise (J. A.), Sieveking, Hüffel, Stubbe, Matthias, Unzer (J. C.), Papenguth, Westphal (J. C.); von Suse. Hamburg d. 14. May 1775. Gedruckt bey J. J. C. Bode. ($^1/_2$ Bogen 8^0 unpaginiert. Wieder abgedruckt in dem „gesammelten Mitleiden" S. 28—30 und in der „Sammlung" etc. S. 27—32, wo die Reihenfolge der Namen, wol richtiger, nach dem Alphabet ist: Bubbers, Graape (J. G.), Heise (J. A.), Hüffel, Matthias, Papenguth, von Schlabrendorf, Schütt (C. H.), Sieveking, Stubbe, Unzer (J. C.), Westphal (J. C.). Die gebrochenen Zeilen des Originaldrucks haben die obige Reihenfolge herbeigeführt.)

24.† Elegie. Bey dem Grabe der jüngeren Demoiselle Ackermann in Hamburg, 1775. $^1/_2$ Bogen 8^0. Unterz. Zelle, im May 1775. Von einem Hamburger. (Wieder abgedruckt in dem „Gesammelten Mitleiden" S. 16 bis 18 und in der „Sammlung" etc. S. 16 bis 20.)

25. Zum Gedächtniss unserer entschlafenen Charlotte Ackermann. An Madam Ackermann und alle, denen Sie verwandt und werth war. Von J. C. Bock. Hamburg im Monat May, 1775. Gedruckt bey J. J. Bode. 2 Bogen gr. 4^0 unpaginiert. (Wieder abgedruckt in dem „Gesammelten Mitleiden" S. 3—14 und in der „Zwoten Sammlung" etc. S. 3—27.)

26a.b.c. Wiederabdrücke dieser letzteren Numern:

a) †Sammlung der durch den Tod der Demoiselle Magdalene Marie Charlotte Ackermann veranlasseten Gedichte und Aufsätze. Hamburg, 1775. 32 SS. 8^0.

b) †Zwote Sammlung — — etc. Hamburg, 1775. 32 SS. 8^0.

c) Die vollständigste: †Gesammeltes Mitleiden beym Ableben der jüngern Demoiselle Charlotte Ackermann. Hamburg d. 10. May 1775. Gedruckt von Michael Christian Bock. 64 SS. 8^0. (Ob der hier S. 33—61 abgedruckte „Briefwechsel bey Gelegenheit des Absterbens der Demoiselle Charlotte Ackermann, einer deutschen Schauspielerinn" — Zueignungsschrift: Hamburg, am Tage Jodoci 1775. Vorbericht des Herausgebers. 10 Briefe, „aus Hamburg, von L**", und „Lübeck, von T**" vom 10. bis 22. May 1775 — welche Schütze S. 435 dem Lic. Albr. Wittenberg zuschreibt, wirklich, wie dort angegeben, separat erschienen sind, hat sich nicht ermitteln lassen.)

27.† Die letztern Tage der jüngeren Demoiselle M. M. Ch. A***. Aus authentischen Quellen zum Druck befördert von K**. Hamburg bey Buchenröder und Ritter 1775. VIII und 112 SS. 8°. (Der Vorbericht von Buchenröder und Ritter ist datiert: Hamburg d. 7. August 1775.) Mit Portrait: Magdalene Marie Charlotte Ackermann, Wehrs pinx. Fritzsch sc. (Von Rathlef; vgl. die folgende Nr.)

28.† Beytrag zu den letztern Tagen der jüngern Demoiselle M. M. Ch. A***. Ebenda 1775. XVI und 91 SS. 8°. (S. III—XII: An die Leser. Der Herausgeber. S. XIII—XVI: Nachricht der Verleger. Hamburg, d. 6. October 1775.) Mit einem von F. N. Rolffsen in Kupfer gestochenen Monument.

(Verfasser von Nr. 27 und 28: Ernst Lorenz Michael Rathlef; vgl. Meusel, Lexikon Bd. 11 S. 53 u. 54. Vgl. Schütze S. 435. Nach F. L. Schmidt, Dramaturg. Berichte (III) 1834 S. 136 ist nicht ein wahres Wort an diesen Briefen. Vgl. auch F. L. Schmidt, „Denkwürdigkeiten“ I, 223 fg.)

29.† Schreiben an den Herrn H= = =r, in Hamburg. ½ Bogen 4to. Unterz. „Hamburg d. 16. May 1775. Von einem Freunde der Wahrheit.“ (Ernst Georg Christian Heusinger, geboren 24. Febr. 1747, Candidat des Hamb. Ministeriums seit 14. Octbr. 1774, hatte am verwichenen Sonntage nach Verlesung der sogenannten Danksagung die verstorbene Charlotte Ackermann auf der Kanzel „eine grosse Freundinn der Welt“ genannt, worüber ihm hier Vorwürfe gemacht werden. Vgl. Schütze S. 434 u. 35. Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III 75 fg. Blätter für literar. Unterhaltung Nr. 15 vom 6. April 1876 S. 232.)

30.† Fragment aus der Geschichte der Abderiten. Altona 1775. 8 SS. 8°. (Ueber den Tod einer nach Abdera gekommenen jonischen Tänzerinn, die auch eine gute Sängerinn war. grosses Entzücken in Abdera verbreitete, aber plötzlich starb, und der man ein prächtiges Denkmaal zu setzen beschloss. Es wurde eine hübsche runde Summe zusammen gebracht. Man suchte auch die Stelle auf, wo das Denkmaal stehen sollte. Aber die Abderitischen Jünglinge verloren ihren Enthusiasmus für die gestorbene Tänzerinn. „Man hole uns cyprischen Wein für dieses schöne Geld! Wir werden uns unsre Göttinn dabey lebhafter erinnern, als beym Marmor“ — etc. — Von allen Schriften auf der Charlotte Ackermann Tod die allererbärmlichste. Vgl. Schütze S. 438.)

31. Schreiben an Mlle Ackermann die ältere, über eine Beurtheilung der Ackermannschen Schaubühne im 18. Stück der deutschen Bibl. der schönen Wissenschaften. Von Albrecht Wittenberg Lt., Hamburg 1776. 1 Bogen 8°. (Vgl. Hamb. Corresp. Nr. 184. 17. Novbr. 1770; Hamb. Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. 1771. S. 8; Schütze S. 375.)

32. An Herrn Schröder in der Rolle des Paridom

Wrantpott, ihm zugeschickt den 3. Novbr. 1776. 1/4 Bogen 8⁰. (Gedicht.) Unterz. Suse.

(Abgedruckt in Reichards Theater-Kalender 1777 S. 14. Vgl. 1778 S. XXVI: Paridom Wrantpott, ein Gesicht an Hrn. Schröder, 21. April 1777.)

33.† Briefe über die Ackermannsche und Hamonsche Schauspieler-Gesellschaft zu Hamburg. Berlin und Leipzig 1776. 88 SS. 8⁰.

(Von Albrecht Wittenberg. Vgl. Reichard, Theaterkalender auf 1780. Gotha. S. 203. — Almanach d. Deutschen Musen 1778. S. 15.)

34.† Benedict Treumunds Anmerkungen über die Parallel der Ackermannschen und Hamonschen Gesellschaft. An Conrad Wehrtschütz. O. O. 1776. 16 SS. 8⁰.

35. Schreiben des Herrn von Voltaire an die Akademie Françoise über den Englischen Schauspieldichter Shakespear. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Vorrede von der Nothwendigkeit einer Theater-Censur in Hamburg begleitet von Albrecht Wittenberg Lt. Hamburg, gedruckt bey Dietrich Anton Harmsen 1777. XXXII u. 56 SS. 8⁰. (Vgl. Almanach der deutschen Musen 1778 S. 15. Allg. d. Bibl. Bd. 36, Heft 1 S. 137.)

36. Nachricht von dem Tode des Englischen Komedianten David Garrick, Esquire, nebst einigen Betrachtungen über dessen theatralischen und persönlichen Charakter, wie auch über die Vorstellungskunst. Aus dem 36. Stücke der Annalen des Herrn Linguet übersetzt. Hamburg, gedruckt bey Gottlieb Friedrich Schniebes. (1779.) 48 SS. 8⁰. (Die Widmung an die Reichsgräfin von Bentingk S. 3—6 ist unterz. Hamburg 1. Juni 1779. Albr. Wittenberg Lt., und die Anmerkungen des Uebersetzers sind meistens auf Hamburg bezüglich.)

37.† Unpartheyische Kritik, in einem Briefe, über das von Schröder umgearbeitete Stück: die Zufälle. Berlin 1781. (d.)

38.† Zufällige Gedanken über die widrigen Zufälle, welche Döbbelin bey der Aufführung der Zufälle begegnet sind. Hrsg. von L*****. Berlin. (e.)

39.† Schreiben, betreffend die vorstehende Brochüre. Berlin 1782. (f.)

40.† Zufall und Vorsatz seyn sollende Sinngedichte* mit Antwort und Noten begleitet. Ein unpaginierter halber Bogen, o. O. u. J. (g.)

* Ob etwa in der Reihe dieser Broschüren eine: „Sinngedichte“ oder „Zufall und Vorsatz“ betitelt, fehlt?

41.† Die Zufälle, oder die Entstehung der Comödienhäuser. Erzählung. Berlin 1781. (h.) (Verzeichniss der Bibliothek von Carl Lebrün, Auction vom 27. Februar 1843, S. 50 Nr. 977, d—h. Die Numer 40 — g. bei Lebrün — in Uhdes Besitz. Verfasser: Karl Theophil Döbbelin?)

42.† Umständlicher und wahrhafter Bericht von einer sich neuerlich ereigneten merkwürdigen Theaterrevolution. Nebst dazu gehörigem Briefwechsel und vorgesetzter Silhouette des Lampenputzers bei der Döbblinischen Gesellschaft. Amsterdam, 1782. (Mit dem Motto: „Saepe in magistrum Scelera redierunt sua. SEN.") — 16 unbez. SS., sign. *3 bis 5, und 55 SS., sign. A. bis D. 3. (Auf den bekannten Berliner Theaterskandal von 1780 bezüglich, der sich bei Schröders Durchreise in sein Engagement nach Wien ereignete.)

43. Schröders Beantwortung der Schartecke: Umständlicher und wahrhafter Bericht von einer — Theaterrevolution. Wien 1782. (8 SS. 8⁰.) Seite 7: „Wien, d. 28. Novbr. 1782. F. L. Schröder." (Fehlt im Hambg. Schriftst.-Lex. Es ist Schröders, des damaligen Wiener Burgtheater-Schauspielers, würdevolle Replik auf die würdelose Anzwackung des Berliner Principals, K. Th. Döbbelin.)

44. Shakespear im 16. Jahrhundert für die englische, Schröder im 18. Jahrhundert für die deutsche Nation. Von Jos. Uhlman. Wien 1783, Gerold. 8⁰.

45.† Skizzen des Hamburgischen Theaters von 1784. Nebst einer bescheidenen Prüfung der in No. 46. 47. 48. der Berliner Litteratur- und Theater-Zeitung enthaltenen Urtheile über diese Bühne und deren Mitglieder, und einigen allgemeinen Bemerkungen über die Hindernisse des Aufkommens der Schauspielkunst. In Briefen für Kunstfreunde und Schauspiel-Liebhaber herausgegeben von einem Verehrer und Schätzer der Litteratur und Schauspielkunst. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey J. M. Michaelsen. 56 SS. 8⁰. (Verfasser: Franz Johann Daniel Tanck, vgl. Meusel, Gel. Teutschland Bd. 8. S. 6 u. 7., Bd. 11. S. 717. Schütze S. 561: „von einem Ungenannten".)

46.† Der dramatische Faustin für Hamburg. Mit Apolls und Melpomenens Genehmigung. Thaliens Freystadt 1784. In Commission bey dem Buchhändler H. J. Matthiessen in Hamburg auf der Neuen Burg. 16 SS. 8⁰. — Der dramatische Faustin zweytes bis neuntes Stück. S. 17—144. (1785.) (Verfasser: Heinrich Wilhelm Seyfried; vgl. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 7. S. 162. Die ersten 5 Bogen sind rec. in der Allgem. Deutschen Bibliothek Bd. 69. St. 2. S. 400 u. 401.)

47.† Beyträge zur Litteratur und Theaterkunde. Ridendo dicere verum HORATIUS. Erstes Stück. Januar 1785.

Hamburg, bey H. J. Matthiessen 1785. 52 SS. 8⁰. (Von Bernhard Christoph D'Arien J. U. Dr. Vgl. Schütze S. 561 u. 562; (Kühl) Der Bote aus Eimsbüttel 23. Stück (Oct. 1785) S. 179, wonach nur ein Stück erschienen ist.)

48.† Einen (sic!) sonderbaren Vorfall, der sich am 12. Aug. 1785 ereignete; nachdem Cabale und Liebe von der Schröderschen Gesellschaft aufgeführet war. Als einen Anhang zum Eimsbüttler Bothen, gestellt von Conrad Neumann. Kostet 1 ß. O. O. u. J.; unpag.; 8 SS. 8⁰. (Verfasser war der „Magister“ G. T. M. Kühl.)

49.† Der Bote aus Eimsbüttel, bringt mit viele Neuigkeiten, freymüthige Nachrichten über das Schröderische Theater in Altona. (1785.) (Vgl. Hamburger Schriftsteller-Lex. IV, 254 fg. Verfasser: G. T. M. Kühl. Von Montag, dem 16. Mai 1785 bis Februar 1787 erschienen 91 Stücke, 726 SS. 8⁰. Doch ist Kühl nur im Anfang der Verfasser gewesen. Vgl. das 47. Stück S. 369—373. Epistel des Buchdruckers Joh. Mich. Brauer an M. T. Kühl.)

50.† Wunderbarliche und abentheuerliche Historia des berühmten Eimsbüttler Boten, benebst einer Prophetischen Weissagung von dessen baldigen Untergang. Der kuriosen Leser-Welt zum Vergnügen, dem Eimsbüttler Boten aber zur wohlmeinenden Warnung an's Licht gestellt von Hieronimus Gutherz. Altona, gedruckt im Julius 1785 und zu haben in allen Zeitungsbuden Hamburgs für 2 ß. Curant. 8⁰. 12 SS. (denen S. 13—15 angehängt ist: „Nachricht des Herausgebers“, betr. „Quackeleien“ u. s. w.)

51.† Quackeleyen und dummer Schnack. Eine Sammlung gefundener seltsamer Briefe verschiedener Personen, über deren Inhalt einige Leser lachen, einige sich ärgern, andere hingegen gähnen oder gar einschlafen werden. Auf Kosten des Finders herausgegeben und zu haben in den berühmtesten Zeitungsbuden in Hamburg. In Commission bey Joh. Heinr. Schäffer auf der grünen Strasse in Altona, Haus No. 178. Erstes Stück. Altona, den 5ten August 1785. Wird fortgesetzt, und erscheint alle Wochen ein halber Bogen in 8⁰. Wer ihn haben will, bezahlt dafür 1 ß. 8 SS. 8⁰. Zweites Stück, vom 15. August, trägt die Unterschrift: „Altona den 7. August 1785. J. H. Schäffer“. (Im Hamb. Schriftst.-Lex. nicht vermerkt.)

52. Ankündigung. Fliegendes Blatt (2 SS.) in 4to aus dem April 1786. Unterz. „Schröder“. (Abgedruckt bei Schütze S. 566—568 und in Lebrüns Jahrbuch 1841 S. 144 u. 145.)

53.† Wahrheiten, Satyren, Launen und Einfälle, ein Wochenblatt. Hamburg, 1786. (Von G. T. M. Kühl. Es erschienen 6 Stücke.)

54.† Literatur- und Theaterzeitung aus und für Hamburg. St. 1. am 18. April 1786; St. 2. am 22. April 1786. Zu

finden bei Herrmann am Fischmarkt und in allen hiesigen Zeitungsläden. (Von G. T. M. Kühl. Das erste Stück trägt in einer Fussnote auf dem Titelbl. den Vermerk: „Statt des 5. Stücks der Wahrheiten, Satyren, Launen und Einfälle.“ Zusammen 16 SS. 8⁰. Schütze S. 570.)

55.† Niederelbische Neuigkeiten, oder: Des neuen Wandsbecker Boten, eines treuherzigen Schwätzers und lustigen Erzählers Ankündigung wöchentlicher Rapporte. Stück I bis XVII. 136 SS. 8⁰. (1786.) (Vielleicht von G. T. M. Kühl; vgl. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 4. S. 255 Anmerkung.)

56.† Der Bote aus Ottensen. Ein wöchentliches Volksblatt. Erstes bis fünftes Stück. (Vom 2. Stück an heisst es: Ein lustiges Volksblatt.) 40 SS. 8⁰ (1787). (Vgl. a. a. O.)

57. Schröders, des Schauspiel-Directeurs, gute Sache, nebst Abbitte an Ihn wegen der Ihm von mir zugefügten schändlichen Beleidigungen, und Erklärungen, dem Hamburgischen Publico gewidmet von M. T. Kühl. Hamburg, 1786. Verlegt von Herrmann am Fischmarkt. 8 unpag. SS. 8⁰.

58. *M*. T. Kühls freimüthige Beurtheilung der Raisonnements, die das Hamburgische und Altonaische Publikum über Seine gute Sache des Hrn. Schauspiel-Directeur F. L. Schröder fällte. 1786. (Schütze S. 570.) 8 unpag. SS. 8⁰.

59.† Journal über die Hamburgsche Schaubühne unter Direction des Hrn. Schröders, als Beytrag zur Hamburgschen Theatergeschichte. Hamburg, gedruckt bey Andr. Friedr Schröder. 1786. 11 Stücke, 164 SS. (Von Aug. Friedr. Cranz. Fehlt im Hamburger Schriftsteller-Lexikon. Vgl. Schütze S. 569 Anmerkg.)

60.† Appellation des Publikums an den Schauspiel-Director Herrn Schröder, wegen einer Unhöflichkeit und Indiscretion (gegen Monrel; 9 Octbr.), deren man ihn beschuldigt. (Von P. F. G. Bothe.) 1786. — (Fehlt im Hbg. Schriftst.-Lex. Sieh jedoch: Neuer Nekrolog d. D. Jahrg. 15. Th. 2 (1837). Weimar, 1839, S. 1003. Vgl. Schütze S. 594 ff. Meyer, F. L. Schröder II. 1. S. 12.)

61. Schröders Antwort auf die Schrift: „Appellation des Publicums“ etc. Ein unpaginierter Viertelbogen 8⁰. (Vgl. Schütze, Hamb. Theatergesch. 595. 596. Fehlt im Hambg. Schriftst.-Lex.)

62. Verzeichniss aller von der Schröderschen Schauspielgesellschaft von Ostern 1786 — Neujahr 1787 aufgeführten Stücke. Gesammelt und den Freunden der Bühne gewidmet von Johann Carl Christoph Lieder, Souffleur dieser Gesellschaft. Hamburg, gedruckt bey Johann Matthias Michaelsen. 16 SS. 8⁰.

63. Am 2. März 1787. Gedicht bey Schröders Genesung: „Sie sind erfüllt, die Wünsche deutscher Kunst, Wir haben unsern Liebling wieder“ etc. (Von G. T. M. Kühl.) 1 S. 4⁰. (Schütze S. 602.

Vgl. den Briefwechsel zw. F. L. W. Meyer und J. N. Bartels, Dramaturgische Blätter, Leipzig, 1877, A. Dürrs Verlag, Heft 3. und 4. des 1. Jahrg.)

64.† Etwas über das Hamburger Theater. 1. u. 2. Stück. (May 1787.) 16 SS. 8⁰. (Schütze S. 606.)

65.† Deutschlands Genius am froherlebten Geburtsfeste des Hrn. F. L. Schröder. Den 3. Novbr. 1787. Hamburg, gedruckt bey J. M. Michaelsen. 7 unbez. SS. 8⁰. (Gedicht, unterz. „Sämmtliche Mitglieder der Schröderschen Schau- und Singbühne." Abgedruckt in Reichards Theaterkalender 1789 S. 14 u. 15, wo S. 13 u. 14 vorhergeht: An Schröders Geburtsfeste, den 3. Novbr. 1786: „So, wie im häuslich frohen Kreise" etc. 6 vierzeilige Strophen, unterz. „Sämmtliche Mitglieder der Schröderschen Schaubühne.")

66. Schröders Jahresfeyer am 3. Novbr. 1788. (Fliegendes Blatt in 4to. Unterz: „d'Arien".)

67.† Herrn F. L. Schröder an Seinem Jahresfeste von den sämmtlichen Mitgliedern Seiner Schaubühne gesungen. Am 3. Novbr. 1788. Hamburg, gedruckt von Johann Jacob Knauf. (Gedicht.) 6 unbez. SS. 8⁰.

68. Nichts mehr und nichts minder sind gute Soufleurs als Eselsbrücken für faule Acteurs. Ein theatralisches Gemälde, entworfen, und allen geplagten unter ihrer Last seufzenden Amtsverwesern des Theaterloches mitleids- und achtungsvoll gewidmet von J. C. H. Schäffer. (Vignette: zwei Esel, auf einer Bühne; unten der Kopf des Souffleurs. Zwischen den Eseln die Inschrift: „Miserere nostri".) Deutschland, 1789. 8 unpag. SS. 8⁰.

69. Dramaturgische Monate. Von Johann Friedrich Schink. (3 Zeilen: Motto von Pope.) Schwerin, im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung. 1790. 4 Bde. (Bd. I: „An Herrn Schröder*, Direkteur des deutschen Theaters zu Hamburg".)

70.† Dramaturgisches Wochenblatt. Ein Seitenstück zu Hrn. J. F. Schinks dramaturgischen Monaten. 1.—3. Stück. Vom 3.—18. Januar 1791. Erscheint an jedem Dienstage ein Stück von einem Bogen und ist in der Knaufischen Buchdruckerey bey J. P. Treder, wie auch in allen Buch- und Zeitungsläden für 2 Schilling zu haben. 48 SS. 8⁰.

71.† Neue Hamburgische Dramaturgie. Hamburg 1791

---

* Band III, S. 836—844 zwei Gedichte von Schink; das erste an Schröder, zu dessen Geburtstage 1789; das zweite (S. 843 fg.) an Mad. Schröder „zu ihrem Geburtsfeste". Separat erschien nachmals: „An Schröder. Hamburg, 3. Novbr. 1794"; gleichfalls ein Geburtstagscarmen, unterz. „Schink". — Gedruckt bey Gottlieb Friedrich Schniebes. ¼ Bogen 8⁰.

bey Johann Peter Treder. Erstes Stück, den 7ten Febr. 1791, bis achtzehntes Stück, den 10. December 1791. 288 SS. 8⁰. (Von Heinrich Christoph Albrecht, vgl. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 1. S. 38. Ob mehr erschienen? Vgl. Schütze S. 696*.)

72. Die Erscheinung. Seinem Freunde Schröder zu Seinem Geburtstage. Von Schink. Im November 1791.

73. Hamburgische Theaterzeitung. Erster Band. Madame Schröder, Directrice des Hamburgischen Theaters, gewidmet von Johann Friedrich Schink. Hamburg, gedruckt und verlegt von Joh. Peter Treder 1792. Nr. 1. Sonnabends d. 7. Januar 1792, bis Nr. 26. Montag d. 2. July 1792. 424 SS. 8⁰.

Zweiter Band. Madame Adamberger, Hofschauspielerin zu Wien gewidmet. Ebenda 1793. Nr. 27. Sonnabend 7. July 1792, bis Nr. 52. Sonnabend d. 29. Decb. 1792. SS. 423 bis 840; vgl. Schütze S. 668. — (Vgl. Erklärung gegen den Hamburger Theater-Zeitungsschreiber Johann Friedr. Schink, die Recension des Schauspiels König Roderich oder Zölibat und Regentenschwäche betreffend, von Friedr. Karl Rosolvi, Schauspieler. Lübeck, 1793. 16 SS. 8⁰. Unterz. „Lübeck am 16. Januar 1793. Friedrich Karl Rosolvi, Schauspieler bey der Gesellschaft des Herrn Tilly.")

74.† Vorfall am hiesigen Theater. (Januar 1792; Dlle Boudet betreffend.) ¼ Bogen 8⁰. (O. O.)

75.† Das Publicum und Schröder. (Januar 1792; auf Dlle Boudet bezüglich.) ¼ Bg. 8⁰. (O. O.) (Vgl. Schütze, S. 661. Es ist ein Gedicht von 80 Zeilen: „Mein lieber Freund, ik will

---

* Allem Anscheine nach meint Schiller dieses Werk, wenn er, Jena 27. Febr. 1792, an Göschen schreibt: „Es ist mir hier viel Rühmens von einer neuen Dramaturgie gemacht worden, die in Hamburg herauskommt. Sie soll sehr vortreffliche Beurtheilungen dramatischer Stücke enthalten, unter andern auch über den Karlos, welche zu lesen ich sehr neugierig bin. Sie machen mir viel Freude, wenn Sie mir diese Schrift verschaffen wollen, und bald." Vgl. „Geschäftsbriefe Schillers", S. 79. — Goedeke erklärt S. 80: „jene Hamburger Dramaturgie sei ihm nicht weiter bekannt"; ihren Titel hätte er gefunden in Kaysers „vollständ. Bücherlex." Leipz. 1834, Bd. 2. S. 72. Sp. 1. — Zu bemerken ist jedoch, dass diese „neue Dramaturgie" über den Don Carlos nichts enthält, dagegen S. 180—212 eine Recension über Kabale und Liebe. Dieselbe begann im 12. Stück, ausgegeben am 23. April 1791, und endigte im 14. Stück, ausgegeben am 21. Mai 1791. — Heinrich Christoph Albrecht, geboren zu Hamburg 1763 im November, gestorben am 11. August 1800 zu Kielseng bei Flensburg, ist nicht zu verwechseln mit Joh. Friedr. Ernst Albrecht (1752—1814), dem Gatten von Sophie Albrechtin.

Sie was | von unser Amburg schreib" etc. Die darin erwähnte Rede Schröders am 10. Januar 1792 s. in Lebrüns Jahrbuch 1841, S. 174 u. 175. — Unzweifelhaft das von Schütze a. a. O. erwähnte „Lied im Ton des Savoyardenliedes". Das „schnell vergriffene Flugblatt, in welchem durch Buchstabenversetzung die Namen einiger Verehrer der Boudet versifizirt und persifflirt wurden", scheint dagegen spurlos verschwunden zu sein.)

76.† Der Kuck-Kasten. Ein Gedicht. Enthält eine Erzählung des Vorfalls der Demoiselle Boudet und Herrn Schröder mit dem Hamburgischen Publikum. Hamburg 1792. 1/4 Bogen 8°. (11 siebenzeilige Strophen: „Raritete seyn zu sehn" etc.)

77.† Freymüthige Gedanken über die bekannte Hamburgische Theatergeschichte 1792. Motto: Lass uns, fern von niederm Heucheln, nie des Andern Fehler schmeicheln. Hamburg, gedruckt mit (Andreas Friedrich) Schröders Schriften. 1/2 Bogen 8°. (Unterz. Hans Meyntsgut.)

78.† Etwas zur endlichen Beruhigung aller Freunde der Hamb. Schaubühne. Als Gegenstück zu den freymüthigen Gedanken, die ein Boudetscher Verehrer gedacht und herausgegeben hat. 1792. 8 SS. 8°.

79.† Annalen des Theaters. Erstes Bändchen. Hamburg 1793. bey Johann Peter Treder. 1. Stück. Sonnabend d. 19. Januar, bis 12. Stück. Sonnabend d. 21. April. 190 SS. (Von Schink? — Die Vorerinnerung ist S. 5 unterzeichnet: Die Verfasser. Vgl. Schütze S. 696, der d. Verf. nicht nennt. NB. Nicht mehr erschienen.)

80.† Ueber die Schaubühne in Hamburg zur Beantwortung eines Auszugs aus einem Briefe im dritten Stücke von Wielands Mercur, datirt Hamburg den 8ten Februar 1795. — Hamburg, 1795. 32 SS. 8°.

81. Herrn F. L. Schröders, Directors des deutschen Schauspiels in Hamburg, Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne. (Hamburg, 13. April 1795.) Mit einigen Anmerkungen. (Hamburg, 15. Septr. 1795.) Hamburg, Conrad Müller 1795. 31 SS. 8°. Zweyte verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. (16. Octbr. 1795.) 32 SS. 8°. (Von Albrecht Wittenberg. Vgl. unten Nr. 95: Zween Briefe v. Edmund Burke 1797 Anhang.)

82.† Lustige Trauer-Kantate, welche bei S. T. des Herrn F. L. Schröders, Directeurs der deutschen Schauspielergesellschaft in Hamburg Abschied von der praktischen Schauspielkunst recht schön hätte können abgesungen werden. Verfasst von einem lustig-weinerlichen Versifex. Hamburg, d. 18. März 1796. Preis 2 ß 1/4 Bogen 8°. (Vgl. Lebrüns Jahrbuch 1841, S. 194—196.)

83.† Schröders Looppass. 1796 den 18. März. 1/4 Bogen 8°. (Plattdeutsches Gedicht von 11 sechszeiligen Strophen: „Schröder

hett nu uth ageert — | Is nicks an gelegen“ etc. unterz. J. E. M.; Priess 2 Schilling.)

84.† De Affscheeds-Rehd von Schröder. Int Plattdüthsche verdullmetscht. (Wieder abgedruckt in Lebrüns Jahrbuch 1841, S. 391 ff.) Köst 2 Schillings. 1 S. Folio. (Ueber diese am 18. März 1796 gehaltene Rede vgl. Lebrün a. a. O. S. 195 fg.)

85.† F. L. Schröders, Direktor der deutschen Schaubühne in Hamburg, angeblicher Abschied von der praktischen Schauspielkunst. Hamburg 1796. (Im Exemplar der Hambg. Commerzbibliothek steht: „Albrecht. *Dr.*“.) 27 SS. 8⁰.

86.† Auch ein paar Worte über den Schauspieldirector Schröder und über dessen Abgang von der Hamb. Bühne. Ein nothwendiges Seitenstück zu der Schrift: Schröders angeblicher Abschied von der praktischen Schauspielkunst. Hamburg. 1796. 16 SS. 8⁰.

87.† Ein Wort zu seiner Zeit über die Verdienste des Schauspieldirectors Schröder um das Hamburgische Publicum. 1796. (Motto: „Was grämt dem Biedermann! ein Wort | der dummen Neidgesellen — | Der hohe Mond! er leuchtet dort, | Und lässt die Hunde bellen — | Und schweigt, und wandelt glänzend fort, | Was Nacht ist, aufzuhellen“.) 20 SS. 8⁰.

88.† Wahrheiten ohne Schminke über das Hamb. deutsche Theater und Hrn. Schröder, nebst einem Wort über das französische Schauspiel und Mad. Chevalier. Von einem unpartheyischen Beobachter. 1796. 23 SS. 8⁰.

89.† Etwas über die Schauspiele. An meine Mitbürger. Hamburg 1796. Kostet 2 Schilling. 8 SS. 8⁰.

90.† Ach Herr Jemine! Der Weissbrodbäcker auf dem Gänsemarkt ist mausetodt. Er entschlief sanft und selig in der Nacht — doch das wird jeder in der Zeitung zu lesen bekommen. Gott geb' Ihm die ewige Ruhe und uns allen zu rechter Zeit eine fröhliche Nachfarth! Unterdessen, liebe Mitchristen, erbaut Euch an nachstehender Trauer-Ode, die Ihr so gut seyn wollt, in den Zeitungsläden für einen Doppelschilling fleissig abzuholen. ('s ist jetzt alles verzweifelt theuer!!!) Hamburg, (19 vierzeilige Strophen: „Ausgezwiebackt, ausgezuckerkringelt, ausgerundstückt hat Freund Nobeling“ etc.) Im April 1796. $^1/_4$ Bog. 8⁰. (NB. Ant. Jac. Nobiling, Weissbäcker, † 4. April 1796.)

91.† Wunderliche und abentheuerliche Historia des grossen und weltberühmten F. L. Schröders, Hauptmanns der Komedienspieler in der Stadt Hamburg, so sich zwischen ihm und den anwesenden Kindern derselbigen Stadt zutragen thät, als er am 18. Martii dieses laufenden Jahres in seinem Schauspielhause in einer erbaulichen Rede an das versammelte Volk sich von weiteren Ko-

medienspielen feierlich lossagen thät. Den wissbegierigen Zeitgenossen wie auch unsern lieben deutschen Nachkommen zur Belustigung und Recreation also gesetzt und beschrieben von Zacharias Schreibefleissig. Im Jahr nach Erschaffung des Erdklotzes 5745. Wird zum besten des Autoris in allen Zeitungsläden für vier Sechzehntel einer Mark löthigen Silbers verkauft. 16 SS. 8⁰. (Das Jahr 1796 ist das 5745ste seit Erschaffung der Welt, nach der Rechnung Calvisii.)

92.† Beschluss der wunderlichen und abentheuerlichen Historia des grossen Komedienspieler-Hauptmanns Schröder. — Kostet drey Silberlinge weniger eins. (SS. 17—32. — S. 32: „Nachlese. Am Mittwochen nach dem Feste der ungesäuerten Brode, um die Stunde des Kaffetrinkens wird zu haben seyn für zwey Silberlinge: 'Des grossen Hauptmanns der Komedienspieler Lobgesang an die Göttinn des Glücks'" etc.)

93.† Schröders, des grossen Hauptmanns der Komedienspieler, Lobgesang an die Göttinn des Glücks. Ein Psalmlied auf zehn und einer halben Seite vorzusingen in der Gemeinde der Komedienspieler. Hamburg 1796. Zu haben bey allen Krämern, die Handel treiben mit kleinen Büchlein und Schriften, für 2 Silberlinge. 8 SS. 8⁰. (S. 2. „Meine Seele erhebet dich, Göttinn des Glücks! und mein Geist freuet sich höchlich in mir, dass dein Knecht Schröder Gnade gefunden hat vor deinen Augen. 2. Denn siehe, du hast mich aus dem Staube gezogen" etc. bis 37: „Und meinen Neidern zum Possen will ich als der grosse Hauptmann der Komedienspieler in Hamburg leben, sterben. Victoria!" Ende des Psalmlieds.)

94.† Ebentheuerliche und lächerlich weinerliche Historia eines deutsch-pohlnischen Junggesellen in Hammonia. So sich zutragen thät daselbst im Hause der deutschen Lustigmacher den 12. Decembris 1796. Aus bewährten Urkunden zusammengetragen und also gesetzt von Zacharias Schreibefleissig. Wird der theuren Zitronen wegen für drey Silberlinge an den gewöhnlichen Orten verkauft. 16 SS. 8⁰.

95. Zween Briefe an ein Mitglied des jetzigen Parlaments über die Vorschläge zum Frieden mit dem Königsmörderischen Directorium von Frankreich. Von Edmund Burke. Aus dem Englischen übersetzt von Albrecht Wittenberg, b. R. L. Mit einigen Anmerkungen. (NB. Anhang, S. 283—288: „Nachricht des Uebersetzers an das Publicum". Hamburg, den 6. Januar 1797.) Frankfurt u. Leipzig 1797, bey Johann Gottlieb Herold (Hamburg). (Betrifft die Herausgabe von F. L. Schröders Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne v. 13. Apr. 1795; s. oben Nr. 81.)

96.† Den 27. Januar 1797. (Gedicht der Madame Schröder auf der 2ten Maskerade. 18 Zeilen: „Da bin auch ich, die Kranken-

pflegerin | Aus dem wohlthät'gen Institute" [Freimaurer-Krankenhaus] etc.)

97. Journal für Theater und andre schöne Künste, 1. Bd. 1. Heft. Hamburg in der Mutzenbecherschen Buchhandlung 1797. (3 Hefte.) 288 SS. 8⁰. Intelligenzblatt Nr. 1—3, Kupfer und Musikblätter.

2. Bd. Heft 4—6. 1797. 288 SS.
3. „ „ 7—9. „ 288 SS.
4. „ „ 10—12. „ 288 SS.
} Band 2—4 haben auf dem Titelblatt: herausgegeben von *Dr.* Schmieder.

98. Journal für Theater und andere schöne Künste. Hamburg bey Johann Gottfried Vollmer 1798. 72 u. 118 SS. (wahrscheinlich fehlt 1 Blatt Inhalt) mit 1 illum. Kupfer. Neues Journal für Theater und andere schöne Künste. Herausgegeben von *Dr.* Schmieder. Erster Band. Hamburg, Buchhandlung der Verlagsgesellschaft 1799. 271 SS. u. 1 S. Inhalt. Mit 1 illum. Costüme-Kupfer. Zweiter Band. Ebenda 1799. 271 SS. u. 1 S. Inhalt. Mit 1 illum. Kupfer: Dem. Betti Koch in griechischem Costüme. (Nach Lübker-Schröders Lexikon II 519 sind es 3 Bände 1799 u. 1800. Ueber Heinrich Gottlieb Schmieder vgl. Hamb. Schriftst.-Lex. VI 622—625.)

99. Anzeige von Schröder, 20. October (1797). 1 Seite 4⁰. (Abgedruckt in Lebrüns Jahrbuch S. 210.)

100. Gegenanzeige von Karl Reinhard u. A. Hamburg, d. 20. Octbr. 1797. 1 Seite 4⁰. („dass des Herrn Schröders unregelmässiges, unerlaubtes und ungerechtes Verfahren gegen uns, in den ersten Tagen, wohldokumentirt, öffentlich erscheinen soll." Unterz. Karl Reinhard. Ch. Henriette Reinhard. Carl Braun. Caroline Braun. E. Jaime. J. Krug. Werdy. — Vgl. Lebrün a. a. O. S. 210.)

101. An das Publicum. Von Schröder. (Nr. 1—4. 21., 23., 26., 28. Octbr. 1797.) 4⁰.

102.† Luzifer und das Siebengestirn. Eine fast lustigweinerliche Historia, beschrieben durch Zachariam Schreibefleissig. Hammonia, im Weinmond, 1797. Bey allen Neuigkeits-Krämern zu bekommen für 2 Silberlinge. (8 SS. 8⁰.)

103. Aktenmässige Darstellung der Streitigkeiten zwischen dem Herrn Schauspieldirektor Schröder und einigen Mitgliedern des hiesigen deutschen Theaters. Preis 8 Schillinge. Hamburg 1797. Gedruckt bey Friedrich Hermann Nestler. (Es gibt zwei Ausgaben, welche genau mit einander übereinstimmen; nur fehlt der ersten auf S. 36 der Schlusssatz in 2 Zeilen: „NB. Auf das von Hrn. Schröder so eben ins Publikum gegebene sehr verwirrte Blatt, No. 4, wird Reinhard noch besonders antworten".) 4⁰.

104. An das verehrungswürdige Publikum. No. 3. als Beantwortung von No. 1 [und 2], von Carl Reinhard u. A. (Vgl. Wöchentl. gem. Nachr. Nr. 86, 87, 90 u. 97 von 1797.)

105.† Unparteiische Prüfung der zwischen dem Herrn Direktor Schröder und den Herren Reinhard und Consorten entstandenen Misshelligkeiten. Von einem Hamburger Bürger. Hamburg 1797. 16 SS. 8⁰.

106.† Wahrheiten für Schröder (8 Seiten 8⁰) kostet 2 Schillinge. (Ohne Ort und Jahr; auf die Vorfälle von 1797 bezüglich. Vgl. Dr. Schmieders Journal für Theater und andere schöne Künste. Hamburg 1797. Bd. 4. Heft 1, S. 78—92. Heft 2, S. 184 — 188.)

107. Herrn Schröder entbietet seinen Gruss der Bassist Jonas Krug. (Kostet 1 Schilling.) (4 unpag. SS. 8⁰. Unterz. „der deutsche Bassist Jonas Krug". 1797. NB. Gegen eine Nachschrift in Nr. 3. „An das Publikum", von Schröder.)

108.† Die Epistel St. Philantropos an die sieben abtrünnigen Glieder der tragikomischen Gemeine zu Hammonia. (o. O.) 1797. (Preis 2 Schilling.) 8 SS. 8⁰.

109.† Das Mährlein vom Pavian zu Babel. (Aus dem assirischen in hochdeutsche Reimlein übersetzt.) Jerusalem und Frankfurt a. Mayn. Kostet allhier 4 ß (Wegen der theuren Fracht.) 16 SS. 8⁰.

110.† Der Bel zu Babel. Eine Freudenkantate. Nach einem uralten persianischen Manuscript. Kostet hier zu Lande zween Schill. (½ Bg. 8⁰.)

111.† Ein parodirender Theaterzettel. (Freytag 1. Decbr. 1797.) Folio. (Nr. 110 und 111 gehen auf Schröders wiederauftreten im „Fähndrich").

112.† Der Kuckkasten. Zwey Schillinge. 8 SS. 8⁰. (Ohne Ort und Jahr, auf die Vorfälle von 1797 bezüglich; NB. Prosa.)

113.† Launen und Einfälle von Vetter Jacob. Neuntes Stück 1797. 8⁰. (S. 65—67: „Theaterrevolution").

114. Buss-Blatt der Dlle. Jaime bey ihrem Abschiede aus Hamburg.

115. Carl Reinhards letztes Schreiben vor seiner Abreise von Hamburg. An den Herrn Schauspieldirector F. L. Schröder. Preis 2 Schillinge. Hamburg 1797. (16 SS. 8⁰. Am Schluss unterz. „Karl Reinhard". NB. Fehlt im Hambg. Schriftst.-Lex.)

116.† Briefe über Schauspielkunst, Theater und Theaterwesen in Deutschland. Altona, bey Schmidt und Comp. (Hamburg, Verlagsgesellschaft.) 1798. XVI und 100 SS. 8⁰. Erfurt, gedruckt mit Hoyerischen Schriften. (10 Briefe aus Hamburg im Septb. u. Octbr. 1797, von denen die ersten 6 vom Hamb. deutschen, die letzten 4 vom Hamb. franz. Schauspiel handeln.) Verfasser: Johann Gottlieb Rhode; vgl. Hamb. Schriftst.-Lex. Bd. 6.

S. 356 u. 57, wo er irrthümlich Rohde genannt ist. Im Hamb. Corr. Nr. 74 v. 10. May 1815 unterzeichnet er: J. G. Rhode.

117. Gesezze der Pensions-Anstalt des Hamburgischen deutschen Theaters. 4⁰. (S. 7. Schröders Unterschrift mit dem Datum des 1. April 1798.)

118.† Der Prediger für's Ohr der Reichen, oder Die Munsterung (sic!) der Schauspieler und der heutigen Jünger Jesu. Eine Michaelitische Rüge. Hamburg 1798. Kostet 2 Schill. (8 SS. 8⁰.)

119.† Der Kinder der Stadt Hammonia und der Häupter des Lustigmacherkörpers daselbst Dank-Psalm für die endliche Erlaubniss: Am Abend jedes Sabbat-Tages dem müssigen Völklein die Langeweile mit anmuthigen Lust- und Trauerspielschnurren nützlich kürzen zu helfen. Auf einer neuen Harfe von tausend Saiten vorzusingen. Am zweiten Tage des Herbstmondes, im Zeichen der Zwillinge, als am Ersten Spiel-Sabbat, da das Evangelium vom Barmherzigen Samariter verlesen ward. 1798. (Ist in den Neuigkeitsläden für zween Silberlinge feil.) 8 SS. 8⁰. (NB. Erschien bald nach Schröders Rücktritt, als er in Rellingen lebte.* Er selbst hatte die betr. „Erlaubniss" nie erwirken können.)

---

* Otium cum dignitate ward ihm hier weit weniger zu Theil, als man gewöhnlich glaubt; Meyers Buch hat nämlich die Tragoedie im Schosse der Familie Schröders, der doch so bitteren Kummer dadurch hatte, einfach todtgeschwiegen! Die Hauptheldin dieser Tragoedie war Schröders Schwester Dorothea Ackermann-Unzer, die 1798, ihrer üblen Aufführung halber, von ihrem Gatten geschieden ward, worüber die Processschrift zu vergleichen: Factum exceptionale cum deductione iuris abseiten des Doctoris medicinae und Professors Johann Christoph Unzer in Altona, Imploraten, wider Cornelie Dorothee Elisabeth Unzer geb. Ackermann, in Rellingen, Implorantin, in puncto praetensae dissolutionis matrimonii ob odium implacabile. Cum annexis. Mit Anlagen sub litt. A—F. f. und Sig. O. (LXXIV SS. Folio, darin der Bogen M in der Seitenzahl und Signatur, dem Contexte unbeschadet, übersprungen worden. Beweisstücke. I. Zeugenverhöre 84 SS. II. Attestate 18 SS. III. Beilagen 33 SS.) Verfasser: Johann Christoph Georg Adler, geb. zu Sarau d. 8. Mai 1758, Ober- und Landesgerichtsadvocat in Altona seit 1780, gest. 20. Febr. 1815. Vgl. Bolten, Kirchennachricht S. 116. Lübker-Schröder, Lexikon I, 6, Nr. 10. NB. S. LXV: Mandatum vom 21. Decbr. 1797; S. LXXIV: „Das am 22. Decbr. v. J. abgegebene Decret". — Die sub II abgedruckten Attestate gehen bis November 1798. Die Schrift wird also von 1798 sein; sieenthält manche gravierende Einzelheit über Dorothee Ackermanns voreheliches sowol als eheliches Leben. F. L. Schröder hatte ihr ein Asyl in Rellingen eingeräumt.

120.† An Friedrich Ludwig Schröder, den Schlafenden, Eigenthümer des deutschen Schauspiels in Hamburg, ehemaligen Direktor desselben. 1801. 22 SS. 8°. (Motto: „Wache auf — der du schläfest".) Preis 6 ß.

121. Auszüge aus Franz Riccobonis Vorschriften über die Kunst des Schauspielers mit hinzugefügten Bemerkungen. Eine Vorlesung am 17. Nov. 1810. Als Manuscript für die Mitglieder des Hamb. Theaters. 44 SS. 8°. Unterz. „F. L. Schröder." — (NB. Schröders letzte Direction: 1811, 1. April, bis 1812, 31. März.) Wieder abgedr. in Meyers „Schröder", II, 2, 180 fg.

122.† Theatralische Gespräche im Alster-Pavillon, oder: Was haben wir von der neuen Hamburger Bühne zu erwarten? Im März 1811. (Von J. F. Schink; vgl. Carl Lebrüns Auctions-Catalog 27. Febr. 1843. S. 51 Nr. 979 d. Vgl. Hamb. Schriftst.-Lex. Bd. 6. S. 534. Nr. 65. Hier ist Hamburg (Lauenburg) als Druckort angegeben, mit dem Zusatz: „Ward von der französischen Behörde in Beschlag genommen").

123. Ueber die Erwartungen von dem neuen Zustande der deutschen Schaubühne in Hamburg unter einem alten Leitsmann. Ein Zuschauer an seines Gleichen. (Motto: „Ils m'ont accablé d'ennui, mais si jamais je puis les rassembler, | Ah! comme je leur en garde!" Figaro.) Hamburg, 1811, gedruckt bey Friedrich Herrmann Nestler. (Preis, geheftet 4 ß.) 32 SS. 8°.

124. Schröders Todtenfeyer auf dem Stadt-Theater zu Hamburg. Verfasst von Friedrich Ludwig Schmidt. Hamburg 1816, gedruckt bey Johann Georg Langhoff. 8 SS. 8°. (28. Sept. 1816. Der Meister der deutschen Kunst war am 3. September 1816 zu Rellingen entschlafen.)

Pfeil

noch einmal.

Von

G. von Loeper.

Die sehr willkommene Aufklärung des Herrn Professor Goedeke über den Rammelburger Pfeil („Archiv" Bd. 7. S. 524 ff.) kann ich, gestützt auf eine frühere mündliche Mittheilung von Herrn Professor Bernays zu München, vervollständigen und dadurch die Frage zum Abschluss bringen.

Im „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung" (§§ 210 und 224) ist als Verfasser der „Moralischen Erzählungen" und der „Geschichte des Grafen von P." der 1777 verstorbene Geistliche Johann Gebhard Pfeil genannt. Der Grundriss und Meusel waren meine Quellen, als ich in den Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit" jene Schriften und das Trauerspiel Lucie Woodwill demselben Pfeil zuwies. Erst nachher erschien „Goethes Leben" von Goedeke — ich erhielt das Buch zu Rom im November 1874 —, worin (S. 24) gesagt ist: „Goethe schreibt ihm [dem Rammelburger Pfeil] auch den Roman Geschichte des Grafen P. zu, gedenkt aber der sicher von ihm herrührenden Moralischen Erzählungen (1757) nicht". Die Frage wegen der Autorschaft des Grafen P. blieb hienach eine offene. Nur insofern war sie bereits mit entschieden, als, wie Herr Goedeke treffend bemerkt, die drei gedachten Schriften unter die beiden Pfeil nicht getheilt werden können. Wichtig aber ist es, eine ausdrückliche, jeden Zweifel ausschliessende Bestätigung dieser Annahme zu erhalten. Eine solche findet sich in den „Neuen Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens", Leipzig 1753 bis 1762, in Lankischens Buchhandlung, in 12 Bänden (72 Stücken) von dem Wittenberger Professor der Physik, Titius, herausgegeben.

In dieser Monatsschrift, welche die Engländer begünstigte und Uebersetzungen von Shakespeare (Richard III), Dryden, Otway, Prior, Gay, Rowe, Cowley u. a. m. brachte, erschien 1756 (Bd. VII): „Lucie Woodvil, ein bürgerliches Trauer-

spiel in fünf Handlungen". Es nimmt fast das ganze Juni-Heft (42. Stück) ein. Schon im December-Heft 1756 (Bd. VIII. Stück 48. S. 525) berichten zwei Correspondenten über den theatralischen Erfolg des neuen Stücks. Dem ersten, der einer Aufführung zu Danzig durch die Ackermannsche Gesellschaft im August beigewohnt, hatte es „besser gefallen als Sara Sampson". Der zweite berichtet von einer Aufführung im November, die ihn so befriedigt, dass er um den Namen des „geschickten Dichters" bittet. Dazu bemerkt die Redaction in einer Note: „Wir haben hierauf geantwortet, dass der Verfasser der Lucie Woodvil der Verfasser der Geschichte des Grafen P. ist." Der Roman war das Jahr vorher in demselben Verlage anonym erschienen.

Da der Rammelburger Pfeil sich in der von Goedeke beigebrachten Stelle als Verfasser der Erzählungen und der Lucie bekennt, so ist durch die Combination beider Stellen die Richtigkeit von Goethes Angabe in „Dichtung und Wahrheit" über den Verfasser des „Grafen von P." vollständig erwiesen. Noch mehr. Auch seine weitere Erzählung, er habe durch den — fälschlich Hofrath titulierten — Pfeil „das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen" lernen, wird insofern bestätigt, als Pfeil mit seinem, Gift, Verführung, Blutschande und Selbstmord freigebig austheilenden Trauerspiel, einer unmittelbaren, wenn auch ganz äusserlichen Nachahmung der Sara, in Lessings Spuren wandelte und an einer Zeitschrift sich betheiligte, welche der neuen englischen Richtung huldigte und Gottsched entgegenwirkte.

Beiläufig sei erwähnt, dass dies Blatt (in Bd. VII. Stück 47. S. 408—417, v. J. 1756) eine prosaische Uebertragung der „Satire wider den Menschen" von Rochester enthält, von welcher im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" vier Verse als Vorboten des „Werther" citiert werden. Die Verse lauten in dieser Uebertragung:

„Denn leitet ihn Alter und Erfahrung Hand in Hand zum Tode, und lehrt ihn, nach einer schmerzlichen und langen Nachforschung, erkennen, dass er in seinem ganzen Leben im Irrthum gewesen sey."

Goethes Lothringische Reise

noch einmal.

Von

G. von Loeper.

Am Schlusse des kleinen Artikels über Goethes Lothringische Reise („Archiv“ Bd. 7. S. 533) hatte ich auf die Handschrift der bei Schöll („Briefe und Aufsätze“) abgedruckten Briefe Goethes aus seiner Strassburger Zeit hingewiesen. Von dieser Handschrift habe ich seitdem Einsicht genommen, ohne jedoch eine bestimmte Aufklärung über die Frage zu gewinnen, ob der Brief an Fränzchen „Saarbrück am 27. Juni“ demjenigen „An Mamsell F. am 14. Octbr.“ vor- oder nachgehe. Gleichwol liegt in dieser Handschrift ein die Annahme von der Priorität des Juni-Briefs unterstützendes Moment.

Die Aufeinanderfolge der Briefe auf jenen acht Folioblättern ist nicht entscheidend für ihre zeitliche Folge. Der der Zeit nach letzte, der Condolenzbrief an die Grossmutter Textor vom Februar 1771, eröffnet die ganze Sammlung, und ihm folgt unmittelbar und auf derselben Seite das viel frühere kleine Billet an Engelbach vom „10. Sept. 70“. Auch der Brief an die Klettenberg, mit der Anrede: „Gnäd'ge Fräulen“, vom 26. August (1770) steht *vor* dem an Hetzler den jüngern vom 24. desselben Monats. Der Brief „Saarbrück am 27. Juni“ eröffnet ein neues Blatt desjenigen Bogens, auf welchem sich der Schluss des Briefes an Hetzler den ältern vom 28. Sept. und das Schreiben an Mamsell F. vom 14. October findet; dieser Bogen ist mit einigen andern zusammengeheftet und -geklebt, und dadurch sind die Blätter in die gegenwärtige Lage gekommen, wonach das Blatt mit dem Saarbrücker Briefe zufällig die letzte Stelle einnimmt. Auf die Beurtheilung der Entstehungszeit des Briefes ist dies um so weniger von Ein-

fluss, als ja, wie auch Schöll angibt, nur Copien vorliegen, welche, wie sie alle nach einander auf grobes Schreibpapier in Folio, ohne Ränder, klar und fast ganz ohne Correcturen zusammengeschrieben sind, den Stempel der gleichzeitigen sorgfältigen Anfertigung tragen. Nur der vielfach corrigierte Brief an die Grossmutter sieht aus wie der erste Entwurf selbst; die übrigen halte ich für Abschriften nach aufbewahrten Concepten, bestimmt zur vertraulichen Mittheilung an die nächsten angehörigen, die Eltern oder die Schwester, welche nach der Auflösung des väterlichen Hauses an den Briefsteller zurückgelangten und so vor dem Untergange gerettet wurden. Auffallend bliebe immer, dass Goethe auch Schreiben, wie das kurze an Freund Engelbach in Buchsweiler, erst im Concept hätte niederschreiben sollen. Oder war das eine ihm vom väterlichen Hause damals noch anklebende pedantische Gewöhnung?

Wenn die Sammlung auch keineswegs alle im ersten Strassburger Semester von Goethe anderswohin als an das Elternhaus gerichtete Schreiben enthält (es fehlen z. B. die an Limprecht), so würden sie doch, setzte man den Saarbrücker Brief in den Juni 1770, sämmtlich dem Briefconcepte an die Grossmutter voraufgehn, und der October 1770 als die äusserste Zeitgrenze der Abschriften anzusehen sein. Setzte man den Saarbrücker Brief dagegen in den Juni 1771, so würde die Frage nach der Entstehung der Handschrift viel verwickelter; es wäre auffallend, dass von der reichen, uns bekannten, Correspondenz der letzten Strassburger Zeit, den Briefen an Herder, an Salzmann, an Friederike, keine Spur, und nur jener Reise-Brief, als einziger Ueberläufer, in diese Sammlung gelangt wäre. Dies ist zum mindesten unwahrscheinlich, und insofern unterstützt die Handschrift, in Verbindung mit den im vorigen Artikel auseinandergesetzten Gründen, die Annahme, dass der Saarbrücker Brief und damit die Lothringische Reise überhaupt schon in den Sommer 1770 falle.

Goethes Satyros oder der vergötterte Waldteufel

gedeutet von

Wilhelm Wilmanns.

Nachdem für die Deutung des Jahrmarkts zu Plundersweilern die Bahn gefunden ist, bleibt unter den kleinen Goetheschen Dramen, die man unter dem Namen „Possen und Fastnachtsspiele“ zusammenzufassen pflegt, nur noch eins, das sich bis jetzt spröde dem Verständniss entzogen hat: der „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel“. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt das Räthsel zu lösen. Riemer, dessen nahe Beziehung zu Goethe zuverlässige Kenntniss vermuthen liess, versicherte, der Schweizer Doctor Christoph Kaufmann sei gemeint, Goedeke findet das Urbild des Satyros in Heinse, dem Verfasser des Ardinghello und der Hildegard von Hohenthal; viele sahen mit Gervinus in dem Stück eine Satire auf Basedow, noch andere meinen, es gehe auf Rousseaus Nachahmer überhaupt. Aber keine von diesen Auslegungen kann befriedigen.

Zwar die Ansicht, dass im Satyros die Uebertreibungen Rousseaus und seiner Anhänger verspottet werden, ist, wie sich herausstellen wird, nicht ganz unrichtig, aber sie trifft auch nicht das richtige; sie bezeichnet zwar ungefähr die Gegend, in welcher die Wahrheit zu suchen ist, aber sie dringt nicht bis zur Wahrheit vor, sie hat die allgemeinen Gedanken, die in dem Drama vorgetragen werden, berücksichtigt, aber weder Goethes ausdrückliche Angabe,* dass er eine bestimmte Person im Auge gehabt habe, noch die Composition des Dramas, die Entwickelung der Handlung, die Gruppierung der

* Dichtung und Wahrheit (Hempelsche Ausgabe) 22, 109.

Personen, welche nothwendig zu der Annahme führen, dass der Dichter Personen und Verhältnisse der realen Welt dargestellt habe. Keine Deutung kann genügen und ausreichen, die nicht auf eine bestimmte Person führt; aber die drei, in deren Namen man bis jetzt Ansprüche geltend gemacht hat, sind abzuweisen. Es ist weder abzusehen, wie ihre Gedanken, noch wie ihre persönlichen Verhältnisse in Goethes Drama dargestellt wären.

So hatte denn der neueste Herausgeber* guten Grund, wenn er es für geboten erachtete, die ganze Frage noch als eine offene zu betrachten. Ob seine Hoffnung, es könne sich im Laufe der Zeit eine bestimmte Notiz finden und auf einen zuverlässigen Weg führen, sich erfüllen werde, weiss ich nicht. Vielleicht aber findet verständige Betrachtung den Weg auch ohne solche Notiz.

Die Hauptfiguren des Dramas sind der Eremit und der Satyros. Mit einem Monolog des Eremiten beginnt dasselbe; seine Betrachtungen über das glückliche Leben der Einsamkeit werden durch den Satyr gestört, der mit zerbrochenem Bein und wüstem Geschrei Einlass begehrt. Der Einsiedler nimmt ihn auf, verbindet ihn, speist ihn und bietet ihm sein Lager zur Erholung. Während er sich dann entfernt, um für den verwöhnten Gast bessere Nahrung zu holen, fühlt dieser seine Kräfte wieder erwachen, schaut sich in der Clause um, wirft den Herrgott des Einsiedlers ins Wasser, und eignet sich einen Fetzen Leinwand an, um mit dieser dürftigen Hülle unter Menschen erscheinen zu können. Auf einer schönen Wiese trifft er zwei Mädchen, die gegangen sind Wasser zu holen. Beide lauschen seinem Gesange, aber während Psyche auch an seinem persönlichen aussehen gefallen findet, fühlt Arsinoe geheimes grauen. Als der Satyr von seinen hohen Künsten spricht, geht sie hin ihren Vater Hermes zu rufen, der gleichfalls in solchen Dingen erfahren sei, und gibt Psychen Gelegenheit sich der feurigen Umarmung des Satyrs zu erfreuen. — Bald kömmt Hermes und begrüsst den Fremdling; allerlei Volk drängt sich hinzu, der Satyr verkündet seine

* Strehlke (Hempelsche Ausg.) 8, 148.

Weisheit, das Volk hört und staunt und ruft ihn eben als Gott aus, als der Einsiedler heftig unter die Menge tritt und Klage gegen das Thier erhebt wegen des vernichteten Herrgotts und des gestohlenen Lappens. Aber das gläubige Volk bedroht den Lästerer und verlangt sein Opfer. Hermes lässt ihn in seine Wohnung abführen. Dort findet der Einsiedler Rath und Hilfe bei Hermes Frau Eudora. Sie hat die wahre Natur des Götzen erkannt und baut darauf den Plan der Rettung. Sie zweifelt nicht, dass, wenn sie sich in ungestörter Ruhe des Tempels den Augen des Satyrs zeige, dieser einen Angriff auf sie versuchen und sie in seine Arme zwingen werde. Dann sollen die Pforten geöffnet und dem Volk die Majestät des Gottes enthüllt werden. So geschieht es denn auch. Hermes hört sein Weib um Hilfe rufen, dringt ein, der Waldteufel ist erkannt und muss das Feld räumen.

Um dem Leser die Uebersicht der durch mancherlei Episoden unterbrochenen Abhandlung zu erleichtern, schicke ich die Resultate voraus.

Den Stoff des Dramas bilden Ereignisse, die sich in den Jahren von ca. 1760—64 zugetragen haben. In der Mitte derselben steht Rousseau, der Eremit. Der Sturm, den das Volk gegen ihn erhebt, bezeichnet die Bewegung, die im Jahre 1762 Rousseau zur Flucht aus Paris zwang. Der Satyros, der ihm gegenübersteht, ist d'Alembert; Psyche Fräulein Lespinasse. Von den andern Personen nachher. — Die Quelle, aus der Goethe schöpfte, waren briefliche Aufzeichnungen, die aus dem Kreise von Rousseaus Freunden und Verehrern stammten und zum Theil jedesfalls auf Mittheilungen aus seinem Munde zurückgiengen, wahrscheinlich Briefe von Julie Bondeli, der bekannten Freundin Wielands und der Frau La Roche. — Goethe lernte den Stoff im September 1772 kennen, als er mit Leuchsenring im Hause der La Roche zusammentraf und dieser die Gesellschaft durch Mittheilung seiner Briefschätze unterhielt.

Der ideelle Schwerpunct des Stückes liegt in den Lehren des Satyros; sie fassen wir zuerst ins Auge. In zwei Acten entfaltet er vor dem Volke die hohe Weisheit, die ihn zu göttlichen Ehren erhebt. Die erste Predigt, als ein vorberei-

tender Cursus, verkündet Rousseaus Naturevangelium.

Hermes stutzt vor der nackten Erscheinung:

Satyros. Siehst an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackte Schultern, Brust und Lenden,
Meine lange Nägel an den Händen;
Da ekelt Dir's vielleicht dafür?
Hermes. Mir nicht.
Psyche. Mir auch nicht.
Arsinoe (für sich). Aber mir!
Satyros. Ich wollt' sonst schnell von hinnen eilen
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn Ihr Euer unselig Geschick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die Euch beschimpfen,
Mir als Vorzug entgegen rümpfen.
Hermes. Herr, es ist eine Nothwendigkeit.
Psyche. O, wie beschwert mich schon mein Kleid!
Satyros. Was Noth! Gewohnheitsposse nur
Fernt Euch von Wahrheit und Natur,
Drin doch alleine Seligkeit
Besteht und Lebens-Liebens-Freud';
Seid All' zur Sklaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt Ihr allzusammt!
Einer aus dem Volk. Wer mag der mächtig' Redner sein?
Ein Andrer. Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.
Satyros. Habt Eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven versessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Märchen von weiten.
Das Volk. Weh uns! Weh!
Satyros. Da Eure Väter, neugeboren,
Vom Boden aufsprangen,
In Wonnetaumel verloren,
Willkommelied sangen
An mitgeborner Gattin Brust
Der rings aufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten,
Sich zu Göttern entzückten.
Und Ihr — wo ist sie hin, die Lust
An sich selbst? Siechlinge, verbannet nur!
Das Volk. Weh! Weh!
Satyros. Selig, wer fühlen kann,

Was sei: Gott sein, Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäussert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks
Und nun, ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt, was Leben sei!
Stehn auf seinen Füssen,
Der Erde geniessen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten sich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kastanien
Ein herrlicher Frass!

Das Volk. Rohe Kastanien! O, hätten wir's schon!

Satyros. Was hält Euch zurücke
Vom himmlischen Glücke?
Was hält Euch davon?

Das Volk. Rohe Kastanien! Jupiters Sohn!

Satyros. Folgt mir, Ihr Werthen,
Herren der Erden,
Alle gesellt!

Das Volk. Rohe Kastanien! Unser die Welt!

So ziehen sie hinaus, kauern wie Eichhörnchen unter den Bäumen des Waldes und nagen an den Kastanien.

Es ist Rousseaus Naturevangelium, das hier der Satyros in seiner Weise verkündigt. Die wesentlichen Gedanken finden wir zu Anfang von Rousseaus Abhandlung über die Ungleichheit* wieder. Das Bild von den Leutchen im Walde, die sich von den Kastanien nähren, entspricht, abgesehen etwa von der Geselligkeit, dem Bilde, das sich Rousseau von seinem Naturmenschen macht. „Ich sehe ihn," sagt er,** „wie er sich sättigt unter einer Eiche, an der nahen Quelle den Durst stillt und sein Lager am Fusse desselben Baumes findet, der ihm seine Nahrung bot. Damit sind seine Bedürfnisse befriedigt; der natürliche Mensch isst, trinkt und schläft." — Wie der Satyros die Kleidung und Behausung nur als eine Ge-

* Oeuvres complètes de J. J. Rousseau (Paris, Hachette. 1862) 1, 82 ff.

** a. a. O. 1, 85.

wohnheitsposse ansieht, so glaubt auch Rousseau behaupten zu dürfen,* dass derjenige, welcher sich zuerst einen Rock verfertigte oder ein Haus baute, sich damit in den Besitz ziemlich überflüssiger Dinge gesetzt habe. Denn für den Naturmenschen sei die Nacktheit, der Mangel einer Wohnung, die Entbehrung aller der unnützen Dinge, die wir für so nothwendig halten, kein grosses Unglück und kein Hinderniss für die Erhaltung. — Wie der Satyros die civilisierten Menschen als elende Sklaven und als Siechlinge ansieht, so leitet auch Rousseau die unerträgliche Knechtschaft und die tausend Uebel, an denen das Menschengeschlecht krankt, aus der Cultur her. Nur der Naturmensch erfreut sich einer festen unveränderlichen Gesundheit: stark und kräftig schon von Geburt, wird er es noch mehr durch die Lebensweise, die er zu führen gezwungen ist; erst in der Gesellschaft wird er Sklave, schwach, furchtsam, verliert Kraft und Muth.** — Wie der Satyros verlangt, dass man sich des fremden Schmuckes entäussere und des lästigen Druckes entledige, so verlangt auch Rousseau, dass man den Schmuck des Körpers und des Geistes verwerfe, so weit er die Natur einzwängt.***

Man darf wol annehmen, dass Goethe Rousseaus berühmte Abhandlung selbst gelesen habe; mit noch grösserer Bestimmtheit aber, dass er die Rousseauschen Gedanken, die er hier vorträgt, auch in anderer als in der Originalform kennen lernte. Denn sie erfüllten damals die ganze Welt; in Gesprächen mit Freunden wie Herder† und Kestner fand sich gar häufig Gelegenheit diese Ansichten zu hören und zu besprechen, und manche Schrift wird Goethe gelesen haben, die in freundlichem oder feindlichem Sinne ihrer gedachte. An Wielands Abhandlungen gegen Rousseau†† ist in erster Linie

* a. a. O. 1, 89.

** a. a. O. 1, 86 f.

*** Emile l. 5 (oeuvres 2, 158).

† In wie hohem Masse Herder Einfluss übte, hat mir Scherer gezeigt, der das in einer selbständigen Abhandlung darlegen wird.

†† Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen (Wielands sämmtliche Werke. Lpz. Göschen 1840. 29, 161). — Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren

zu denken. Wie weit Goethes Darstellung durch solche Einwirkungen beeinflusst ist, lässt sich natürlich nicht bestimmen; dass sie aber stattgefunden haben, ist sicher.

In den Worten: „Nichts ganzes habt ihr allzusammt" glaube ich Hamann-Herdersche Anschauungen zu vernehmen; die Verse: „Der Baum wird zum Zelte, zum Teppich das Gras, und rohe Kastanien ein herrlicher Frass," bekunden, wie Loeper bemerkt hat,* eine Reminiscenz aus einer Komoedie Palissots, in der die modernen Philosophen verspottet werden und Crispin, allant à quatre pattes, folgende Verse declamiert:

En nous civilisant, nous avons tout perdu,
La santé, le bonheur, et même la vertu.
Je me renferme donc dans la vie animale;
Vous voyez ma cuisine, elle est simple et frugale.
(Il tire une laitue de sa poche.)

Ob Palissots Satire sonst noch Einfluss gehabt hat, kann ich nicht sagen, da sie mir leider hier nicht zu Gebote steht.** — Dieselben Verse zeigen auch Goethes Bekanntschaft mit einer Wielandschen Schrift. Denn es ist zu beachten, dass, während Rousseaus Naturmensch Eicheln frisst und Palissots Crispin sich an einem Salatkopf delectiert, Goethe sein Völklein mit Ka-

---

Stand der Natur des Menschen zu entdecken (29, 201). — Ausserdem die Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Africa (29, 241). Vgl. Loeper, zu Dichtung und Wahrheit 22, 358.

* Goethe 20, 307.

** Ebensowenig kenne ich zwei Schriften, die möglicher Weise in Betracht kommen: l'homme plante und la vie heureuse [vgl. Nérée Quépat, essai sur La Mettrie. Paris, 1873. 12°. S. 188 und 191 f.]; auf diese Schriften stützte Palissot seine Angriffe gegen die Encyklopaedisten: „ces livres détestables, contre lesquels il s'élève avec une juste indignation, sont d'un médecin nommé La Métrie, natif de Saint-Malo, de l'académie de Berlin, qui les composa à Berlin il y a plus de douze ans, dans des accès d'ivresse. Ce La Métrie n'a jamais été en relation avec aucun des citoyens qui sont maltraités dans la pièce des Philosophes." Voltaire (Oeuvres par Beuchot. Paris 1839) 14, 185. — Ueber Palissots Komoedie s. Voltaire a. a. O. — Rousseau, Confessions (oeuvres 6, 99), Déclaration relative au pasteur Vernes (6, 201). — Goethe 31, 124 ff. (54. 56. 60. 68). 138 f.

stanien nährt. In der Abhandlung „über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken“ spottet nämlich Wieland darüber, dass Rousseau seinen Naturmenschen die Speise unter einer Eiche suchen lasse*: „Vermuthlich muss dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den arbitris lautitiarum selbst — gegessen werden.“ Dass Goethe diese Abhandlung Wielands gekannt habe, lässt sich auch anderweitig darthun.

Also Rousseausche Sätze werden in der ersten Predigt des Satyros vorgetragen: sollte der Satyros etwa Rousseau selbst sein? Unmöglich! An keinem andern Schriftsteller, von Shakespeare etwa abgesehen, hat Goethe mit so inniger Verehrung gehangen wie an Rousseau; von keinem, auch Shakespeare nicht ausgenommen, hat er bedeutendere Anregung erhalten. Der Werther ist ganz unter dem Einfluss von Rousseaus Nouvelle Héloise entstanden, und ohne Rousseaus Confessions hätten wir vielleicht nicht Dichtung und Wahrheit. Bekannt ist Goethes Wort,** dass, wer mit diesem ausserordentlichen Manne nur irgend in Verhältniss gestanden hätte, Theil genommen habe an der Glorie, die von ihm ausgieng, und in seinem Namen sei eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet gewesen. Goethe gehörte zu dieser stillen Gemeinde; er fühlte einen unwiderstehlichen Zug zu diesem Geiste, der trotz aller Verschiedenheit ihm innerlich doch so verwandt war. Eine Satire auf ihn zu schreiben wäre Goethe unmöglich gewesen.

Rousseau kann der Satyros nicht sein! — Aber nicht

* 29, 214.
** 22, 105.

genug damit. Es müsste sogar in hohem Masse befremden, wenn Goethe es hätte über sich gewinnen können, Rousseausche Ansichten und Bestrebungen in einem andern zu verspotten. Freilich wissen wir, dass er die paradoxen Ansichten dieses Mannes nicht ohne Kritik aufnahm — „er hält viel von Rousseau," sagt Kestner in Goethes Lebensbild,* „ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben" — aber etwas anderes ist es, Kritik üben und seine geistige Selbständigkeit behaupten, etwas anderes dieselbe in Spott und Hohn kundgeben.

Sieht man sich die Rede des Satyrs genauer an, so nimmt man auch bald war, dass Rousseau hier nicht gemeint ist. Die Uebereinstimmung ist nur oberflächlich, liegt nur in den einzelnen Sätzen; sie verschwindet, wenn man ihre Verknüpfung, ihr Ziel ins Auge fasst, wenn man den Blick auf das ganze richtet. Man gewahrt bald, dass man es in den Declamationen des Satyrs nicht mit Ansichten Rousseaus zu thun hat, sondern mit Ansichten, die dieser selbst als die seiner Feinde und Gegner bezeichnet.

Der Satyros unternimmt es, die Menschen in den Naturzustand zurückzuführen. Rousseau verwahrt sich hiegegen ausdrücklich. „Wie denn!" ruft er in einer Anmerkung zu dem Tractat von der Ungleichheit aus,** „soll man denn nun die Gesellschaft zerstören, das dein und mein vernichten und zurückkehren zum Leben in den Wäldern mit den Bären? eine Consequenz nach der Weise meiner Gegner, der ich ebenso gern vorbeugen, als ihnen die Schande, sie zu ziehen überlassen will." Und wenn man selbst annehmen wollte, dass Goethe, wie andere, diese Verwahrung Rousseaus nicht beachtet hätte, unmöglich konnte er über dessen Gottesglauben wegsehen, der ihn so eigenthümlich von den andern französischen Philosophen unterschied. Den Ausruf des Satyros: „Selig wer fühlen kann, was sei Gott sein, Mann!" würde Rousseau als Blasphemie angesehen haben, als einen frechen Ausdruck des Atheismus und Materialismus, von dem er sich ebenso weit

* Kestner, Goethe und Werther (2. Aufl.) S. 37. Das Schriftstück wird als Concept zu einem Briefe bezeichnet. Man wird es eher als Entwurf zu einem „Portrait de Goethe" ansehen dürfen.

** 1, 138.

entfernt fühlte, wie von dem orthodoxen Kirchenglauben. Das war der Hauptgrund, weshalb er mit den Encyklopaedisten zerfiel. In seinem Emile und anderwärts warnt er vor diesen falschen Propheten:* „Fliehet die, welche unter dem Vorwande, die Natur zu erklären, in die Herzen der Menschen trostlose Lehren säen, und deren scheinbarer Skepticismus hundertmal bestimmter und dogmatischer ist als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem hochmüthigen Vorwand, dass sie allein erleuchtet, wahr, glaubwürdig sind, unterwerfen sie uns herrisch ihren schneidenden Entscheidungen und beanspruchen die unverständlichen Systeme, die sie in ihrer Einbildung gebaut haben, uns für die wahren Principien der Dinge zu geben. Indem sie schliesslich alles, was die Menschen achten, umstürzen, zerstören, unter die Füsse treten, nehmen sie den bekümmerten den letzten Trost ihres Elends, den mächtigen und reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie reissen aus dem Grunde der Herzen die Gewissensbisse des Verbrechens, die Hoffnung der Tugend und rühmen sich noch die Wolthäter des Menschengeschlechtes zu sein. Niemals, sagen sie, ist die Wahrheit dem Menschen schädlich. Ich glaube es wie sie; und sehe darin den besten Beweis, dass, was sie lehren, nicht die Wahrheit ist.“

Zu den Wolthätern der Menschen, die Rousseau hier geisselt, gehört der Satyros. Durch die Anknüpfung an Sätze Rousseaus mag er den oberflächlichen Blick zunächst noch täuschen: in seiner zweiten Predigt entfaltet er rücksichtslos seine ganze materialistisch-atheistische Scheusslichkeit.

Satyros. Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniss, horchet meinem Gesang!
Vernehmt, wie im Unding
Alles durch einander ging,
Im verschlossnen Hass die Elemente tosend,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stossend,
Ohne Feindsband, ohne Freundsband,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.
Das Volk. Lehr' uns! wir hören.
Satyros. Wie im Unding das Urding erquoll,

* 2, 104. Vgl. 6, 26.

Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Dass aufkeimte Begehrungsschwall,
Und die Elemente sich erschlossen,
Mit Hunger in einander ergossen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.

Hermes. Des Mannes Geist ist von Göttern entsprungen.

Satyros. Wie sich Hass und Lieb gebar,
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und, auf und ab sich rollend, ging
Das all und ein' und ewig Ding,
Immer verändert, immer beständig!

Das Volk. Er ist ein Gott!

Hermes. Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer seiner Rede!

Das Volk. Gott! Gott!

Psyche. Heiliger Prophete!
Gottheit! an Deinen Worten, an Deinen Blicken
Ich sterbe vor Entzücken!

Das Volk. Sinkt nieder!
Betet an!

Einer. Sei uns gnädig!

Ein Andrer. Wunderthätig
Und herrlich!

Das Volk. Nimm dies Opfer an!

Einer. Die Finsterniss ist vergangen.

Das Volk. Nimm dies Opfer an!

Einer. Der Tag bricht herein.

Das Volk. Wir sind Dein!
Gott, Dein! ganz Dein!

Beachtenswerth ist die hoch poetische Sprache, in der der Satyros sein Evangelium vorträgt; dem Verkünder einer neuen Lehre lässt die prunkvolle Erhabenheit gut. Es ist der Stil, den Goethe von Herder und Hamann gelernt hatte,* der in seinem Aufsatz (nicht Rede) über Shakespeare zuerst sich spüren lässt, in den Abhandlungen „Von deutscher Baukunst“ und „Ueber zwo wichtige bisher unerörterte biblische

* 22, 60.

Fragen" sowie im Satyros in voller Entfaltung uns entgegentritt.

Wer der Materialist ist, den das Volk zu göttlichen Ehren erhebt, will ich hier noch nicht erörtern. Nur so viel bemerke ich, dass man keinen Grund hat den Verfasser des „Système de la nature" in dem Satyr zu vermuthen. Freilich liegt es nicht fern, an ihn zuerst zu denken. Wir wissen, dass Goethe das Buch schon früh kennen lernte; in Dichtung und Wahrheit* schildert er den Eindruck, den er von demselben erhielt, wie hohl und leer ihm in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe ward, wie ihm darin alles so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vorkam. Wir wissen ferner, dass Goethe nicht nur das Système selbst kannte, sondern auch manches, was dagegen geschrieben war, Voltaires Bemerkungen, dann die Schrift eines gewissen Herz, und Hollands Réflexions sur le système de la nature, deren Uebersetzung er in den Frankfurter gelehrten Anzeigen im Sommer 1773 sogar besprach. Man darf also wol annehmen, dass Goethe, wenn er auch in Dichtung und Wahrheit angibt, dass er die beiden starken Bände nie zu Ende gelesen, doch mit dem Inhalt des Buches — über den die Réflexions übrigens eine vortreffliche Uebersicht geben — wol bekannt war. Aber eben deshalb dürfen wir nicht einen engeren Zusammenhang zwischen ihm und dem Drama annehmen. Denn die Uebereinstimmung zwischen beiden geht nicht weiter, als sie das materialistische System nothwendig mit sich bringt: die ewige Materie und die ewige Bewegung, Attraction und Repulsion der Atome, das ist das gemeinsame. Von den Rousseauschen Sätzen, mit denen der Satyros beginnt, von der Unterscheidung zwischen Unding und Urding und dem lebend wirkenden Ebengesang findet sich in dem Système de la nature nichts.

Die Erkenntniss, dass im Satyros ein Feind Rousseauscher Ansichten dargestellt ist führt zu der Vermuthung, dass der Eremit, den der Satyr so undankbar und boshaft behandelt, entweder Rousseau selbst ist, oder ein Anhänger, der in seinen Ansichten mit dem Meister völlig überein kam. An Rousseau

* 22, 43.

selbst zu denken und bei ihm zunächst stehen zu bleiben erscheint um so gerechtfertigter, als keinem andern das Gewand des Einsiedlers angemessener wäre als ihm, dem Freund der einsamen Natur, der so gern als ermite und solitaire lebte, sich selbst oft so nennt.

Den Wunsch, sich zeitweise aus der Unruhe des Welttreibens zurück zu ziehen, theilen viele Menschen; bei Rousseau war es kein vorüber gehender Wunsch, es war eine ewige krankhafte Sehnsucht. Im Gewühl der Menschen hielt er es nicht aus; in den Städten brannte ihm der Boden unter den Füssen; in der Stille des Landlebens fand er Ruhe und Zufriedenheit, fühlte er die Brust freier, das kranke Herz erleichtert. Sein ganzes Leben, seine Philosophie, seine Briefe, seine Confessions, die Nouvelle Héloise liefern die Beweise. Wie ein schwerer Druck lastet auf St. Preux das gesellschaftliche Leben mit seinen leeren Formen, seinem gedankenlosen Geschwätz, seiner Selbst- und Skandalsucht.* Die glühenden Farben des Gemäldes, das er der geliebten vom grossstädtischen Leben entwirft, treten durch den Gegensatz zu dem lieblichen idyllischen Landleben der Schweiz um so greller hervor.** — Die Jahre, die Rousseau mit der Mama Warens in selbstvergessenem Stillleben zugebracht hatte, sind die glücklichsten seiner Jugend. Als er wider Willen in die Welt geworfen wird, hört er nicht auf sich nach seinen lieben Charmettes zurück zu sehnen und dem süssen Leben, das er dort geführt hatte. „Ich fühlte mich für die Zurückgezogenheit und das Landleben geschaffen," sagt er zu Anfang des neunten Buches seiner Confessions;*** „es ist mir unmöglich, anderswo glücklich zu leben: in Venedig, im Zuge öffentlicher Angelegenheiten, in der Würde einer Art von Repraesentation, in der stolzen Hoffnung einer ehrenvollen Laufbahn; in Paris, in dem Wirbel des grossen Verkehrs, in der Lust der Gesellschaften, im Glanz der Schauspiele, im Weihrauch der Eitelkeit — kamen mir immer meine Büsche, meine Bäche, meine einsamen Spaziergänge in den Sinn, zerstreuten, betrübten mich und entrissen mir Seufzer der Sehnsucht." Als er das

* 2, 14. ** 2, 16—21. *** 6, 1.

anerbieten der Frau von Epinay angenommen hatte, die Ermitage, ein kleines Gartenhäuschen im Walde von Montmorency zu beziehen, lässt ihm die Ungeduld keine Ruhe den Eintritt der schönen Jahreszeit zu erwarten. Sobald seine Wohnung bereit war, eilt er hinaus unter dem grossen Hohngeschrei seiner philosophischen Freunde, die laut vorher sagten, dass er es nicht drei Monate in der Einsamkeit aushalten würde. — Nach dem Bruch mit Frau von Epinay bezieht er eine kleine Gartenwohnung in Mont-Louis, oder er wohnt in dem sogenannten kleinen Schlosse, mitten im Park von Montmorency, wo ihm der Marschall von Luxemburg eine Stätte bereitet hatte. Nach der Stille des Landlebens verlangte ihn nachher in den unglücklichen Jahren, wo er als Flüchtling vergebens Schutz in der freien Schweiz suchte; in die Stille des Landlebens zieht er sich während seines Aufenthaltes in England zurück. „Naturbetrachtung und Naturbewunderung ist ihm (wie unserem Eremiten) Gottesdienst.“* St. Preux beklagt den unglücklichen Wolmar,** in dessen Augen das lebendig beseelte Schauspiel der Natur todt ist, dessen trauriger Atheismus in dieser grossen Harmonie der Wesen, wo alles Gott mit so süsser Stimme verkündet, nichts vernimmt als ewiges schweigen. Er beklagt das traurige Schicksal Juliens, die bei ihrem Gemahl kein Verständniss für ihre zartesten Gefühle findet. Während sie in dem reichen und glänzenden Schmuck, den die Erde ausbreitet, das Werk und die Gaben des Schöpfers bewundert, sieht er darin nur eine zufällige Combination, wo alles nur durch eine blinde Nothwendigkeit gefesselt ist. — Rousseau hat es, wie keiner vor ihm, verstanden, dem mitfühlen der unbewussten Welt Worte zu verleihen, weil keiner vor ihm so leidenschaftlich und so bewusst die Natur gesucht hat. „Er ist für die Entwickelung des Naturgefühls im achtzehnten Jahrhundert epochemachend.“ Goethe hat ihn übertroffen, aber Goethe hatte Rousseau zum Vorbild.

Rousseau, der Freund der Einsamkeit und der Natur,

* Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 173 ff.
** 5, 5.

konnte wol als Eremit in unsere Dichtung treten. Freilich zeigt unser Einsiedler nicht die schwermüthigen Züge, die Rousseaus Bild in unserer Vorstellung anzunehmen pflegt; sein Monolog hat nichts von der düstern Gluth, die uns aus Rousseaus Werken entgegen leuchtet. Aber Goethes Darstellung begreift sich. Man bedenke den Charakter der poetischen Gattung, der das Stück angehört; man bedenke, dass Rousseaus Confessions, auf denen unsere Vorstellungen vorzugsweise beruhen, für Goethe noch unbekannt waren; man übersehe auch nicht, dass die Vorstellung eines Rousseau, der in stereotyper Schwermuth menschenscheu die Pfade der Einsamkeit wandelt, dem wirklichen Rousseau keineswegs gemäss ist.

Es dünkt mich eine der schwersten Aufgaben, Personen der Vergangenheit sich so vorzustellen, wie sie, wechselnd nach den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung und Offenbarung, den Zeitgenossen erschienen. Wir tragen ein Bild von ihnen im Herzen, in welchem wir die Züge, die aus dem ganzen leben und wirken als die bedeutsamsten hervorgetreten sind, zusammengefasst haben. Man kann sagen, dass dieses Idealbild eigentlich das treuste und wahrste ist, wird sich aber andererseits nicht verhelen, dass dasselbe von dem Eindruck, den eine Person zu einer bestimmten Zeit auf bestimmte Menschen macht, gar oft sehr verschieden sein muss. Sittliche Begeisterung, verzehrende Gluth der Empfindung, düstre Schwermuth sind hervorstechende Züge in Rousseaus Idealbild, in dem Bilde des wirklichen Rousseau traten sie keineswegs immer hervor. Er konnte wie ein biedrer Handwerksmann Spitzen klöppeln, in anspruchsloser Unterhaltung mit den Leuten aus dem Volke verkehren, als munterer Gesellschafter an heiteren Ausflügen sich betheiligen.

„Rousseau ist oft in Neufchatel; er belustigt sich dort Emile heranzubilden, er wählt dazu Männer von dreissig bis vierzig Jahren, die niemals zwei Meilen Wegs zu Fuss gemacht haben; diese lässt er laufen wie Windhunde.“ So schreibt seine treue Verehrerin Julie Bondeli im Sommer 1765,*

---

* Bodemann, Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis (Hann. 1874) S. 115.

sie meldet uns damit nicht nur eine Thatsache, sondern sie charakterisiert sie zugleich; sie schildert uns Rousseaus Stimmung und betragen zu einer Zeit, wo er doch so viel Ungemach zu erleiden hatte. Er selbst erzählt uns* von einem Ausfluge, den er in Gesellschaft von andern Männern im Jahre 1762 machte, wie sie da heiter waren wie die Kinder, in Ermangelung der Gläser den Wein durch Strohhalme aus der Flasche sogen und um die Wette nach dem dicksten Halm suchten. Das war am 8. Juni, am Tage vor seiner Flucht aus Paris. Man muss sich solche Züge gegenwärtig halten, und der Unterschied zwischen Rousseau und Goethes Eremiten, der auf den ersten Blick so bedeutend erscheint, schwindet. Goethe kannte St. Preuxs Feuer der Liebe und seinen leidenschaftlichen Hang zur einsamen Natur, beides empfand er nicht weniger lebhaft als Rousseau, beides hat er, sicherlich nicht weniger wahr und wirksam, im Werther dargestellt. Warum sollte der Verfasser der neuen Heloise, wenn er selbst nur unbehelligt blieb, nicht ebenso heiter ins Welttreiben schauen können wie der des Werther? Je näher Goethe damals sich mit Rousseau verwandt fühlte, je mehr er in dessen Werken einen Spiegel seines eigenen Wesens sah, um so unbedenklicher musste er ihm seine eigenen Züge leihen.**

Die Annahme, dass Rousseau der Eremit sei, ist natürlich vor der Hand nichts als eine ganz unerwiesene Hypothese, aber eine Hypothese, die uns den Weg in die wunderlichen Geheimnisse der Dichtung öffnet und durch die Aufschlüsse, zu denen sie führt, selbst ausser Zweifel gesetzt wird. — Zunächst erörtere ich das verhalten des Satyrs gegen den Eremiten.

Als der Satyr neu gekräftigt erwacht, schaut er in der Wohnung des Eremiten um:

Das ist eine Hunde-Lagerstätt!
Ein's Missethäters Folterbett!
Aufliegen hab' ich than mein'n Rücken;
Und die Unzahl verfluchte Mücken!

---

* 6, 130.

** Vgl. zu dem Monolog des Eremiten Goethes Werther, Brief vom 10. Mai (14, 18).

Bin kommen in ein garstig Loch.
In meiner Höhl', da lebt man doch,
Hat Wein im wohlgeschnitzten Krug
Und fette Milch und Käs' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuss betreten? —

Da ist dem Kerl sein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten,*
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.
Mir geht in der Welt nichts über mich;
Denn Gott ist Gott und Ich bin Ich.
Ich denk', ich schleiche so hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!

Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nu wär' so ein Spass.
Die Maidels laufen so vor mir;
Ich denk', ich bind's so etwa für.

Seinen Herrgott will ich runter reissen
Und draussen in den Giessbach schmeissen.

Dass der Satyr das Crucifix wegwirft, scheint sich aus seinem Atheismus genügend zu erklären, dass er die Leinwand sich aneignet, muss auf einen Diebstahl an geistigem Eigenthum zielen; denn unmöglich kann ein gewöhnlich Stück Zeug gemeint sein. Zunächst wird man an die Sätze aus den Rousseauschen Schriften denken, die der Satyr nachher anwendet, um

---

* Vgl. Wieland 29, 266. Abulfauari erwägt: „Warum sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, dass Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel — eine Meerzwiebel sey? — dass der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; dass der Ibis uns nützlich sey, weil er unsere Schlangen isst, und dass ihm unsre Aerzte vielleicht das Geheimniss des Klystiers abgelernt haben; dass die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sey, verdickte Säfte zu zertheilen, aber, dass schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?“

das Volk für die höhere Stufe der Weisheit vorzubereiten. Aber sonderbar erscheint doch bei dieser Auslegung der Gebrauch, den der Satyr von dem Fetzen macht. Rousseaus Naturevangelium, die Empfehlung der nackten Thierheit, wäre doch wol eher geeignet die Maidels zu verscheuchen als zu fesseln. Auch macht der Satyr, als er gleich nachher Psyche und Arsinoe trifft, davon keinen Gebrauch; er bezaubert sie vielmehr durch seinen Gesang. Wenn hienach die Deutung bedenklich erscheint, so wird sie geradezu unmöglich durch die Art, wie sich der Einsiedler bei Eudora über den Diebstahl und sein Missgeschick beklagt. Er jammert, dass er geopfert werden soll:

> Ich bin der erste Märtyrer nicht,
> Aber gewiss der harmlosen einer —
> Um keiner Meinungen, keiner
> Willkürlichen Grillen,
> Um eines armen Lappens willen,
> Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
> Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
> Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Also philosophische Meinungen und Grillen, wie sie der Satyr in seinen Predigten vorträgt, sind mit dem Lappen jedesfalls nicht gemeint; es muss etwas andres sein.

Aufschluss über den Diebstahl und über den Dieb geben Rousseaus Confessions. D'Alembert ist es, den er der Unthat bezichtigt. Schon als Rousseau noch in Mont-Louis in seinem Gartenhause wohnte, argwöhnte er,* dass d'Alembert auf unehrlichem Wege sich Blätter und Druckbogen des Contrat social und Emile aus seinem Arbeitszimmer verschafft habe. Oefters hatte er morgens seine Papiere in Unordnung gefunden, und einmal war es sogar vorgekommen, dass ein ganzes Bändchen einen Tag und zwei Nächte völlig verschwunden war, aber am Tage nachher wieder auf dem Tische lag. — Schlimmerer Verdacht traf bald nachher den früheren Freund.** Als Rousseau 1763 in Motiers im Val de Travers anfieng seine Memoiren zu schreiben und zu dem Zweck seine Briefe

* 6, 124. ** 6, 150.

ordnete und durchsah, wurde er eine Lücke gewar, die vom October 1756 bis zum März 1757 reichte. Die Entdeckung beunruhigte ihn, er sah auch seine anderen Papiere durch, und in der That, er findet, dass auch noch anderes abhanden gekommen. Namentlich die Morale sensitive und der Auszug aus den Aventures de milord Edouard.

Rousseau nahm an, dass der Diebstahl vollführt wäre, nachdem er Frankreich verlassen hatte. Seine Papiere nämlich waren, da er schleunig fliehen musste, zunächst im Gewahrsam des Marschalls von Luxemburg zurückgeblieben und ihm später nachgeschickt worden. Er dachte darüber nach, wer ihm den Schaden zugefügt haben könnte. Den Roman, glaubte er, habe sich Mme. de Luxembourg angeeignet; unmöglich aber konnte sie das andere veruntreut haben, was hätte sie damit thun sollen? — Rousseau blieb lange im dunkeln. Endlich verfiel er auf d'Alembert. „Das einzig verständige," sagt er, „was mir in den Sinn kam, nachdem ich mich lange gequält hatte den Urheber des Diebstahls zu entdecken, war ihn d'Alembert zur Last zu legen; denn der hatte sich schon bei Mme. de Luxembourg eingenistelt und hatte Mittel finden können meine Papiere zu durchstöbern und wegzunehmen, was ihm gefiel, Briefe sowol als Manuscripte; sei es um mir Ungelegenheiten zu bereiten; sei es um zu behalten, was er nutzen konnte. Ich vermuthete, dass er, irre geleitet durch den Titel Morale sensitive den Plan zu einem wirklich materialistischen Tractat zu finden gehofft hatte; man kann sich denken, welchen Gebrauch er daraus gegen mich würde gemacht haben. Aber sicher, dass er durch eine Prüfung des Conceptes bald enttäuscht sein würde, und entschlossen der Schriftstellerei überhaupt zu entsagen, machte ich mir wenig aus diesen Diebstählen. Sie waren übrigens nicht die ersten dieser Hand, die ich ertragen hatte ohne mich zu beklagen." — Rousseau verschweigt nicht, was das für ein still erduldeter Diebstahl war. In einer Anmerkung zu unserer Stelle und ausführlicher noch in einer anderen zu den Dialogen* erzählt er, d'Alembert habe in seinen Élémens de musique

* 6, 218.

die Artikel ausgezogen, die ihm für die Herausgabe in der grossen Encyklopaedie anvertraut waren. Die Élémens de musique erschienen zuerst anonym 1752, in zweiter vermehrter Ausgabe mit dem Namen d'Alemberts 1762, in demselben Jahre, in welches, wie wir sehen werden, das Hauptereigniss unseres Stückes fällt. Als Rousseau in Motiers sich daran machte, sein Dictionnaire de musique abzuschliessen, erfüllte ihn die Erinnerung an die unredliche Benutzung seines Manuscriptes mit neuem Ingrimm.

Was das für ein Lappen ist, den der Satyr dem Einsiedler stiehlt, scheint ziemlich klar. Es sind die musicalischen Artikel gemeint. Mit seinen mathematisch-physicalischen Werken konnte d'Alembert beim grossen Publicum nicht viel Beifall einernten, er bedurfte eines Lappens seine Blösse zu decken, eines Lappens, der ihn namentlich bei den jungen Damen empfehlen konnte; er stiehlt dem Einsiedler die Musik und führt sich durch sie bei Psyche und Arsinoe ein. — Scherer bemerkt, dass der Satyr in dieser Scene sich selbst als einen zweiten Orpheus darstelle:

„Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluss gerührt",

als Orpheus, der die Himmelsgabe der Musik den Menschen brachte: so beglückte d'Alembert die Gesellschaft mit den Élémens de musique.

Wenn die Leinwand eine bestimmte Bedeutung hat, so fühlt man sich versucht auch für die Vernichtung des Gottesbildes eine solche anzunehmen. Man könnte vermuthen, dass sie auf die Morale sensitive geht, in der Rousseau nothwendig seinen eigenthümlichen Deismus hätte entwickeln müssen.* Aber geboten erscheint diese Annahme nicht, und es widerspricht ihr, dass die Entwendung der Morale sensitive jedesfalls später stattfand als die im vierten Act dargestellten Ereignisse.

Ob Rousseaus Angaben über d'Alembert begründet sind oder nicht, darauf kömmt es nicht an. Es ist genug, dass

* Vgl. Rousseaus Angaben 6, 7. 84.

er die Thatsachen so darstellte und erklärte. Denn auf ihn selbst muss in letzter Linie zurückgehen, was Goethe im Satyros behandelt hat. Erzählungen Rousseaus aus seinem Leben, begierig erfasst und gläubig hingenommen von seinen Verehrern und geschäftig in Briefen verbreitet, werden sich als Quelle ergeben.

Der Eremit bezeichnet das entwendete Manuscript als einen Lappen. Es entspricht das dem Rousseauschen Sprachgebrauch. Wo er in den Confessions von dem Diebstahl spricht*, bezeichnet er den Auszug aus den Abenteuern Eduards als chiffon. Und denselben Ausdruck braucht er im Jahre 1763 in einem Briefe an die Gräfin von Boufflers**, wo er mit Sorgen an die Zeit denkt, wenn er seine Frau allein in der Welt zurücklassen wird, ohne Freunde, „qui la protègent contre l'avarice des gens de loi qui dissiperont mes guenilles et visiteront mes chiffons“.

Wer die französische Litteratur kennt, wird vielleicht zugeben, dass das Verhältniss d'Alemberts zu Rousseau, wie es letzterer darstellt, allerdings merkwürdige Uebereinstimmung mit dem benehmen unseres Satyrs gegen den Eremiten zeige, und doch zu der Annahme, dass es d'Alembert sei, den Goethe als Satyr dargestellt habe, ungläubig den Kopf schütteln. Es wird ihm unmöglich sein, zwischen der Gestalt des bockfüssigen Satyr und dem edeln Bilde d'Alemberts irgend welche Aehnlichkeit zu finden; er wird wissen, dass d'Alembert niemals das Satyr-Evangelium verkündigt hat, dass er nirgends eine Schwärmerei für Rousseaus Naturmenschen an den Tag gelegt, nirgends ein materialistisches System, wie es Goethe entwirft, dargestellt hat, geschweige denn, dass er versucht hätte einen grossen Haufen Anhänger für solche Ansichten zu werben.***

D'Alembert war ein besonnener Forscher, der durch mathematische und physicalische Arbeiten sich die grössten Verdienste und einen wolbegründeten Ruhm erworben hat.

---

* 6, 151. ** 7, 408.

*** Zu dem folgenden vgl. Nouvelle Biographie générale par Firmin Didot 1, 757—785. Oeuvres de d'Alembert (Paris 1805) Vol. 1.

Seine hervorragenden Geistesfähigkeiten überwanden die ungünstigen Verhältnisse, unter denen er seine Jugendzeit verlebte, und brachen trotz des mangelhaften Unterrichtes, den er von einseitigen und beschränkten Lehrern empfangen hatte, bald glänzend hervor. Schon im Jahre 1739 hatte er eine Abhandlung über die Integralrechnung abgefasst, die ihm 1741, dem dreiundzwanzigjährigen, die Pforten der Akademie der Wissenschaften eröffnete. In einer gleichzeitigen Abhandlung untersuchte er die Bewegung eines Körpers, der in schräger Bahn aus einem Fluidum in ein anderes dichteres tritt; eine Reihe anderer physicalischer Arbeiten folgte, über Dynamik, eine allgemeine Theorie der Winde, über das vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, über verschiedene wichtige Puncte des Weltsystems u. s. w., Arbeiten, durch die d'Alembert sich als würdigen Nachfolger Newtons zeigte. Wie Newton hatte er sich dem Studium der mathematischen Naturgesetze gewidmet, war der Gründer einer neuen Wissenschaft geworden, hatte eine neue Rechnungsart gefunden.

In weiteren Kreisen wurde d'Alembert bekannt, als er sich mit Diderot zur Bearbeitung und Herausgabe der gewaltigen Encyklopaedie verband, für welche d'Alembert die Redaction der mathematischen und naturwissenschaftlichen Artikel übernommen hatte. D'Alembert schrieb auch die Vorrede, den berühmten Discours préliminaire de l'encyclopédie*, in dem er versuchte in grossen Zügen die Entwickelung des menschlichen Geistes darzustellen und alleneinzelnen Wissenschaften und Künsten ihre Stelle in demganzen Organismus anzuweisen. Diese Schrift richtete sich natürlich nicht wie die früheren an den kleinen Kreis von Fachgelehrten, sondern war auf ein grösseres Publicum berechnet, aber doch nur auf ein gründlich gebildetes, keineswegs auf den grossen Haufen. Andere Schriften ähnlicher Art, die dem Autor in der französischen Litteratur einen angesehenen Platz sichern, folgten nach.

An Neidern und Feinden konnte es einem solchen Manne nicht fehlen, aber auch nicht an Anerkennung. Die Abhandlung über die Winde wurde von der Berliner Akademie mit

* Oeuvres 1, 183 ff.

einem Preise gekrönt, und Friedrich der Grosse, dem der Verfasser sie gewidmet hatte, bot ihm an als Praesident der Berliner Akademie an die Stelle des schwer erkrankten Maupertuis zu treten. D'Alembert lehnte ab. „1200 l. Rente," antwortete er, „genügen mir. Wenn ich einst gezwungen sein sollte aus meinem Vaterlande zu fliehen, so werde ich Friedrich um die Erlaubniss bitten, in seinen Staaten zu sterben, frei und arm." — Als Maupertuis 1759 gestorben war, liess Friedrich II. die Stelle unbesetzt, um 1763, als d'Alembert, unmittelbar nach dem Friedensschluss seiner Einladung nach Potsdam gefolgt war, seine Anträge zu erneuern; aber d'Alembert blieb bei seinem früheren Entschluss. „Ich bin," schrieb Friedrich der II. an ihn, „glücklicher gewesen als Diogenes; ich habe einen Menschen gefunden, er aber geht davon, er verlässt mich." Der König fügt hinzu, er werde die Stelle nicht besetzen, denn er könne den verbrecherischen Wunsch nicht unterdrücken, dass einst der Tag kommen werde, wo d'Alembert, durch die Undankbarkeit seiner Landsleute gezwungen, sich ein Vaterland werde wählen müssen, wo er in dem Geist aller denkenden schon eine Stätte gefunden habe. — Die Kaiserin Katharina von Russland wünschte, dass d'Alembert die Erziehung des Grossfürsten übernähme, sie bot ihm eine jährliche Rente bis zu 100000 Pfund: „Kommen Sie mit allen ihren Freunden", schreibt sie, „ich verspreche ihnen alle Annehmlichkeiten, die in meiner Macht stehen." Aber d'Alembert lehnte ab.

Er hat eine Abhandlung über die Verbindung der Männer der Wissenschaft mit den grossen dieser Welt geschrieben, in welcher er auf die gefährliche Abhängigkeit, die daraus entstehen könnte, hinwies; wie d'Alembert schrieb, so handelte er, seinen Ueberzeugungen gemäss. Freiheit und Unabhängigkeit giengen ihm über alles. „On l'a parfaitement défini," schreibt eine geistreiche Frau,* „en disant qu'il était esclave de la liberté."

Dabei war er erkenntlich und wolthätig über seine Mittel

* Mme. du Deffand. Correspondance complète de la marquise du Deffand etc. par M. de Lescure (Paris 1865. 2 Voll.) 1, CXXXIV.



hinaus. Der Familie, in der der elternlose seine Jugend verlebte, hat er stets die treuste Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewiesen, junge Talente bereitwillig gefördert und unterstützt.

Seine wissenschaftliche Erkenntniss gestattete ihm nicht ein Anhänger der orthodoxen Kirche zu sein. Eine weite Kluft trennte ihn sowol von den Jansenisten, aus deren Schule er hervorgegangen war, als auch von den Jesuiten, über deren verderblichen Orden er 1765 eine Abhandlung veröffentlichte. Beide Parteien verfolgten ihn mit ihrem Hass, und der Anklage der Irreligiosität ist er nicht entgangen. Ja nach seinem Tode verweigerte ihm die Geistlichkeit sogar ein christliches Leichenbegängniss.* Wäre sie berufen über die Gedanken des Herzens zu urtheilen, sicher mit Recht;** aber schwerlich, wenn es sich um den öffentlichen Ausdruck der Gesinnung handelte. In seinem innern war d'Alembert kein Christ, aber vor Angriffen auf die Religion hütete er sich. Wo er von den Einrichtungen des Staates und der Religion spricht, ist er immer äusserst massvoll. Nicht nur, dass er die Nothwendigkeit der Religion im allgemeinen, die Richtigkeit der christlichen Offenbarung anerkennt,*** sogar die Dogmen nimmt er hin und bestreitet nicht die Autorität der Kirche in Glaubenssachen.† Zwei Dinge erklärt er in der Vorrede zum dritten Bande der Encyklopaedie immer achten zu wollen: die Religion und die Gesetze.†† D'Alembert weiss ferner,

---

* Oeuvres 1, LXXIII Anm.

** Vgl. z. B. seinen Brief an Voltaire vom 31. März 1762 (Oeuvres 15, 197): „Après tout, mon cher philosophe, encore un peu de temps, et je ne sais si tous ces livres seront nécessaires, et si le genre humain n'aura pas assez d'esprit pour comprendre par lui-même que trois ne sont pas un, et que du pain n'est pas dieu. Les ennemis de la raison font dans ce moment assez sotte figure, et je crois qu'on pourrait dire comme dans la chanson:

> Pour détruire tous ces gens-là
> Tu n'avais qu'à les laisser faire.

Je ne sais ce que deviendra la religion de Jésus, mais sa compagnie est dans de mauvais draps."

*** Oeuvres 1, 206. 238. 261. † 2, 172. †† 1, 396.

dass der Mensch nur in der Gesellschaft, nur im Verkehr mit seinesgleichen zur Entwickelung seiner natürlichen Anlagen kommen kann;* er bestreitet die Ansicht, dass Wissenschaft die Menschen verderbe. Wenn man sie zerstörte, sagt er im Discours préliminaire,** so würden die Laster uns bleiben, und die Unwissenheit würden wir obendrein haben.

Behutsam wie in der Forschung war er in der Verkündigung seiner Ueberzeugungen und darin grundverschieden von Rousseau und manchen andern seiner Zeitgenossen. „Er verachtete," wie Condorcet von ihm sagt, „diese Systeme, deren Beweise in nichts anderem bestehen, als dass sie noch nicht ganz widerlegt sind; diese unsichern Einfälle, die man für grosse Gesichtspuncte ausgibt; diese Auseinandersetzungen, die sich auf vage Räsonnements gründen, die höchstens zu leichten Wahrscheinlichkeiten führen könnten. Er glaubte, dass der weise der Menschheit die Wahrheit schuldig sei, aber mit der nöthigen Schonung; dass es oft nützlicher sei, gefährlichen Vorurtheilen Wahrheiten an die Seite zu stellen, aus denen ihre Unrichtigkeit allmählich sich von selbst ergeben werde, als sie ins Gesicht und geradezu anzugreifen; dass es, anstatt directe Schläge gegen die Irrthümer zu führen, genüge, die Menschen allmählich zu gewöhnen vernünftig zu denken, damit sie, wenn sie diese Gewohnheit lieb gewonnen, selbst das Vergnügen und den Ruhm hätten, die Ketten zu brechen, welche ihr Vernunft fesselten, und die Idole zu stürzen, vor denen sie ihr Knie gebeugt hatten."

Das war der wirkliche d'Alembert.

Und ihn sollte Goethe gemeint haben? Diesen hervorragenden, gründlichen, vielseitigen, vorsichtigen Mann sollte er in dem plumpen, rücksichtslosen, geilen, schwatzhaften Satyr dargestellt haben? — Dieses Thier hat ja mit dem französischen Philosophen nicht einmal die Aehnlichkeit einer Caricatur!

Man muss das zugeben. Aber was folgt daraus? — Der Mensch stellt dar, nicht was wirklich ist, sondern was er für wirklich hält.

---

* 2, 177. ** 1, 296.

Wenn Goethe, als er sein Drama schrieb, die Vorstellung von d'Alembert hatte, die jetzt im allgemeinen gilt, dürfte man allerdings nicht daran denken, den Satyros auf ihn zu beziehen. Aber wer will das beweisen, wer behaupten? Ist es nicht möglich, dass er eine ganz andere, eine ganz verkehrte Vorstellung von dem französischen Forscher hatte?

Wer sich Goethes Bildungsgang und die allgemeinen Verhältnisse der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vergegenwärtigt, wird diese Möglichkeit leicht einräumen. Goethe hatte sich in seiner Art wol mit den Naturwissenschaften beschäftigt.* Er hatte Wellings opus mago-cabbalisticum studiert, den Paracelsus, Helmont und andere, „deren Lehren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhen"; auch ein Colleg über Chemie hatte er gehört. Aber die neuere exacte Naturwissenschaft war ihm fremd geblieben, ihre mathematische Methode würde dem phantasiereichen Dichtergeist weder anziehend noch verständlich gewesen sein. Er kannte d'Alemberts Namen, aber schwerlich viel von seinen Werken, sicherlich nichts von den wissenschaftlichen, höchstens einige Titel, die möglicher Weise noch die Keime falscher Vorstellungen werden konnten.

D'Alembert gehörte zu den Encyklopaedisten, zu den französischen Philosophen. Das war ein Gattungsbegriff geworden, in dem man gewisse, mehr oder weniger deutliche Vorstellungen zu einem ganzen verknüpfte, etwa wie heut zu Tage in den Wörtern Junker und Socialdemokrat. Die Philosophen wurden als eine Partei angesehen, die sich zu gleichen Zielen und Ansichten bekannte und den übrigen Menschenkindern gegenüber eine abgesonderte Stellung einnahm. — Als Rousseau seinen Brief gegen d'Alembert, betreffend die Errichtung eines Theaters in Genf, veröffentlicht hatte, erhielt er ein anonymes Schreiben, in dem es ihm zum Vorwurf gemacht wurde, dass er die Parteirücksichten vernachlässigt und eine Ansicht der Encyklopaedisten, „seiner Brüder", verletzt hätte.** — Rousseau

* S. Loeper zu Dichtung und Wahrheit 21, 348 ff.

** 1, 273. Rousseau antwortet: „les amis de la vérité sont tous mes confrères."

selbst spricht von den Philosophen wie von einer Secte und stellt sie in Gegensatz zu den Christen; Palissot verspottete sie in seiner Komoedie „die Philosophen"; und in der Anklageschrift gegen das Système de la nature, welche 1770 dem Pariser Parlament vorgelegt wurde*, heisst es: „Es hat sich in unserer Mitte eine gottlose und verwegene Secte erhoben, die ihre Afterweisheit mit dem Namen der Philosophie geschmückt hat; unter diesem stolzen Namen hat sie behauptet alle Kenntniss zu besitzen. Ihre Mitglieder haben sich aufgeworfen zu Lehrern des Menschengeschlechtes. Freiheit des Gedankens ist ihr Feldgeschrei, das ertönet von einem Pol der Welt zum andern. Mit der einen Hand haben sie versucht den Thron zu erschüttern, mit der andern wollten sie die Altäre umwerfen. Ihr Ziel war es, den Glauben auszulöschen, neue Ansichten über die Religion und die bürgerlichen Einrichtungen zu verbreiten und die Revolution ins Werk zu setzen. Die Anhänger haben sich vermehrt, ihre Grundsätze sind verbreitet. Die Königreiche haben gefühlt, wie ihre alten Fundamente wankten, und die Nationen haben, erstaunt über die Vernichtung ihrer Principien, sich gefragt, durch welches Verhängniss sie so verschieden von sich selbst geworden sind." Dieses Réquisitoire ist interessant zu lesen. Just dieselben Klagen, die noch heut zu Tage beliebte Gemeinplätze sind.

Man hatte übrigens guten Grund diese Philosophen, ohne nach den individuellen Unterschieden zu fragen, als eine Partei anzusehen, die das gemeinsame Band revolutionärer Tendenzen umschloss. Aber wenn solche allgemeine Vorstellungen auch ganz gut und unentbehrlich sind, so verführen sie doch nicht selten zu einem wunderlichen Missbrauch. Je lebendiger die Gattungsbegriffe sich entwickeln, je bedeutender der Gesichtspunct, unter dem sie gebildet sind, in dem Zeitbewusstsein hervortritt, um so mehr scheinen sie das ganze Wesen der einzelnen Individuen, die ihnen untergestellt sind, auszumachen. Ohne zu bedenken, dass die Momente, nach denen das Ein-

* Réquisitoire sur lequel est intervenu l'arrêt du Parlement du 18 Août 1770; abgedruckt im Système de la nature, nouvelle édition (Londres 1771) 2, 455 ff.

zelwesen einer allgemeinen Gattung zugerechnet wird, doch in den verschiedensten Graden und Verbindungen vorhanden sein können, fühlt man sich versucht aus dem allgemeinen Begriff das Individuum zu construieren. Furcht und Hoffnung, Hass und Neigung richten sich nach diesen abstracten Bildern, und Menschen werden auseinandergezogen, die sonst recht wol geeignet wären sich zu gemeinsamem Werke die Hände zu reichen.

In der angedeuteten Weise hat Schiller viele seiner poetischen Gestalten geschaffen, Goethe den Satyros. D'Alembert war Mathematiker und Naturforscher, gehörte zu den französischen Philosophen; der Ruf nach Natur und die materialistische Weltanschauung galten als die unterscheidenden Kennzeichen dieser Secte: das sind die allgemeinen Vorstellungen, nach denen Goethe den Satyros bildete, ohne zu ahnen, wie wenig diesmal das Individuum dem allgemeinen Begriff entsprach.

Was Goethe von einem Naturphilosophen erwartete, erzählt er uns selbst in Dichtung und Wahrheit.* Als er das Système de la nature zur Hand nahm, erwartete er darin „von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere sowie das Allgemeinere zu erfahren", also ein Handbuch der beschreibenden Naturwissenschaft mit philosophischem Geiste durchdrungen. Mit solchen Dingen, meinte er natürlich, müsste sich auch d'Alembert beschäftigen, der ja auch über verschiedene wichtige Puncte des Weltsystems Untersuchungen angestellt hatte (Recherches sur différents points importants du système du monde. 1754. 1756. 3 vol.). Und dem entsprechend lässt er den Satyr seine Kenntnisse schildern:

Mein ist die ganze weite Welt;
Ich wohne, wo mir's wohl gefällt.
Ich herrsch' über's Wild und Vögelheer,
Frücht' auf der Erden und Fisch' im Meer.
Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal.

* 22, 43.

Und ganz entsprechend heisst es vom Hermes, dem Gesinnungsgenossen des Satyros:

> Hat viele Bücher und viel Verstand,
> Versteht sich auch auf Kräuter und Sternen;
> Ihr müsst ihn wahrhaftig kennen lernen.

Diese naturgeschichtlichen Kenntnisse waren ein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil der Vorstellung, die Goethe damals von den französischen Philosophen hatte. — Auch stand er mit dieser Anschauung gewiss nicht allein; dass Wieland, der sich seiner philosophischen Kenntnisse gern rühmt, nicht viel bessere Anschauungen hatte, verräth seine vorhin citierte Abhandlung, wo er d'Alembert und Buffon in Beziehung zu einer Angelegenheit setzt, mit der wenigstens ersterer nach seinen Studien und Interessen durchaus nichts zu thun haben konnte.*

Im Jahre 1808 bezeichnete Goethe den Satyros als ein „Document der göttlichen Frechheit seiner Jugendjahre". Worin lag die Frechheit? Im Ausdruck enthält das Stück weniger anstössiges als manches andere Werk Goethes; die leicht hingeworfene Skizze eines phantastischen Weltsystems kann doch auch nicht als besondere Frechheit angesehen werden. Diese bestand eben darin, dass er, verführt durch die Verehrung Rousseaus, im Vertrauen auf oberflächliche Notizen, ohne eigene Prüfung und Sachkenntniss, einen bedeutenden Mann zum Mittelpunct einer Satire gemacht hatte.

Die vorstehenden Betrachtungen bieten natürlich kein neues Moment zu dem Beweise, dass d'Alembert mit dem Satyros gemeint sei. Sie räumen nur die Bedenken aus dem Wege, welche die Bekanntschaft mit dem wahren d'Alembert gegen diese Annahme erheben könnte. Dem Beweise dient bis jetzt nur ein Punct, der Diebstahl an geistigem Eigenthum, dessen d'Alembert von Rousseau beschuldigt wurde; ein Punct, der gewiss nicht als unerheblich zu betrachten ist, den wenigstens keine der bisherigen Deutungen erklärt hat. Aber es fehlt nicht an andern, schlagenderen und überzeugenderen.

---

* 292, 17.

Als Psyche und Arsinoe dem Satyr beim Brunnen begegnen, erkundigen sie sich nach seiner Herkunft:

> Psyche. Wie kommst Du an den Brunnen hier?
> Satyros. Woher ich komm', kann ich nicht sagen,
> Wohin ich geh', müsst ihr nicht fragen;*
> Gebenedeit sind mir die Stunden,
> Da ich dich, liebes Paar, gefunden.
> Psyche. O lieber Fremdling, sag' uns recht,
> Welch ist Dein Nam' und Dein Geschlecht?
> Satyros. Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
> Hat Niemand mir mein'n Vater genannt.
> Im fernen Land hoch Berg und Wald
> Ist mein beliebter Aufenthalt.

Dass Wald und Bergeshöhe als Aufenthalt des Satyros bezeichnet werden, kann nicht befremden; das gehört zum poetischen Gewande. Aber auffallend ist die Auskunft, die der Satyr über seine Herkunft gibt; unmöglich kann sie der Dichter um des Costumes willen ihm in den Mund legen. Was die ersten Worte betrifft: „Woher ich komm', kann ich nicht sagen, Wohin ich geh', müsst ihr nicht fragen," so sollen diese den Naturmenschen charakterisieren. „Der Rousseauische Mensch," sagt Wieland, „überlässt sich ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das grosse Schauspiel der Natur ist unvermögend ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich?"

Nun aber die neue Frage nach Geschlecht und Namen, und die Antwort: „Meine Mutter hab' ich nie gekannt, Hat Niemand mir mein'n Vater genannt". Hat Goethe mit diesen Versen nichts anderes sagen wollen, als was vorher schon gesagt war? Gewiss nicht. — Oder war es seine Absicht, dass der Satyr in den angeführten Worten sich göttlichen Ursprung anmassen sollte? wie denn allerdings Psyche, von Liebe und Verehrung erfüllt, auf die Vermuthung geführt wird: „Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?" Sicherlich auch das nicht;

* 29, 171.

er würde sonst nicht so zweifelhaft unbestimmte, dieser Absicht fern liegende Wendungen gebraucht haben. Goethes Sinn geht nach einer ganz anderen Richtung, und Psyches schmeichelhafte Vermuthung steht dazu in lächerlichem Contrast.

„Meine Mutter hab' ich nie gekannt, Hat Niemand mir mein'n Vater genannt," sagt der Satyr. Augenscheinlich die Bezeichnung eines Findelkindes, und ein solches war d'Alembert. Auf den Stufen der Kirche von Saint-Jean-le-Rond wurde er am 16. Nov. 1717 aufgesammelt und von dem Commissar des Bezirks einer Glasersfrau zur Pflege übergeben.

Die Zahl der Findlinge, die sich in Kunst und Wissenschaft einen Namen gemacht haben, ist nicht sehr gross. Wer die Deutung des Satyros auf d'Alembert nicht gelten lassen will, suche unter ihnen ein geeigneteres Vorbild. Schwerlich wird er eines finden.

Ebenso deutlich weist der Schluss des Stückes auf d'Alembert. Als das erstaunte Volk Eudora in des Satyrs Armen erblickt, ruft diese aus:

Da seht ihr euren Gott!
Volk. Ein Thier! Ein Thier!
Satyros. Von euch Schurken keinen Spott!
Ich thät euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' eure dummen Köpfe belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab.
Hermes. Geh! Wir begehren Deiner nit.
(Satyros ab.)
Einsiedler. Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Die Jungfrau ist natürlich Psyche, Psyche, die gleich beim ersten anschauen von unbegreiflichem, unwiderstehlichem verlangen zum hässlichen Satyr erfüllt war, der seine Umarmung süssen Schauder ins Herz giesst, die schneller als Hermes selbst seiner Lehre zufällt; Psyche, das arme Ding, das der Satyr Eudoren zum Trotz fest an sich kettet, ist natürlich das Mädchen, das dem gestürzten Gotte folgt.

Die Art aber, wie dieses Factum am Schluss des Stückes erwähnt wird, ist auffallend. — Ein Goethe-Freund, mit dem ich eingehend und nicht ohne fördernde Anregung den Satyros durchsprach, meinte, der Dichter hätte nur die Absicht gehabt, in Psyche die brünstige Hingabe des Mädchens zu schildern, das ohne Rücksicht auf seelische und geistige Beschaffenheit und gleichgiltig gegen das Urtheil der Welt, dem Manne folge, von dem sie Befriedigung erwarte. Psyche sei das weibliche Gegenbild des Satyrs; es sei möglich, dass der Dichter durch eine bestimmte Person veranlasst sei sie in die Dichtung einzuführen, die Form des Kunstwerkes aber zwinge nirgends zu dieser Annahme.

Ich kann mich diesen Anschauungen nicht anschliessen. Einmal dünkt mich, dass der Dichter in Psyche viel weniger ein gemeines als ein verblendetes Mädchen darstellen wollte; so scheint es nach ihrem eigenen verhalten, so ist es nach der Auffassung der Eudora; gewiss ist Psyche nicht ohne Sinnlichkeit, aber stärker als diese tritt die Verehrung des angebeteten hervor. Aus ihr quillt auch ihr letztes Wort, ihre Warnung an Hermes, das Heiligthum nicht zu betreten: „In's Heiligthum! Und, Hermes, Du gehst mit? Vergissest des Gottes Gebot?"

Sodann scheint mir der Schlussvers nothwendig auf ein bestimmtes Ereigniss bezogen werden zu müssen. Der Satyr ist doch jedesfalls die Hauptperson, seine Erhebung und sein Sturz soll dargestellt werden. Da wäre es doch seltsam, wenn der Dichter, nachdem er dieses Thema zu vollkommen befriedigendem Abschluss geführt, noch ein letztes auffallendes Wort hinzugefügt hätte, nur um eine Nebenperson zu charakterisieren. Nach dem Abschied des Satyros könnte der Zuschauer höchstens noch fragen, was aus dem Lappen des Eremiten geworden sei; einen Beitrag zur Charakteristik der Psyche erwartet er am mindesten.

Ferner, wenn es darauf angekommen wäre, die Herrschaft des sinnlichen Triebes in Psyche am Schluss hervortreten zu lassen, so wäre es doch nur natürlich gewesen, Psyche selbst diese Empfindung ausdrücken zu lassen. Worte waren dazu nicht einmal nöthig; es hätte genügt, wenn sie dem scheiden-

den sehnsuchtsvoll nachgeblickt und dann schnell entschlossen ihm nachgeeilt wäre. Aber wie kömmt der Eremit dazu, das Wort zu ergreifen und mit dem unverholenen Ausdruck des Spottes eine Vermuthung auszusprechen?

Ich verstehe den Schluss des Dramas nur unter der Voraussetzung, dass auf ein bestimmtes Liebesverhältniss angespielt wird, dessen Erfüllung, nach dem Sturz des Satyrs, der skandalsüchtigen Welt Stoff zur Unterhaltung bot. Die Heinse, Kaufmann, Basedow bieten, so viel ich weiss, allerdings in ihrem Leben kein Abenteuer, das eine Erklärung gewährte, wol aber d'Alembert.

Für die Geschichte der litterarischen Bildung und des geistigen Lebens überhaupt sind bekanntlich jene Pariser Salons, in denen sich die hervorragenden Mitglieder der Gesellschaft, vornehme Aristokratie, Litteraten, Staatsmänner, Künstler gesellig zusammen fanden, von nicht geringer Bedeutung. Unter den geistreichen Frauen, die es verstanden, solche Cirkel um sich zu versammeln, ragen die Marschallin de Luxembourg, Mme. Geoffrin und die Marquise du Deffand hervor. Während erstere vorzugsweise die vornehme Welt um sich versammelte und als unbestrittenes Vorbild des guten Tones anerkannt war, zeichneten sich die Cirkel der Mme. Geoffrin und der Marquise du Deffand durch die Theilnahme der geistigen Capacitäten aus. Die letztere geht uns hier an.*

Von ihrem Gatten hatte sie sich nach einer kurzen und unglücklichen Ehe frei gemacht. Sie hatte dann mit dem Praesidenten Hénault eines jener eigenthümlichen Verhältnisse angeknüpft, die zwischen Freundschaft und Ehe schweben und schwanken; und obwol die Marquise in den letzten Jahren wenig, der Praesident gar kein Vergnügen daran fand, blieb die Verbindung doch bis zu Hénaults Tode aufrecht.

Das äussere Geschick der Marquise war traurig genug; seit dem Jahre 1752 fühlte sie allmählich das Licht der Augen erlöschen, und bald war sie blind. Aber ihre An-

* Vgl. über das folgende die Einleitung Lescures zu der Correspondenz der Marquise.

ziehungskraft verlor sie nicht. Ihre Bewegungen behielten die natürliche Anmuth, ihre geistreiche Unterhaltung, ihre Lebhaftigkeit, ihr scharfer, treffender Witz wusste hervorragende Männer zufesseln.

Zu den Hauptfiguren ihres Salons gehörte d'Alembert, der Akademiker, der grosse Mann, ce chat moral, ce chat sauvage, wie sie ihren Liebling wol nannte. Die Bekanntschaft reichte in eine frühe Zeit zurück, wo d'Alembert erst eben aus dem Dunkel heraustrat. Schon im Jahre 1748 sehen wir sie in intimen Beziehungen, die trotz der grossen Entfernung der Wohnungen eifrig gepflegt wurden. Die Marquise bemühte sich redlich d'Alembert die Wege des Ruhmes zu ebnen; sie suchte ihm den Eintritt in die französische Akademie zu öffnen, ihm die Stelle eines Secretärs der Akademie der Wissenschaften zu verschaffen, sie scheint dem zwanzig Jahre jüngeren Manne eine ganz besondere Neigung entgegen gebracht zu haben. D'Alembert erwiderte ihre Gefühle nicht mit derselben Wärme; schon 1754 muss Voltaire, der gemeinsame Freund beider, ihre Besorgniss beschwichtigen; zehn Jahre später gieng das Verhältniss mit grossem Eclat auseinander. Den Anlass gab d'Alemberts Verhältniss zu der Gesellschaftsdame der Marquise, zu Fräulein Lespinasse.

Julie de Lespinasse, eine uneheliche Tochter der Gräfin d'Albon, die in bedrückter Stellung als Gouvernante im Hause des Herrn von Vichy-Chamrond, eines Bruders der Mme. du Deffand gelebt hatte, trat im Jahre 1754 ihre Stelle als Gesellschafterin der Marquise an. Für ein junges, lebenslustiges Mädchen war es keine leichte Aufgabe, eine blinde, launige, eigensinnige Frau zu pflegen, und bald fehlte es nicht an Anlässen zu Unzufriedenheit auf beiden Seiten. Das naturwidrige Leben der Marquise, das auch Rousseau von ihrem Cirkel fern hielt — sie schlief bei Tage und brachte die Nächte wachend zu —, die Anstrengung des anhaltenden vorlesens griffen die zarte Gesundheit des Fräuleins von Lespinasse an, die üble Laune und der Eigensinn erschöpften ihre Geduld.

Die einzige Unterhaltung, die sie fand, war die Gesellschaft, welche Madame um sich versammelte, und Fräulein Lespinasse lernte es bald, diese Unterhaltung ergibig auszu-

nutzen. Wenn Madame um sechs Uhr bereit war ihre Gäste zu empfangen, so liess sich Mademoiselle eine Stunde früher sprechen und empfieng in ihrem kleinen Zimmer die Freunde ihrer Herrin. Ihre unglückliche Lage machte sie nicht weniger interessant als die Schönheit ihrer Augen und die Lebhaftigkeit ihrer Empfindung. Vor allen war d'Alembert ganz von ihr eingenommen; das gleiche Unglück der Geburt mochte zu dem engeren Verhältniss noch beitragen.

Als Mme. du Deffand diese Zusammenkünfte entdeckte, als sie erfuhr, wie ihre Gesellschafterin ihr das beste vorweg nahm, die Creme von der Unterhaltung schöpfte, die die geistreichen Herren ihr mitbrachten, gab es leidenschaftliche Scenen, heftige Auseinandersetzungen und jähen Bruch. Von d'Alembert verlangte die Marquise eine bestimmte Erklärung, ob er mit ihr brechen oder Fräulein Lespinasse entsagen wollte. Er wählte das erstere und wurde der Mittelpunct des Salons, den die verehrte Freundin, unterstützt durch reiche Gönner und einflussreiche Freunde, in der rue Belle-chasse einrichtete.

Noch wohnte d'Alembert bei seiner alten Pflegerin in abgelegenem Quartier und spärlich erleuchtetem Zimmer. Als er aber bald nachher schwer erkrankte, entschloss er sich auszuziehen und liess sich in ein am boulevard du Temple gelegenes Haus bringen, wo ihm Watelet eine Wohnung angeboten hatte. Mlle. Lespinasse aber liess sich, was man auch darüber sagen oder denken konnte, nicht abhalten seine Pflegerin zu werden. Als d'Alembert genesen war, wünschte er in ihrer Nähe zu bleiben, er bewahrte ihr die treue Freundschaft bis an ihren Tod.*

Dass diese Geschichte der skandalsüchtigen Gesellschaft der Hauptstadt ein höchst willkommener Stoff war, ist ebenso selbstverständlich, als dass man sie entstellte, ausschmückte, übertrieb. Wie unangenehm d'Alembert diese Gerüchte waren, sieht man aus der gereizten Stimmung, mit der er auf eine briefliche Anspielung Voltaires — denn auch nach Ferney hatte die geschäftige Fama bald die Kunde getragen — ant-

* Lettres de Mademoiselle de Lespinasse par Gustave Isambert (2 Voll. Paris 1876) 1, XXI ff.

wortet: „Ich habe“, schreibt er am 29. August 1764, „einen Punct in Ihrem Briefe ganz vergessen, der wol eine Antwort verdient: »Wenn Sie verliebt sind, sagten Sie, bleiben Sie in Paris«. Warum halten Sie mich für verliebt? ich habe weder das Glück noch das Unglück; und meine Eingeweide sind übrigens zu angegriffen, um auf andere Weise als durch mein essen bewegt zu werden“. Das Gerücht hatte doch wol nicht so unrecht. Unter der cynischen Sprache, die gegen Ende des Briefes noch stärker wird, birgt sich öfters die zartere Regung des Herzens.

Als Voltaires Quelle sah d'Alembert jedesfalls einen Brief der Mme. du Deffand an, die seit lange mit jenem correspondierte. An einer anderen Stelle,* wo er noch einmal auf sein Verhältniss zur Lespinasse kömmt — es giengen damals Heiratsgerüchte — spricht er es offen aus: „Une vieille et infame catin comme elle ne croit pas aux femmes honnêtes“.

Goethe, darf man annehmen, erfuhr diese Geschichte auf demselben Wege, auf dem ihm die Kunde von d'Alemberts verhalten gegen Rousseau zukam. Die Einheit der Auffassung ist unverkennbar. Die blinde Feindschaft gegen d'Alembert nahm die bedenklichen Thatsachen: sein intimes Verhältniss zu einem hübschen Mädchen, seinen schroffen Bruch mit einer Frau, die ihm früher viel liebes erwiesen hatte, mit Vergnügen auf und deutete sie nach ihrem Sinn. D'Alembert galt als der Verführer, dem das unschuldige Mädchen folgt.

Ich glaube, dass die Deutung der drei besprochenen Personen als hinlänglich sicher angesehen werden darf; aber manches bleibt noch zu erklären, Personen und Thatsachen. Zunächst will ich die Puncte erörtern, die in dem Verhältniss des Eremiten zum Satyr beachtenswerth erscheinen. Der Satyr ist durch einen Sturz beschädigt, als er mit wildem heulen sich vor der Wohnung des Einsiedlers meldet. Was das für ein Unfall ist, in dem Rousseau ihm Beistand leistete, darüber kann man, scheint es, schwanken; man kann an die Folgen denken, die d'Alemberts Artikel über Genf in der Encyklopaedie hatte, oder aber, und wol mit mehr Recht, an die

* Voltaire, oeuvres 63, 91.

Unannehmlichkeiten, welche Palissots Komoedie für die Philosophen mit sich brachte.

Die eigentliche Absicht, die d'Alembert in seinem Artikel über Genf verfolgte,* war die Errichtung eines Theaters in dieser bedeutenden Nachbarstadt. Um die Geistlichkeit dieser Absicht geneigt zu machen, hatte er es für gut gehalten, ziemlich eingehend von den religiösen und kirchlichen Zuständen zu sprechen, und hatte bei dieser Gelegenheit den Geistlichen eine Reihe sehr zweifelhafter Schmeicheleien gesagt: „Es gäbe da manche Pastoren, deren Glaubensbekenntniss auf den reinen Socinianismus hinausliefe. Die sogenannten Mysterien der Religion wären ihnen vollkommen gleichgiltig, sie glaubten nichts, woran die Vernunft irgend wie Anstoss nähme. Zwar liessen sie die Offenbarung gelten, aber nicht, weil sie dieselbe für wahr und nothwendig hielten, sondern weil sie mannigfachen Nutzen gewährte. Auch würden nicht wenige kirchliche Lehrsätze von ihnen mehr oder minder entschieden bestritten. Die Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. schiene ihnen unzulässig und eine Art von Fegfeuer den Vorzug zu verdienen. Selbst die Gottheit Christi wäre für manche eine sehr problematische Sache, wie denn überhaupt in Genf so ziemlich alles, was nicht gerade zum grossen Haufen gehörte, sich mit der Anbetung eines Gottes begnügte. Der dort herrschende Protestantismus stimmte somit im wesentlichen mit dem rationellen Deismus überein".** Es liess sich erwarten, dass die Genfer Geistlichkeit diesen Lobsprüchen einen feierlichen Protest entgegensetzen würde, in dem sie ihre Rechtgläubigkeit auf dem Boden der protestantischen Lehre versicherte. Sie hielt das für um so nothwendiger, als der Artikel in einem weit verbreiteten Buche stand und, da er übrigens günstig von der Stadt, ihren Sitten, ihrem Gouvernement und selbst von dem Klerus und den Kircheneinrichtungen sprach, um so leichter die Rechtgläubigkeit der Genfer Geistlichen in der ganzen Christenheit verdächtigen konnte.

---

* Abgedruckt ist dieser Artikel sowie andere dazu gehörige Schriftstücke in den Werken 5, 253 ff.

** Brockerhoff, J. J. Rousseau, sein Leben und seine Werke (Lpz. 1863—1874) 2, 228.

Auch Rousseau als Genfer Bürger mischte sich in den Streit. Das Ziel seines Briefes an d'Alembert* ist die Verderblichkeit des Theaters darzuthun und seine Vaterstadt vor dieser schändlichen Institution zu bewahren, er beginnt aber mit einer Erörterung des Lobes, das d'Alembert den Geistlichen gespendet hatte. Er erkennt an, dass dieses Lob sehr schön, sehr wahr, sehr geeignet gerade für sie unter allen Geistlichen gewesen sei; aber wenn man die Leute loben wolle, so müsse man sie auf ihre Weise loben. Die Behauptung, dass sie sich in ihrer Mehrheit zum Socinianismus bekennen, stemple sie zu Sectierern und Ketzern, und das könne ihnen nur schaden, denn es werde sie vermuthlich mit ihren Gemeinden in Conflict bringen. Rousseau ist weit davon entfernt, die Ansichten, welche d'Alembert den Genfer Geistlichen zuschreibt, zu tadeln; er macht es niemand zum Vorwurf, wenn er nicht glaubt, was er zu glauben ausser Stande ist, etwa die Ewigkeit der Höllenstrafen. Er gibt sogar zu, dass Ansichten dieser Art denjenigen, welche sie haben, nicht selten zur Ehre gereichen, weil sie Toleranz und Humanität mit sich zu bringen pflegen. Aber d'Alembert habe kein Recht gehabt diese Ansichten den Genfer Geistlichen zuzusprechen, da sie ein solches Credo nie abgelegt haben. Ansichten, die für haeretisch gelten, dürfe man niemand beilegen, der sie nicht ausdrücklich als die seinigen anerkenne.** — So lässt Rousseau deutlich blicken, dass er im Grunde derselben Ansicht sei wie d'Alembert, nur der Art, wie dieser seine Ansicht ausgesprochen und andern beigemessen hat, tritt er entgegen.

Die Verdriesslichkeiten und Verdächtigungen, die d'Alembert aus seinem Artikel erwuchsen, konnten wol als eine Verwundung, die Art, wie Rousseau sein verfahren beleuchtet, wol als eine berechtigte, aber nicht eben wolthätige Cur aufgefasst werden; denn nicht ohne Schmerzen renkt der Einsiedler dem Satyr das Bein wieder ein.

Einsiedler. Halt still, dass ich die Wund' beseh'!
Satyros. Ihr seid ein Flegel! Ihr thut mir weh.

---

* 1, 178 ff. ** Brockerhoff a. a. O. 2, 230.

Einsiedler. Ihr seid ein Fratz! So halt denn still!
Wie, Teufel, ich Euch da schindeln will? (Verbindet ihn.)

Aber unerklärt bleibt, wenn man Goethes Dichtung auf dies Ereigniss bezieht, die Angabe, dass der Satyr mit seiner Wunde zum Einsiedler kömmt. Denn d'Alembert hatte nie daran gedacht, in seinem Streit mit der Genfer Geistlichkeit Rousseaus Hilfe in Anspruch zu nehmen,* und Rousseaus Schrift würde solchem ansinnen nicht entsprochen haben.

Dieser Punct erklärt sich besser, wenn man die Scene auf die andern vorhin erwähnten Verhältnisse bezieht.** Palissots Philosophen hatten den Anlass zu litterarischen Händeln gegeben, in welche auch die Princesse von Robeck, eine Tochter der Marschallin von Luxemburg verwickelt wurde, und die damit endeten, dass der Abbé Morellet, ein Freund Diderots und d'Alemberts, in die Bastille gesperrt wurde. In dieser Noth wandte sich d'Alembert an Rousseau und bat ihn seinen Einfluss bei Mme. de Luxembourg geltend zu machen, damit Morellet wieder in Freiheit gesetzt würde. Wie weit d'Alembert persönlich in diese Angelegenheiten verwickelt war, weiss ich nicht; jedesfalls gehörte er zu denen, die durch Palissots Komoedie betroffen waren und durch Morellets Sturz in Mitleidenschaft gezogen wurden. Denn wenn Morellet, indem er die Philosophen rächte, seine Satire gegen die Princesse Robeck richtete, so compromittierte er natürlich dadurch nicht nur sich, sondern auch seine philosophischen Freunde bei der vornehmen Verwandtschaft; wenn man Morellet in die Bastille sperrte, so wird man gewiss nicht unterlassen haben die andern die Verstimmung fühlen zu lassen. Hier hätten wir also eine Verwundung des Satyrs, sein Bittgesuch an den Eremiten; und auch seine Heilung. Denn Rousseau kam dem Wunsche seines bekannten nach, und Morellet wurde in Freiheit gesetzt. Am 1. August 1760 erhielt Rousseau ein kurzes Dankschreiben d'Alemberts, das ihm aufrichtige Freude machte.

Es ist wol möglich, dass Goethe sich auf dieses Ereigniss bezieht; die Mittheilungen, die Rousseau an dasselbe knüpft,

* Vgl. Rousseaus Brief an d'Alembert vom 25. Juni 1758.
** Sieh darüber Rousseau 6, 99

passen sehr gut zu dieser Annahme. Er erzählt nämlich, dass Morellets Dankbrief ihn nicht so befriedigt habe wie der d'Alemberts; er habe darin die Tendenz wargenommen, seinen Dienst herabzusetzen; „und einige Zeit nachher," fährt er fort, „fand ich, dass d'Alembert und er mich bei Mme. de Luxembourg, zwar nicht gerade verdrängt hatten, aber doch an meine Stelle getreten waren, und dass ich bei ihr ebenso viel verloren, als sie gewonnen hatten". Ganz entsprechend der Undankbarkeit des Satyrs. Aber in dieser Geschichte, wie sie nach den Confessions erzählt ist, kömmt nichts vor, was berechtigte die Hilfe des Eremiten als eine für den verwundeten schmerzliche zu bezeichnen. Sollten diese Verse nur eine freie dichterische Zuthat sein, die keinen anderen Zweck hätte als den undankbaren Gesellen gleich von vorn herein zu charakterisieren? Wol möglich. Aber möglich ist auch, dass Rousseau in seinen Confessions nicht alles erzählt, was er hätte erzählen können, dass er, indem er dem bedrängten Freunde Hilfe leistete, ein verhalten beobachtete, das wenig freundschaftliche Gesinnung zeigte. Morellets zurückhaltender Dankbrief würde sich so erklären.

Auch ist zu beachten, dass schon in dem Briefe, in dem Rousseau d'Alembert seine Unterstützung versprach, eine Stelle vorkömmt, die für die Philosophen nicht gerade schmeichelhaft war. D'Alembert nahm an, dass die Princesse von Robeck Morellets Haft veranlasst hätte. Rousseau bemerkt dagegen: „Ich bin nicht einmal überzeugt, dass die fragliche Rache so viel mit der Princesse von Robeck zu thun hat, als Sie zu glauben scheinen. Und wenn es der Fall wäre, so darf man nicht erwarten, dass die Lust der Rache den Philosophen allein gehöre, und dass, wenn sie Weiber sein wollen, die Weiber zu Philosophen werden". Man hat keinen Grund anzunehmen, dass Rousseau nur in diesem Briefe sich so herbe geäussert habe, und so würde denn sein verhalten dem Heilverfahren des Satyros auch in dieser Beziehung entsprechen. Der Ausdruck „Flegel" wäre schon durch den erwähnten Brief genügend motiviert.

Die Annahme, dass die Verwundung des Satyrs sich auf die Ereignisse des Jahres 1760 beziehe, findet ihre Bestätigung,

wenn man zugleich einen anderen Punct, der beachtenswerth erscheint, ins Auge fasst.

Wenn der Satyr den Mädchen gegenüber die hohen Berge als seinen beliebten Aufenthalt bezeichnet, so hat das zunächst seine Berechtigung in seiner Satyrnatur, es gehört mit zum Costume. Aber gleichzeitig darf es auch als Hindeutung auf d'Alemberts Verbindung mit den hohen Herrschaften aufgefasst werden; auf den Höhen der Erde hauset er am liebsten.

Sicher ist eine solche Beziehung in den Declamationen anzunehmen, in die der verwöhnte beim Anblick der einfach magern Kost des Einsiedlers ausbricht.

> Pfui, was ist das ein å Geschmack
> Und magrer als ein Bettelsack!
> Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
> Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
> Fass' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
> Thu' mir mit Macht die Gurgel bespritzen,
> Das ist, bei Gott! ein ander Wesen.

Diese vortrefflich gelungene Skizze passt ja auch in das Satyrleben, aber Goethe muss dabei doch noch etwas anderes vorgeschwebt haben als der am Euter des Thieres sich labende Naturmensch. Die sehnsüchtige Schilderung des früher gewohnten Lebens soll im Gegensatz stehen zu der dürftigen Einschränkung im Hause des Einsiedlers. Aber dieser Gegensatz ist nicht klar, wenn man im Bilde bleibt und nicht wagt den Gegenstand hinter dem Bilde zu ergreifen.

Wein und Obst hatte der Satyr vom Einsiedler begehrt, Milch und Brod hat dieser ihm geboten. Er weist es mit Ekel zurück, und was hat er dem gebotenen entgegen zu setzen? Wenn man beim Wortverständniss stehen bleibt, auch nichts als Milch. — Oder sollte der Naturmensch darin den Vorzug sehen, dass er sonst die Milch frisch vom Euter trank, sollte er diesen Mangel an Cultur für einen Vortheil halten? An und für sich wäre das denkbar, aber Goethe hält für seinen Satyr wenigstens diese Anschauung nicht fest. Im Gegentheil der Satyr thut sich auf die luxuriösere Ausstattung seiner Höhle etwas zu gute:

In meiner Höhl', da lebt man doch,
Hat Wein im wohlgeschnitzten Krug
Und fette Milch und Käs' genug.

Ich meine also, dass an dieser Stelle eine Deutung nicht nur erlaubt, sondern geboten ist. Die sehnsüchtige Erinnerung des Satyrs weilt bei seinen hohen Bekanntschaften und ihren üppigen Genüssen; namentlich an die vornehmen Damenbekanntschaften muss man denken, an Katharina und mehr noch an die hohen Damen der Pariser Gesellschaft, unter denen gar manche wilde Ziege war. Jetzt ist der Satyr krank, er streckt vergebens die verlangenden Hände nach ihren vollen Brüsten. Was für eine Krankheit ist es, die ihn fern hält? — Nun die Beleidigung, die sie in seines Freundes Morellets Satire gefunden, die Rousseau ausgleichen soll. So schliessen sich die Einzelheiten der Scene zusammen.

Die glänzenden Verbindungen waren es vorzüglich, die d'Alembert Neider erweckten und gehässige Verleumdungen veranlassten. Die Beziehungen zwischen ihm und Rousseau waren, wie wir gesehen haben, im Sommer 1760 noch ganz freundschaftlich, ja noch 1762 schreibt d'Alembert an Rousseau, dass er den Emile für eine ganz hervorragende Leistung erkläre, die den Autor an die Spitze aller Litteraten stelle, und Rousseau freut sich über diese Anerkennung:* aber dann schlug der Hass Wurzel, und mit ihm wuchsen in Rousseaus krankem Gemüth die Schreckbilder des Verfolgungswahnsinns, die ihm aus d'Alembert ein Ungeheuer machten, das er nie war.** Ich zweifle nicht, dass die Anerkennung, die d'Alembert bei Friedrich und Katharina fand, damit in Zusammenhang stehe, jedesfalls fällt beides in dieselbe Zeit.

Wenn an Rousseau die Aufforderung ergangen wäre, der Erzieher des russischen Grossfürsten zu werden, er hätte vielleicht abgelehnt; aber es ärgerte den Verfasser des Emile, dass an ihn gar nicht der Antrag gelangte, dass d'Alembert dazu berufen wurde. „Man hat mir aus Petersburg mitge-

---

* Rousseau 6, 126.

** Wie unbegründet Rousseaus Anschuldigungen für diese Zeit sind, zeigt der Briefwechsel zwischen Voltaire und d'Alember

theilt," schreibt er im November 1762,* „dass die Kaiserin d'Alembert eingeladen hat ihren Sohn zu erziehen. Ich habe darauf geantwortet, dass d'Alembert Philosoph ist, dass er Kenntnisse hat und viel Geist, aber dass seine Erziehung aus dem Jungen weder einen Eroberer noch einen weisen machen würde, sondern einen Hanswurst." Das ist deutlich genug. Voltaire war bekanntlich kein Freund Rousseaus; aber er hat Recht, wenigstens für diese Zeit, wenn er sagt,** dass der arme Teufel aus Stolz, Neid, Inconsequenzen, Widersprüchen und Elend zusammengesetzt sei.

Endlich ist noch das verhalten des Satyrs zu erörtern, als der Einsiedler mit schweren Anklagen hervortritt und das Volk sich gegen den Kläger erhebt.

Einsiedler. Ah, saubrer Gast, find' ich Dich hier,
Du ungezogen schändlich Thier!
Satyros. Mit wem sprichst Du?
Einsiedler. Mit Dir!
Wer hat bestohlen mich undankbar,
Meines Gottes Bild geraubet gar?
Du hinkender Teufel!
Das Volk. Höllenspott!
Er lästert unsern herrlichen Gott!
Einsiedler. Du wirst von keiner Schande roth.
Das Volk. Der Lästrer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!
Satyros. Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen sein!
Das Volk. Sein unrein Blut, Du himmlisch Licht,
Fliess fern von Deinem Angesicht!
Satyros. Ich gehe.
Das Volk. Doch verlass uns nicht!
(Satyros ab.)
Einsiedler. Seid ihr toll?
Hermes. Unseliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen sichern Ort!
Geht, verschliesst ihn in meine Wohnung!
(Sie führen den Einsiedler ab.)
Das Volk. Sterben soll er!
Hermes. Er verdient keine Schonung.
Und zu versühnen den himmlischen Geist,
Der uns sich so gnädig und liebreich erweist,

* 7, 296. ** Voltaire, oeuvres 61, 25.

Wollen wir ihm unsern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das benehmen des Satyros sollte man nach der früheren Rücksichtslosigkeit, die er in der Behausung des Eremiten an den Tag legt, auch nach seinem ersten auftreten vor Hermes, nicht erwarten. Er verhält sich in der aufgeregten Scene ganz passiv; er lässt die Anklagen ruhig über sich ergehen und überlässt es dem Volke, seine Sache zu führen. Er erscheint als der Anlass des ganzen Unglücks, will aber keinen directen Antheil an der Schuld haben. — Genau in demselben Lichte sah Rousseau das verhalten der Philosophen zu seinem Unglück.

Der Sturm, der sich gegen den Einsiedler erhebt, bezeichnet die Wirkungen, die Rousseaus Emile und der Contrat social im Jahre 1762 hervorrief.*

Schon als der Emile sich noch unter der Presse befand, hatten einige Freunde auf die Gefahr hingewiesen, die dem Autor daraus erwachsen könne. Rousseau aber hatte solchen Besorgnissen um so weniger Beachtung geschenkt, als gerade dieses Buch den Schutz einflussreicher Freunde gefunden. Die Marschallin von Luxemburg selbst hatte ihm einen Verleger gesucht und einen günstigen Contract geschlossen, der Censor, Herr von Malesherbes hatte ihm in einem langen Briefe die Versicherung gegeben, dass gerade der Theil des Werkes, der ihm zumeist am Herzen läge, sein religiöses Glaubensbekenntniss, nicht bloss die Billigung des ganzen Menschengeschlechtes verdiente, sondern auch unter den gegebenen Verhältnissen, da man die Aufhebung des Jesuitenordens betrieb, der Regierung und dem Hofe erwünscht sein müsste.

Aber bald nachdem das Buch erschienen, traten bedenkliche Anzeichen hervor. Man machte geltend, dass man zu einer Zeit, wo die Jesuiten auf Tod und Leben bekämpft würden, den Büchern und Schriftstellern, welche die Religion angriffen, keine parteiische Nachsicht erweisen dürfte. Schon äusserte man ganz offen, es genügte nicht mehr die Schriften zu verbrennen, man müsste auch die Verfasser den Flammen

* S. über das folgende Rousseau 6, 127 ff. Brockerhoff 2, 344 ff.

überliefern. Der Marschall erhielt die Nachricht, dass das Parlament mit der äussersten Strenge vorgehen und an einem bestimmten Tage Rousseaus Verhaftung beschliessen würde. Aber dieser behielt noch sein Vertrauen und wurde durch die heiter unbefangene Ruhe der Marschallin darin bestärkt.

Endlich jedoch konnte er sich nicht länger in Träumen der Sicherheit wiegen. Am 8. Juni, nach jenem heiteren Ausflug, hatte er sich ruhig ins Bett gelegt, um seiner Gewohnheit gemäss bei der Lectüre der Bibel den Schlaf zu erwarten. Eben hatte er das Buch weggelegt und sich einem träumerischen Halbschlummer überlassen, als er durch Geräusch und Licht wieder aufgeweckt wurde. Es war der vertraute Kammerdiener der Marschallin, welcher ihm mit einigen Zeilen von ihrer Hand einen Brief überreichte, den ihr der Prinz Conti soeben durch einen Eilboten zugesandt hatte. „Die Gährung," so meldete derselbe, „ist ausserordentlich gross. Nichts kann den Schlag abwenden; der Hof fordert, das Parlament will ihn, man wird morgen um sieben Uhr seine Verhaftung aussprechen und sofort Massregeln treffen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Ich habe indess durchgesetzt, dass man ihn nicht verfolgen wird, wenn er sich entfernen will; beharrt er aber darauf, sich ergreifen zu lassen, so wird er ergriffen werden." Diese Mittheilung lautete so bestimmt, dass Rousseau der Aufforderung der Marschallin folgte und sich unversäumt zu ihr begab.

Seine persönliche Neigung gieng dahin, dem Sturme Trotz zu bieten; er war sich seiner Unschuld bewusst und wollte auch den Verdacht der Schuld nicht auf sich ziehen. Zu fliehen oder sich zu verstecken, beides war ihm widerwärtig. Aber die Rücksicht auf die besorgte Freundin, die Furcht, dass er in einem Kreuzverhöre nicht Besonnenheit, Gewandtheit und Vorsicht genug haben würde, um sie nicht zu compromittieren, bestimmten ihn sich ihrem Wunsche zu fügen. Der Marschall rieth einige Tage bei ihm zu verweilen oder in der Wohnung des Prinzen Conti im Temple, der nicht unter der Jurisdiction des Parlamentes stand; inzwischen könnte man sich in aller Ruhe nach einem Zufluchtsorte umsehen; aber Rousseau bestand darauf, noch an demselben Tage abzureisen.

Gemeinschaftlich mit dem Marschall ordnete er seine Papiere, am Nachmittag machte er sich auf den Weg. Seine Frau und einen Theil der Manuscripte liess er unter dem Schutze des Marschalls zurück.

Die Schuld an dem Unglück schob nun Rousseau, sonderbar auf den ersten Anblick, seinen früheren Freunden und bekannten, den Philosophen, den Holbachianern zu. In den Confessions und schärfer in dem ersten der Dialoge* hat er sich darüber ausgesprochen. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils, die er auch ihnen gegenüber sich zu wahren gewusst hätte, zumal in religiösen Dingen, hätten ihren Hass, der ungeahnte Ruhm, zu dem er durch seine jüngsten Werke emporgestiegen, ihren Neid erweckt. Systematisch wären sie darauf ausgegangen, ihn zu vernichten. Nicht dass sie ihm offen sogleich mit der ganzen Last der gesammelten schweren Anklagen hätten gegenüber treten, nicht dass sie ihn sogleich hätten vernichten, den Strafen aussetzen wollen, die der verbrecherische Mensch wol verdient hätte — dazu, sagte er ironisch, waren sie zu edel und zu grossmüthig. Vielmehr wollten sie ihn allmählich in den Augen des Publicums discreditieren, ihm Ansehen und Ehre entziehen und so unschädlich machen. Rousseau hatte keine directen Beweise für die den Philosophen zur Last gelegten Schändlichkeiten, er konnte keine Thatsachen anführen, aber er war überzeugt, dass sie sein Unglück verschuldeten.

Dem entsprechend ist das verhalten des Satyros von Goethe dargestellt. Wie Rousseau im Emile den Atheisten entgegen trat und die Menschen warnte diesen Lügenpropheten zu folgen, so tritt der Einsiedler vor das Volk mit der Anklage, dass der hinkende Teufel ihm seinen Gott geraubt habe. Wie die Philosophen, nach Rousseaus Argwohn, seinen Sturz wünschten und betrieben, ohne doch einen öffentlichen Schritt gegen ihn zu unternehmen, so zieht sich auch der Satyr zurück, als das Volk an seinem Gegner wüthende Rache nehmen will.

Es erübrigt noch, Hermes, Eudora und Arsinoe zu be-

* Rousseau 6, 128. 130. 6, 233.

trachten. Im allgemeinen bieten diese drei Personen keinen Anlass nach bestimmten Vorbildern zu suchen; denn ihre Existenz und ihre Darstellung entspricht im wesentlichen ganz dem Bedürfniss der Dichtung. Goethe führt den Satyr unter ein Völkchen, das vom grossen Strom des Welttreibens unberührt, in patriarchalischer Verfassung glückliche Tage dahin lebt. Die höchste Familie des Landes tritt billig aus der Masse des Volkes hervor, und ihre drei Mitglieder haben schickliche Verwendung gefunden. Der Antheil des Hermes beruht auf der Würde eines Priesters und Obersten, an seiner Gemahlin offenbart sich die Thierheit des Gottes, Arsinoe, die Tochter, stellt durch den Gegensatz ihres Wesens den Charakter der Psyche in helleres Licht. Es wäre somit wol möglich, dass Goethe diese Personen frei erfunden und zur Ausschmückung und Belebung der Handlung eingeführt hätte, denn oft verweben die Dichter in eine Darstellung, deren Grundzüge aus der Wirklichkeit genommen sind, Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie.

Aber nachdem nicht nur für den Eremiten und den Satyros, sondern auch für eine der Nebenpersonen, für Psyche, eine Deutung sich als nothwendig und möglich ergeben hat, ist die Forschung berechtigt und verpflichtet die Frage aufzuwerfen, ob Goethe nicht auch hier bestimmte Vorbilder im Auge gehabt hat; zumal da, wenn man genau zusieht, in dem verhalten und in den Reden der Personen doch manche Dinge vorkommen, die eine genügende Erklärung aus rein künstlerischer Absicht nicht finden. Freilich da individuelle Züge in diesen drei Personen nur wenig hervortreten, scheint es schwer, zu einer sicheren Deutung zu kommen. Aber doch mag der Versuch gewagt werden, denn was an ihrer Charakteristik fehlt, können vielleicht die Beziehungen, in denen sie unter sich und zu den anderen stehen, ersetzen.

Zuerst Eudora. Mancher Leser wird auf den Gedanken gekommen sein, dass Mme. du Deffand gemeint sei; ihr Verhältniss zu Psyche führt darauf. Wie der Satyr von Eudora zurückgewiesen sich an Psyche macht, so hatte d'Alembert die alte Freundin verlassen, um der jüngeren zu folgen. Auch ist nicht zu verkennen, dass bei Eudora neben allem guten Willen

für den Einsiedler doch auch eine gewisse Eifersucht die Triebfeder ihrer Handlung ist:

> Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
> Sich fester an Psyche, das arme Ding,
> Um mir zu trotzen! Und seit der Zeit
> Sterb' ich oder seh' dich befreit.

Aber alles andere passt nicht. Mme. du Deffand hatte keinen Gemahl, hatte keine Tochter, hatte vor allem durchaus keine freundschaftlichen Beziehungen zu Rousseau. Auch die mehr mitleidige Art, wie sie sich über Psyche ausspricht, wäre ihr nicht gemäss; sie hatte für Fräulein Lespinasse nur den Ausdruck des Hasses und der Verachtung. Die arme blinde Person kann nicht gemeint sein.

Auch mit einer Deutung auf die Marschallin von Luxemburg kömmt man nicht weit.* Zwar wenn man nur das Verhältniss der Eudora zum Einsiedler in Betracht zieht, könnte man für diese kein passenderes Vorbild finden als die Marschallin, die, seitdem sie mit Rousseau bekannt geworden, ihm eine aufrichtige Freundschaft bewiesen, für seine Werke sowie für die Bedürfnisse des Lebens aufrichtiges Interesse bethätigt, die ihn noch Nachts zu sich beschieden, um ihn der drohenden Gefahr zu entreissen. Aber sie kann nicht Eudora sein, weil ihr Gatte, der Marschall, unmöglich Hermes, unmöglich der Feind des Eremiten, der Anhänger des Satyrs sein kann. Der Marschall war Rousseaus bester Freund. Keinen anderen hat er so geschätzt, keiner war ihm so verehrungswürdig wie dieser ruhig feste Charakter. Wo er in den Confessions von seinem Tode spricht, nennt er ihn seinen einzigen wahren Freund in Frankreich.

Also Mme. de Luxembourg kann mit Eudora nicht gemeint sein, vielmehr ist es eine ihrer Freundinnen, die mit ihr wetteiferte dem unglücklichen Philosophen sein Leben zu erleichtern. Es ist die Comtesse de Boufflers.**

Schönheit, Geist und Kenntniss zeichneten diese Frau

---

* Ueber sie näheres bei Lescure 1, CXLII ff.

** S. über sie die Nouvelle biographie générale 6, 903 f. Brockerhoff a. a. O. 2, 295.

ebenso sehr aus wie ihre Sittenlosigkeit. Gleich nach ihrer Vermählung hatte sie sich dem Hofe des Herzogs von Orleans als Gesellschaftsdame seiner Gemahlin angeschlossen; dann war sie an den Hof des Prinzen Conti übergegangen. Sie war seine anerkannte Favorite, machte die Honneurs in seinen Salons und war, wie Mme. du Deffand sich ausdrückt, der Götze des Tempels, welcher sich beständig liebt und bewundert und nichts sieht und hört, als was zur Vermehrung des eigenen Ruhmes beitragen kann. „L'Idole“ ist ihre stehende Bezeichnung in der Correspondenz der Marquise.* Ausser ihrem Verhältniss zum Prinzen Conti unterhielt sie, nach Rousseaus Angaben,** noch intimen Verkehr mit dem Chevalier von Lorenzy — er nennt ihn mit unübersetzbaren Worten le sigisbé ou plutôt le complaisant de Mme. la Comtesse — und war warm befreundet mit d'Alembert. Horace Walpole, der spätere geliebte der Mme. du Deffand, fand,*** dass sie aus zwei Frauen zusammengesetzt wäre, von denen die eine den höheren, die andere den niederen Regionen gehörte. „Die letztere ist, wie sich von selbst versteht, galant und macht noch Ansprüche; die erstere ist sehr gefühlvoll und besitzt eine gewisse Beredsamkeit, die gefällt und das richtige trifft.“

Rousseaus Verkehr mit der Gräfin beginnt im Jahre 1760, und durch sie und Mme. de Luxembourg kam er bald auch in ein näheres Verhältniss zu dem Prinzen Conti, der Jahre lang gegen Rousseau wahre Freundschaft und bewundernswürdige Geduld zeigte. Auch gehört er zu den wenigen Personen, deren Andenken Rousseau in Ehren hielt. Die Erzählung in den Confessions und viele Briefe zeigen, wie freundliche Theilnahme der Prinz und die Gräfin dem wunderlichen Einsiedler schenkten.

Die Freundschaft der Gräfin wurde namentlich seit dem Jahre 1762 wirksam. Sie gehörte zu den ersten, die Rousseau auf die drohende Gefahr aufmerksam machten und ihn mahnten rechtzeitig ihre Folgen ins Auge zu fassen. Als die Marschallin noch ganz ruhig schien, zeigte sie schon eine gewisse

* Lescure 1, 356 f. Anm. ** 6, 114.
*** Lescure 1, 357 Anm.

Erregung; sie versicherte dem Freunde, dass der Prinz und sie alles thäten den Schlag des Parlamentes zu parieren, dass aber doch wenig Hoffnung wäre; sie zeigte ihm, wie gefährlich es für andere werden könnte, wenn man sich seiner bemächtigte und ihn ins Verhör schleppte; sie schlägt ihm vor nach England zu entweichen, wo ihr Freund Hume für ihn gern Sorge tragen werde, kurz sie zeigt richtige Kenntniss der Sachlage und reges Interesse. Auch in jener letzten Nacht, wo Rousseau sich endlich zur Flucht entschliessen musste, kam sie aus Paris herbei, um ihr sanft schmeichelndes zureden mit den Vorstellungen des Marschalls wirksam zu vereinen. Ihre Freundschaft folgte ihm in die Schweiz, und, als auch dort seines bleibens nicht mehr war, bahnte sie ihm den Weg nach England.

Diese Gräfin Boufflers ist es jedesfalls, die in Goethes Stück als Eudora dem Eremiten ihre hilfreiche Hand bietet.

Aber wie erklärt sich Eudorens Verhältniss zum Satyr? Ihre Umarmung im Tempel, das erstaunen des überraschten Volks? Von einem Liebeshandel d'Alemberts mit der Comtesse de Boufflers, der mit einem öffentlichen Skandal geendet hätte, weiss ich nichts, und doch scheint Goethes Stück zu der Annahme zu zwingen, dass wenigstens Gerüchte von einem solchen cursierten. Oder sollte Goethe hier, nach dem Recht des Dichters, verschiedene unzusammenhängende Ereignisse verknüpft haben, ein anderes Liebesverhältniss d'Alemberts benutzt haben, etwa eine Episode aus seinem Verkehr mit Mme. du Deffand? Aber von einer solchen weiss ich auch nichts, und deshalb bleibe ich lieber bei der Gräfin stehen. Ihre Leichtfertigkeit, ihr bekanntes Freundschaftsverhältniss zu d'Alembert, die Klatschsucht der Pariser Gesellschaft konnten wol Erzählungen hervorbringen, wie sie Goethes Dichtung vorauszusetzen scheint. Bessere Kenner der französischen Brief- und Memoirenlitteratur mögen sogar im Stande sein, ihre Existenz nachzuweisen. Eine Spur zeigt vielleicht der früher erwähnte Brief d'Alemberts an Voltaire.* Nachdem er dort sein Liebesverhältniss zur Lespinasse in Abrede gestellt hat,

* Voltaire, oeuvres 61, 555.

führt er fort: „Es ist aber doch noch besser, dass man Ihnen schreibt, ich sei verliebt, als dass man Ihnen schändlichere Lügen berichtete, wozu man wol im Stande ist. Man hat mich nur lächerlich machen wollen, und jene Lächerlichkeit macht mir keine grossen Schmerzen!" — Was sind das für scheusslichere Lügen (des faussetés plus atroces), die ihn mehr bekümmerten als die Gerüchte von seinem Verhältniss zu Fräulein Lespinasse?

Im Tempel schliesst der Satyr Eudoren in seine Arme. Nicht in ihrer Wohnung, wie man doch zunächst erwarten sollte. Im Tempel, in den Salons des Prinzen Conti, entfaltete die Comtesse de Boufflers ihren Glanz, dort wurde sie als Idol verehrt.

Arsinoe, die anfangs, wie Psyche, gelockt von dem schönen Gesang, dem Satyr freundlich naht, dann aber von Furcht und Ekel ergriffen zurückweicht, ist Mlle. Amélie de Boufflers, die Enkelin der Marschallin von Luxemburg, die spätere Herzogin von Lauzun, die am 27. Juni 1794 den Stürmen der Revolution zum Opfer fiel.* Rousseau entwirft von ihr in den Confessions** eine anziehende Schilderung und knüpft daran Betrachtungen und Anklagen, die ahnen lassen, dass das Mädchen trotz ihrer Jugend Eindruck auf sein empfängliches Herz gemacht hatte. „Es war eine reizende Person," sagt er; „sie hatte eine wahrhaft jungfräuliche Gestalt, Sanftmuth und Schüchternheit. Nichts liebenswürdigeres und interessanteres als ihre Erscheinung, nichts zarteres und reineres als die Empfindung, welche sie einflösste. Uebrigens ein Kind, noch nicht elf Jahr alt. Die Frau Marschallin, die sie zu schüchtern fand, suchte sie anzuregen. Sie erlaubte mir öfters ihr einen Kuss zu geben, was ich mit meiner gewöhnlichen Unbeholfenheit (maussaderie) that. Anstatt ihr Höflichkeiten zu sagen, wie ein anderer an meiner Stelle würde gethan haben, blieb ich stumm, und ich weiss nicht, wer verschämter war, die arme kleine oder ich. Eines Tages begegnete ich ihr allein auf der Treppe des kleinen Schlosses. Da ich nichts zu sagen wusste, gab ich ihr einen Kuss, den sie in der Un-

* Nouvelle biographie générale 6, 903. ** 6, 98.

schuld ihres Herzens nicht abwehrte, da sie noch denselben Morgen in Gegenwart ihrer Grossmutter und auf ihr Geheiss einen erhalten hatte. Am folgenden Tage, als ich der Marschallin aus dem Emile vorlas, stiess ich gerade auf eine Stelle, wo ich mit Recht kritisiere, was ich am Abend vorher gethan hatte. Sie fand die Betrachtung sehr richtig und machte eine sehr verständige Bemerkung, die mich erröthen liess. — Wie verfluche ich meine unglückliche Dummheit, die mich so manches Mal hat schuldig erscheinen lassen, wenn ich nur dumm und verlegen war!" Dieses freundschaftliche Verhältniss zu Rousseau bedingt, der Dichtung gemäss, ihre Aversion gegen den Satyr. Dass zwischen ihr und Fräulein Lespinasse keine Sympathie bestand, ebensowenig wie zwischen Arsinoe und Psyche, zeigt ein undatierter Brief der letzteren an Mme. du Deffand.* „Ich bin sehr erkenntlich," schreibt sie aus Montmorency, „für die Liebenswürdigkeiten der Frau Herzogin von Boufflers, und ich bedaure nicht in der Lage zu sein, solche von Fräulein Amélie pflegen zu können."

Arsinoe bezeichnet Hermes als ihren Vater, und, da dieser der Gemahl der Eudora ist, so muss Arsinoe die Tochter oder die Stieftochter der Eudora sein. Dazu würde nun die gangbare Annahme,** dass Amélie de Boufflers die Enkelin der Marschallin und die Stieftochter der Comtesse de Boufflers sei, vortrefflich stimmen. Aber der Stammbaum unserer Amélie will zu dieser Annahme nicht passen.

Die Marschallin von Luxemburg*** war in erster Ehe mit dem Herzog von Boufflers vermählt gewesen und hatte ihm einen Sohn geboren, der nach dem Tode des Vaters 1747 den Herzogstitel annahm. In demselben Jahre verheiratete sich der junge Herzog, starb aber schon vier Jahre später und hinterliess eine Tochter, eben die Amélie, die Rousseau im Hause ihrer Grossmutter kennen lernte. Ich sehe nicht,

* Lescure setzt den Brief (1, 216) unter Briefe des Jahres 1754, Isambert (2, 198) hinter einen Brief, für den er das Jahr 1761 annimmt. Lescures Datierung ist aus Altersrücksichten unmöglich.

** Nouvelle biographie générale 6, 903. Lescure 1, 357. Isambert 1, 213.

*** Ueber das folgende s. Lescure 1, CXLIII.

wie es möglich ist, dass diese Amélie nun zugleich Stieftochter der Comtesse de Boufflers hätte sein sollen. Eugène Asse, der 1876 die Briefe der Fräulein Lespinasse neu herausgegeben hat, nimmt zwei Amélies de Boufflers an, indem er die Stieftochter der Comtesse von der Enkelin der Marschallin unterscheidet. Ich kenne seine Ansicht nur aus der gleichzeitigen Ausgabe derselben Briefe von Gustav Isambert,* der diese Scheidung nicht vorgenommen hatte und über die neue Ansicht sich dahin ausspricht, dass, wenn wirklich eine Confusion stattgefunden habe, man sagen müsse, dass sie vor ihm von einer sehr grossen Zahl von Memorialisten und Auslegern begangen sei. Ich muss es anderen, denen diese Sachen näher liegen und besseres Material zu Gebote steht, überlassen, die Frage, ob es neben der Enkelin der Marschallin noch eine andere Amélie de Boufflers gegeben oder ob eine Verwechselung der verwandtschaftlichen Beziehungen stattgefunden habe, zu untersuchen und zu entscheiden. Jedesfalls glaube ich, dass die althergebrachte Anschauung, nach welcher Mlle. Amélie eine Stieftochter der Comtesse de Boufflers war, auch in Goethes Quelle galt.

Da Eudora die Gräfin Boufflers ist, so muss Hermes der Graf Boufflers sein. — Von der Stellung dieses Mannes zu Rousseau weiss ich nichts. Aber dass Rousseau ihn nirgends erwähnt, weder in seinen Briefen noch in seinen Confessions, zeigt deutlich genug, dass er zu seinen Freunden und Gönnern nicht gehörte.

Hier ist nun der Ort, eine Stelle aus dem Monolog zu Eingang des Stückes zu erörtern. Nachdem der Eremit die Freude an seiner kleinen Habe ausgesprochen hat, an Haus und Stall, an Gärtlein und Früchtlein, schliesst er die Rede mit den merkwürdigen Versen:

> Kommt aber herein der Kieselschlag
> Und furaschirt mir an einem Tag,
> So ärgert mich der Streich fürwahr;
> Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
> Wo mancher Wärwolf ist schon todt
> Aus Aengsten vor der Hungersnoth.

* 2, 242.

Die Verse heben sich auffallend von der vorhergehenden Schilderung oder Betrachtung ab. Jeder, der den Monolog des Eremiten liest, wird fühlen, dass hier die Gedanken des Dichters einem neuen Zuge folgen, der durch bestimmte Vorstellungen hervorgerufen sein muss. Was will der Dichter mit dem Werwolf, was soll hier eines dieser märchenhaften Wesen, die mit unheimlicher Kraft begabt, bald als Wolf, bald als Mensch erscheinen? Die Deutung geben die Worte, mit denen der Satyros seine erste Rede einleitet:

> Ich wollt' sonst schnell von hinnen eilen
> Und in dem Wald mit den Wölfen heulen.

Wollen die Menschen ihm folgen, so will er unter ihnen weilen; wenn nicht, gesellt er sich zu den Wölfen und nimmt Wolfsnatur an. Diese Verkünder des Materialismus und philosophischer Afterweisheit erscheinen dem Dichter als Halbmenschen, als gespenstische Werwölfe. Der Gedanke, den der Eremit ausdrückt, ist also: „Wenn ein Unglücksschlag mich trifft und meine Hoffnungen zerstört, so verdriesst mich das zwar, aber im Vertrauen auf Gott behalte ich Muth und Leben, während mancher meiner Gegner ohne Hoffnung und Trost vor Ablauf des Jahres dahin stirbt!“ Natürlich muss Goethe dabei an einen bestimmten Anhänger der feindlichen Secte gedacht haben. Aber an wen? D'Alembert starb später als Rousseau, andere Häupter der Philosophen, an die man etwa denken könnte, Diderot, Holbach, Voltaire starben auch später als Rousseau oder lebten wenigstens noch, als Goethe sein Drama schrieb. Auf einen von ihnen die Stelle zu beziehen ist auch schon deshalb bedenklich, weil sonst in dem Stücke nichts vorkömmt, was auf sie hinwiese. Ausser d'Alembert-Satyros tritt nur ein Werwolf aus der Masse des Volkes hervor, Hermes, der Graf von Boufflers; und der starb 1764, in demselben Jahre, in welchem Psyche mit dem Satyr gieng, in dem Jahre, mit dem die Ereignisse unseres Dramas schliessen.

Wenn sich so die Annahme, dass Hermes wirklich der Graf von Boufflers ist, in willkommener Weise bestätigt, so zeigt eine andere Stelle, dass mit Hermes doch auch noch ein

anderer Herr von Boufflers gemeint ist, sei es, dass die Gleichheit der Namen schon in Goethes Quelle eine ähnliche Verwechselung wie möglicher Weise bei Amélie de Boufflers veranlasst hatte, sei es — was ich für weniger wahrscheinlich halte —, dass der Dichter zwei verschiedene Personen, von denen seine Quelle ihm berichtete, in eine Figur zusammengezogen hat.

Unter den Personen nämlich, die Rousseaus intimes Verhältniss zur Marschallin allmählich zerstörten, nennt er in den Confessions* den Abbé, später Chevalier de Boufflers. Er bezeichnet ihn als einen geistvollen Mann, dem alles hätte gelingen müssen, wenn er sich hätte concentrieren wollen. Aber sein Geschmack an einer zerstreuten Thätigkeit liess es ihn überall nur zu halben Talenten bringen. Er machte sehr hübsche Verschen, schrieb niedliche Briefchen, klimperte ein bischen auf der Guitarre und pfuschte etwas in Pastellmalerei. Rousseau versuchte anfangs seine Gunst zu erwerben, sich unter seine Flügel zu stellen, aber seinem ungeschickten Wesen gelang es nicht. In den ersten beiden Jahren war der Abbé fast nie nach Montmorency gekommen; aber als er öfter kam, merkte Rousseau bald, dass er zurückgedrängt wurde. Bei jeder Reise glaubte er warzunehmen, dass er bei der Marschallin etwas an Gunst verlor.

Boufflers erschien ihm also genau in demselben Lichte wie d'Alembert, und so war er vor allen geeignet neben ihm einen Platz in Goethes Dichtung zu finden.

Warum ich nun glaube, dass man Hermes auf diesen Abbé de Boufflers beziehen müsse, ist einmal der Umstand, dass Hermes als Priester eingeführt ist, sodann aber namentlich die Art, wie der Satyros ihn begrüsst.

> Hermes. Willkommen, Fremdling, in unserm Land!
> Satyros. Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.
> Hermes. Das ist nun so die Landesart.
> Satyros. Und einen lächerlich krausen Bart.

Dem wilden Satyr, der sich mit einem Minimum von Kleidung begnügte, mochte freilich schon ein gewöhnliches Menschen-

* 6, 110. — Der Chevalier de Boufflers war auch in Deutschland nicht unbekannt.

gewand als ein lächerlicher Luxus erscheinen, aber dass ihm das verflucht weite Gewand sogleich und zuerst in die Augen fällt und dann der krause Bart, der doch sicherlich nicht einen ehrwürdigen Patriarchenbart bezeichnen soll lässt, doch wol annehmen, dass der Dichter hier nicht nur einen allgemeinen Beitrag zum Geschmack des Satyrs geben wollte, sondern dass er seine Satire auf einen ganz speciellen Punct richtet.

Nun war dieser Abbé de Boufflers* ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, hatte sich aber geweigert Priester zu werden. Als geborner Malteser-Ritter jedoch hatte er ein Ordenslehen und war mit dem wunderlichen Recht bekleidet, dem Gottesdienst in dem Chorhemde eines Priors und in der Uniform eines Husaren-Hauptmanns beizuwohnen. Ich zweifle nicht, dass darauf der Scherz geht. Ob der Abbé auch einen Bart trug, weiss ich nicht; aber ich glaube, nach den angeführten Versen darf man es annehmen. Der gekräuselte Bart des Officiers neben dem geistlichen Gewand musste auffallend genug erscheinen.

Im vorstehenden ist das Stück gedeutet. Um es zu erklären, muss man aber noch einige weitere Schritte wagen. — Woher kannte Goethe den Stoff? Woher stammt sein Interesse an den Pariser Ereignissen aus dem Anfang der sechziger Jahre? Was konnte ihn, der doch nicht ohne Grund behauptet zu haben scheint, dass alles, was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer grossen Confession seien, bewegen einen Gegenstand zu behandeln, der scheinbar gar keine Beziehung zu seinem Leben hat? — Verständige Erwägung bleibt auf keine dieser Fragen die Antwort schuldig.

Das Stück zeigt, dass Goethe mit den wissenschaftlichen Schriften des Mannes, den er zum Mittelpunct seiner Satire machte, durchaus unbekannt war. Hingegen standen ihm merkwürdige Details über persönliche Angelegenheiten zu Gebote; alles, was die Klatschsucht befriedigt, war ihm zu Ohren gekommen, auch mit den kleinen Zuthaten und Entstellungen, mit denen die Fama ihre Lieblinge auszustatten pflegt. Eine

* Nouvelle biographie générale 6, 902.

gedruckte Quelle kann er nicht gehabt haben, denn eine solche gab es nicht. Das blosse Gerücht aber konnte ihm die Sachen auch nicht zugetragen haben; denn es ist unglaublich, dass dieses noch in den siebziger Jahren und in Deutschland sich mit den verjährten Geschichten sollte herumgeschleppt haben. Hienach scheint nichts übrig zu bleiben als briefliche Aufzeichnungen für Goethes Quelle zu halten. Es ist bekannt, wie sehr man es in jenem Zeitalter liebte, Herzensangelegenheiten und interessante Tagesereignisse in Briefen zu beschreiben, solche Briefe zu copieren, zu sammeln, zu verbreiten, in Gesellschaft vorzulesen. Dem Briefcharakter entspricht die Art der Kenntnisse, die Goethe hatte.

Diese brieflichen Aufzeichnungen müssen nach dem Jahre 1764 erfolgt sein, denn die Ereignisse dieses Jahres sind mit in das Drama gezogen; aber wahrscheinlich auch nicht viel später, denn auf die späteren bewegten Geschicke Rousseaus findet sich keine Hindeutung. Sie müssen ferner aus dem Kreise von Rousseaus Verehrern und nahe stehenden Freunden hervorgegangen sein, denn sie sahen die Ereignisse ganz durch Rousseaus trübe Brille, sie enthielten Anschauungen und behaupteten Thatsachen, die nur in dem Gehirn dieses argwöhnischen Grüblers entstanden waren.

Wer das bedenkt, wird nicht lange nach der Quelle des Goetheschen Stückes suchen müssen. Sie brach in Ehrenbreitstein hervor im Herbst 1772, als jener artistisch-empfindsame Congress im Hause der Frau La Roche unsern Dichter mit Leuchsenring zusammenführte und die Gesellschaft sich mit dem vorlesen vertrauter Briefwechsel unterhielt. „Leuchsenrings Schatullen,“ sagt Goethe, „enthielten manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden sehr hoch geachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseaus Freundin berühmt. Wer mit diesem ausserordentlichen Mann nur irgend in Verhältniss gestanden hatte, genoss Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet. Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich da-

* 22, 105.

durch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte."

Ich meine, es ist kein Zweifel. Die letzten Worte in Goethes Bericht sind nicht bedeutungslos, wie überhaupt nicht leicht etwas bedeutungsloses in diesem bedeutenden Buche wird gefunden werden. Die ihm unbekannte Welt war die Pariser Gesellschaft mit ihrem Geist, ihren Intriguen, ihrer Sittenlosigkeit; das innere mancher kurz vergangenen Begebenheit der Zusammenhang der Schicksale, durch die Rousseau und sein Emile betroffen wurde. — Goethe gedenkt insbesondere der Briefe der Julie Bondeli; er gedenkt ihrer Freundschaft mit Rousseau: man darf mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es eben Briefe von ihr waren, welche die betreffenden Mittheilungen enthielten.

Julie Bondeli* war mit Rousseau bekannt geworden durch eine eingehende Kritik der neuen Heloise, die sie in zwei Briefen an eine Freundin niedergelegt hatte. Diese Briefe sowie einige andere handschriftliche Aufsätze des Mädchens waren auch Rousseau in die Hände gekommen; er hatte sie mit Bewunderung gelesen; er fand, dass sie in sich vereinigte, was sich selten irgendwo findet, Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, Richtigkeit und Anmuth, den Verstand eines Mannes und den Geist einer Frau, die Feder Voltaires und den Kopf Leibnizens. Bald traten beide in brieflichen Verkehr.

Den Wunsch zu einer persönlichen Begegnung hatte Rousseau schon im November 1762 geäussert. Er sprach damals die Absicht aus, nach Zürich zu gehen und dann incognito auch nach Bern zu kommen, um hier die Herren Tscharner und Fellenberg zu überraschen und Fräulein Bondeli zu besuchen. Aber die Reise kam nicht zu Stande. Erst im dritten Jahre nachher lernte er Julie von Angesicht zu Angesicht kennen, im Frühling 1765. — Das war die Zeit, die wir für unsere brieflichen Aufzeichnungen ansetzen mussten.

Schon vorher hatte Julie „mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft ihren verfolgten Landsmann auf seinem Lei-

---

* Ueber sie und ihr Verhältniss zu Rousseau s. Bodemann S. 86 ff.

denswege begleitet; jedes seiner Erlebnisse war ihr wichtig, jede Nachricht über denselben ihr von Werth." Was sie von Freunden Rousseaus erfuhr, von Tscharner, Fellenberg, Kirchberger, schrieb sie nieder und theilte es anderen mit. Wir haben mehrere Briefe der Art, schon aus den Jahren 1762 und 1763, welche manchen bisher unbekannten interessanten Beitrag zur Geschichte Rousseaus liefern. Man kann sich denken, wie bedeutend ihr die Tage waren, da sie ihn kennen lernte, wie begierig sie seinen Mittheilungen lauschte, wie treu gläubig sie dieselben aufnahm.

Bodemann, der Herausgeber der Briefe Julie Bondelis, berichtet über ihren Besuch in Neufchatel folgendes: „Endlich im Mai 1765 sollten sich Julie Bondeli und Rousseau von Angesicht zu Angesicht sehen und kennen lernen. Am 1. Juni 1765 theilt Julie ihrem Brugger Freunde (Zimmermann) ganz kurz mit, dass Rousseau ihr zwei Besuche in Neufchatel gemacht habe. Und an ihre Freundin La Roche schreibt sie dasselbe mit dem Zusatze: «Ich habe tausendmal den fatalen Ruf eines gelehrten Frauenzimmers verwünscht, aber die Besuche eines Rousseau etc. haben mich ein wenig damit ausgesöhnt.» Näheres über diese Zusammenkünfte ist in den uns erhaltenen Briefen Juliens leider nicht enthalten!"

Ein näherer Bericht also ist nicht erhalten; aber niemand wird zweifeln, dass er einmal existiert habe; niemand glauben, dass Julie, welche die Notizen der Tscharner, Fellenberg und Kirchberger so eifrig sammelte, aufzeichnete und verbreitete, den reicheren Ertrag der persönlichen Zusammenkunft in ihrem innern verschlossen habe. Sicherlich schrieb sie einen ausführlichen Bericht, ein Stück der Confessions vor Rousseaus Confessions, und Leuchsenrings Schatulle enthielt eine Copie dieses schätzbaren Documentes.

Oder sollte jemand meinen, persönliche Angelegenheiten würden bei diesen Besuchen, die zwei Menschen zum ersten Male zusammen führten, doch schwerlich erörtert sein, man dürfte Julie nicht die Unbescheidenheit zutrauen, den verehrten Mann nach rein persönlichen Angelegenheiten zu fragen, Rousseau nicht die Offenherzigkeit und Indiscretion, über Verhältnisse zu sprechen, die andere compromittierten? — Nun,

Rousseau müsste nicht Rousseau, und Julie Bondeli kein Frauenzimmer gewesen sein. Rousseau berichtet* gerade von dem Zeitraum, um den es sich hier handelt: „Je me rappelle que dans le temps dont je parle, tout occupé de mes Confessions, j'en parlais très-imprudemment à tout le monde, n'imaginant pas même que personne eût intérêt, ni volonté, ni pouvoir de mettre obstacle à cette entreprise: et quand je l'aurais cru je n'en aurais guère été plus discret, par l'impossibilité totale où je suis par mon naturel de tenir caché rien de ce que je sens et de ce que je pense."

So viel über die Quelle. Goethes Interesse an dem Stoff wurzelt in seiner Verehrung für Rousseau. Goethes Werther und Rousseaus St. Preux sind Brüder. Goethe fühlte, liebte und glaubte wie Rousseau; er rächte die eigene Empfindung, indem er die satirische Geissel gegen die Feinde dieses Mannes, gegen die Secte der kalten, empfindungslosen Philosophen schwang.

Goethe erwähnt den Satyros auch in Dichtung und Wahrheit. Wo? — Nun, eben da, wo er von seinem Besuche in Ehrenbreitstein erzählt. Merck habe ihn bei Gelegenheit der Briefwechsel auf Menschen aufmerksam gemacht, die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluss zu verschaffen wüssten und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen (Leuchsenring) habe er im Pater Brey, einen andern tüchtigeren und derberen im Satyros, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.** Goethe nennt hier die Dar-

* 6, 161.

** Es scheint gerathen, die ganze Stelle herzusetzen, da ungenaue Erinnerung oder oberflächliche Auffassung eben in dieser Stelle ein Moment finden möchte, welches gegen die vorgetragene Deutung spräche. Nachdem Goethe im allgemeinen den Verkehr in Ehrenbreitstein geschildert, fährt er fort: „In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merck zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften

stellung d'Alemberts nicht billig, an einer früher mitgetheilten Stelle bezeichnet er sie gar als eine Frechheit. Als er das

Einfall laut werden liess, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte: er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluss zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist dies eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat. — Dem sei nun wie ihm wolle, genug, wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluss zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt."

Wer nur die Worte, welche der Erwähnung der beiden Fastnachtspiele unmittelbar vorhergehen, ins Auge fasst, würde zu der Ansicht kommen, dass Goethe in beiden Stücken Personen seiner Bekanntschaft dargestellt habe, und zwar Personen, die ein Wanderleben führten, sich in Familien einnisteten und dort nach Einfluss strebten. Aber schon der Inhalt der Stücke muss gegen die Richtigkeit dieser Ansicht Bedenken erregen. Im Pater Brey ist allerdings Leuchsenring als ein Geselle dieser Art dargestellt, streben und Erfolg des Satyros aber weisen über die engen Verhältnisse des Familienlebens weit hinaus. Ferner führt der Zusammenhang der Stelle in Dichtung und Wahrheit zu einer anderen Auffassung. Von dem Briefwechsel geht Goethe aus; an die Personen und Verhältnisse, die in den Briefen besprochen waren, knüpften sich Mercks schalkhafte Einfälle und geheime Mittheilungen. Weshalb erwähnt Goethe diese vertraulichen Eröffnungen. Sie müssen doch eine gewisse Bedeutung in der Geschichte seines Lebens oder dichtens haben. Kann die Bedeutung lediglich darin bestanden haben, dass Goethe jetzt zum ersten Male erfuhr, dass es Schmarotzer gäbe? Sollte er keine andere Absicht gehabt haben als seinem Freunde für die Mittheilung einer so bedeutenden Thatsache, die er selbst nimmer gemerkt hätte, den schuldigen Dank abzustatten? Wer wird Goethe für so einfältig halten! Auch

Stück in späten Jahren herausgab, hatte er d'Alemberts wissenschaftliche Bedeutung bereits öffentlich anerkannt.*

---

zeigen die Worte, dass Mercks Mittheilungen ihn nicht sowol durch die mannigfache Bestätigung, die sie im späteren Leben fanden, als an und für sich durch ihren Inhalt interessierten. Seine Anschauung verweilt bei ihnen; er schildert sie, wenn auch nur negativ: von politischen Geheimnissen war dabei nicht die Rede, auch nicht von Dingen, die einen nachweisbaren Zusammenhang gehabt hätten. Goethe würde das sicher nicht sagen, wenn diese Dinge nur den Werth augenblicklicher Unterhaltung gehabt hätten. Alles, was zum Verständniss der Stelle vorausgesetzt werden muss, bietet die über den Satyros vorgetragene Ansicht: Personen und Verhältnisse, die in den Briefen vorkommen; nicht politische Geheimnisse, sondern litterarische und persönliche Dinge; nicht ein gewisser Zusammenhang, sondern eine freie, vom richtigen abirrende Verknüpfung. Mercks Combinationen halfen dem jungen Freunde dichten.

Also in diesem Passus hat Goethe seinen Satyros im Auge. Dann fährt er fort: „Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern" etc. Man beachte das „gewöhnlich"; das Wort ist nothwendig, da die folgenden Angaben nicht mehr auf die Person passen, die Goethe vorher im Sinn hatte; er geht jetzt zu einem speciellen Typus über, dessen Repraesentant Leuchsenring ist. Den Schluss bildet dann die Erwähnung der beiden Fastnachtspiele, in der alles vorhergehende Anlass und Ziel findet.

* In den Anmerkungen zu Rameaus Neffen 32, 107. — Goethe veröffentlichte den Satyros erst in der Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1817, und zwar unter der Jahreszahl 1770. Diese Angabe wird allgemein als unrichtig angesehen, und auch zu der vorgetragenen Deutung passt sie nicht. Aber doch hat Goethe vielleicht einen Grund gehabt dieses Jahr zu nennen. Zwar die persönlichen Verhältnisse, die in dem Stücke vorkommen, hat er erst 1772 erfahren, aber wir haben gesehen, dass die Partie, die den idealen Theil des Stückes bildet, von allen individuellen Beziehungen frei ist. Die Reden, in denen der Satyr seine Ansichten darlegt, gründen sich nicht auf das System eines bestimmten Philosophen, sondern enthalten eine carikierende Darstellung der französischen Modephilosophie überhaupt. Könnte Goethe eine solche nicht schon in Strassburg entworfen und später, als ihn der Stoff der Briefe zur Dramatisierung reizte, zu einem ursprünglich nicht geahnten Zweck verwendet haben? Ich will diese Ansicht nicht als richtig behaupten, aber ich halte sie für möglich, und wage es nicht, Goethes Angabe des Jahres 1770 unbedingt zu verwerfen. In das Jahr 1770 fallen auch die Wielandschen Schriften, deren Lectüre in den Reden des Satyrs ihre Spuren hinterlassen hat; in Strassburg fasste Goethe, wie er in Dichtung und Wahrheit erzählt, seine Abneigung gegen die französische Philosophie.

Mit der Dramatisierung des Stoffes wird Goethe nicht lange gewartet haben. Je frischer der Eindruck war, den der Anblick einer unbekannten Welt auf ihn gemacht hatte, um so eher konnte er ihn zu dichterischer Darstellung veranlassen; je schneller er zur Ausführung des Werkes schritt, um so begreiflicher erscheint der Fehlgriff in der Darstellung d'Alemberts. Die Ausführung des Jahrmarktes und des Satyros, beide durch den Aufenthalt in Ehrenbreitstein veranlasst, fallen in dieselbe Zeit, in die ersten Monate des Winters 1772 auf 1773.

Die Annahme ist an und für sich wahrscheinlich; sie wird empfohlen durch folgende Betrachtung. Wir haben oben gesehen, ein wie unrichtiges Bild der Dichtergeist des jungen Goethe sich von der französischen Naturphilosophie gemacht hatte. Nach seinen eigenen Angaben in Dichtung und Wahrheit wurde er enttäuscht und aufgeklärt durch die Lectüre des Système de la nature. Da nun im Satyros noch die falschen Vorstellungen in ihrer ganzen Fülle und Plastik herrschen, so darf man schliessen, dass Goethe den Satyros schrieb, ehe er das Système de la nature las. Ende Januar 1773 war das aber bereits geschehen. Am 26. Januar nämlich schreibt er an Kestner:* „Die Philosophie solle sie (Lotte) doch ja lesen, sagt ihr. Bey Gott sie wird ein ganz andres herrlicheres Geschöpf werden; werden ihr von den Augen fallen wie Schuppen, Irrthum, Vorurtheile etc. Und wird seyn wie der heiligen Götter eine (vgl. im Satyros: Selig wer fühlen kann, was sei: Gott sein! Mann!). — Sagt ihr das und gebt ihr das Buch, und wenn sie ein Blatt drinne herabliest, so will ich — Carte blanche für das scheusslichste Ragout, das der Teufel erfinden mag — fressen will ichs.“ Was kann das für eine Philosophie sein, wenn nicht das Système de la nature? Die lebhafte Empfindung bürgt dafür, dass der Brief unmittelbar nach der Lectüre des erschreckenden Werkes geschrieben ist.

Die Abfassungszeit des Satyros ist dadurch auf wenige Monate beschränkt.

---

* Der junge Goethe 1, 343.

In den Briefen aus jener Zeit finden wir keine Erwähnung des Stückes. Erst im November 1774 begegnet eine kurze Notiz in einem Briefe an Böckmann. „Schicken Sie mir doch den Satyros", schreibt er an diesen; sonst nichts, was sich auf das Stück bezöge. Ich glaube nicht, dass dieses schweigen Zufall ist. Vertraute Freunde werden den Dichter auf seinen Missgriff aufmerksam gemacht haben; und so hielt er sein Drama vorläufig im verborgenen.

Was das für Freunde gewesen sein könnten, danach zu fragen erscheint vielleicht fürwitzig und unklug, da ja selbst die Einwirkung von Freunden eine blosse Hypothese ist. Aber vielleicht führt diese Frage auf einen Punct, der die Hypothese empfiehlt und, falls man sie als richtig annimmt, über die Freunde keinen Zweifel lässt.

Zuerst werden sich die Gedanken auf Merck richten; denn mit diesem stand Goethe damals in besonders engem Verkehr, Merck war mit in Ehrenbreitstein gewesen, wo Goethe die Anregung zu seinem Drama erhielt, in Mercks Gesellschaft machte er die Rückreise, in den folgenden Monaten wechselten sie zu wiederholten Malen Besuche, namentlich weilte Goethe im November und December längere Zeit in Darmstadt, Merck erhielt auch zuerst Mittheilung des Jahrmarkts und des Pater Brey. Seine vielseitigen Kenntnisse liessen wol erwarten, dass er Goethe die nöthige Aufklärung gab. — Aber auch an andere Freunde kann man denken, an Goethes Wetzlarer bekannte, an Männer wie Goué und Kielmannsegge, mit denen er schon im Sommer philosophische Gespräche gepflogen hatte.* Im November brachte er wieder einige Tage in dem Orte zu, der ihm durch Lotte so theuer geworden war. Die Freunde im deutschen Hause hatten ihn mit treuer Liebe empfangen, er hatte noch einmal glückliche Tage mit ihnen verlebt und noch einmal den Trennungsschmerz durchgekostet. Am Abend des 9. November hatte er sich kurz bei Lotte empfohlen — er logierte nicht im deutschen Hause, sondern im Kronprinzen —, der folgende Morgen führte ihn, ohne dass

* Kestner, Goethe und Werther, in dem Entwurf zu Goethes Lebensbild.

er Zeit zum Abschied behielt, wieder heimwärts. „Der Weg hierher ward mir sehr kurz,“ schreibt er noch auf der Reise, „und wie ich heut vom Cronprinzen hinauffuhr, und ich die Deutschhaus Mauern sah, und den Weeg den ich so hundertmaal, und es dann rechts ein in die Schmidtgasse lenkte. Ich wollte ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen, es war ebenso viel und ich kam um einen Kuss zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wär ich heute früh noch hingegangen, S. hielt mich ab.“ Es sind keine Sätze, es sind die Interjectionen des erregten Gefühls. — Einen Bericht über diesen Besuch hat uns Goethe nicht gegeben, aber er erwähnt ihn noch einmal in einem späteren, wol zu Anfang Januar 1773 geschriebenen Briefe.* Ein wunderliches Schreiben, hingeworfen in Katzenjammer-Stimmung, im Zimmer der Fräulein Gerocks, auf gross Folio. „Werden das abenteuerliche Format verzeihen,“ heisst es da, „wenn denenselben attestire, dass es stehenden Fusses in dem Zimmer der so tugendbelobten Mamsell Gerocks gefertigt wird. Dienet sodann zur freundlichen Nachricht, dass wegen gestern abendigen unmässiglicher Weisse zu uns genommenem Wein, die Christliche Nachtruhe durch mancherley so seltsamlich als verdrüssliche Abenteuer genecket und gestöret worden. Versezte uns nämlich ein guter Geist zuerst nach Wetzlar in den Cronprinzen zwischen Gesprächige Tischgesellschafft, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophey zu diskuriren brachte, und mich in seinen Schlingen verwickelte; bald darauf fiel mir schweer aufs Herz ich habe Lotten noch nicht gesehen, eilte zu meiner Stube den Hut zu holen, die ich denn nicht finden konnte, sondern durch Kammern, Säle, Gärten, Einöden, Wälder, Bilderkabinets, Scheuern, Schlafzimmer, Besuchzimmer, Schweinstelle, auf eine unglaublich wunderbare Weise mit geängstigtem Herzen herumgetrieben wurde, biss mich endlich ein guter Geist in Gestalt des Cronprinzen Caspars an einer Galanteriebude antraf und über drey Speicher und Kornböden vor mein Zimmer brachte, wo denn zum Unglück sich

* Junge Goethe 1, 340.

kein Schlüssel fand, dass ich mich resolvirte über ein Dach und Rinne zum Fenster hineinzusteigen. Gefahr und Schwindel und Fallen und was folgt. Genug ich habe Lotten nicht zu sehn gekriegt. Also dass gegen Morgen erst in einen süssen Schlaff fiel und gegen halb neun erst mein Bett verlies". — Ich überlasse es traumkundigen Lesern, ob sie den einzelnen Bildern in Goethes Leben und Dichtung nachspüren wollen; uns geht hier nur die Gruppe an, die im Vordergrund steht. Wetzlar, der Kronprinz, Lotte, der gewollte und nicht ausgeführte Abschied: die Erinnerung an den November-Besuch ist deutlich. Und dazwischen nun die Erwähnung der Discussionen über die leidige Philosophey, die Goethe in ihre Schlingen verwickelt. Sollte er nicht damals, am Abend des 9. November, in lustiger Gesellschaft im Kronprinzen seine Unkenntniss verrathen haben, damals eines bessern belehrt sein? — Man verstände unter dieser Voraussetzung, warum er das Système de la nature, nachdem er es gelesen, nach Wetzlar schickte.

Auf welchem Wege nun Goethe zu der Erkenntniss seines Irrthums gelangt sein mag, jedesfalls muss es sehr bald geschehen sein; und wie es bei einem so strebsamen Geiste nicht anders sein konnte, er bemühte sich die Lücke in seinem wissen auszufüllen. Er nahm das Système de la nature zur Hand; er sah ein, dass er sich geirrt, er fand etwas anderes, als er ursprünglich erwartet hatte. Etwas anderes, aber nichts besseres.

Von dieser Philosophie konnte er sich nichts aneignen. Wie ein todtenbleiches Gespenst grinste es ihn an, und aus seinem Munde vernahm er die Worte der Schlange im Paradiese: „So ihr von diesem Baume esset, werdet ihr sein wie Gott".

Entsetzt wandte sich Goethe ab; er las das Buch nicht zu Ende. —

Aber er hatte von der verbotenen Frucht gekostet, und es liess ihm keine Ruhe. Sein Gefühl sträubte sich gegen den öden geistlosen Materialismus, aber sein Verstand verlangte Beweise. Er las die Schriften, die das System widerlegen sollten, er las, was Voltaire dagegen geschrieben, las

die Untersuchungen eines Herz* und Hollands réflexions. Eine deutsche Uebersetzung des letzteren Buches besprach er in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Am 17. August 1773 brachte die Zeitung diesen seinen letzten Beitrag.

Merkwürdig sticht diese Anzeige ab gegen die leidenschaftliche Erklärung in dem Briefe an Lotte, gegen die wahrheitsgetreue Darstellung in Dichtung und Wahrheit. „Herr Wetzel", schliesst Goethe seine Anzeige, „hat das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die deutsche Grammatik übersieht. Er thut wohl, dass er das Système zugleich mit übersetzte, denn so kann man zugleich beyde Partheyen hören. Aber bey seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muss niemanden, der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lang man nicht weiss, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre". Goethes Gefühl hatte sich beruhigt; er glaubt noch nicht an die Lehren des neuen Evangeliums, aber die wissenschaftliche Betrachtung hatte ihn an ihren Anblick gewöhnt und die Wallung des empörten Herzens besänftigt. Schon zeigte sich ihm ein Stern der Hoffnung, der sein denken und empfinden zu ruhigem Gleichmass zurück zu führen versprach.

In demselben Artikel,** in welchem Voltaire Holbachs Système zu widerlegen sucht, fand Goethe ein examen de Spinoza; dort auch den Hinweis auf Bayles Wörterbuch, aus welchem Goethe nach seiner Angabe in Dichtung und Wahrheit*** Spinoza näher kennen lernte, dort auch im wesentlichen das Urtheil über Bayles mangelhaftes Verständniss, das Goethe sich zu eigen machte. Im Spinozismus fand Goethe den Geist wieder, der aus dem materialistischen Système de la nature entflohen war: „l'étendue et la pensée sont les attributs nécessaires de l'Être absolu".

Noch spät† gedenkt Goethe der Beruhigung und Klarheit, die über ihn gekommen, als er einst die nachgelassenen

---

* Ergibt sich aus der Recension. Junge Goethe 2, 503.
** Voltaire 28, 370 ff. *** 23, 6. † 22, 168.

Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte. „Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die «Ethik» dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüsste ich keine Rechenschaft zu geben: genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine grosse und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas contrastirte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande."

Es ist von grösstem Interesse Goethes religiös-philosophische Entwickelung zu verfolgen, die nicht nur in der Zeit seiner Krankheit den ganzen Menschen aufs tiefste erregte. Diese höchsten und wichtigsten Fragen des menschlichen denkens und glaubens ergriffen sein innerstes mit einer leidenschaftlichen Gewalt, wie man nicht vermuthet, wenn man den Blick auf das äussere Leben des Dichters mit seinen mannigfaltigen und oft so erschütternden Eindrücken gerichtet hält. Bedeutende Werke senken ihre Wurzeln in dieselbe Lebensepoche, der unser Fastnachtspiel angehört. Vom Faust sagt Goethe selbst gelegentlich, in einem Briefe an Zelter,* dass ein wichtiger Theil desselben dem Satyros gleichzeitig sei. Gemeint ist die erste Scene des ersten Theiles.

Doch ich will darauf für dies Mal nicht eingehen, denn ich schreibe über den Satyros und muss den Leser bitten noch einige Augenblicke bei diesem kleinen Werk zu verweilen.

Dass Goethe den Vertreter des Atheismus und Materialismus, der das gläubige Volk zum Abfall von der wahren Lehre

* Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 2, 87, vgl. 95.

verführte, unter dem Bilde eines Satyrs darstellte, eines bocksfüssigen Halbgottes, den sein äusseres in die Mitte zwischen Mensch und Thier stellt, scheint eines besonderen Anlasses nicht zu bedürfen. Der Gedanke konnte frei aus dem Haupte des Dichters entspringen; aber er konnte auch durch die Werke hervorgerufen sein, für deren Lectüre der Satyros Zeugniss ablegt. Wieland citiert in den Betrachtungen über Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen eine Anmerkung zu dessen Discours sur l'origine de l'inégalité mit folgenden Worten:* „Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten werden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, dass sie Menschen sind: denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte“. Möglich, dass hier der Keim zu der poetischen Einkleidung liegt, aber eben nur möglich.

Als sicher hingegen sehe ich an, dass, indem Goethe in seinem Geiste Rousseau und d'Alembert als Eremit und Satyros sich gegenüberstehen sah, eine litterarische Reminiscenz in ihm lebendig war, die alte Aesopische Fabel vom *Ἄνθρωπος καὶ Σάτυρος*. In dieser Fabel wird erzählt, wie ein Pilger vor argem Unwetter in der Behausung eines Satyrs Schutz sucht. Um die erstarrten Hände zu beleben, haucht der Mensch hinein, und der Satyr erfährt, dass des Menschen Athem erwärme. Aber bald nachher, als der Pilger auch in die warme Suppe bläst, um sie zu kühlen, entsetzt sich der Satyr und heisst seinen Gast entweichen. — Die Fabel war sehr beliebt; kalt und warm aus einem Munde blasen war ein bekanntes Sprichwort, unser Wort „zweizüngig“ hat daher seinen Ursprung. — Der Leser wird die Aehnlichkeit vielleicht gering finden, und in der That sind die Unterschiede bedeutend. Aber was, wie mir scheint, dennoch dazu zwingt, einen Zusammenhang anzunehmen, das ist die folgende kleine Scene in Goethes Drama.

---

* 29, 184.

Satyros. Was blas't Ihr da so in die Hand?
Einsiedler. Seyd Ihr nicht mit der Kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.
Satyros. Ihr seyd doch auch verteufelt arm.

Der Unterschied zwischen dem Drama und der Fabel besteht einmal darin, dass im Drama der Satyr zum Menschen kömmt, in der Fabel der Mensch zum Satyr; sodann darin, dass im Drama der Mensch als das gute und ehrlich mildthätige Wesen, der Satyr als böser Teufel erscheint, während in der Fabel sich der ehrliche Satyr vor dem zweizüngigen Wesen des Menschen entsetzt.

Was die erste Abweichung betrifft, so begreift man, wie sie entstehen konnte, wenn man jüngere deutsche Fassungen der Fabel vergleicht. Das Stückchen findet sich unter andern bei dem guten Hans Sachs* unter der Ueberschrift „Fabel von dem waldtbruder mit dem Satyrus". Der Nürnberger Meistersinger versteht unter waldtbruder nichts anderes als einen Pilger, das Wort ist eine Entstellung von wallbruder, von dem Verbum wallen. Aber dasselbe Wort bedeutet als Zusammensetzung mit wald auch Einsiedler, und so brauchte man es im vorigen Jahrhundert. Diese Auffassung des Waldbruders als eines Eremiten ermöglichte die Umgestaltung der Fabel in der Weise, dass der Waldbruder als der ansässige, der Satyr als der Gast aufgefasst wurde; sei es nun, dass die Umgestaltung mit Bewusstsein und absichtlich vorgenommen wurde, sei es, dass sie sich, nachdem die Erinnerung verblasst war, unbewusst im Geiste vollzog. Die Vertauschung der äusseren Lage beider Figuren führte die Aenderung des Charakters als nothwendige Folge mit sich; indem der Waldbruder in den Besitz der Behausung gesetzt wurde, nahm er auch den Charakter des freundlichen Wirthes an.

Eine andere Frage ist, ob Hans Sachsens Erzählung es war, in der Goethe die Fabel kennen lernte. Da wir wissen, dass Goethe den alten Kunstgenossen höchlichst ehrte und gerade in der Zeit, als der Satyros gedichtet wurde, seine

* Hans Sachs hrsg. von Keller 9, 180 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CXXV).

Dichtungen auf sich wirken liess, da ferner die Ueberschrift bei Hans Sachs die eigenthümliche Benutzung der Fabel erklärt, scheint diese Annahme sehr wahrscheinlich. Ich würde sie für gewiss halten, wenn nicht ein anderer Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, Burkhard Waldis,* dieselbe Fabel brächte und in ihr ein Bild des Satyrs entwürfe, das zu Goethes Darstellung viel grössere Verwandtschaft zeigt als die Hans-Sachsische Schilderung. Sachs erörtert nicht, welcher Classe von Wesen der Satyr angehöre, ob er als Gott oder als Thier anzusehen sei, er sagt nur, das seien kleine Waldmännlein mit Geissfüssen und kleinen Hörnlein auf der Stirne, die in Bergrevieren wohnten. Anders Burkhard Waldis.

Vor zeiten in den alten Jaren
viel seltzam Thier auff Erden waren,
dort hinden in Sarmatia,
auch mancherley in Affrica,
in Wildnussen und grossen Wälden,
dahin die Leut kamen gar selten.
Sonderlich in Egypten landt,
da waren Thierlein unbekandt,
rauh und vierfüssig wie ein Geyss,
wie man das auss der Schrift wol weiss.
Am Kopff hetten sie Menschen gstalt,
gar underschiedlich jung und alt:
an fordern Füssen Finger hetten,
gleich den Menschen zugreiffen theten...
Dieselben etlich Leut anbeten
und jnen göttlich ehr antheten,
Satyros thete man sie nennen
und für Waldtgötter sie bekennen.

Es leuchtet ein, wie viel besser das mit Goethes Darstellung harmoniert als Hans Sachsens Angaben. Auch darin steht Burkhard Waldis unserem Dichter näher, dass der Satyr den Menschen mit heissem Brei erquickt, während er bei Hans Sachs ihm Glühwein vorsetzt. Andererseits aber tritt bei Burkhard Waldis kein Waldbruder auf — die Fabel heisst

---

* 2, 11. Burkhard Waldis hrsg. von H. Kurz (Lpz. 1862) 1, 166. Nachweisungen über andere Bearbeitungen der Fabel ebenda in den Anm. 2, 83.

bei ihm „vom Waldgott und dem Menschen“ —, und ferner wüsste ich nicht nachzuweisen, dass Goethe diesen Fabulisten gekannt habe.* So mag die Frage unentschieden bleiben; sie weiter zu verfolgen fehlt es mir hier an ausreichendem Material.

Aber noch ein paar Worte über die Verse, welche zeigen, dass Goethe mit der Fabel bekannt war, mögen gestattet sein. Auf keinen Fall hat Goethe diese Verse eingeschaltet, um auf die Fabel anzuspielen, und schwerlich hat er nur die Absicht gehabt, die Armuth des Einsiedlers zu illustrieren. Ebenso wie die ärmliche Kost des Einsiedlers ein Bild von Rousseaus ausgesucht einfachem Haushalt ist, hat der Dichter auch hier bestimmte Verhältnisse im Auge gehabt. Als Rousseau im December 1757 mit Frau von Epinay gebrochen hatte, bezog er eine Gartenwohnung in Saint-Louis. Als Arbeitsraum benutzte er einen offenen Pavillon, am Ende einer Allée mit schöner Aussicht auf das Thal von Montmorency. Hier brachte er, obschon körperlich leidend, im kalten Februar jeden Morgen und jeden Nachmittag zwei Stunden zu. „In diesem eiskalten Raume“, erzählt er,** „ohne Schutz gegen Wind und Schnee, und ohne ein anderes Feuer als das meines Herzens verfasste ich in einer Zeit von drei Wochen meinen Brief an d'Alembert über die Schauspiele.“ So erzählt Rousseau in seinen Confessions, so wird er auch schon an Julie Bondeli erzählt haben.

Endlich und zum Schluss die Namen. Ueber Eremit und Satyros ist nichts weiter zu bemerken; die Namen der Frauen sind ihrem Charakter gemäss gewählt: Psyche das hingebende Mädchen, das gleich beim ersten Anblick des göttlichen Satyrs in Liebe zergeht, Arsinoe, d. h. die männlich denkende, ihre standhafte Gefährtin, Eudora die freundliche Geberin, die den verlassenen mit Speise und Trank erquickt. Hermes stammt aus Wielands Reise Abulfauaris ins innere Africa. Dort ist von Hermes als dem hochweisen Stifter des aegyptischen

---

* Zachariae gab 1771 „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier“ heraus. Ich vermuthete, dass Goethe in diesem Buch, das mir nicht zu Gebote steht, den Stoff kennen gelernt habe. Ein Freund theilt mir aber mit, dass Zachariae diese Erzählung nicht behandelt habe.

** 6, 69.

Priesterthums viel die Rede, und der Priester Abulfauari lässt sich als zweiter Hermes, als Gesetzgeber und Wolthäter der wilden feiern.*

Nach ihm wurde der Abbé Boufflers benamset. Dem Wesen nach aber ist vielmehr der Satyros das Pendant zu Abulfauari.** Beide sind Weltverbesserer, aber auf entgegengesetzte Art. Abulfauari verleitet einen Negerstamm, der bis dahin in unbemerkter Abgeschiedenheit gelebt hatte, aus dem Stande glücklicher Unschuld zu den Qualen der Civilisation; der Satyros führt sein Völkchen in den Stand der Natur zurück. Abulfauari beginnt sein menschenfreundliches Werk damit, dass er für Weiber und Mädchen kleine Röcke und Mäntelchen zurechtschnitt, der Satyros predigt zuerst das Evangelium der Nacktheit. In der Liebbedürftigkeit sind beide eins.

* 29, 253.

** Bedeutsamer noch ist die Gegenüberstellung von Goethes Prometheus und Wielands Traumgespräch mit Prometheus, das derselbe seiner Abhandlung „über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken" angehängt hat.

Miscelle.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang."

In J. M. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung, Wien 1874, S. 476 ff. — es erschien leider nur ein erster Band — sprach ich a. a. O. die Vermuthung aus, dass Joh. Heinr. Voss in seinem Musenalmanach von 1777 zuerst Luther die Autorschaft des bekannten Spruches: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang u. s. w. zugeschrieben habe. Dies bedarf einer kleinen Berichtigung. Schon in dem Deutschen, sonst Wandsbecker Bothen von 1775 No. 75 Freytags den 12. May findet sich folgende „Devise an einen Poeten":

> Dir wünsch ich Wein und Mädchenkuss,
> Und deinem Klepper Pegasus
> Die Krippe stets voll Futter!
> Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Lebelang,
> Sagt Doctor Martin Luther.

Nach Redlich, die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen, Hamburg 1871, S. 57 ist wahrscheinlich Joh. Heinr. Voss der Verfasser dieser Verse, nicht Claudius, wie W. Roeseler, Matthias Claudius und sein Humor, Berlin 1873, S. 41 annimmt. Goethes Mutter, die Frau Rath, schickte den Vers als Neujahrwunsch an Lenz, s. Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften, Baden 1857, S. 178. Derjenige, der zunächst nach Voss Luther den Ausspruch beilegte, ist Herder, s. dessen Volkslieder, 1. Theil, Leipzig 1778, S. 12; er schliesst die Zeugnisse über Volkslieder mit den „Luther" unterschriebenen Worten:

> Wer nicht liebt Weib, Wein und G'sang,
> Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Vgl. auch Zeitschrift für Deutsches Alterthum. N. F. X S. 306.

Berlin. Robert Hein.

Der gedruckte Text des Hans Sachs und die Hilfsmittel zu seiner Verbesserung.

Von

Edmund Goetze.

Seit zwei Jahrhunderten ungefähr wurde die Dichtung des Reformationszeitalters und vornehmlich der Meistergesang ganz allgemein mit Geringschätzung behandelt. Dies gieng so weit, dass Wiedenburg (Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akadem. Bibliothek, Jena, 1754) die Beschreibung „des alten Meister Gesang Buches auff Pergamen" mit den Worten beginnt: „Zuvörderst muss ich meine Leser erinnern, sich durch diesen ekelhaften Titel nicht abschrecken zu lassen." Mit jenem abfälligen Urtheil wird häufig Hans Sachs verschont: von ihm dürfe man den Massstab nie entlehnen, wenn man die Reime der andern Handwerker beurtheilen wolle; er stehe weit über der Zunft. Dass Herder, der sich um die in Handschriften verborgenen Meistergesänge bekümmert hatte und dann wenigstens zugeben musste, dass sie, wenngleich sehr viel schlechtes, doch auch viel gutes enthielten (Stimmen der Völker, Vorrede, 1778), trotzdem 1780 in seinen „Zerstreuten Blättern" (Werke 15, Hempel, S. 320) von dem „berüchtigten Hans Sachs" spricht, lässt deutlich erkennen, wie tief gewurzelt das Vorurtheil gegen den Meistergesang war und gegen alles, was damit zusammenhieng.

Wol geschah manches, um H. Sachs bei seinen Landsleuten wieder zu Ehren zu bringen, und derselbe Herder rühmt später, 1793 (Zerstreute Blätter S. 316), die „angenehme Naivetät, deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken" so sehr, dass er jedem Jahrhunderte in seiner Art einen

Hans Sachs wünschte. Er bedauert dann auch, dass eine Auswahl aus des Dichters Werken — er meint die von Hässlein — nicht die entsprechende Theilnahme von Seiten des kaufenden Publicums gefunden habe. Noch mancher Versuch der Art wurde unternommen, scheiterte indessen ebenfalls und blieb auf einen oder höchstens drei Bände beschränkt. Alle diese Sammlungen gaben eine Auslese aus den gedruckt vorliegenden Spruchgedichten des H. Sachs und nur ganz wenige Meistergesänge aus Handschriften.

Zwar scheint es erklärlich, dass Hans Sachsens Werke immer nur einen kleinen Leserkreis finden werden; denn vom aesthetischen Gesichtspuncte aus kann man den Dichter auf die Dauer nicht wieder zu Ehren bringen. Auch die Zahl derjenigen Leute in England, welche Geoffrey Chaucers poetische Erzählungen lesen, ist eine sehr geringe.* Aber nicht zu viel verlangt ist es, wenn man fordert, dass die Ausgaben des Dichters gut und in alle Wege untadelich sind, wie z. B. die des genannten englischen Dichters. Das ist aber gar nicht der Fall. Ungünstige Umstände mannigfacher Art haben zur Folge gehabt, dass die Werke des volksthümlichsten Dichters der Reformation in hässlicher Verunstaltung uns vorliegen.

Bis jetzt war die Ansicht die herrschende, welche der alte Nürnberger Rector Johann Adam Göz in der Vorrede zu seiner Auswahl (1829) S. VII aussprach: „Jeder gedruckte Text des H. Sachs sei der genuine und ein unter den Augen des Dichters, ja von ihm selbst veranstalteter." Man nahm also eine alte Ausgabe und druckte dieselbe einfach nach, weil man sie als unantastbar betrachtete.

Ein Beleg mag das gesagte veranschaulichen. In der Komoedie „Persones (Handschr. Persanes), die Königin, reit den philosophum Aristotelem" erhält der strenge weise, der den König zu ernster Wahrnehmung seiner Regierungsgeschäfte gedrängt hatte, den Besuch der Hofmeisterin der Königin, die ihn, wenn auch nur zum Schein, zur Untreue gegen den König verleiten möchte. Der Philosoph lässt die Versucherin gründ-

* Transactions of the Royal society of literature II, vol. XI (1877) S. 242: „like Chaucer, the immortal Hans Sachs lives more in seclusion on bookshelves than in the consciousness of men's minds."

lich abfallen; dann gibt er seiner Freude über die Standhaftigkeit Ausdruck, die er allen ihren Ueberredungskünsten gegenüber bewiesen hat, und sagt (3. Folioband 2, S. 67 1. Ausg. = Bd. 12 [Keller] 251, 19):

> nun will ich in den tempel gon,
> denn man musse ein opfer thon.

So ist später immer wieder abgedruckt worden. Und doch ist in diesem Wortlaut die Stelle nicht zu verstehen. Erklärungen, wie sie hie und da versucht worden, dass „musse“ als Conjunctiv anzusehen und dass der Sinn sei,

> „man müsse ein opfer thun“,

sind weder vom Standpunct der Grammatik aus zu billigen, noch in logischer Beziehung zu halten. An einer andern Stelle (3. Foliobd. 2, S. 239d 18), wo wir die Form „musse“ auch lesen und wo sie wirklich nur als Conjunctiv zu verstehen ist,

> sagt vater vnd mutter mein,
> Ich musse ewig gefangen sein,

liegt der Fall durchaus anders; denn dort geht das Verbum, von dem die indirecte Rede abhängig ist, unmittelbar vorher. Durch Aenderung weniger Buchstaben gewinnen wir jedoch den richtigen Wortlaut. Es muss heissen:

> nun wil ich in den tempel gon,
> den neun muse ein opfer thon,

eine Construction, die genau übereinstimmt mit Band 12 [K] 384, 26 f.

> den wöll wir in den tempel gon,
> ein hundert heupich opfer thon.

Solcher sinnentstellender Druckfehler, wie wir eben einen gebessert, gibt es leider in den bisherigen Ausgaben eine grosse Menge. Das oben angeführte Urtheil Gözes über die Unantastbarkeit des ersten Druckes ist also, wie man sieht, ganz hinfällig. Ebenso falsch ist natürlich auch die Folgerung, die er daran knüpft: „Schwerlich dürfte sich daher die Mühe belohnen, welche man auf eine Vergleichung der früheren Ausgaben mit den späteren, und mit den einzelnen Abdrücken, und auf eine Sammlung von Lesearten aus denselben, wendtete.“ Denn einzelne der augenfälligen Versehen sind in spä-

teren Auflagen gebessert worden. Hätte Joh. Gustav Büsching in seiner Sammlung: „Hans Sachs ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele“ etc. (Nürnberg 1816—24) weiter nichts gethan als die Aenderungen späterer Ausgaben in seinen Text aufgenommen, dann hätte er gewiss nicht den herben Tadel erfahren, den ihm der Recensent der Leipziger Litteraturzeitung zu Theil werden liess (1819, 1. Halbjahr Nr. 7 Sp. 51—55 und 1821, 2. Halbj. Nr. 235 Sp. 1876). Zwei Beispiele aus dem 3. Bande, in welchem er die ihm mit Recht zum Vorwurf gemachte, klägliche Modernisierung wieder aufgegeben, werden zeigen, wie er verfuhr. Im Anfange des eben angeführten Stückes: „Persanes reit“ u. s. w. hören wir den König Alexander sein wolgefallen über sein junges schönes Weib aussprechen. Nach der ersten Ausgabe (1561) schliesst er seinen leidenschaftlichen Erguss mit den Worten ab:

Drumb bin ich vmb sie frü vnd spot.

Was darauf in jener Ausgabe Aristoteles sagt, überschreitet doch wol die Grenzen dessen, was einem ersten Rathe zu sagen erlaubt ist:

Besser wer mein herr könig todt,
Sich etwas von seim weib abziehen,
Ihre beywonung zimlich fliehen,
Mit ihr nit stät in wollust leben.

Büsching dagegen schreibt:

Darum bin ich um sie früh und spät.

Aristoteles spricht:

Besser wär', mein Herr König thät
Sich etwas von sei'm Weib abziehen u. s. w.

Dass er recht daran gethan hat, die Aenderung der späteren Ausgaben zu benutzen, beweist Hans Sachsens Manuscript. Etwas später, in der Scene, wo Persanes ihrer Hofmeisterin aufträgt den Philosophen für sie zu gewinnen und ihr ein Zeichen gibt, an welchem Aristoteles die Auftraggeberin erkennen soll, schreibt Büsching Bd. III S. 170, 244 = Bd. 12 [K] S. 249, 28

So nimm den ring zu diesen dingen,

während in den beiden ältesten Ausgaben zu lesen war:

So nimb deinen ring zu diesen dingen.

Dies widerspricht aber durchaus dem Sinne, da Aristoteles gerade durch den Ring der Königin sicher gemacht werden soll. Ihm bietet auch die Botin denselben mit den Worten an:

Nimb zu warzeichen den gmahel-ring.

Woher freilich die Aenderungen in der dritten Auflage stammen, weiss ich nicht zu sagen. Hätte man für diese des Dichters Handschrift, welche die Lesearten bestätigt, verglichen, so wäre in einer Vorrede gewiss darauf aufmerksam gemacht worden. Wahrscheinlich sind es Conjecturen. Dafür spricht, dass an manchen Stellen, wie an der zuerst angeführten, die bessernde Hand zu vermissen ist. Alle Schwierigkeiten hinwegzuräumen war dem Herausgeber eben nicht gelungen. An einzelnen Stellen aber lässt seine Aenderung erkennen, dass er zwar mit gutem Erfolge bestrebt war den richtigen Sinn herzustellen und demgemäss corrigierte; die Handschrift dagegen zeigt, dass der Lesefehler des ersten Setzers nicht richtig erkannt war. So z. B. in der Moral der Comedia: „Der Jüngling im Kasten“ lautet der 11. Vers (Bd. 3, 2, 215c 1. Ausg.):

Derhalb ein fraw such frembde lieb.

Daraus machte schon die zweite Auflage (1577):

Derhalb kein fraw such frembde lieb.

Dem Zusammenhange entspricht das wol; nach der Handschrift aber steckte der Fehler in einem anderen Worte; H. Sachs hatte seine Warnung positiv ausgesprochen:

Derhalb ein fraw flieh frembde lieb.

Die richtigen Lesearten entnehme ich den vom Dichter eigenhändig geschriebenen Spruchbüchern, die gar nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen. Trotzdem, dass schon i. J. 1838 Robert Naumann in seinem Kataloge der Handschriften der Leipziger Stadtbibliothek von den beiden in Leipzig befindlichen Spruchbüchern ausführliche Nachricht gab, ist doch diese Quelle gänzlich unbenutzt geblieben, weil man der Meinung war, dass man in den gedruckten Bänden alles schon viel bequemer vorfände und daher die Mühe sparen könnte, sich erst in eine Handschrift .einlesen zu müssen. In gleicher Weise

fand ich die Zwickauer Manuscripte so unberührt, dass die Sägespäne, die H. Sachs zum abtrocknen benutzte, noch auf den Buchstaben hafteten.

Nachdem die alten Ausgaben Seltenheiten geworden waren, denen man nur in grösseren Bibliotheken begegnete, beschloss im Juli 1867 der Ausschuss des Litterarischen Vereins in Stuttgart Hans Sachsens Werke in die Reihe seiner Publicationen aufzunehmen und übertrug die Herausgabe seinem Praesidenten Adelbert von Keller. Derselbe gibt einen getreuen Abdruck des 1558 erschienenen ersten Foliobandes mit den Varianten der zweiten Ausgabe von 1560 und der dritten von 1570. Die Vergleichung erstreckt sich für den zweiten Folioband von 1560 nur auf die zweite Auflage von 1570; für den dritten von 1561 bleibt sie, so viel bis jetzt erschienen, nur auf den Kemptner Druck beschränkt, der auch in den ersten beiden Bänden herangezogen ist. Gewiss hat Keller diese Entsagung deshalb geübt, weil die späteren Ausgaben nicht mehr zu Lebzeiten des Dichters erschienen sind und weil er annahm, dass der Kemptner Herausgeber sämmtliche Besserungen darbieten würde, die in den damals vorhandenen Drucken sich vorfanden. Allein zur Herstellung einer sprachlich zuverlässigen Ausgabe der Hans-Sachsischen Schriften, deren Nothwendigkeit nicht erst zu beweisen ist, und welche gleich der der Lutherischen Werke schon Jakob Grimm in der Vorrede zu seinem Wörterbuche forderte, dürfen wir jene oben genannten Manuscripte nicht mehr unbeachtet lassen. Die Fehler, die gleich in die erste Auflage, gleichsam unter des Dichters Augen sich einschlichen und sich dann festsetzten, müssen ausgemerzt werden.

Welche Methode hiebei anzuwenden ist, wollen wir im folgenden erörtern.

Wären alle Handschriften des Verfassers noch vorhanden, dann läge die Sache verhältnissmässig einfach. Man würde entweder nur an allen wirklich falschen Stellen das Druckexemplar nach der Handschrift corrigieren, oder man würde das Manuscript als Urtext zu Grunde legen und die Drucke für solche Stellen zur Verbesserung heranziehen, welche durch irgend ein Versehen vom Dichter selbst nicht ganz richtig in

sein Repertorium eingetragen sind. Er lässt wol hie und da einmal ein Wort, auch eine ganze Zeile weg, oder schreibt ein Wort im entsprechenden Reime zweimal. Die Zahl solcher besserungsbedürftiger Stellen in des Dichters Handschrift ist aber gegenüber der grossen Zahl von Bänden eine sehr geringe. Dagegen erhalten wir durch genaues zusehen im Manuscript oft überraschende Besserungen. So werden wir beispielsweise in der Tragödia „Das jüngste Gericht“ Bd. 11 [K] auf S. 409 eine Stelle anders als bisher lesen müssen. Der Tod sagt zum Jüngling, der ihn gebeten hat noch auszubleiben:

> Hör jüngling! heut so ist dein zil.
> Weist nit, das der todt nit verzeucht,
> All stundt muntern dir nachschleicht?

Die Vermuthung, dass hier ein Oxymoron beabsichtigt sei, muss von vornherein ausgeschlossen werden. Der Tod macht den Jüngling darauf aufmerksam, wie sehr derselbe seine Zeit vergeudet und des Endes vergessen habe. Und dennoch drohte ihm alle Augenblicke der Tod. Das ist der Zusammenhang, den auf das beste uns H. Sachs in seiner Niederschrift 12. Spruchbuch Bl. 244 durch die Steigerung zu erkennen gibt:

> Waist nit, das der dot nit verzewcht,
> all stund, minuten dir nachschlewcht?

Oder eine andere Stelle, wo es sich um die Frage handelt, in welche Kategorie ein Stück einzureihen ist:

Die Beweisführung Tittmanns in seiner Einleitung zum 3. Theile der Dichtungen des Hans Sachs (Leipzig 1871, S. XVI), dass die Unterscheidung zwischen Komoedie und Tragoedie bei unserem Dichter eine nicht ganz scharfe, fest bestimmte sei, wird zwar nicht hinfällig, aber gerade das Beispiel, das am meisten beweisen sollte, es komme selbst in den Komoedien sehr viel tragisches vor, wird fortan aus der Reihe der Komoedien zu streichen sein.

„Das küen weib Aretaphila“ — so heisst der Name in Eppendorfs Uebersetzung des Plutarch, die wahrscheinlich dem Dichter als Vorlage diente; so schreibt er auch in seinem Manuscripte — dieses Stück ist eine Tragoedie. Denn schon in der 1. Ausgabe begrüsst im Prologe der Herold alle die,

so wöllen schawen
Ein ware histori zu agiren
Tragediweis rememoriren;

ebenso beschloss der Herold die Aufführung nach A (so nenne ich mit Keller die erste Ausgabe jedes Foliobandes) mit den Worten:

So endet sich die tragedi (Kemptner Ausg.: comedi!);

endlich steht auch dort über dem Personenverzeichniss

Die person in die tragedi.

H. Sachs wenigstens ist, wie das vorliegende Spruchbuch zeigt, an dem durch alle Ausgaben bis Tittmann festgehaltenen Versehen in der Bezeichnung des beregten Stückes als Komoedie völlig unschuldig.

Auch die Charakterisierung des „hüernen Seifrit" als einer „Histori mit Tod und Mord" (Tittmann a. a. O. S. XVII), wie sie nach der bisherigen Lesung (3. Foliobd. 2, S. 245a, 8) berechtigt schien, wird durch die Zuhilfenahme des Manuscripts eine wesentlich andere; denn ähnlich den Schlussworten des Ernholts im Prologe zur Aretaphila:

Nun seit fein still, sehet vnd hort
Die gschicht erzehlen mit werck vnd wort

steht beim hüernen Seifrit am Anfange des Epilogs:

So habt ir gsehen vnd gehort
Die histori mit dat vnd wort.

Gerade so aber lauten öfters die ankündigenden oder abschliessenden Worte des Ernholtes; unter andern 3. Foliobd. 2, S. 192d, 21

Wie sich diß als verloffen hab,
Wirt euch offenbart an dem ort
Beyde mit thaten vnd mit wort.

Wie nur durch die Handschrift Licht über verderbte Stellen verbreitet wird, mag noch durch folgendes erläutert werden: In der Vergleichung ains lanzknechts mit ainem krebs (9. Band [K] S. 242 f.) zählt der Dichter als sechste Eigenschaft die Rauflust auf, die beiden gemeinsam sei. Gleich wie der Krebs mit seinesgleichen stritte und dabei oftmals eine Schere verlöre, anstatt deren ihm eine kleine neue nachwüchse, also, fährt er fort:

Also im krieg manch lantzknecht dumb
Liegt auch mit palgen offt im hatz
Zu vorauß wol auff dem spielplatz,
Da hawens einander lam und krumb.

Und büsste er eine Hand ein, so liesse er sich für den Kampf eine eiserne an den Stumpf machen.

Der wörtlich angeführte Satz muss unbedingt beanstandet werden. Von verschiedenen Kampfplätzen ist ja gar nicht die Rede; es wird auch weiter keines Ortes nach dem Spielplatz gedacht. Landsknechte gerathen miteinander in Streit, wo immer sie sich zusammenfinden. Und da ist nicht selten auch das Frauenhaus, das lupanar, der Sammelpunct der Soldatesca. So lautet denn der Vers in der Handschrift:

Im frawhaus vnd auf dem spilplatz.

Dieselbe kurze Form statt der gewöhnlicheren Frawenhaus gebraucht der Dichter noch sonst: Band 1 [K], S. 319, 29, ebenso Frawzimmer statt Frawenzimmer.

In der „Zerstörung Jerusalems“ (Bd. 11 [K] S. 312 f.) hören wir unter den Vorbereitungen zum Aufstand gegen die Römer den Aufrührer Simon sagen:

Eleazar, wie, wenn wir zwen
Theten unter das volck hingehn
Und theten uns ein anhang machen
Mit unsern fürgenommen sachen?
Wo aber die mechtigen reichen
Mit uns sich wolten nicht vergleichen u. s. w.

Dass zwischen den beiden Sätzen die logische Verbindung fehlt, leuchtet bald ein. Wir haben zu dem aber in der vorletzten der ausgehobenen Zeilen keinen Gegensatz und dürfen bei der Klarheit und Einfachheit der Sachsischen Sprache nicht voraussetzen, dass der Dichter dem Hörer oder Leser eine Ergänzung hat zumuthen wollen. Sehen wir in die Handschrift, so finden wir vor der adversativen Conjunction:

Der gemain man würt vns anhangen,
Den auch nach freyheit ist verlangen.

Wörter, welche schon seit lange Kopf-zerbrechens verursacht haben, entpuppen sich in der Handschrift plötzlich als ganz

unschuldig. Grimms Wörterbuch hat sich zum Glücke von einer Form „harlangent“ ganz frei gehalten, die man in der Komoedie „kampf fraw Armut vnd fraw Glück“ (12. Band [K] S. 265 f.) findet. Frau Glück schildert ihre Gegnerin höhnisch ab S. 267, 3:

> Geruntzelt, muret und gantz hager
> Harlangent, bleich, dünn, dürr und mager.

Der Dichter hat aber statt des auffälligen Wortes geschrieben „holawget“, gleichwie der Vater im „verlornen Sohn“ (11. Band [K] S. 236, 6) den heimkehrenden sieht:

> Holauget, wetterfarb und hager,
> Dünbacket, gantz duer und mager.

Ferner hat die Form „zwangfal“ gewiss noch nicht deswegen das Recht zu existieren erlangt, weil sie von der ersten bis zur Kemptner Ausgabe an einer Stelle bewahrt worden ist. Wir werden 11. Band [K] S. 418, 18 nach der Handschrift lesen:

> Der armen vil aus zwangsal sterben.

Auch nach dem Ursprung und der Erklärung des Wortes allschi, das uns Band 12 [K] S. 83, 11 überliefert ist, werden wir nicht weiter forschen, wenn wir erfahren, dass an der betreffenden Stelle Sachs geschrieben hat als wy.

Leider ist jedoch die Reihe der Spruchbücher, in welche Sachs den nichtmeistersängerischen Theil seiner Dichtungen eingetragen hatte, bedenklich gelichtet. Wir besitzen nur noch neun Foliobände voll Spruchgedichten, gerade die Hälfte der ursprünglich vorhandenen Zahl (vgl. „Archiv“ Bd. 7, S. 5). Von diesen umfasst das 4. Spruchbuch die zwischen dem 1. Januar 1539 und 13. April 1543 entstandenen Gedichte. Das 6. Spruchbuch beginnt am 1. Mai 1547 und schliesst am 31. Juli 1550. In ununterbrochener Reihenfolge bieten das 9.—13. Spruchbuch die Gedichte von fast sechs Jahren vom 5. November 1553 bis 16. August 1559. Erst am 20. Januar 1563 hebt dann das 16. an und wird gerade an des Dichters Geburtstage in demselben Jahre vollendet. Und endlich sind uns die Dichtungen vom 29. September 1565 an erhalten, bis die fleissige Hand aufhörte zu schreiben. Die letzten rühren-

den Zeugnisse einer reichen Thätigkeit enthält das 18. Spruchbuch und die letzten Seiten des 12., die zufällig frei geblieben waren. Weiteres darüber Schnorr, zur Gesch. des deutschen Meistergesangs, Berlin 1872, S. 29 f.

Bei dieser Lückenhaftigkeit der Ueberlieferung sind wir auf eine kritische Behandlung des gedruckt vorliegenden Textes angewiesen, wenn wir einen guten Hans-Sachs-Text herstellen wollen.

Dass wir die offenbaren Druckfehler der ersten Ausgabe nicht wieder aufwärmen und dadurch die Versehen des ersten Setzers und die Nachlässigkeiten des Correctors gleichsam verewigen dürfen, ist selbstverständlich. Das Alter feit doch wahrlich keinen Fehler. Je zeitiger er entdeckt und entfernt wird, desto besser. Was interessiert es, dass z. B. Band 11 [K] S. 317, 13 früher das doppelte „und" stehen geblieben ist; dass eine Person, die eben noch zu sprechen hat, schon mit dem Beisatz „geht ab" bedacht wurde (Band 9 [K] S. 128, 18); dass anstatt des richtigen Comparativs eine Form „heßlerichen" in der ersten Ausgabe erschien? Es kann ja nicht ausbleiben, dass trotz aller Sorgfalt doch wieder neue Druckfehler sich einschleichen. Wären dann die alten sorgfältig conserviert, so müsste man, wenn man wirklich Werth darauf legte, fragen, ob das in dem Neudruck auftretende Versehen erst jüngeren Datums sei oder schon Jahrhunderte überdauert habe. Um das zu entscheiden, wäre ein zurückgehen auf die älteste Ausgabe nöthig, und die gerade soll durch einen Neudruck ersetzt werden.

Der Forderung der Genauigkeit ist, denk' ich, Genüge geschehen, wenn im Text das richtige steht und in der Anmerkung der Fehler verzeichnet wird, den zufällig die erste Auflage aufweist. Schleicht sich doch noch ein Versehen ein, wie z. B. im 12. Bande [K] S. 323, 34 ehhrechen (A ehbrechen) oder S. 395, 17 jungent (A jugent), dann würde man an dem fehlenden Vermerk erkennen, dass der Fehler auf Rechnung des neuen Herausgebers, resp. Druckers zu setzen ist.

Uns kömmt es nicht auf typographische Treue, sondern nur darauf an, zu erfahren, was der Dichter geschrieben, an einzelnen Stellen sogar, was er hat schreiben wollen. Denn

hie und da ist es in den Niederschriften, die uns erhalten sind, geschehen, dass dem Verfasser ein Fehler aus der Feder geflossen. Wenn wir lesen, wie jemand einem anderen „elich ducaten abschrecken" will, so erkennen wir unschwer, dass H. Sachs hat schreiben wollen „etlich ducaten" (12. Band [K] 445, 8). Gewiss wollte er kein neues Wort bilden, wenn er „pegegir" (12. Band 415, 23) schrieb. Er hat sich einfach versehen, wie er „legig" statt „ledig" (12, 34, 16) oder „vnd" statt „vmb" (11, 412, 29) oder „isch" statt „ich" (3. Folioband 2, 153b, 21) schrieb. So ist es auch zu beurtheilen, wenn er „sannir" in sein Manuscript setzt, statt welcher Form Carl M. G. Frommann in seinem Programme: Versuch einer grammatischen Darstellung der Sprache des Hans Sachs, Nürnberg 1878, S. 7 richtig „sammir" (9. Band [K] 131, 25) vermuthet. Kömmt ja selbst in Urkunden eine Vertauschung zwischen n und m vor; warum soll sie uns bei Sachs Wunder nehmen?

Zu den Druckfehlern muss man ohne Frage auch die falsch gelesenen Nomina propria rechnen. Der Setzer kannte den Namen nicht und nahm die Buchstaben, wie sie ihm erschienen. Während an sehr vielen Stellen „Arges" gedruckt steht, schrieb Sachs ganz deutlich „Argos", wie es 12, 324, 25 auch wirklich im Drucke erscheint. Ueberall gebrauchte der Dichter die Form „Ayax", nirgends entschlüpft ihm das „Agax", das fast überall in den Ausgaben zu lesen ist. Den Sohn des Agamemnon nennt Sachs immer „Horestes" (so öfters gedr. vgl. Bd. 2, 295, 16) oder „Orestes"; an der Form „Herestes" oder „Herestus" (12. Band S. 335 f.) ist er ganz unschuldig. Er schreibt genau nach seinen Gewährsmännern. Nehmen wir daher seine Quellen zu Hilfe, die er ja meistens ausdrücklich anführt, und corrigieren danach das Personenverzeichniss, so befreien wir uns mit einem Male von einem Wust entsetzlich aussehender Formen. Nicht mehr wird dann zu lesen sein Agamennom (12. Band [K] S. 313) oder Noeptheleme statt Neoptoleme (auf derselben Seite); aus Berebaldus (12. Band [K] S. 38, 6) wird richtig Beroaldus hergestellt.

In der Komoedie von Hugo Schapler (3. Foliob. 2, 151) wird der Vater des Helden nur an zwei Stellen genannt: an der

einen freilich heisst er Ganier, an der andern Gernier. Wir können einer neuen Ausgabe unmöglich dieselbe Ungleichmässigkeit gestatten. Sind beide Namensformen falsch? oder ist wenigstens eine die richtige? und welche? Auskunft werden wir gewiss in dem Buche erhalten, dem der ganze Stoff vom Dichter entnommen wurde. Nach der genauen Angabe des Ehrnholts in seinem Prologe ist dies: Ein lieplichs lesen vnd ein warhafftige Hystorij wie einer (der da hieß Hug schapler, vnd was metzgers geschlecht) ein gewaltiger künig zu Franckrich ward, Straßburg 1508. Dort heisst der Vater Gernier, folglich darf auch nur diese Form in den Neudruck aufgenommen werden, selbst wenn nicht, wie es hier der Fall, aus des Dichters Handschrift der Beweis zu erbringen wäre, dass er die Form seiner Quelle genau wiedergegeben hat.

Bei manchen Werken sind wir indess noch in Zweifel, woher H. Sachs seinen Stoff genommen, so dass wir also darauf verzichten müssen, fragliche Lesearten aus den Quellen zu berichtigen. Für gewisse Fälle steht uns da ein anderes Mittel zu Gebote.

Hans Sachs hatte die Gewohnheit, einen Gegenstand in verschiedener Weise zu öfteren Malen zu bearbeiten. Hier hatte er einen Meistergesang verfertigt und den Stoff dann als Spruch oder Schwank benutzt, ihn endlich auch dramatisiert. Beispielsweise:

Der Inhalt des Fastnachtspiels: „St. Peter lezt sich mit seinen Freunden“ (11. Band [K] 374) ist auch als Gespräch behandelt (1. Band [K] 404): „ein gesprech zwischen sanct Peter und dem herren von der jetzigen welt lauff“. Nachdem dort Petrus von seinem zweiten Besuche auf der Erde lange vor Ablauf seines Urlaubes zurückgekehrt ist, erkundigt sich der Herr nach der Ursache und erfährt, dass es den Freunden des himmlischen Thürhüters jetzt im Gegensatze zum vergangenen Jahre sehr schlecht ergehe. Früher hatten sie in ihrem wolleben an Gott nicht gedacht. „Haben sie es denn diesmal gethan?“, fragt der Herr. Als er darauf bejaende Antwort erhalten, sagt er in seinem Beschlusse (11. Band 385, 3):

Weil sie durch weldt von mir fliehen,
Muß ich sie beim har zu mir ziehen,
Sie blagen, creutzigen und krencken.

Die Conjectur der Kemptner Ausgabe:

> Weil sie durch die welt von mir fliehen

nützt zu nichts; nicht fliehen und zu mir ziehen sind als Gegensätze einander gegenübergestellt, sondern die Art der Behandlung, welche der Herr dem Menschengeschlechte hatte zu Theil werden lassen, sollte eine andere werden. Das gibt der Text in dem Gespräche zu vollster Zufriedenheit (1. Band 408):

> Weil sie durch wolthat von mir fliehen,
> Muß ich sie beim har zu mir ziehen.

Hier bedurfte es also der Handschrift, die uns überdies noch zu Gebote steht, gar nicht; interessant ist nur, dass wir aus ihr erkennen können, wie der Fehler entstanden. Das „weldt" der ersten Ausgabe ist nämlich aus woldat verlesen. Wir haben hier wieder einmal, wie schon vorher bei Herestes statt Horestes, Arges statt Argos u. a. Verwechselung von e und o, welche Vocale H. Sachs in seiner Handschrift sehr ähnlich gestaltet.

In Anwendung desselben kritischen Hilfsmittels schreiben wir in dem Dialog zwischen fraw Armut unnd fraw Glück (3. Band [K] S. 205 f.) auf S. 208, 1 f.:

> Fraw Armut sprach: Warumb des nit?
> Ich will mein glübt (nicht wie meist* bisher
> zu lesen war: glück) halten in warheit.

Denn in der Comedi: „der kampff fraw Armut mit fraw Glueck" (12. Band [K] 265 ff.) heisst es:

> Hör zw fraw glüeck! warumb des nit?
> Ich wil mein gluebt halten in warheit.
> Hie wirt ans liecht kumen mit clarheit,
> Wer stercker sey, dv oder ich.

Hier erweisen sich also gegebenen Falls auch die vielgeschmähten Meistergesänge als in hohem Grade wichtig, die schon Goedeke gegen das allgemeine Verdammungsurtheil mit vollem Rechte in Schutz genommen hat. Eine Vergleichung derselben mit den Stücken, welche die gleichen Stoffe behandeln, stellt sich demnach als ein dringendes Bedürfniss heraus.

* Erst in der 5. Ausgabe vom J. 1590 finde ich die LA. glübt.

Für gewisse Stücke aber kann weder die Handschrift aushelfen, noch eine vollständige Vergleichung stattfinden, weil die eine Behandlung des Stoffes weiter ausgeführt ist als die andere. Da können wir bei zweifelhaften Stellen unsere Zuflucht zu den Einzeldrucken nehmen. Viele der Weck- und Mahnrufe des Dichters, die jetzt Seltenheiten geworden sind, giengen als Flugblätter in alle Welt, ehe die Folioausgabe erschien. Die Vergleichung eines Stückes darthun, dass der Separatdruck in richtigerer Form des Dichters Worte wiedergab als die Gesammtausgabe. Ob in dieser Art sich noch mehr Beispiele finden, muss eine umfassendere Prüfung zeigen. Hier das eine:

I. J. 1552 wurde das bekannte Gedicht: „das klagent ewangelium“ veröffentlicht (s. Weller, Hans-Sachs-Bibliogr. Nr. 200). Allzuviele, so ist der Inhalt desselben, führten das Evangelium bloss im Munde und verleugneten es im Leben; zu fürchten wären noch die Feinde der Reformation, die Priester, die sie politisch anschwärzten, so dass die neue Lehre wol aus dem überblinden Vaterlande würde fliehen müssen. Der Dichter hat das ganze so gestaltet, dass er erzählt, er sei in der Karfreitagnacht in der Kirche geblieben, sei eingeschlafen und habe plötzlich im Traume geglaubt ein Getös zu vernehmen. A (1. Band [K] S. 345) sagt:

Mich daucht, ich hört ein gal,
Das es im gwelb erhal
Die also menschlich redt.

gal ist sonst nur als Masculinum gebräuchlich; bloss an dieser Stelle wäre es Femininum, da das Relativum die sich darauf bezieht. Hieraus nun lexikographisch herzuleiten, dass gal zwar meist masc., doch an dieser einen Stelle ausnahmsweise weiblich vorkäme, würde vorschnell geurtheilt sein. Denn in der Einzelausgabe steht statt jener drei Verse folgende Stelle:

Mich daucht, ich hört ein gal,
Das es im gwelb erhal.
Ich fur auff vnd schawt vmb,
Daucht mich vnd clar vernumb,
Im kor ein steren schweben,
Mit hellem schein vmbgeben,
Glantzen, funckern vnnd zwintzern,

Mit klainen streimle[i]n zintzern,
Ringweis mit liechtem gliuster.
Die kirch war sunst stickfinster,
Wol etlich lampen dinnen
Dauchtn mich gar dunckel prinnen,
Mein har gen perg wardt gehn,
Als ich wardt also sten,
Daucht mich zum andern mal,
Die stimb senlich erhal
Auß dem schein, menschlich redt.

Vielleicht hat es in dem der Druckerei übergebenen Manuscripte statt des letzten Verses gelautet:

Die also menschlich redt.

Bedenkt man dabei, dass vor demselben der gleiche Reim, ja das gleiche Wort erhal wiederkehrt, welches schon oben vorkam, und erinnert man sich, wie leicht gleiche Buchstaben den Setzer irre führen, so wird man das Versehen begreiflich finden und die ausgefallenen Verse in die Ausgabe aufnehmen.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur im Elsass.

Von

Erich Schmidt.

I. Zu Jörg Wickram.

Goedeke hat bei seiner ausgedehnten fruchtbringenden Thätigkeit das einst im „Pamphilus Gengenbach“ gegebene Versprechen einer Monographie über den Colmarer Dichter nicht lösen können. Auf Bobertags unzulängliche Behandlung des „Vaters des deutschen Romans“ folgte Scherers Kritik: „die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar“ (Quellen und Forschungen XXI. 1877), berechtigt nach der negativen Seite, nach der positiven höchst ergebnissreich und anregend. Ich glaube, dass auch einige voreilige Recensenten des Bobertagschen Werkes sich dabei an die Brust geschlagen haben. Ich will hier nicht recensieren, weder Bobertags zweiten Halbband — wie ich z. B. über Fischart denke, zeigt mein ausführlicher Artikel in der Allg. deutschen Biographie —, noch Scherers Kritik, gegen die ich nur Kleinigkeiten einzuwenden wüsste. Was ich biete, sind nur Späne von einer umfassenden Lectüre der Wickramschen Schriften her. Man möge mir deshalb die etwas aphoristische Folge dieser Bemerkungen zu gute halten.

Für Wickrams Leben ist aus dem vorliegenden Material wenig neues mehr zu entnehmen. Stöber hat bei seinen Mittheilungen über die Familie Wickram die genaue Zusammenstellung *De Conrado et Petro Wickgramis*, Geilers Neffen, übersehen, welche Riegers *Amoenitates literariae Friburgenses* 1775 I, 127 ff. bieten. Für unseren Jörg ergibt sich nichts. Rieger

wirft in den Nachträgen drei Personen zusammen. Vielleicht ist der Georgius, des Anastasius Sohn, der am 27. Mai 1518 zugleich mit seinem Bruder Wolfgang in Freiburg immatriculiert werden sollte, aber wegen Unreife zurückgestellt wurde, identisch mit dem Colmarer Buchdrucker Georg. Von Gregor citiert Rieger noch einen „Glaubwürdigen Bericht von dem Todt des hochgelehrt. Herren Thomae Mori und anderer herrlicher Männer in Engelland“ 1535 4°.

Dass Jörg Wickram sich auch mit Malerei befasste, hat Scherer nachgewiesen Ztschr. f. dtsche. Culturgesch. 1873, S. 304 f. Maler von Beruf war der *tichter vnd burger* zu Colmar gewiss nicht. Der ihn unter den berühmten Malern nennt, Messerschmid, ist ein Landsmann. Ob wol ausser den Holzschnitten der „Metamorphosen“ noch andere Illustrationen ihm selbst gehören? Recht hübsch ist z. B. das naive Bildchen im *Irreitend Bilger*, wie die frommen Meierkinder vor der Mahlzeit *in einer summen* dastehn und beten. Sonst hat sich der Verleger nach damaligem genügsamem Brauch die Sache sehr leicht gemacht. Ewig wird mit denselben Holzschnitten gewirthschaftet, so dass Bild und Wort oft im schreiendsten Widerspruch stehen. Immer dieselbe Illustration zu Mahlzeiten und Gesprächen; wenn zwei heimlich zusammen reden, sieht man drei u. s. w. Wie kömmt gar in den *Goldtfaden* J_2^2 die Abbildung eines Ritters und seines Knappen, die einem Affen ein Kind abjagen (Octavian?) In den *Gabriotto* R_4^2 als Philomena sich abhärmt, der ganz unpassende Holzschnitt: ein Mädchen liegt mit entblössten Brüsten im Bett, sie deutet auf die zwei Hörner ihrer Stirn, eine Frau führt einen Mann im Talar (Priester, Arzt, Zauberer?) herein? Der *Sewhirt* Wilbaldus *Knabenspiegel* G_3^1 weidet eine Schafherde. Oder *Nachb.* 12^2: Richard krank, von Cassandra gepflegt; auf dem Holzschnitt zwei Frauen — derselbe Holzschnitt soll 81^1 gar darstellen, wie dem jungen Lasarus im Traum Morpheus in Amelias Gestalt erscheint. Eine Abbildung Venedigs für einen portugiesischen Hafen *Gabr.* B_2^1 u. s. w. Für Seereisen gibt es zwei Bilder: ruhiges Meer — bewegtes Meer mit einem Ungeheuer.

In den Werken kommen nur zwei Stellen des *Irr. Bilger*

in Betracht, wo er die Oelgemälde (*von ölferrb gemalet*) des Lusthauses, Jagdstücke und Landschaften, beschreibt, ohne ein tieferes Kunstverständniss zu verrathen oder sich bestimmter technischer Ausdrücke zu bedienen. Täuschende Natürlichkeit, dass alles *gantz contrafeit* ist, gilt als Ideal 17[1]:

wann einer sie ansehen was
er gantz entlichen meinet das,
sie essen vnd drüncken den wein
aus den fleschen ind gorgel neihn.

Er rühmt besonders Dürer und die Niederländer 19[1]:

die landtschafft was gemalt so teur,
ja wann Apelles difs alssammen
gmalt het dürfft er sich nit schammen,
oder der künstlich Teurer zart
so Znürenberg vergraben wardt
der sein kunst hat so weit aufsbracht
das sein würt ewig werden gdacht

am Rande erklärend: *Apelles der aller berümptist maler gewesen ist bey den alten. Albrecht Teurer aber zů Nierenberg bey vnsern zeiten.* Und weiter 20[2]:

ein landtschafft aber stůnd dabey
ich glaub nit das es müglich sey
das man sie schöner malen mecht
wann man all maler zammen brecht,
So wonen in dem Niderlandt
inn Holandt defsgleich in Brabant

wieder erklärend: *hie merck das die aller besten landtschafften mahler in Niderlandt funden werden.*

Der Garten des Abtes, den Arnold dem Schlusse zu bewundert — der Holzschnitt ist zwar derselbe, wie oben die Abbildung seines eigenen Paradieses (derselbe dreimal in den „Nachbarn") — enthält natürlich auch Gemälde, aber mehr mythologischer Art. Wieder rühmt Wickram mit wenig Variation 79[1]:

difs alles stůnd gemalet so schon
als wans Apelles selb hett gton,
der aller maler maister was
wiewol zů vnsern zeiten sas
Albrecht Teürer zů Nürenberck
So gmacht hat manig künstlich werck,
ob schon Appelles wider kummen
er hett jm gwifs kein bensel gnummen.

Zu den Stellen über seine Unkenntniss des Lateinischen kömmt noch die Bemerkung auch im Neudruck seiner Bearbeitung der *Ovidij metarmorphosis* nach Albrecht von Halberstadt (Frankfurt Feyerabendt 1581) 7²: *haben auch alles was Jorg Wickram wider den text Ovidij /: welches geschehen aufs mifsverstandt der lateinischen sprach deren er nicht zum besten, wie er selbst bekennet, erfahren :/ hingeflickt, emendiert vnd verbessert.* Wie er immer mehr auf die ausführlichere Darstellung ritterlichen Brauches und Prunkes als bürgerlich gebildeter und gesinnter Mann verzichtet, so thut er auch im „Knabenspiegel" die akademischen Studien von Fridbert und Felix mit ein paar Worten ab. Der Colmarer Gerichtschreiber Gregor Wickram hingegen ist philologisch geschult, wie sein *Obsopeus* zeigt; er hat diese Bearbeitung 1537 Friedrich von Hattstädt gewidmet, demselben, welchem 1551 Jörg seinen Tobias zueignete, weil er nebst anderen adelichen Gönnern die Ausstattungskosten deckte.

Seine Werke vertreten meist das Princip der idealen Ferne. In *Eine wahrhafftige History, von einem vngerahtnen Son* neckt ihn Caspar (Hanschelo nach Scherer) als ein rechter *Speyvogel*, er habe seinen Berichten in Preussen, Schlesien u. s. w. nachgeforscht und die *sachen vmb ein minuten nit anderst* befunden. Wickram ist aber wenig aus Colmar herausgekommen. 1551 behauptet er, seine weiteste Reise sei bis jetzt über Schiltach nach Horb gewesen (um Weihnachten 1550?); in der gereimten *Vorred* zum Dialogus von der Trunkenheit an seinen lieben Freund, den Kaisersberger Kaufmann Matthis Ruffer:

ich sagt euch gern von landen ferr
so kam ich nie vber meer.
dann mein gröſst reiſs so ich je gethan
von Colmar ich gen Horb thet gahn . . .
diſs was mein aller weitste reiſs
von keinem andern land ich weiſs.

Wenn er einmal von seinen Erlebnissen *vff etlichen Reichstagen* spricht, ist das jedesfalls Fiction. Aber Breisach, Rufach — von Schlettstadt u. s. w. abzusehen — kannte er von Burgheim aus (*Irr. B.* 27² ff.) und hat da junge Verbrecher hinrichten sehen; ebenda 54² wiederholt er, dasser in Breisach vier Falsch-spieler sah *werffen vber dreinbruck nab.* Eine

Reise nach Frankfurt, wol auf dem Rollwagen mit kaufmännischen Freunden und aus geschäftlichen Gründen (Verlag u. dgl.) scheint die Anm. *Irr. B.* 63[1] festzustellen. Der Raubritter nimmt dem Kaufmanne nur zwanzig Ducaten ab: *diser schnaphanē findt man zů vnseren tagē nit vil sie nemē eh eim gůtē kauffman den seckel zum gält als ich einmal im Franckforter wald erfarē hab.* Er kannte Buchläden zu Frankfurt und anderswo s. u.

Wickram ward dann Stadtschreiber zu *Burckhaim am Rein gelegen.* Scherers terminus a quo, 26. Februar 1554, ist sicher, aber der terminus ad quem, vor Neujahr 1555, nicht zweifellos. Scherer argumentiert S. 39: „Man nimmt an, 1555 sei Wickram nach Burkheim gekommen. Aber er schickt das Rollwagenbüchlein von dort als Neujahrsgabe an den Wirth zur Blume nach Colmar, und zwar zu Neujahr 1555. (Das *auff Marie* im Datum verstehe ich nicht, aber dass es sich wirklich um ein Neujahrsgeschenk handelt, ergibt die Widmung selbst.)“ *auff Marie* zunächst bezeichnet, wie Stöber (Jörg Wickram und seine vorzüglichsten Schriften, Mülhausen 1866, S. 29) anmerkt, Mariae Lichtmess den 2. Februar. Verspätete Neujahrsspenden sind bei Wickram auch sonst zu belegen: dem Rufacher Schultheiss, Herren Antoni Kuntzen, dem er *vilfaltige gůthat* verdankt und deshalb den „Knabenspiegel“ widmet, wünscht er noch am 26. Februar 1554 *vil glückseliger neüwer Jor.* Wickram braucht deshalb seine Stelle durchaus nicht vor Neujahr 1555 angetreten zu haben. Ich möchte seine Uebersiedelung auch wegen der Vorrede zu *Von gůten vnd bösen Nachbaurn* nicht zu früh ansetzen. Er sagt da am 2. Januar 1556, dies *bůchlin* sei *zůsamen gelesen, sid har ich von Colmar verruckt vn̄ gon Burckhaim gezogen bin.* Ein eiliger Schriftsteller war er immer. *zůsammen gelesen* sagt er auch 1555 von den Sieben Hauptlastern, einer flüchtigen Compilation.

Wir wissen dann von zwei schweren Krankheiten: die eine kürzere vor dem Juli 1555 *(hauptweh, geschwulst,* Ernährung durch einflössen *mitt einem federlin),* deshalb die Todesgedanken und die Moralisationen im *Bilger,* dessen Reime auch wenig *scharpff,* weil er *noch sehr blöd gewesen* — Ge-

nesung, Vollendung der *Nachbaurn* — dann eine *langwirige* Ende 1555 nach der Vorrede vom 9. Januar 1556. Fortan erscheint kein neues Werk mehr. Für die Bestimmung seines Todes wäre vielleicht nicht unwichtig zu vergleichen, ob die Narrenbeschwörungen von 1556 und 1558 — ich kenne nur letztere — von einander abweichen.

Plane, mit denen er sich trug, gelangten 1556 nicht mehr zur Ausführung. *Irr. B.* 33[2] Arnold will eine Pilgerfahrt thun, dazu am Rand: *gleich dem von Bůbenhofen, bey Horb in einem Flecken gewont Beinstet* [Leinstetten, Hainstetten, Reinstetten?] *genant, der aus grossem jamer zům ferren sanct Jacob gezogen, vnd vff der fart gestorben zů Burgis* [Burgos] *in Hispaniē, sampt seinem knecht begraben, Dauon ich ein sunder büchlin will lassen, von getrewen knechten diß* (das Ereigniss natürlich, des Ritters Wallfahrt und Tod u. s. w.) *ist geschehen Anno MDxix.* Und zu Arnolds Vorsatz, die fleischlichen Lüste aus seinem Leib zu vertreiben, die Randbemerkung: *also was auch des vō Bubenhoffen sinn vnd meinung.* Ich weiss darüber nichts näheres anzugeben; auch die Zimmerische Chronik lässt uns im Stich. Sollte vielleicht entfernt Wolf von Bubenhofen vorschweben, der nach einem wüsten Leben gleich seinem Bruder Hans Caspar *in großer armuet ellengclichen gestorben ist* (I, 402 II, 492 ff. 508)? Aber Wickram hat wol genaueres, vielleicht von der Horber Reise her, gewusst.

Anders steht es mit dem Auftrage, den Ritter von Turn für den *mit viel schönen knaben begabten, ersamen, fürsichtigen, weisen herren Ruprechten Kriegelstein, Stätmeister zů Colmar,* zu bearbeiten, es handelt sich nicht um die bekannte didaktische Anekdotensammlung, die sich an die Töchter wendet und Wickram besonders in den zu Strassburg erschienenen Uebersetzungen (Goedeke S. 120) leicht zugänglich gewesen wäre, sondern um ein Pendant für die Söhne, das wir nicht kennen, vielleicht auch nur um einen Irrthum des Gönners, der schon vor der Pest seine Bitte an Wickram gerichtet hat. Zum Ersatz lieferte dieser die öde Compilation: *Die sibeñ Hauptlaster,* als ein *seer kurtzweiliges nutzliches Büchlin, welches der waichen vnd zarten Jugendt zů kurtzweiligen vnderricht vnd übung an tag geben ist, damit sie zu müssgen zeiten sich hierinn er-*

lustigen vnd erspatzieren mag, in sunderheit die jungen knaben; als einen morschen, aber nützlichen Wegweiser: *also mögt auch jr jungen knaben mich für ein faulen bildtstock haben der zeigt ein gůtten weg zůgon vnnd bleibt doch in dem mistpful ston ...... diß merckt jr jungen alle sam vill gůtes wünscht euch Jörg wickram.* Das nähere über die Veranlassung ergibt die Widmung; darin heisst es: *es hat sich begeben (lang vor dem groſſen sterbet) das mir ewer weysheit von einem büchlin anzeig geton, welches der Ritter vom Tůrn, seinen sünen zůgeeygnet vnnd gemachet hab, in welchem gar viel schöner Exempel stohn sollend, auff semlichs habe ich nach semlichem büchlin gar viel frag vnnd nachsehens gehabt, zů Franckfort vnd anderswo, inn allen bůchleden in die ich kummen binn, aber nie erfaren mögen, bin doch so weit in kuntschafft kummen, das es in Franckreich an vielen enden in Frantzösischer sprach noch geschrifftlich funden würt, aber im druck nie ausgangen, auch nit gedruckt werde, vrsach das es gar wunderbarlich vnd alte exempel hab, so diser zeit gar nit mer vnder die welt dienē, gleich wie sant Brandons Lügend .... dieweil ich nun .... das obgemelt büchlin des Ritters vom Tůrn nit hab mügen zůwegen bringen .... hab ich ewer Weisheit dise Exempel also zůsammen gelesen.*

Erlerntes. Die alte Form der Satire auf alle Stände, die grosse Narrenrevue, welche entweder eine beliebig lange Reihe vor dem Leser vorbeiführt oder sie um einen festen Punct bewegt, dass, so wie im Strassburger Uhrwerk die Jünger um den Herrn, ein Gauch nach dem andern stillstehend seine Strafrede etwa von einem Einsiedel hören muss, die Form der Brant und Geiler, der Murner und P. Gengenbach war einer zweifachen Entwickelung fähig, die sich auch bei den letztgenannten schon vollzieht. Sie nähert sich bei Murner über die Mittelstufe der Gäuchmatt* hinaus der Epopoee, in Gengenbachs zehn Altern dem Drama. Wollten wir noch das Motiv des Todtentanzes in seinem grossen Einflusse auf die Dichtung heranziehen und namentlich in der Schweiz Umschau halten, so würde sich zeigen, wie die freiere Ausbildung und Erweiterung zwar zunimmt, aber das Drama noch lang an diesen

* Als Anregung dafür wäre noch anzuführen Bebels Triumphus Veneris.

uhrwerksmässigen Mechanismus und Schematismus gebunden bleibt, und auch das ganze siebzehnte Jahrhundert würde bis zu Weises Romanen und allegorisch-satirischen Processkomoedien schliesslich überblickt werden müssen. Auch Wickram geht von Brant, Gengenbach und Murner aus. Er ist der Bearbeiter der *Narrenbeschwerung*. Sein *Loosbuch* folgt ganz der Art Murners. Doch gleich das erste Fastnachtstück *Das Narren gieſſen* (1537, gedruckt 1538) zeigt schon eine recht glückliche Variation und Belebung des Schemas. Dramatischer durch die Benutzung des Quacksalber- oder Krämermotivs unzähliger Spiele; der Alte Narr reitet herbei, Meister und Knecht giessen unter komischen Sprüchen die neuen Narren, diese werden auf die Narrensuche ausgesandt, Nähterinnen verfertigen Kappen — dann erst die schematische Musterung, die natürlich mit dem Venus-Narren beginnt. Nicht dass einer hinter dem andern im Gänsemarsch auftritt, sondern es ist eine Art Zusammenhang und Verkettung hergestellt, indem sie einmal allmählich von den drei gegossenen Narren gebracht werden, zweitens nicht der Meister oder der alte Narr oder sonst Eine musternde Person die Reden hält. Vielmehr schilt und höhnt jeder hinzukommende seinen Vordermann: der *buler* eröffnet, ihn straft der *trincker*, den Trinker der Spieler u. s. w. Einmal ist offenbar ein Versehen zu corrigieren: nach dem Spieler, den der erste Narr herbeigeführt, bringt doch wol der zweite — nicht wieder der erste — den folgenden, der jedoch nicht der *Gotſslesterer* sein kann, denn das wäre eine noch dazu absurde Unterbrechung der Kette, wenn der Gotteslästerer den Spieler durchhechelte und darauf der *Handtwercksmann* zum *Alchimisten* sagte, von dem wir noch kein Wort gehört: *du sagst zu dem er sey nit klug.* Demnach ist *Gotſslesterer* in *Alchimist* zu ändern; das umgekehrte ist ausgeschlossen. Der Goldmacher schilt den Goldvergeuder (Spieler), dann entgegnet der Handwerker: du selbst lässt dich von Schwindlern um alles Geld bringen, *dann keyn kunst ist die Alchimey dann stelen, liegen, triegerey.* Der *Gotſslesterer* zieht erst als vorletzter gegen den *Kriegſsmann* los, dann tadelt *der letzt Narr* sein fluchen, lästern, jauchzen, *muff vber muff* schreien und *bochen.*

Der Wunsch, den Wickram nach der üblichen Schlussbitte

um Milde und Gunst hier aussprach: *Gott wölt wir kemen wider zemmen vm yetzt zu Faßnacht vber ein jar*, gieng in Erfüllung. Er dichtete für die Herrenfastnacht 1538 den treuen Eckart, *Der trew Eckart heyß ich Jörg Wickram von Colmar macht mich*, dessen Inhalt Stöber a. a. O. 16 ff. mittheilt. Danach ist dies Stück nicht nur ernster als das Narrengiessen, sondern auch weit mehr in der älteren Technik gearbeitet, und verräth am deutlichsten die Nachahmung von Gengenbachs zur Basler Herrenfastnacht aufgeführten Spielen. Ich glaube mit Goedeke, P. Gengenbach S. 444 ff., dass die von den Colmarer Bürgern 1531 gespielten, 1534 bei Wickrams Strassburger Verleger Fröhlich gedruckte Bearbeitung der *zehen Alter* von Wickram herrührt. Zwischen 1531 und 1537 verfasste Stücke mögen verloren gegangen sein. Auch hier viele Einschiebsel zur Belebung: der Teufel in Frauenkleidern versucht den Waldbruder (vgl. hl. Antonius), klagt einem anderen seinen Misserfolg; neuer Versuch dem frommen Manne das Maul zu stopfen; auftreten des Todes. Vom Eckart heisst es ausdrücklich: *darinn alle stend der welt begriffen werden.* Kein launiger Eingang, wie im „Narrengiessen“, sondern ein langathmiger Katalog biblischer Tugendmuster; dann hält Einer, der Eckart, die Revue (vgl. im ganzen und einzelnen Hans Sachs, Das hofgesint Veneris). Also ganz das Schema der zehn Alter, dadurch frischer, dass die angeredeten den Mahner trotzig schweigen heissen. Das streben nach Erschöpfung des Themas führt zur Vereinigung der Brant-Murner-Gengenbachschen Gruppe: die Alter: Greis, Kind, Vater; die Stände: Pfaff, Bauer, Handwerker, Rathsherr, Edelmann, Landsknecht; die Typen: Ehebrecher, Spieler, Trinker, Gotteslästerer — wie es scheint theilweise nach der Reihenfolge des „Narrengiessens“ —, deren jeder sich keck seiner Fehler rühmt.

Wie in den erweiterten zehn Altern (in allen Every-man-Dramen u. s. w.), tritt der Tod auch in Wickrams *Irreitend Bilger*, der zwischen satirischer Didaktik und Roman die Mitte hält, als Unterredner auf. Das Reimwerk hat eine längere aus zwei halbdramatischen Dialogen bestehende selbständige abgeschlossene Einleitung, auf welche ohne einen Uebergang das Gespräch zwischen den Freunden folgt: *hab*

den ingang meines büchlins mit einem reichen herren angefangē, welchem sein gemahel mit tod abgangen, vnd wie er mit dem tod zůreden kumpt. Dass er selbst verheiratet war, bezweifle ich. Dies ernste Thema, einen vereinsamten Mann mit dem Tod und der Frau Stund hadern zu lassen, legte ihm seine Krankheit nahe, wie er ja auch in der Vorrede die Menschen als *arme madensäck vn̄ misthauffen* bezeichnet, eine längere Erörterung über Lebensdauer und Todesarten einlegt und des Vetters Georg Tüffe *sundere neigung offtermals die lettste stund zu betrachten* hervorhebt; dazu kam die Anregung der Todtentänze. Letzteres deutlich aus Stellen wie:

> *wann Fraw stund bringt das stündlin dein*
> *so můst auch an den reyen mein*

und:

> *sie hand mein tantz all müssen springen*
> *vnd mir das todten liedlein singen*

oder A_4[1] der Gedanke, *das auch den Bapst, Keyser, Künig, Fürsten vnd herren das stündlin so wenig überschleichet als die armen.*

Die Einleitung oder das Vorspiel hat einen besonderen Titel: *Ein klagspruch eines Reichen herren, über die stund vnd den todt, die jnen seiner liebsten hausfrawen beraubt hand.* Arnold flucht der Stunde; der Tod tritt hinzu: wer sein Instrument schelte. Jener fragt, wer er sei. Tod: *ich schamm mich nit des nammen mein Mors haißt mein nammen zů Latein.* Ach, du bist der, klagt der Pilger, der *meines hertzen blüenden Wurtzgart* geraubt hat, *mein Fiol, Roſs vnd Gilgenblatt, mein Zucker süſſen Mandelkern.* Tod: jeder kömmt an die Reihe, auch du, nichts half Samsons Stärke, Alexanders Herrschaft, Clitonius' laufen, Eurialus' Ringkunst, Elatreus' Springkunst. Weiteren erbitterten Angriffen des Wittwers begegnet der Tod mit Bibelsprüchen, aber der trauernde schmäht wieder die *Stund, diſs schantlich weib*, die seines *hertzen leid vertreib* umgebracht, *die tausentschon, die ehrentreich*, sein *ädel stuck wild*, *fridenmacherin*, lieb dem Gesinde und den Nachbarn. Der Tod mahnt ihn, er möge doch seinem Weibe die Seligkeit bei der *auß erwelten schar gönnen*, wo sie nicht mehr wie zu Lebzeiten über Krieg und Brand im Vaterlande bangen

müsse *(durch etlicher Fürsten anstifften so durch jr auffrhürisch vergifften Teutsch land hand bracht in angst vnd nodt)*; Gott entriss sie der Angst, wie sie es im Gebet erflehte. Endlich gibt der Pilger zu, der Tod sei so übel nicht — aber die Stund! Diese hält eine lange Rede, dass sie jedem seine Lebenszeit zumesse, worauf der Pilger gottergeben den Beschluss macht:

Ach Gott můs es dann also sein
wil ich mich willig schicken drein . . . .
hilff das meinr liebsten gmaheln seel
behütet sey vor not vnd quel,
vnd hilff mir Herr an meinem end
So mein seel von dem leib sich wend,
das sie auß disem ellend far
zů dir an der säligen schar.

75[1] kömmt er im Gespräch mit dem Abt darauf zurück und beichtet, wie er früher bei Gelagen geschwelgt, in seinem Gewerbe das Geld zusammengescharrt und sein Weib nur *auß fleischlicher begierd* geheiratet habe. Der Tod der Frau war die Strafe dafür. Diese Begründung fügt sich nur übel zu dem Tone des Eingangs. Er wiederholt:

ich fürt ein jämerliche klag
all stund vnd zeit, bey nacht vnd tag,
vnd schrey grausam über den Todt
der mir hett bracht ein solche nodt
zů einer zeit er mir erschin
strafft mich drum ich thet schelten jn
vnd braucht gen jm solch vngedult
als wenn allein wer sein die schult.

Der selbständige *ingang* geht im grossen und in einzelnen Wendungen offenbar auf den „Ackermann aus Böhmen" zurück, jene unerschöpfliche, pathetische, nur zu überladene und gekünstelte Disputation zwischen Tod und Wittwer aus dem Jahre 1399 (neu herausgegeben von Knieschek: Bibliothek der deutschen Litteratur in Böhmen II 1877. Vgl. Rödigers Kritik im Anzeiger für deutsches Alterthum u. s. w. 4, 352 ff.*), die

* Ich glaube mit meinem Freunde, dass der Verfasser Johann Ackermann hiess. — Interessant ist, zu welcher Confusion die Worte Bodmer veranlasst haben. Er schreibt am 10. Sept. 1748 an Hagedorn

unserem Wickram gewiss aus den Strassburger Drucken (Knieschek S. 74) bekannt. Die Vermuthung wird dadurch bestätigt, dass nach einer späteren Stelle 731; die *habitatz* Arnolds *im Böhmer landt in einer statt würdt Prag genant* liegt.

Im übrigen ist dieses Werk ein schlecht componiertes Sammelsurium, in das alle mögliche Didaktik ohne jede Begründung durch die Situation hinein gestopft wird. Da erzählt Cornelius, weil Wickram keinen anderen Anfang für das Gespräch findet, dem Freunde lang und breit *den fal Ade bis zur austreibung aus dem Paradis*, und Arnold, der das doch längst weiss, bittet gar noch höflich, er möge weiter berichten, *was Adam vnd Eua hand gton als sie das Paradeis verlon*; nun ist aber jener müde und begnügt sich nach der Bemerkung, es seien ihre Kinder grosse Erfinder geworden, den wissbegierigen auf die Bibel, den von Wickram mit Vorliebe ausgeschriebenen Josephus (vgl. Die sieben Hauptlaster) und Polydorus Virgilius zu verweisen, um damit zu schliessen, es gebe *kein schöner kurtzweil, dann wo ein reicher burger hett vil schöner bücher in eir statt.* Vgl. besonders die langweiligen Excurse in den *Nachbaurn*, vor allem Cap. 3 das Gespräch zwischen dem traurigen Robert und dem gelehrten Manne. Nach der ausführlichen Beschreibung des Gartens — beim Weiher nennt er ein paar Dutzend Fischarten — wird die naive Belehrung fortgesetzt durch die bei Wickram so häufige Scene, deren Motiv auf den Verlorenen Sohn und den Tobias zurückgeht: der Sohn will in die Fremde ziehen, Vater Polonius hält ihm eine welterfahrene Rede, in der natürlich das Spiel besonders warnend aufgeführt wird. Eben so gewöhnlich ist der Zug, den Jüngling (Trutbrecht) in der ersten Herberge zu schildern, wo dann immer ein Frechling auftritt, hier ein loser adelicher. Sofort ist ein Greis da, um weitläufig zu docieren, dass Adel mit Tugend gepaart sein müsse.

(Werke hrsg. v. Eschenburg 5, 211): „Auch erzählt er [Gottsched] von einem prosaischen Gedichte, welches in der Wolfenbüttelschen Bibliothek liegt. Es ist ein Gespräch zwischen dem Tod und dem Verfasser, der sich von Vogelwad nennt. Da wünscht ich sehr, dass Jemand in Wolfenbüttel nachsähe, ob nicht einige Anzeigen wären, dass dieser Poet unser Walther von der Vogelweide gewesen sey." Ueber Gottscheds Copie vgl. Knieschek S. 69. — Zu verweisen ist auf die Besprechung in Gottscheds Büchersaal 6, 131 f.

Die Form des Reiseromans und der einfachen Biographie ist gewiss die leichteste und am wenigsten kunstvolle. Man durchmustere das siebzehnte Jahrhundert. Wenn Christian Weise die Handlung bereichern will, so lässt er zwei Gruppen reisen. In jeder Wickramschen Erzählung müssen Reisen und längerer Aufenthalt in der Fremde die Hauptkosten der Entwicklung tragen. Hier hat er auch zwei Reisen, die dann in eine zusammenlaufen. Parallel zuerst: Arnold, der pilgern will und dem Freunde all sein Wesen übergeben hat, kömmt auch, verirrt, in die erste Herberge, in das Gehöft eines frommen Bäuerleins, der mit seinem Weib und zwölf Kindern eine Musterfamilie darstellt. Da ist gewiss viel paradigmatisch construiert, aber das ganze doch sittengeschichtlich sehr interessant, und der Geist seiner Kinderscenen (vgl. den Schluss des Tobias) erinnert an den freundlichen Sinn Dangkrotzheims. Der Meier hat als Jüngling gern auf die Schule gewollt und erst spät von einem Schüler gegen freie Kost, Wohnung und Kleidung in zwei Monaten lesen gelernt. Seine Kinder müssen nun mit fünf Jahren daran gehen. Er geht jeden Sonntag zwei Stunden weit zur Kirche, liest täglich in der Bibel und besitzt *drey langer schefft* voll Bücher, darunter über hundert *Historien von Theologi.* Vor Tisch wird gebetet, jedes Kind hat seinen Katechismus, die grösseren können ihn auswendig. Aus Erasmi Buch vom Ehestand hat der Meier solche Zucht gelernt. Die Kinder küssen erst ihre Hand, ehe sie sie dem fremden reichen. Es ist derselbe naivpaedagogische Zug der Reformationszeit, der in Hans Sachs treibt. Nur stört wieder die absichtliche unmotivierte Didaktik; wenn z. B. das wortreiche *beurlin* eine lange mit alttestamentlichen Beispielen gespickte Rede wiederholt, die es vor Jahren einmal gehalten hat, in der bösen Gerberfamilie nämlich, dem Gegensatze zu diesem frommen Musterhause, wie Wickram ähnliche Contraste im Eingang der *Nachbaurn* ausführt. Da ist Streit und Lärm, die Kinder spielen Karten, die Mutter ist sorglos. Wickram schöpft aus dem wirklichen Leben; er kannte nach einer Randnote diese Familie, wie er den verlorenen Sohn Theobaldus kannte, von dem er dem Caspar erzählt. Er benutzt, was im Volke verbreitet ist, hier z. B. den Kinderreim:

Mů̊s o mů̊s, das ich mů̊s essen mů̊s
Hey so nim den kochlöffel
schlag jn der köchin auff die schissel

oder 59[2] das Sprichwort: *woluertrawen reitet dem bawren das rofs hinweg* u. s. w.

Zweites Reisebild: eine *Kyrchweih* oder *Kyrchscheuh*, wo es so toll zugeht, wie einst bei *Bachi fest.* Lange satirische Schilderung der Völlerei, an der die Pfaffen behaglich theilnehmen, sich darauf berufend, dass auch Christus eine Kirbe mitgemacht habe. Strafreden eines Edelmannes. Die Schilderung steht der Wirklichkeit des grobianischen Jahrhunderts nicht fern:

da thůt man anders hören nicht
dann groltzen, reybsen, fartzen, kotzen
von den viehischen wüsten dotzen,
falsch spilen, toben, flůchen, schweren.

Der Pilger entzieht sich den bestialischen *kirbigsellen.* Erlebt ist gewiss der erheiternde Zug, dass der Hausknecht trotz seiner Betheuerung das Pferd nicht gefüttert hat, was zu einer langen Moral über Hausknechte und Herbergsordnung führt.

Darauf folgen die zwei Hauptmomente der didaktischen Erzählung, deren erstes leider sehr unklar ausgefallen ist. Man wird an Meier Helmbrecht erinnert. Arnold wird von Schnapphähnen, unter denen sich Trutbrecht befindet, überfallen und zu dem Stegreifritter gebracht. Die ganzen Scenen lassen jede Consequenz und Motivierung vermissen. Man erfährt nicht, warum der alte Raubritter so auffallend mild ist, dem Bilger gar nichts, dem mitgefangenen Kaufmanne nur zwanzig Ducaten abnimmt, noch warum er dem Sohne gleich die freie Wahl zu gehen oder zu bleiben lässt, der gewaltsam zum Schnapphahn gepresst worden ist und schon an dem neuen Leben Geschmack gefunden hat. Sein Reisegeld ist gerettet und vergraben. Zu jeder Reise gehört eben bei Wickram ein Ueberfall durch *Riffiener* oder sonst üble Gesellen und ein glimpfliches entkommen, am liebsten Rettung durch einen Freund. Hier befreit der Vater den Sohn zu der Beobachtungsfahrt durch die Welt. Auf jede Handlung folgt die didaktisch-satirische Betrachtung. Hier zum Ersatz für die Satire auf alle

Stände in Form einer Reise, die man eigentlich erwarten sollte, ein langes Gespräch: der Kaufmann schildert die traurigen Verhältnisse der Gegenwart, die Falschheit der *judas kindt*, die Empörungen und Bauernaufstände, die Zwietracht in den Familien; Arnold setzt das fort, wie in jedem Stande und Alter Unzufriedenheit, Treulosigkeit und Unwahrheit herrsche, wie der Bauer sich bei den hohen Getreidepreisen *brächtisch* überhebe, der Metzger zum Schwerte greife u. s. w. Der Stadtschreiber und Schriftsteller Wickram schliesst mit einer heiteren persönlichen Wendung 69[1]:

> *Ist nur vmb darmen schreiber gton*
> *die hand als jren alten lon,*
> *will doch mit disen armen knaben*
> *gar niemant kein mitleiden haben,*
> *ach thet jr federn so scharpff schneiden*
> *als den wirten yetz thůnd die kreiden*
> *so möchten sies dest bas erleiden*;

dazu: *o jr armen schreyber müßt allein dz kreutz tragen, wo euch anderst die Procuratores nitt zů hilff kummen.*

Reise, kleine Naturbilder. Sie kommen zu einem Closter, dessen Abt, *ein weltweiß vnd doch geistlich man*, des Kaufmanns Vetter ist. Zunächst stört uns, dass der Kaufmann dem Abt alles berichtet, was der Leser längst weiss. Diese Wiederholungen, in denen namentlich Wickram stark ist, bezeichnen den kindlichen Zustand der Technik in Erzählung und Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Selten wird in seinen Romanen nur gesagt, dass einer die *verloffenen geschichten* oder, was *der lenge nach vornen her bericht*, vorgetragen habe.

Darauf eine grosse Parallelscene zu dem obigen Gespräche zwischen Arnold und Cornelius, gleich diesem eingeleitet durch die langatmige Schilderung eines Gartens. Wickrams Disposition ist überall schematisch. Oben beschloss Arnold die Wallfahrt, jetzt redet sie ihm der Abt *früntlichen arguwierend* aus. Seine Rede hat drei Theile, erstens über die *fürnempsten ding, so man zů Rom findet* (vgl. Huttens *Vadiscus sive trias Romana*; *so näher Rom so böser Christ*, vgl. Luther), zweitens gegen Wallfahrten und Reliquien ganz im Sinne der protestantischen Gnadenlehre, drittens gegen Venedig und *dVenediger süplin*

(vgl. des jungen Lasarus Erlebnisse in Venedig). Er tröstet Arnold, der ihm all seine Erfahrungen und Kümmernisse erschliesst, durch die beliebten biblischen Beispiele. So geht die Fahrt nicht nach *Compostel*, sondern heim, wo der Freund alles wol besorgt hat. Schildert Wickram in dieser Bekehrungsscene seine eigene Wendung vom Katholicismus (die guten Werke in den *zehen Altern*) zum Protestantismus? Als später Arnold stirbt,

> *der sun das erbtheil an sich nam*
> *vnd in ehlichen stodt bald kam*
> *lebt wol darinn wie jm gezam*
> *Gott wolt wir thetens allesam*
> *das wünscht von Colmar Jörg Wickram.*

Der Dialogus von der Trunkenheit hat auch das Motiv des *Irrgengers*, der Belehrung findet, bei einem Waldbruder, wie Leufried im *Goldtfaden*. Der Dialog berührt sich nahe mit dem 38. Capitel der *Hauptlaster*, für welche L. Schärdtlins „Künstlich Trincken" 84 ff. Anregungen geboten hat.

Die Erzählungen Wickrams hat Scherer einer vorzüglichen Analyse unterzogen, die ich im einzelnen nicht mehr zu citieren brauche.

Manche Motive lassen sich auf bestimmte Vorbilder zurückführen. Er erwähnt besonders gern den *Triſtrant, Florio vnd Bianceffiora, Gwiſsgard vnd Sigiſsmunda*. Die letztgenannte Novelle hat besonders für den „Gabriotto" herhalten müssen, wo Gabriotto sterbend dem Diener befiehlt sein Herz in einer Capsel zu Philomena zu bringen; der Diener wird vom König abgefasst und muss das *lädlin* beim Mahl überreichen, was den Tod der bestürzten zur Folge hat. Hier erscheint das Vorbild ungeschickt nachgeahmt und abgeschwächt; denn Tancred lässt Guiscard tödten und schickt der Tochter das Herz in einer Capsel, worauf sie sich vergiftet. Zugleich wäre an Coucy zu erinnern. Tod und Begräbniss der Philomena lassen mehr an Isolde denken, vgl. auch $C_8{}^2$. Ein wunderthätiger Ring spielt im Guiscard und im Florio eine wichtige Rolle, deshalb im Gabriotto ganz unnöthig der heilkräftige Ring, den Philomena dem verletzten Gabriotto schickt.

Die naive Manier, dass die Personen sich aufgeregt in

bekannte romanhafte Schicksale hinein denken, oder ihre Erlebnisse mit solchen vergleichen, oder ihre Angst um das ergehen ferner geliebter in litterarische Bilder kleiden, oder dass man sich zur Illustration, zur Warnung u. s. w. berühmte Figuren der Dichtung vorführt, wie das alles besonders im „Goldfaden“ und „Gabriotto“ geschieht, hat z. B. auch Hans Sachs, dessen Kunstübung vielfach zu Parallelen Anlass gibt. Es sind sogar zum Theil dieselben Beispiele. Abgesehen von den allgemeiner gehaltenen Phantasien (*traurigen gedichten*) der Angliana, die sich ihren Leufried von ihrem Vater auf ein Schiff verkauft (vgl. Wilibalds Angst im *Knabensp.*, als er heim gebracht wird, und die wirkliche Gefahr des älteren Lasarus in den *Nachb.*) oder im Kerker schmachtend vorstellt, denkt etwa Leufried J_5^2 selbst daran, *wie es dem Fürsten vō Salerno gangen, der Gwißgardum den Jüngling von wegen seiner tochter ermörden ließ, dē sie gantz williglichen mit gifft nachfolget.* Besonders kommen die zwei Parallelscenen zwischen Philomena und Rosamunda, Gabriotto und Reinhart in Betracht. Philomena schwärmt, ihre Liebe sei heisser, als Tristan und die schöne Isolde sie nach dem Liebestrank gefühlt, oder als sie Bianceffora gegen Florio gehegt — Rosamunda will das nicht glauben und erzählt ausführlich die beiden Liebesgeschichten C_7 ff. D_4 ff ist Reinhart höchlichst erschrocken über Gabriottos zu hoch strebende Liebe und erzählt ihm *alte historien*, erstens aus dem classischen Alterthum und der Bibel: Pyramus, Jason, Hercules, Achill, Paris, *ein fabel von der Circes*, Samson, Salomon, David, dann *bey vnsern zeiten* ausführlich von der heimlichen Liebe zwischen Gwißgard und Sigismunda, kurz von den *zwey liebhabenden Menschen zu Senis*, Eurialus und Lucrezia. Ganz ähnlich unterhalten sich in Hans Sachsens *Faßnachtspiel mit vier personen von der eygenschafft der lieb* der Ritter und das Fräulein III 3, 3 ff. Er wirbt um Liebe, sie weist ihn ab mit Berufung auf Achill und Polyxena. Er erwidert, so dass nach und nach mehr oder minder ausführlich erwähnt werden: Samson und Delila, Jason und Medea, Tristrant und Isalde, Piramus und Thißwe, Lorentzo und Lissabeta *in Cento Novella*, Cainis und Gardoleye, Guisgardus und Gismunda, nochmals Tristrant und Isalde, Euriolus und Lucretia, París

und Helena. Manche dieser damals berühmtesten Paare hat er ja auch dramatisch vorgeführt. In der gemäss seiner Technik unbarmherzig kürzenden Bearbeitung *Die vier unglückhafften liebhabenden Personen* sind aber die ganzen Excurse Wickrams auf wenige von Rosimunda gesprochene Verse zusammengeschmolzen III 2, 146.

Aehnliches bieten auch die „Nachbarn", wo sogar der ältere Lasarus 58[1] als Bearbeiter des 4. und 14. Cap. Tobias auftritt. Die Parallelen sind hier besonders gewaltsam gezogen Bl. 64. Amelia will gegen den *steinhertzigen* Lasarus *härter* sein, *dann die junckfraw Daphne dem Phebo ye gewesen ist*; darauf erzählt sie die Geschichte der Daphne (Metam.)! Der Vergleich wird wiederholt nach der Lectüre des Briefs, worin Lasarus auf *fürst Ulisses* und die *keusch Penelope* verweist, deren zwanzigjähriges harren durch keine *Circe* oder *Calipso* habe geschädigt werden können. Ganz willkürlich rückt Wickram 70[2]ff. die Geschichte der Lucretia ein. Cassandra vergleicht die Strohwittwe Lucia mit der *edlen Römerin.* Lucia bittet um die nähere Erzählung. Der folgende *schimpf* mit Amelia über Closter-gehen und Männerhass verläuft in ein Lob des Büchleins, *welches Erasmus von Rotterdam ein hochgelerter man hatt lassen außgon . . . Virgo Misogamos.*

Aehnlich verwendet Wickram fortwährend Träume und Visionen; besonders dass der oder die geliebte in Noth, gefesselt, krank oder todt erscheint. So wird ausführlich ein Traum Reinharts in Frankreich berichtet, woran sich wache *fantaseyen* von der welken Rose schliessen, welche die anderen durch rationalistische Erklärungen verscheuchen wollen. Traurige Ereignisse werden durch ahnungsvolle Träume vorbereitet; so sieht Philomena Nachts ihren Gabriotto in weissem Gewand stumm und traurig und verkündet am Morgen der Freundin, bald werde die Todeskunde kommen. Dem Leufried erscheint Nachts der Geist des Jägers. Aus irgend einem halbphilologischen Werke stammt das erscheinen des Morpheus in Ameliens Gestalt, sowie der schwülstige Excurs über den *Gott des schlaffs* und seine *nüblige* Heimat Kimmerien *Nachb.* 80[2].

O betrüglicher Morphee, beginnt der junge Lasarus dann den Monolog. Der entwickelte Kunstroman hat wenig Monologe,

aber der kindliche Standpunct Wickrams sucht den Mangel an Verinnerlichung und Analyse seelischer Vorgänge durch stereotype Selbstgespräche zu ersetzen. Seine Monologe sind nach einem bestimmten Schema gearbeitet. Wir wissen genau, wann sie kommen und wie sie lauten. Nach dem Abschied oder nach einer üblen Botschaft heisst es stets: *O des vnseligen vnd jämerlichen tags.* Ein Glückswechsel wird nicht nur gern erzählend eingeleitet: *das vnstet vnd wanckelmütig glück sich noch nit bewegen ließ* oder *aber dz vnstet glückrad, welches seinē vngewissē lauff nicht verlaßt* (Knabensp. $O_1{}^1$), sondern jedes Mal durch einen Monolog markiert, wie Goldf. $L_5{}^1$ *O glück wie bistu mir so gantz zuwider ... du bist gantz wanckelmütig*, Gabr. $J_7{}^1$ *O glück ...* $L_3{}^2$ *O du falsches schmeichendes glück*, $O_8{}^2$ *O du schantliches glück, wer soll auff dich hoffen, wer soll dir vertrawē*, sogar der reuige König ruft $S_6{}^1$ *o du vnstätes glück* und der alte Gottlieb im Knabensp. schilt die *vnstāthaffte Göttin Fortuna.* So auch Hans Sachs häufig, z. B. III 2, 154 *Ach glück wie bist so wandelbar.*

Die unentwickelte Composition kennt keine leisen, feinen Uebergänge; es fehlt ihr der Kitt die Ritzen zu schliessen. Sie sucht im Gegentheil den Leser stets besonders auf die Wendung aufmerksam zu machen. Im Drama kommen die Leute, sagen, was sie eben gethan haben, und fügen hinzu, was sie nun thun wollen, so dass wir oft mehr in Vergangenheit und Zukunft schweben, statt die Gegenwart aufgerollt zu sehen. Im Roman fehlt — was hier doch leichter ist als im Drama — das vermögen, vorausgegangenes an geeigneter Stelle nachzuholen, und es wird eines nach dem andern in genau chronologischer Folge mitgetheilt. Nicht etwa, dass Wickram Gernier und die beiden Jünglinge gleich nach England versetzte und sie, was sie in Frankreich erfahren haben, dann erzählen liesse. Die mangelhaften Uebergänge zeigen sich einmal durch das beständige abbrechen und anknüpfen des Autors unter bestimmten Phrasen. Gewöhnlich lösen zwei Entwickelungen wie gekreuzte Reime *ab ab ab* ... einander ab, wirksam durch den starken Contrast im „Knabenspiegel“, seinem besten Werke, ermüdend in den parallelen Liebesscenen des „Gabriotto“, in den parallelen Rettungsscenen der „Nachbarn“. Auch der

Goldfaden gibt Beispiele genug. Während von der einen Gruppe erzählt wird, entschwindet die andere gänzlich unseren Blicken. Die äusserlichen Uebergänge sind durch stereotype Ankündigungen des Verfassers bezeichnet. Er bricht ab: *von kürtze wegen vnderlassen, lange weil zu erzelen, damit wir bald zu der materi greiffen, dauon sey zu disem mal genůg gesagt, die wend wir lassen studieren, das bleibt, diß bleib also*; wenn ein Excurs *hierin* geflickt wird: *ich můs aber ein wort darzů reden, do bleib es vnd wend fürbaß sagen, das bleibt weiters wöllen wir hören, hiebey wöllendt wirs lassen bleiben vnd wider sagen von dem, den lassen wir also in grossem leyd dahin faren vnd sagen fürbaß wie.* Auch doppelt mit grosser Weitschweifigkeit z. B. Knabensp. $E_2{}^1$f.: *domit ich euch aber nit mit vnnützem geschwatz bedeüb . . . will ichs in kürtz erzalen*, dann: *wolan wir wöllen die gůte jungen Herren volles lassen auffwannē vnd ein wenig sagen wie sich Fridbertus vñ Fe lixder zeit gehalten hand* u. s. w. und nochmals: *schimpflich aber stund ės, solten die vntugēden der zweyen jungen also außgestreichen werden, vnd aber die gůten sitten vnd fleißigs anhalten zů der lernung, nit auch mit jhrem verdienst an tag brocht werden.* Oder ebenda: $G_3{}^1$: *diß bleibt also jetzund wend wir wider kummen an Wilbaldum .... demnach wend wir auch sagen von Fridberten vnd Felix .... jetzund wend wir fürbaß anzeigen, von dem armseligen Wilbaldo.* Vgl. die furchtbar breite Ankündigung ebenda $L_4{}^2$.

Mehrfach bricht er ab, weil die Aufgabe seine Kräfte übersteigt und er die Vorstellung der Phantasie seiner Leser überlässt. Gabr. $S_5{}^1$ *Laureta nit minder klag fürt dē Rosamunda, das lassen wir also vmb kürtz vnderwegē, denn jedes in jm selbs erwegen vnd bedencken mag* u. s. w. und wieder $S_5{}^2$ — dass Philomena zweimal stirbt, hebt auch Scherer hervor; ähnliche Wiederholung $S_8{}^2$ f.; beides schon in der undatierten Ausgabe —: nach beider Klagen möge niemand fragen, *dē solt jr klag von wort zu wort beschreiben werden, man bdörfft ein groß buch darzu, das wend wir alles vnderlassen vm kürtze willen, vnd wöllen fürbaß sagen.* $S_8{}^2$ Reinhart ist gestorben, *was grossen leydts der edlen Jungfrawe da zustund nit zu schreiben ist.*

Anders ist das abbrechen, um den Leser nicht bei allzu bekanntem aufzuhalten: *ist nit von nötten zu melden* oder *das*

laß ich jeden selbs ermessen. Naiv *wie frölich aber Cassandra gewesen sey, gib ich einem yeden selb zů erachtē, der Jüngling was schön, so het er auch ein grosses gut* u. s. w. oder *nun sollten wir weiter anzeigen, wie der ymbis gehalten vnd der tag zů end bracht worden were, so dunckt michs gar nit von nöten, die weil nichts da verhandlet worden, dann kostlich trachten für getragen* u. s. w. Aehnlich mehrfach gerade bei Festbeschreibungen, obwol sonst Wickram, dem alle Oekonomie und Unterscheidung zwischen wesentlichem und unwesentlichem fehlt, jedes *nachtmal, imbß,* schlafen-gehen, spazieren zur *dewung* gewissenhaft vermerkt. — Hübsch ist, wie er etwaigen Einwänden des Lesers begegnet; im Gabr. Q_8^1 schreibt der Held einen Abschiedsbrief an seinen Vater und unterzeichnet sich als *dein elender, verjagter, trostloser, abgestorbner son Gabriotto*; *hie möcht einer sagen, warumb der Ritter also geschrieben hett, dieweil er noch bey leben was, darzu antwort ich, der Ritter hatt am aller basten empfunden, wie jhm an seinem hertzen gewesen ist, als sich dem nachmals wol beschinen hett, wie jr das gründtlich vernemmen werdt.*

Solche Verweise auf das folgende sind oft eben so breit, als unnöthig. Z. B. die Königin, welche argwöhnisch gegen Gabriotto geworden, *jr endtlich fürnam dem König die sach zu entdecken als denn geschach, wie jr nachmalsv ernemmen werd* — das *nachmals* tritt nach anderthalb Zeilen ein. Diese *wie jr hernach wol vernemen werdet* sind zugleich sehr zweckwidrig, indem sie die Spannung zerstören. Statt den Leser in Ungewissheit, Freude, Angst, kurz in der Stimmung der jeweiligen Situation zu lassen, deutet Wickram gleich an, man werde *hernach gründtlich berichtet* werden, wie bald sich Leid in Freude, oder Freude in Leid verwandelte. Bei einem bösen Anschlag, der uns für das Leben des Helden fürchten lässt, mag er Leufried oder Gabriotto heissen, tröstet er uns mit der Reflexion, dass, wer anderen eine Grube gräbt, selbst hineinfällt, oder dem Zusatze: *aber die sach gieng jm wider sins aus.* Gottlieb und Concordia sind leider kinderlos, aber wir werden *hernach hören,* dass ihnen ein Sohn geschenkt wird. Der Sackpfeifer Wilbald (vgl. Hans Sachsens *freyhartsknaben* IV 3, 62) zieht bettelnd in den Wirthshäusern umher und beklagt sein Los; warum kann da Wickram die

störende Bemerkung nicht unterdrücken J_4^2: *wann das glück einen stürtzen will, kan er zů hoch nit sitzē, es wirfft jn zu boden, will es dañ einen exheben, mag er so dieff im kot nit liegē, es kan jm harauß helffen, also wirt es dem gůten Wilbaldo jetzundt auch gō, wie jr hören werdt.*

Mit ähnlichen direct vorbereitenden Wendungen führt Wickram die bis dahin glücklichen Dinge plötzlich auf die absteigende Linie. Der Dichter versteht es noch nicht, eine allmähliche Peripetie walten zu lassen, und der damalige Leser bedarf noch des ausdrücklichen Fingerzeiges. Gabr. H_3^1 *dieweil sich nu vndter andrem viel vnd mancherley verlieff mit disen zweiē edlen Rittern, vnd jren lieben jungfrawē, das alls nit von nöten ist zu schreibē, als sich nu das glück anhub von jnen zu wenden vnd jhr heimliche liebe wolt außbrechen, begab sich* u. s. w.

Manchmal ist Wickram durch Unkenntniss oder Abneigung genöthigt an sich dankbare Scenen kurz abzumachen, so sittlicher Bedenken wegen die Bulerei des verlorenen Sohns Wilbaldus, während die meisten Dramatiker von Gnapheus und Burkard Waldis an dies Motiv möglichst ausnutzen Hans Sachs freilich ist in seinem „verlorenen Sohn“ noch strenger als Wickram.

Die mangelhafte Composition verräth sich durch unnöthige und willkürliche Erfindungen. Die Leute schreiben sich, obwol sie fortwährend zusammenkommen, weil eingelegte Briefe beliebt sind. Um einen geheimen Briefwechsel durchführen zu können, müssen Gabriotto und Reinhart plötzlich den ihnen von Paris her bekannten *Nigramanticus Valentin* als Deus ex machina antreffen. Ganz unbegreiflich ist es, warum sie nach dem ebenfalls unnütz angebrachten Schiffbruch nicht gleich von Frankreich aus schreiben — aber Wickram will Raum für die Klagen und die Angst Gerniers und der Jungfrauen gewinnen. Gernier darf zuletzt nicht *einheimisch* sein, weil er ihn vor der Hand nicht unterzubringen weiss. In den „Nachbaurn“ ist das gänzliche verschwinden früherer Hauptpersonen gar nicht motiviert. Um Entdeckungen zu motivieren, müssen die Personen die stärksten Unvorsichtigkeiten begehen. So behält Gabriotto den Ring am Finger, welchen die Geberin Philomena von der Königin erhalten hat. Der König, der jetzt so

tyrannisch und schroff auftritt, hat früher einen Bauern *gegräfft.* Der König nimmt in das Gemach, wo er mit dem falschen Narren Gabriottos Ermordung beräth, einen Pagen mit; nur damit Gabriotto gewarnt und gerettet werden kann. Aehnlich wird Leufried im *Goldtfaden* beschützt. Unwahrscheinlich ist es, dass der junge Lasarus von dem ganzen gegen ihn gerichteten Handel der Lotterbuben gar nichts erfährt. Auch sonst begegnen Wickram Verstösse gegen das „Gläubliche", mit Gottsched zu reden, wenn er, um starke Effecte zu erzielen, den Bogen zu straff spannt. Peinlich wirkt die unnatürliche Härte Gottliebs gegen den reuigen Wilbaldus, unwahrscheinlich bleibt die grausige Geschichte, wie der Wirth in Venedig statt Lasarus den eigenen Sohn tödtet. Wiederum stört das voreilige: *aber des morgens der rechten mähr innen worden,* und wiederum muss ein Dienstbote — hier eine Magd, *eine geborne Teutschin!* — das Gespräch des Wirths und der Wirthin belauschen.

Die letzte Scene ist Wickrams gewaltsamste und schaurigste, während er sonst alles dämpft und abschwächt. Dagegen darf es nicht befremden, dass er heftige Affecte besser schildert als zartere Regungen, die sich nicht nur seiner Darstellung, sondern auch seiner Beobachtung entziehen. Verfehlt ist die Behandlung von Reinharts Melancholie. Die Dramen des sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts und des Sturms und Drangs geben reiche Parallelen. Eine Stelle des Gabr. citiert Scherer S. 46. Freude zeigt sich durch Sprachlosigkeit und *erbidmen.* Der trauernde sagt: *ich friß mir selb schier mein eygen hertz.* Schrecken dringt wie *ein eyßkalter stral* durch das Herz. Lasarus macht dem jähzornigen Wirthe *das hertz so gar erbittert, dz jm das aus grossem zorn in seinem leib vfhupffet;* vgl. Nachb. 24^1, 91^1. Sehr wirkungsvoll die Angst des Wilbaldus, der, nachdem Wölfe seine Herde zerstreut, ins Dickicht flieht und nun alle Schrecken der Nacht empfindet $H_3{}^2$: *do fieng jhm an der haß in bůßen lauffen, vnnd die katz den ruckē auff,* er betet, er kann *keinē stickē* mehr sehen, alles scheint ihm voll Bären und Wölfe; soll ich auf einen Baum klettern, das hilft gegen Wölfe und Wildschweine, aber die Bären und Luchse! Doch erklettert er einen Baum und bindet sich in einer *zwürchgabel* fest, ver-

bringt ohne Schlaf die endlose Nacht, jedes fallende Blatt schreckt ihn empor, als nahe ein gieriges Raubthier, Angstschweiss bedeckt ihn, endlich tagt es, und er schleicht matt und hungrig nach Dobrin, wo ihn der Sauhirt als Knecht annimmt. Und auf diese Schilderung des *armůtseligen glückvogels* folgt die *köstliche hochzeit* der beiden braven Jünglinge, ein Contrast so effectvoll, wie Hogarths Industry and idleness. — Ungeschickt, ja fast komisch sind dagegen seine Sterbescenen, besonders das Ende der Philomena Gabr. S_5: *mit disen worten geredet, schloß sie jhren Mundt auff das feste zu, vnd lautet als het man ghört in jrem leib etwas zerbrechen, ließ einen krach vnd schied also von dieser welt* und *als nu die jūgfraw* ... *sich gantz befandt den todt nit weit sein, hub sie jre augen frölich auff, vnd mit lachendem Mund rüffet sie jhren liebsten Ritter mit eim hellen schrey, gab damit jrē geyst auff vñ verschied also zücktiglich, das niemandt meynt das sie jetzundt todt wer.* Auch Rosamunda $T_1{}^2$ *also züchtig on alles rumor jhrem leben ein end gab, so stillschweigend zugieng, das alle vmbstender nit anders meynten, denn sie verharret allein also in jrer klag.*

So massvoll und züchtig, wie diese Personen sterben, lieben sie auch. Aber die Darstellung der Liebe ist in Wickrams Rittergeschichten (Goldfaden, Gabriotto) und den bürgerlichen Erzählungen, zu denen ich den Knabenspiegel zählen darf, verschieden: in ersteren romantischer und sentimentaler: Leufried heftet sich den Goldfaden ein, er singt und dichtet, seine Liebe überspringt die Standesunterschiede, sie braucht die Heimlichkeit, er naht sich der hohen verkleidet, ein ritterlicher Nebenbuler taucht flüchtig auf. Im Gabriotto sterben vier Personen an *brinnender lieb,* gleich bei der ersten Begegnung nimmt *der zweien jungen Frantzosen glück vnd vnfall ein vrsprung.* Die Liebe ist weit mehr als im Goldfaden die treibende Macht. Die liebenden wechseln, wie in der mittelhochdeutschen Poesie, mit *bleicher vnd roter farb,* auch eine freudige Kunde macht sie *ein klein rößlechter.* Sie beobachten den Gesichtsausdruck der geliebten u. s. w. Alle möglichen Listen des heimlichen Verkehrs u. s. w. Ausführliche Schilderung des ermattendsten Liebesgrams. Geschickter vorher die Beschreibung von der Zerstreutheit Reinharts beim Ballspiel. Ungemein discret sind aber schon in

diesen beiden Romanen die sinnlichen Regungen behandelt; von Liebkosungen ist nicht die Rede. Wie ruhig gehen Felix, Fridbert, Wilbald (vgl. auch Walter im „Goldfaden“) ihre vortheilhaften Heiraten ein. Die Liebesgeschichte in den „Nachbarn“ ist ein Gemisch von naiver Beobachtung, Zurückhaltung und frostiger Künstelei. Natürlich äussert sich die Liebe durch gegenseitige heimliche Beschenkung: Ring, *fatzanetlin* (und *schlaffhauben*). Bei der täglichen *beywonung entzünt Cupido ein züchtige vnd freundliche lieb. Ein sehr vnrhuwig ding ist vmb ein liebhabenden jüngling.* Die liebenden suchen die einsame Natur auf, wie Leufried. Hübsch ist, wie Amelia früh in den Garten eilt, den Ring von einem Finger auf den anderen steckt, mit ihm schwatzt und dem hinzukommenden Vater vorlügt, die *külen windlin* und der liebliche Vogelsang hätten sie so früh ins freie gelockt. Sind die beiden jungen Liebesleute zusammen, so schweigen sie *grosser scham halben*, die Fatzreden der anderen machen sie *schamrot*, Lasarus ist so verlegen, dass er für das herrlich gestickte Sammetbaret nur mit einer *grossen reverentz* dankt. Die Freuden des wiedersehens hat Wickram dann gar nicht geschildert. Verschnörkelt wie die steifen Liebesbriefe der Angliana u. a. sind hier auch die bürgerlichen *gantz kläglichen brieffe*, nur philiströser, denn Lasarus fügt, nachdem er versichert hat, nur sein *sterblicher leib* scheide, *seel hertz vnd gemüt* aber bleibe bei ihr und *in süssem traum wird ich bey dir vnnd vmb dich wonen*, als Musterlehrling hinzu, die Liebe werde ihn zugleich in *künstlicher arbeit* fördern, denn Amelien habe *Pallas die göttin mit jren lieblichen brüsten vn̄ honig süsser milch geseugt vnd ernert.* Im zweiten Briefe ergeht er sich in litterarischen Vergleichen (s. o.), ebenso Amelia, die für ihn erst einen Engel als Reisebegleiter (Tobias) erfleht, dann aber, als er stumm scheidet, in ziemlich unmotiviertem Groll ruft, sie habe ihre Liebe auf Sand und Eis gebaut, *far nur hin, Lasare, du vnbedachter jüngling*, sie wolle sich einen verständigeren suchen u. s. w.

Manche dieser Schnörkel und einzelne frischere Wendungen, wie dass Amelia lieber mit Lasaro *in elichen standt, als des künigs sůn aus Engelland* — man beachte den Reim — verlangt, darf man gewiss auf den Einfluss des Meistergesangs zurück-

führen, dem Wickram so eifrig oblag und dessen Spuren nicht nur in den eingelegten Liedern Leufrieds und Wilbalds zu suchen sind. Dahin gehört besonders manches typische, wie die Naturschilderungen, deren Schwulst Scherer hervorhebt. Meist wird das hereinbrechen des Morgens geschildert und der Vogelsang nicht vergessen. Ich wähle absichtlich Beispiele aus dem trockensten Werke, den „Nachbarn“:

51² *die nacht was yetzund durch Auroram die morgenröte gar verjaget, vnd hinder die hohen gipffel der bergen getriben, Phebus hett seine vier schnellen pferd inn sein wagen gesetzt, kam mit grossen frewden mit glantzender sunnen daher gefaren, die süssen vnd külen windlin mit jrem sanfften wehen, daher bliesen, dauon alle gewechs erquickung namen, die vögel auff den zweygē mit jren süſs klingenden stim̄en, den tag mit frölichem gesang empfiengen;* oder 75² *als nun die finster nacht vergangen, der Göttin Palladi oder Minerue nachtfogel sich verschloffen vnd verborgen het, dargegen die süssingend fraw Nachtigal den liechtscheinendē tag mit süssem gesang verkünd ēward* .....; oder 13² *die lustigest zeit so jm jar sein mag was yetzund vorhanden, dann die fruchtbaren beum mit jrer edlen vn̄ wolschmackenden blůst fiengend an haraus zů prossen, das erdtrich erzeigt sich auch mit wunsamen vn̄ schönen blümlin, von allen farben, vnd mancherley art gestaltet, so hort man die vögel allenthalben vff den zweigē mit lieblichem gesang zů samen stimmen, gleich als wan̄ sie vmb ein kleinat kempfften, vnd einer über den anderen vermeint zůsteigen, vnd mit gesang obzusigen, dauon es dann sehr lustig in dem feld zů spatzieren was.* Besonders meistersingerisch die Schilderung *Irr. Bilger* 69² f.:

Aurora mit irm roten mund,
harfür aus jrer kamer ging
die vier windschnellen pferd sie fing
vnd spannet die bald in den wagen
so die Sun vmb die welt solt tragen,
da kam Phebus gebot der nacht
das sie sich in jr wonung macht
vnd ihn vngeirt liesse faren
deſs frewten sich der vogel scharen
vnd sungen in den grünen wälden
in blůmreichen lustigen välden

da ward durch Auroram auffgschlossen
das thor dann sie was vnuerdrossen
Phebus mit sein windschnellen rossen
war schnell bereit vnd fůr dahar.

Am Rande: ... *fingiren die Poeten.* Dann: *das gwild*
das sprang daher sam wer es zam
vnd allerst von der trenckin kam,
die sunn durch hochbeim erglitzert
die vogel sangen das es zwitzert,
die Nachtgall süs Tenoriert
die Lerch darunder Discantiert,
die Trostel vnd die Ameltz gůt
sungen den Alt mit freyem můt
der Diſtelzweig vnd Gintlin klein
sungen gar stark den Alt mit ein
dardurch der gantz wald überall
ertönen thet von solchem hall.

Aus dem Gabriotto, Knabenspiegel, besonders aus dem Goldfaden liessen sich eine Menge Capiteleingänge heranziehen. Das Motiv eines Spaziergangs am Frühlingsmorgen erscheint zahllos im Eingang meistersingerischer Poesien, z. B. bei Hans Sachs. — Viel seltener eine abendliche oder nächtliche Scene, wie: *als die duncklen wolcken yetzund auſs dem mör steigen,* ausführlicher *Nachb.* 80²: *also an dem gůten vnd külen lufft bei einander sitzen bliben, biſs yetzund der himmel von den glantzendē sternen zwitzert, der Mon auch mit hellem schein sie gantz vnd gar durchleuchtet, vnd der nachthawer die nacht mit seiner vngehewren stimm verkünden ward* u. s. w.

Ich möchte auch die vorhin besprochenen litterarischen Vergleiche wesentlich aus dem Meistergesang herleiten. — Von Schilderungen gehören hieher auch seine Schönheitsbilder, die eine grosse Familienähnlichkeit zeigen. Man vergleiche Angliana *Goldtf.* K_5 mit Concordia *Knabensp.* G_5: *die hat jr goltfarbes har zů rucken abgeschlagen, vō dem glantzet die verhölung nit anderst, dañ wer das ein gespunnen Turckisch gold gewesen, auff jrem haupt trug sie ein schon perlein gepēd, auff dē einen schonē krantz, jr stirn erhabē glat vñ wol geziert mit gebogen schmalen aug bräulein, die euglein wie schon vnd klar die gewesen kan ich nit volloben, sie kondt auch deren so lieblich gebrauchen, das nit zů schreiben ist, jhr neſslein langlecht, vnd nit gar zu*

scharpff, jre wenglein schon mit kleynē grüblein bekleydet, lieblich rosinirt, jr zart vnnd wol gesprecher mund, mit einer lustigen rubinfarb, von der Edlen natur begabet, das vnder leftzlein hieng ein wenig für das ober, gegē dem zwifachen gespalten kinlein zů tal, jr helßlein in rechter leng, die brust schon vnd breit, sie hat auch ein gantz rans weichlein, darunder das überig teil gar artlich Proportzioniert was, der gang an jr was ein überzierliche wolgestalt jres leibs. Vgl. mit dieser Manier Hans Sachsens *Das künstlich Frawen lob* V 2, 330 (seine Frau, Barbara Harscherin).

Trotz der traditionellen Kunstweise scheint mir das Portrait der Concordia* einiger kleiner Züge wegen nach dem Leben gezeichnet. Der bürgerliche Dichter fühlt sich am wolsten, wo er treu nach der Beobachtung schildern darf. Die sogenannten Culturgeschichten gehen freilich an ihm vorüber, und doch könnten wir unendlich viel für die Anschauung des damaligen Lebens lernen, aus den Excursen, der Beschreibung von Festen und Spielen, wie aus den Geschichten selbst. Z. B. ist im jungen Lasarus der wolgezogene Lehrjunge geschildert, der gegen Herren und Gesinde *grůsbar* und bescheiden auftritt und sich nicht schämt dem Meister und den älteren Gesellen Feiertags die Schuhe zu *seubern* und *butzen* und *jre hemmetter in die wäsch zůtragē.* Er besucht als Lehrling noch jeden Morgen die Schule. Das Hauptgewicht fällt auf das erlernen fremder Sprachen. Er soll französisch, spanisch, italienisch treiben. Schon von den Vätern Lasarus und Richard heisst es, sie seien *zwen frölich jung kerle, mit allerhand sprachen gefaßt* gewesen, und während der alte Robert von *Antorff* her nur ein *Niderlendisch oder Brobendisch teutsch* spricht, wird von Richard ausdrücklich gerühmt, dass er *sein zierlich gůt Teutsch* in Meissen gelernt habe 36[a]. Auch sonst führt uns Wickram, theilnehmend an der grossen paedagogischen Bewegung der Zeit, ein in die damalige Erziehung und Bildung. Der „verlorene Sohn“ und der „Tobias“ sind paedagogische Stoffe. In den ewig wieder-

* Es ist, nebenbei bemerkt, die zweite, jüngere Concordia, denn Wickram hat in seinen offenbar flüchtig geschriebenen Werken nicht nur die Unart, die Namen oft sehr spät anzugeben, oder gar zu wechseln, sondern mehrfach auch in demselben Werke verschiedene Personen gleich zu nennen.

holten Abschiedsscenen zwischen Vater und Sohn wird stets der junge Tobias als der ideale Jüngling in der Fremde genannt; der „verlorene Sohn" spielt in Wickrams Werken eine Hauptrolle. Seine eigentlichen *lottersbuben, yßuöglen, jauffkinder, setzling, schälck,* die Lorenz, Veit, Lothar (F 4[1] *dein namen ist an dir warlich nit vergeben,* B_3 *deinen nammen thůst du gantz wol beweren; lotterer, lotterwerck, lottarey* u. s. w.) nimmt er aus niedrigem Stande, die musterhaften Lasarus, Fridbert, Felix, auch Leufried entweder aus armen Hirtenhäusern oder aus bürgerlichen Familien, die leichtsinnigen Vögel, wie Wilbald, aber aus vornehmem Stande, wie es denn an demokratischen Bekenntnissen nicht fehlt. Der Zug, die Affenliebe schwacher Mütter mit verantwortlich für die bösen Streiche der Buben zu machen, ist ebenfalls der Zeit gemein. Ich erinnere an die köstlichen *Rebeles* des Macropedius. Die Anfänge des „Knabenspiegels" geben uns ein Bild vornehmer Erziehung, wo zum Schulmeister noch der Hauslehrer, ein Student (Felix ist Mediciner), tritt. Dieser bildet für Gehalt, freie Station, Kleidung und Bücher die Knaben von ihrem sechsten oder siebenten Jahre an *früntlich vnd nit mit bolderischer weis* heran. Auf den Spaziergängen wird Botanik getrieben, Fridbert fragt nach den lateinischen Namen, während der faule Wilbald *kloß* oder *klucker* spielt und später in der Kneipe schlemmt und würfelt. Er verstösst auch grobianisch gegen die Tischzucht (vgl. o. über den *Irr. Bilger), kumpt mit schnauffendem atum gelauffen vnzüchtiger geberdē mit vngewäschen henden zů dem tisch eylende, gleich wie ein vnuernunfft thier zů dem oß lauffet.* Die bürgerliche Erziehung in den „Nachbarn": Lasarus, von den Eltern *in der forcht vnd vnder der ruten* gehalten, kömmt mit fünf Jahren in die Schule und wird mit zwölf Jahren Lehrbube, ohne der Schule ganz entzogen zu werden. Sehr ansprechend schildert Wickram den jungen 43[2]: *dar zů hett er auch den brauch an jm (wie er von seinen älteren täglichen sah) das er keinē morgē aus dem haus gieng; er wunscht zů dem ersten vatter vn̄ můter einen glückhafftigen säligen tag, deßgleichen allem haußgesind. Demnach strält oder kempt er sein hor, wůsch seine händ, wan̄ dan̄ ein suppen vorhanden was, so aß er die nit, er hett dan zůuor Got dem Herren lob vnd danck gesagt. Darnach nam*

er sein büchlin vñ schreibgezeug, vnd zoh in die schůlen, studiert gantz fleissig. Die Mädchen, wie Amelia, lernen erst bei einer Frau *schreiben vñ lesen fast wol,* und kommen dann in die Lehre zu einem Seidensticker. — Höher ist das Mass weiblicher Bildung in den vornehmeren Kreisen, wie in der Familie Wilbalds. Marina lehrt ihre Töchter zuerst spinnen, dann nähen, wirken, sticken, aber neben dieser *subtilen kunst vnnd weiblichen arbeit* lässt sie sie auch *auff der harpffen, clauicordiũ vnd andren junckfrewlichen sinfonyẽ gar kunstlich vnderrichten, damit sie auch bey weilen jre müden vñ schläferigen geister erquicken möchten.* So sind auch Philomena und Rosamunda meisterhafte Stickerinnen, Angliana vereinigt die Kunst der Arachne mit der der Sappho.

Dazu kömmt eine Kunst, die Wickram selbst sehr geliebt haben muss, weil sie in jeder Geschichte mehrmals geübt wird, das Schachspiel. Sogar die *brinnenden* liebenden wissen bei ihren ersehnten Zusammenkünften nichts besseres zu thun. —

Die losen Bemerkungen galten meist den Mängeln einer noch unentwickelten Technik. Alle Anfänge haben das unbeholfene der Kindheit und nicht immer zugleich ihren naiven Reiz, wie er uns an Wickram neben seinem starken Schematismus und einer zudringlichen Lehrhaftigkeit, seiner mangelhaften Oekonomie, seinem so ungelenken Satzbau oft wahrhaft entzückt. Wie wol steht ihm oft eine heitere Ironie zu Gesichte, wenn er etwa die Verschwiegenheit der Frauen oder das nicht gar ernst gemeinte sträuben einer hübschen Wittwe gegen einen neuen Bund schildert; wie gutmüthig klingt das unzählige Male ironisch gebrauchte Beiwort gut.

Nachdem ich vorstehendes geschrieben, empfange ich dankbar aus der Wolfenbüttler Bibliothek den Ritter Galmy, von dem Goedeke S. 121 sagt: „nach französischer Quelle, vielleicht von Georg Wickram bearbeitet". Die ersten Quartausgaben 1539, 1540, 1548. Ich benutze die dritte:

Ein schöne vnd liebliche Hiſtory, von dem edlen vnd theüren Ritter Galmien, vñ von seiner züchtigen liebe, So er zů einer Hertzogin getragen hat, welche er in eines Münches gestalt, von dem feür, vnd schendtlichen todt erlößt hat, zũ letst zů eim

gewaltigen Hertzogen in Britañien erwölt, mit schönen füguren angezeyt. Grosser Holzschnitt. *Ritters Galmy vß Schottenland.* 139 Bl. 4° (Mm). Am Schluss nach Frölichs Zeichen (ein Schwan in einem Kranze, *I. F.*): *Getruckt zu Straßburg, bey Jacob Frölich, im Jar, M. D. XLVIII.* Das kurze Argument, das Bobertag S. 77 f. nach einem undatierten Augsburger Nachdrucke mittheilt, nennt die Geschichte *seer lustig vnd on allen anstoß menigklich zů leßen* und schliesst:

Ich bitt nit vrtheyl den anfang
Erwig zůuor den außgang.

Galmy, ein Ritter aus Schottland, liebt die Gattin seines Herren, des Herzogs von Britannien. Die heimliche Leidenschaft wirft ihn nach zwei Monaten in ein mattes Siechthum. Er legt sich hin und *jm fürnam da nimmer auff zůston, biß jn der todt von solchem leiden vnd trübsal nemen thet.* Friedrich, der Freund, entlockt ihm das Geständniss seiner Liebe, weiht die Herzogin ein, welche gerührt dem Ritter einen züchtigen Krankenbesuch macht. Galmy ist von Stund an genesen.

Unterdessen eröffnet der *neydige, verginstige* Wernhart Intriguen gegen Galmy, den Günstling des Herzogs, dem Galmy, wie Heinrich gegen Wernharts Ränke rühmt, einst in Irland das Leben gerettet hat. Galmy reist mit dem Herzoge nach Frankreich, überwindet im Turnier drei Gegner und gewinnt drei Kleinode als ersten Preis. Nach der Residenz Vannes zurückgekehrt — die Reise von Frankreich nach Britannien geschieht zu Pferde 29[1] — schenkt er auf Friedrichs Rath der Herzogin den gewonnenen Ring. Der Neid wächst. Wernhart setzt beim Herzog die Veranstaltung eines Turniers durch, bei welchem Galmy besiegt und gedemüthigt werden soll. Galmy wird von der Herzogin von dem Turnier benachrichtigt und mit Geld zur Ausrüstung versehen. Sie wechseln Briefe und halten ehrbare Stelldicheins im Baumgarten. Galmy fällt seine Hauptfeinde Wernhart und Rupert; der Herzog verbietet seinen Hofleuten ihn weiter zu bedrängen. Galmy siegt auch am dritten Tage, wird gekrönt und zum Truchsess der Herzogin ernannt, was den Verkehr der liebenden sehr erleichtert. Aber schon fallen düstere Schatten in ihr Verhältniss. In der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Tage des Stechens sieht Galmy die

Herzogin warnend erscheinen; sie träumt zugleich, wie sie in ein Einhorn verwandelt plötzlich von den schönen Thieren der Wiese verlassen und von einem Wolfe und einem Bären angefallen wird. Der Wolf fängt sich in einem Stricke, aber der Bär verfolgt sie einem brennenden Walde entgegen — da erscheint, als die Noth am höchsten, ein Löwe in einem Lammfelle, wirft den Bären ins Feuer, verwandelt sich in einen Ritter und geht *vngeert* ab; sie wird wieder zur Herzogin. Sollte der Leu Galmy sein? fragt sie sich.

Diesen Traum theilt sie Galmy später mit. Dritter vergeblicher Anschlag Wernharts Galmy zu vernichten, entweder durch Vergiftung seines Vorschneidemessers, oder durch Ermordung Nachts vor der Thür, oder durch Vergiftung seines Biers, das er Abends im Brunnen zu kühlen pflegt. Da namentlich Rupert all das ablehnt, erstickt der ganze Plan im Keime.

Galmy, die Herzogin bei Tische anstarrend, schneidet sich in den Finger. Sie fällt in Ohnmacht. Verstärkend für den Verdacht tritt ihr beiderseitiges entfärben bei einer Begegnung vor der Kirche hinzu, das Wernhart mit dem vorigen Ereigniss combiniert. Aber er äussert nur gegen Friedrich einen Verdacht. Darauf fürchten die Freunde Unheil. Galmy geht rasch mit Urlaub nach Schottland zu seinem Vater, den er seit zwölf Jahren nicht gesehen. Die Intrigue, wie die Abberufung durch falsche und echte Briefe des Vaters bewerkstelligt wird, ist ebenso weitläufig als verworren. Abschied und Beschenkung.

Friedrich und Heinrich geleiten ihn bis *Lunden*. Nach einer heftigen Seekrankheit führt er sich bei seinem alten Vater als Boten von Galmy ein, dann freudige Erkennungsscene, Feste, Huld des schottischen Königs.

— Der Herzog pilgert zum heiligen Grabe. Der Marschall macht *mit stinckendem munde* der Herzogin schnöde Anträge. Abgewiesen dingt er einen schönen Küchenbuben, stattet ihn reichlich für ein verschwenderisches Lotterleben aus und heisst ihn als Quelle dieses plötzlichen Reichthums die verbrecherische Gunst der Herzogin ausgeben. Er verspricht ihm, als der böse Handel zum Ausbruch kömmt, Rettung von der Hinrichtung, unterweist aber heimlich den Henker auf seinen

Widerruf nicht zu achten; der Bube bleibt bei seiner Lüge und wird wider sein erwarten gehenkt. Der Herzog kehrt heim. Die Herzogin wird eingekerkert. Ein plötzlich auftauchender picardischer Graf erwirkt ihr zwei Monate Frist. Der Graf vertheidigt sie in der Verhandlung gegen den Marschall, dessen geheim-thun mit dem Buben und Henker er verdächtigt. Ein Gottesgericht wird beschlossen.

Die Herzogin schreibt an Galmy. Es ist naiv, wie Friedrich (ihr Vicetruchsess) und der Bote Lupoldt ganz ungestört mit ihr in Verbindung stehen. Sie träumt, Galmy gehe ohne einen Blick an ihr vorüber. Dieser antwortet kühl, wenn er komme, werde sie ihn sehen, bricht aber heimlich gleich nach dem Sendling von *Dundt* auf und entwirft mit einem verwandten Abt den Rettungsplan, der zugleich ihn selbst zunächst über die Schuld oder Unschuld der Herzogin aufklären soll. Friedrich schafft eine Rüstung herbei. Er erkennt Galmy an der Stimme. Als dieser aber zum Gottesgerichte erscheint, bleibt er sonderbarer Weise ganz unerkannt. Er hört als Mönch verkleidet auf Veranstaltung des Abts die Beichte der schuldlosen Herzogin, die ihm einen Ring schenkt, zieht dann den Harnisch unter und besiegt, halb Ritter, halb Mönch, den falschen Marschall, der alles gesteht und ins Feuer geworfen wird. Galmy verschwindet ins Closter und reist, nachdem jetzt erst Friedrich ihm alles klar erzählt hat, heim.

Beim Freudenmahle fällt es dem Herzoge plötzlich ein, warum denn Galmy gar nicht mehr zurückkehre. Die Herzogin erzählt von ihrem Hilferuf und der *spöttlichen antwort:* wenn er wiederkomme, werde sie ihn sehen. Da frappiert den Herzog die Aehnlichkeit des unbekannten Mönchs mit Galmy. Friedrich sagt gar nichts, und der Abt, den er holen muss, redet dem Herzoge, der Galmy gern zum Marschall gemacht hätte, vor, der Retter sei Abt eines Closters bei *Dundt;* er habe sich Dank und Ehren entziehen wollen.

Langes vergnügtes Leben des Paares. Friedrich besucht Galmy, von der Herzogin mit vorwurfsvollem Grusse an ihn, mit Geschenken an den „Abt" beauftragt. Während sie ganz heiter, ohne der Herzogin weiter zu gedenken, leben, stirbt der Herzog. Lupoldt, der treue Bote, trifft Friedrich unterwegs;

letzterer kehrt zu Galmy zurück. Inzwischen ist ein halbes Jahr verstrichen. Galmy eilt nach Vannes und bittet die Herzogin um eine Audienz an der Pforte, sie aber parodiert: *kumb ich, Er soll mich wol sehen.* Da sendet Galmy einen fertig mitgebrachten, alles aufklärenden Brief nebst jenem Ringe, den sie dem vermeintlichen Beichtvater gegeben, hinauf — Umarmung, eitel Freude, an welcher Friedrich, der Abt und Lupoldt theilnehmen.

Nit lang darnach mit verwilligung aller Landtsherren die Hertzogin dem Ritter vermähelt ward ... mit wenig geschöls ... auß der vrsach, das noch keyn jar verschinen war, das der Hertzog gestorben was. Galmy verhört die ganz verschollenen Neider, Rupert redet frei, der hauptschuldige Wernhart bittet kniefällig um Gnade, die auch allen gewährt wird. Eigentlich musste Wernhart viel früher untergehen, wie die bösen Werkzeuge im „Gabriotto" und „Goldfaden" in die von ihnen gegrabene Grube selbst hineinfallen. Ist doch er der Wolf des Traumes, der sich in der Schlinge fängt. Aber der Dichter wollte den Intriguen des ersten und zweiten Theils einen verschiedenen Ausgang geben. — Nochmals muss Lupoldt den Weg nach Schottland machen, um Galmys Eltern zu holen. Galmy gibt seinem Freunde und obersten Rathe Friedrich die reichste und schönste Jungfrau zur Ehe. Endlich wird allen *die ewig freüd* geschenkt.

Das Werk ist seltsam uneinheitlich componiert. Es zerfällt in zwei allzu lose verbundene Theile. Erster Theil: Liebe am Hofe. Aber was für eine Liebe?

41[1] *Nun möcht einer fragen, ob die Hertzögin jren Herren auch von hertzen lieb gehabt hat? darzů sprich ich, ja, von gantzem hertzen, vnd mer dann zu glauben ist. Nun sprichst du, wie mag doch dz müglich sein, die weil sye dem Ritter also fründtlich zůspricht, vnd jm ein sollichen brieff zů schreibt, vnnd sich zum offtern mal mit solchen fründtlichen worten gen jm beweiset, wie dann oft gemeldt ist? Darüber antwurt ich, vnnd sag also, Das die Hertzogin nit andere lieb zů dem Ritter getragen hab, dann wie ein schwester gegen jrem natürlichen brůder, des gleich der Ritter gegen jr. Ich glaub auch das der Hertzogin die trew des Ritters so lang hernach an jr bewysen ward, jr in jrem hertzen vor-*

gebildt gewesen sey. Dann als sye von gantzem Britanien verlassen warde, keyn hilff, trost noch zůflucht zů keynem menschen mer hatt, ward sye von jrem Ritter, von dem brinnenden feür, vnd grimmen Todt erlöset, der sich doch keynem menschen zů erkennen gab. Ja von seiner aller liebsten Hertzogin keynes wegs erkeñet ward, mit einem ritterlichen kampff die Hertzogin von solcher nodt erlöset. Das lassen wir also bleiben, vnd sagen weiters von dem Ritter ....

Ich habe die lange Stelle aus mehreren Gründen hier mitgetheilt. Die Liebe wird im Widerspruch zur ganzen Darstellung und zum Schlusse für eine rein geschwisterliche ausgegeben, um die Herzogin in dem zweiten Theile, der wesentlich das Genovefa-Motiv ausführt, vollständig unbescholten zu zeigen. Dass der Retter die gerettete heiratet, ist in dieser Geschichte selbstverständlich und brauchte die übrigen Personen zu keinem Verdacht über das Vorleben beider zu veranlassen. Galmy muss ohne sichtlichen Grund weichen, nur um dann als der bei Gottesgerichten so beliebte unbekannte Befreier zu erscheinen. Es ist verfehlt, dass der neidische Wernhart, der bisher nur ins blaue hinein intriguiert hat, den ersten durchschlagenden Verdacht nicht nach Kräften ausnutzt, sondern ihn nur dem Busenfreunde des gehassten, dem von ihm gleichfalls schel betrachteten Friedrich mittheilt, damit Galmy abziehen kann. Damit hat Wernhart seine ungeschickte Rolle ausgespielt, Galmy verschwindet auch, und der Marschall spielt weiter.

Der Zug des Herzogs, die Liebesanträge seines Vertrauensmannes, die Verleumdung, als bule die reine Frau mit einem Küchenjungen, dieser aus dem Wege geräumt (hier ist er mitschuldig), die Haft, Verblendung des heimkehrenden Gatten, dem der Marschall entgegenreitet u. s. w., das alles hat unser Roman mit der Genovefa gemein. Aber ich mag darauf nicht näher eingehen; hoffentlich thut es B. Seuffert, der auf seine vortreffliche Schrift: „Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa“ (1877) umfassende Untersuchungen folgen lassen wird. Das durch den Traum sattsam voraus verkündete Motiv der Rettung beim Gottesgericht durch einen unerwarteten Helfer, Galmys schweigen und neues lang dauerndes verschwinden, der schwie-

rige Apparat zur Verhütung einer Erkennung sind Zeichen einer groben Arbeit. Warum Galmy verschwinden muss, ist freilich leicht zu sehen. Gesetzt, er, der einst dem Herzoge, jetzt in schwererer Lage der Herzogin das Leben gerettet hat, bliebe als Marschall am Hofe; was dann? Soll er wieder mit der Herzogin im Baumgarten empfindsame Gespräche führen, soll er wieder träumen, Monologe halten und Briefchen schreiben, von Friedrich gemahnt, von Wernhart befehdet werden, bis der Herzog so gefällig ist, zu sterben, und dann sacht in alle Rechte des todten eintreten? Das gieng nicht an. Die Scene des letzten findens nach dem spottenden *kumb ich, er soll mich wol sehen* ist ein schöner Effect. Die Umarmung und Vereinigung kömmt dann von selbst.

Es ist nicht meine Absicht, den Roman einer erschöpfenden Betrachtung zu unterziehen und ihn aus verschiedenen Anregungen und Parallelen in seiner Entstehung vor Augen zu führen. Auch kenne ich die französische Quelle nicht; aber diese Frage liegt noch ganz im argen.

Schon der Auszug und einzelne Stellen werden die Aehnlichkeit mit Wickrams Art deutlich gemacht haben. Auch die Ausführung im einzelnen hat viel verwandtes. Solche Dispositionen liebt Wickram: Liebe, Glück, Verdacht, Entfernung, Unglück, Ende gut, alles gut. Ich erinnere nur an den „Goldfaden“. Der Personenkreis entspricht gleichfalls: der edle Galmy, die züchtig liebende Herzogin, der boshafte Wernhart, der Freund Friedrich, der im ganzen Werke nichts zu thun hat als zu rathen, zu helfen, zu warnen und zu trösten. Der Herzog ist nicht als Tyrann gedacht, wie ja auch der Vater Anglianens und der Bruder Philomenens erst plötzlich in die Tyrannenrolle umschlagen. Galmy ist so liebesmatt wie Reinhart, er zeichnet sich bei Festspielen aus wie Gabriotto. Seine Liebe begehrt zu hoch, aber er wird endlich glücklich wie Leufried, bei dem *weibsbild, wölcher nit zimpt, einem also schlechtē Ritter, als ich bin, lieb zehaben.* Die Freundschaft mit Friedrich und die ewigen Berathungen und Betheuerungen passen sehr wol zu Wickram; Friedrichs Vermählung am Schluss gleicht der Walthers am Ende des „Goldfadens“. Auch die schlaue Intrigue, wie die Herzogin einen Brief an Galmy in einen

Schleier gewickelt dem Buben übergibt mit dem bedeuten, sein Herr möge ihre Jungfrauen künftig nimmer mit Briefen und Gaben behelligen, kehrt bei Wickram wieder.

Wendet man die so ausgedehnten Schilderungen der Turniere ein mit ihrer Verherrlichung der *mannheyt* und der *mannlichen* Künste, so hat Wickram den ritterlichen Spielen auch im „Gabriotto" einen breiten Raum gegönnt, und wir hätten nur die allmähliche Abwendung von diesem unbürgerlichen Pomp bestätigt.

Die Darstellung der Liebe hat dieselbe Färbung. Des Ritters *mannliche flammen* erlöschen, er wird vom Freunde gescholten: *schlach von dir ein sollich weibisch gemüt.* Wir erfahren auch 12[2] den Anfang seiner Liebe: er musste auf der Jagd die Herzogin über einen Steg führen, *so bald aber ewer schöne weisse hand inn die mein verschlossen ward, augenblicklich mich ein brinnender flamm vmb mein hertz entzünden thet.* Der Trost der geliebten ist eine augenblicklich heilende *artzney.* Er *sye stätigs inn dem spiegel seines hertzen beschawen thet.* Frohe und ernste ahnungsvolle Träume. Der liebende verbringt auch manche Nacht *vngeschlaffen.* Die Briefe sind wie immer steif: sie kann seine Tugend nicht *volloben* u. s. w. Man vermeidet vor anderen *durch glimpffs willen* ein Gespräch. Die Herzogin schaut von dem hohen Thurm dem scheidenden nach, dem kommenden entgegen. Die Aufregung wird beschrieben, wie 29[1] *jr geblüt sich von grosser freüde empören thet, jr hertz von grossen freüden sich auff beümet.* Die *zwey liebhabenden* gehen spazieren, bei der Begegnung 32[2] *jr geblüte in freüden erbrinnen thet, jr schnee weisse hand dem Ritter in sein hande verschlossen ward,* er steckt ihr 33[2] den Ring *an jr schnee weissen getrungenen fingerlin.* Sie schenkt ihm eine blauseidene Binde mit einer aus Gold und Perlen gestickten *trew* als Helmzier, er wählt entsprechend seine ganze Turnierrüstung (vgl. Gabriotto) 44[2] und trägt fortan immer eine solche *liberey.* Beim Fest tanzen sie züchtig. Ein verschämtes Gespräch wird feuriger 59ff.: er denke nur an sie, denn niemand sei von der Natur so *rülich* begabt und so engelschön; wenn er sie sehe, *ach mein hertz in meinem leib auff beümet vnnd als mein geblüt sich in freuden erhebt.* Sie duzt ihn, er

ihrzt sie. Sie fragt ihn wol schelmisch nach den *Franckreichschen weiblein*, aber als er sich schneidet, *jr schönen Rosen farben wänglin in ein gantz todtliche farb verkert ward.* Beim Abschied umarmen sie sich *züchtigklich mit schwerem seufftzen.* Dann tritt mit der Trennung eine scheinbare Gleichgiltigkeit ein. Alles wie bei Wickram.

Im Monolog (76) redet Galmy sich selbst an: *Galmy wo hin gedenckst du doch* oder *mein lieber Galmy* (wie der Verfasser nach dem prophetischen Traume 54[2] ruft: *O du vnschuldigs vnnd keüsches Einhörnlin* ... oder 28[2] *O edle Hertzogin* ... 27[1] *O Galmy* ...), oder er schilt das *schmeychlende glück* 59[2], oder 113[1] *O du vnstäts glück*, vgl. 67[2]; es *mocht jm das vnstet glück sollich grosse freüd nim̄er vergünnen vnd begund jm mit widerwertigen anstössen durch vil weg begegnen.*

Dieselben litterarischen Beispiele. Galmy rechtfertigt sich 5[2]: er sei nicht der erste, den die Liebe überwunden, Friedrich möge doch nur an die weisen und starken Männer Adam, David, Samson, an den Trojanischen Krieg, an Achill, Jason denken. *Ist nit Pontus auch ein manlicher vnnd küner Held geweßen? Herr Tristrant nit wenig gefärligkeyt durch liebe willen bestanden hatt*, und Pyramus? Oder er erinnert 62[1] die Herzogin, wie Fileno in der Wüste *von vile seiner zeher in einen brunnen verkeret* und erst durch die geliebte entzaubert worden sei. — Friedrich aber warnt 15[2] den Freund vor blinder Unvorsichtigkeit: *nim zů einem spiegel Eurialum, vnnd sein aller liebste Lucretia ...... was volgt der herrlichen vnd dappffern Frawen Sigismunda ..... deren beyspil ich dir noch vil anzeygē wolt.* — Von Künsten: die Freunde spielen *schoch* 16[2], die Herzogin spielt 43[1] *auff einer harpffen, dan̄ sie in der Musick mer dan̄ einē weib müglich seyn soll, erfaren wz.*

Wir finden dieselbe Naturempfindung, welche den liebenden ins freie treibt oder Morgens *an seinem kamerladen* ... *dem gesang der vögel zůhören* lässt, und dieselben typischen Natureingänge der Capitel. Ich gebe wieder mehrere Beispiele. Abend 16[2]: *Als sich nun die Sonn mit jrem klaren schein hinder die hohen gipffel der berg verbergen thet, vnd yetz die külen lüfft all schönen grünen anger vnnd beüm durchweheten* ... 27[1] *als nun dem nachtmal* — die Mahlzeiten werden auch hier

gebürend gewürdigt — *ein ende geben ward, vñ yetz die finstern wolcken den liechtscheinenden tage gantz begraben hatten.* Aber lieber und verweilender der Morgen: 17[1] *Als nun der newe tage mit dem süssen gesange der nachtgallen verkündet ward .... Die liecht scheinendt Soñ yetz in der höhe anfieng auff zůsteigen.* 31[1] *Als nu der ander tag mit frölichem gesang der edlen vögel an dem hymmel brach,* die Freunde zusammen *spacierē ritten, in den grünen angern vnd wäldē, manchen süssen vñ lieblichen thon von der wuñsamen drosteln vernamē, auch grosse freüd ab den lustbaren blümelin namen, welche mit mancher farbē gekleydt vnd geziert warē.* 50[1] *Da nun die nacht vergangē vnd yetz die Edle morgenröte mit gantzem gewalt dahär trange, vñ das erdtrich mit süssem taw bedeckt, die soñ mit klarē scheine in alle höhe vffgestigē wz.* Noch z. B. 77[1], die Frühlingschilderung 83[1].

Die Darstellung hat nicht nur Wickrams behagliche Breite, seine kleinen Ironien, seine Oekonomie in Erzählung, Gespräch und Monolog, sondern auch alle die Uebergänge, die wir bei ihm kennen. Häufiger die directe Anrede an den Leser, die Wickram, so viel ich weiss, nur zwei Mal anwendet. Hier öfters: *Ir hand gehort* und ähnliches 30[1], 38[2], 45[1], 81[1], 84[2], 133[2] oder *wie jr dann nacher hören werdet* u. s. w. 18[2], 28[2], 69[2]. Verwandte Redensarten: *obgedacht, verloffne geschichten, von dem droben gesagt ist, wie dann offt gemelt ist* u. s. w. Oft *Diß lassen wir also ston vnd sagendt hinfürter* 22[1], *nun wöllend wir ... lassen vnd sagen* 27[1], besonders weitläufig 28[2], 28[2] *hie von genug geredt sey,* 30[1], 34[1], 64[2], 80[2], 131[1] u. s. w. Dieselben Betheuerungen: *nit zu erzalen was* 22[2], *was grosser freüden die zwey liebhabenden menschē vmbgab, nit zů beschreiben ist* 30[2], oder 131[2], 135[1]. Oder die Argumenta ad hominem, wie 61[1] ... *nit not zůschreiben ist, Dann ichs einem yeden selb gib zů ermessen,* 127[1] ganz ähnlich, 128[2] *nun nemendt war* die gänzliche Erfüllung des Traums, *nun mügendt jr wol gedencken, was grosser freüden die Edel Fraw vmbgeben hat,* oder 80[1] *Ein solchs als ich denen zůerkennen geben wil, so sich ye in solcher gstalt verwunt haben, dañ mir dauon nit not ist vil zůschreiben, vnd will nun zů mal genůg daruon gesagt haben, vnd weitter sagen* u. s. w. Dieselbe Vorwegnahme der späteren Entwicklung

durch genaue Andeutung, besonders nach dem Traume der Herzogin 54², ausführlich 67², auch 28², 59¹ und sonst.

Wenn einzelne dieser Redensarten nicht genau so vorkommen, so ist ausdrücklich zu bemerken, dass auch in Wickrams gesicherten Werken der Formelschatz ebenso wechselt wie der Wortschatz. Im ganzen ist die Uebereinstimmung da. Diese Formeln als etwas nur ihm eigenthümliches hinzustellen kann mir nicht einfallen. Ich nehme z. B. die Augsburger Melusina von 1543, die 1456 entstanden ist, wo ungemein oft solche Uebergänge und Verweise vorkommen: *diß lassen wir steen, beleiben, vmb kürtze willen, wir lassen die materi,* und *als jr hernach hören werdend, nun laß ich diß alles sein, nun kom̄ ich wider an die Histori, an die fordern histori,* u. s. w., auch die Versicherung, *das es niemant außsprechē noch schreibē kan,* die Zukunft angedeutet $L_3{}^1$, die plötzliche Peripetie $L_3{}^2$: *Nun laß ich diß alles sein, vnd muß sagen vō dem end, das dise freüd nam.* Aber wo wirft Wickram mit lateinischen Sentenzen aus Seneca, Boetius, Augustin um sich, wo beruft er sich auf den Aristoteles, wo bemüht er sich durch Beweise für die Echtheit seiner Quelle, der *Wälsch Histori,* genealogische Excurse, Zeugnisse von adelichen die geschichtliche Wahrheit seiner Romane zu erhärten? Wo ist seine Darstellung so ganz auf die Häufung von wundersamen Ereignissen bedacht und darum so mager und compendienhaft? Stil und Syntax sind grundverschieden.

Diß laß ich nun also beleiben vnd kere wider an die materi. Ich wollte nur zeigen, dass sich für die Anfänge des Prosaromans völlig abweichende Manieren auseinanderhalten lassen.

Auch die Syntax stimmt zu der Wickrams, die vielen Accusative cum Infinitivo, die Infinitivconstructionen mit dem Hilfsverbum. Die Neigung zu langen Perioden ist grösser. Einiges abweichendes dürfen wir sehr wol einer früheren Stufe der Entwicklung zuschreiben. Wickram steigt bis zum „Knabenspiegel", um dann bis zu den „Nachbarn" zu sinken. Der Galmy hat einige ausgeführte Vergleiche, wie wir sie, glaube ich — denn ich kann jetzt kein Werk Wickrams einsehen, darf mich aber auf meine Notizen verlassen —, später nicht

finden. 16[1] die Warnung: *flüsset auß dem rechten brunnen warer freündtschafft*, denn die Liebe wandelt blind und ohne alle Hut, *wo man jr nicht mit fleissz den zaum gleich wie einem freydigen jungen gaul halten thůt*; der Wind weht sie hin und her, *es sey dann der segel deß vnbedachten gemüts nider gelassen, vnnd der ancker des fürsehenen schadens jngelassen.* Aber das ist vereinzelt, und unreife Schriftsteller neigen stets mehr zu Metaphern. Echt Wickramisch ist am Schluss der paedagogische Zug, dass Galmy mit seiner Gattin so lange lebet auf Erden, weil er Vater und Mutter ehret.

Jacob Frölich war Wickrams Verleger. (Die neu gefertigten *schönen füguren* des Galmy wurden z. B. für die Quartausgabe des „Goldfaden" wieder benutzt.) Es liegt kein Grund vor, warum Wickram nicht bereits 1539 eine Erzählung geliefert haben sollte.

Nach Gervinus 2,363 wäre der Galmy schon 1511 veröffentlicht. Diese Notiz ist bedenklich. Auch müsste das Buch zunächst keinen Erfolg gehabt haben. 1539, also nach 28 Jahren, erst die zweite, aber schon 1540 die dritte Auflage, die dann bis 1548 vorhielt.

Würden wir wirklich gezwungen den Galmy so weit zurückzudatieren, so müsste die Verfasserschaft Wickrams fallen, aber unter allen Umständen bleibt bestehen: wenn der Galmy kein Werk Wickrams ist, so ist er das vollgiltige Vorbild seiner späteren Erzählungen und die Arbeit eines Landsmannes.

Weiteres aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wird später folgen.

II. Die Salzmannsche Gesellschaft.

Nachstehende, wie schon das Latein mit sich brachte, zu panegyrisch und allgemein gehaltene, aber doch in mancher Hinsicht interessante Charakteristik der Salzmannschen Gesellschaft von einem ihrer elsässischen Mitglieder hat mir Herr Dr. Mühl zur Veröffentlichung übergeben. Sie findet sich in Isaac Haffners *Programma ad orationem inauguralem* zum Antritt der theologischen Professur in Strassburg

4. November 1788. Der Name Haffners ist aus den verschiedenen Arbeiten Stöbers bekannt; er war später als Theologe, besonders als Kanzelredner gefeiert, aber ein Leisetreter, dem die frischen Bestrebungen eines jugendlichen Kreises ganz entschwunden waren. Vgl. auch meinen H. L. Wagner 2. Aufl. S. 121. — Ich hebe vor allem die enthusiastische Anerkennung der Ueberlegenheit Goethes und die feine Schilderung des urbanen Mentors Salzmann hervor.

Nolim hic silentio praeterire dum variis his studiis operam do, inter alias causas quae industriae atque laboris addebant stimulos, illam jure meritoque referendam esse, quod, quotquot eramus tunc liberalioris aliquantum indolis ac ejusdem aetatis juvenes in eodem stadio decurrentes, ad unam eandemque metam tendentes, litterariam iniveramus societatem, quae statis conveniebat diebus & in qua unusquisque suas lucubrationes in medium proferebat. Sua nomina huic litterariae consociationi dederant LENZIUS & JUNGIUS hic Romanensibus, ille dramaticis fabulis paulo post nominis famam qualemcunque jam assecuti. Inter omnes vero, sicut lentas inter salices cupressi, facile eminebat GOETHIUS ille, Vir acerrimi, vividissimi ac eximii prorsus ingenii, ad id fere natus, ut quidquid est in Germania elegantiorum hominum per aliquod tempus in transversum ageret atque ad suam scribendi ac dicendi normam omnium animos traheret. Ad clavum nostrae ratis tanquam gubernator, sedebat SALZMANNUS eximia sua humanitate, singulari prorsus morum suavitate atque lenitate civibus & exteris a multo jam retro tempore notus, ac omnibus aeque carus. Hic dirigebat cursum, de vitandis scopulis admonebat, juvenilium animorum fluctus ac motus componebat iterum atque sedabat. Non negarim multa inter nos tunc temporis juveniliter acta. Scilicet superbissimum animal est Juvenis & ubi semel scientiae quadam opinione afflatus est, omnes velut ex altiori scena infra se despicit, consilii ac verae eruditionis expers, intelligere se ac sapere plus, quam caeteros arbitratur, & cum populus sibilat, sibi tamen ipsi plaudit. Fateor multas nostrarum opellarum ac tractatiuncularum, quas interdum currente potius calamo effundere, quam studiose ac diligenter ducente ac frenos adhibente ratione exarare videbamur, elumbes, exsangues, exiles ac jejunas admodum fuisse. At sua quoque non contemnenda commoda haec omnia habuerunt. Inter varia enim haec quae moliebamur tentamina & vel in ipsa hac juvenili dicendi licentia (ut enim omnes homines, sic & quaeque aetas suos patitur manes) acuebatur ingenium, exercebatur paullatim stylus, crescebat in dies litterarum amor, emolliebantur mores & vel ipsae oblectationes ac confabulationes jucundiores, quas ad exhilarandum ac a severioribus studiis remittendum animum natura suadet, nil inurbanum, nil asperum atque agreste, sed potius facetum, salsum, dulce ac festivum quid spirabant; quasque interdum celebrabamus ac-

cubationes amicorum epulares non Bacchanalia, *sed convivia solummodo erant.* Wie anders jetzt, wo die meisten Studenten nur darin unermüdlich: *tempus chartis lusoriis fallere ac herbae Nicotianae fumum ducere!* u. s. w.

Ich schliesse einige Bemerkungen über die fein empfundene „Rede an dem Grabe des Hrn. Actuarius Salzmann“ (22. August 1812) an, die ohne Zweifel von Fritz, dem Biographen Blessigs, herrührt. Eine flüchtige Erwähnung in Stöbers Actuar Salzmann S. 41. Sie rühmt Salzmanns reinen Geschmack in Poesie und Kunst, seinen edlen sittlichen Sinn, seine Religiosität, seine Thätigkeit als „Vater der Waisen“ am Vormundschaftsgericht. Salzmann war Popularphilosoph in sehr bescheidenem Masse; so wird er hier als „praktischer Weiser“ von der „schönsten Lebensweisheit“ gepriesen. Ja der begeisterte Redner stellt ihn, dem Freundschaft „hier schon hohes Bedürfniss, deren Genuss ihm reine Wonne war“, sich im Jenseits vor befreundet „mit Johannes und Sokrates, mit Gellert und Fenelon“. — Aber er spricht nicht nur von der stillen Amtsthätigkeit, sondern eingehend von „einem anderen herrlichen Wirkungskreis“: „Jünglinge hohen Sinnes fanden in ihm einen väterlichen Freund, der mit sanfter und heiterer Weisheit ihre ersten Schritte auf dem Wege der Wissenschaften und des Lebens leitete“. Er nennt Goethe, [Herder,] Lenz, Jung, dessen Schilderung Salzmanns angeführt wird, und betont, wie der verstorbene ihnen in der „gelehrten Uebungsgesellschaft“, im geselligen Verkehr und „an der Gasttafel ein Freund und Berather“ gewesen sei; „was ist ihm nicht in dieser Rücksicht Deutschlands erster Schriftsteller, Goethe, schuldig, dessen kühnen Geist er nicht in Fesseln schlug, aber den er durch weises Eintreten in seinen Ideenkreis, durch Nachgeben gegen schuldlose Wünsche und Neigungen, durch Leitung seines stürmenden Treibens auf dem Wege der Weisheit und Wahrheit erhielt.“

III. Faust-Aufführungen in Strassburg 1770.

Nicht von dem bekannten Strassburger Puppenspiel — oder auf gut ditsch „Strôssburrjer Bübbelspiel“ (Lenz 1, 148 „Püppelspiel“) — will ich sprechen, sondern nur eine Notiz hervorziehen, die mir neulich bei der Lectüre von W. Creize-

nachs „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust“ (Halle 1878) wieder einfiel. Nach Schmids Chronologie des deutschen Theaters S. 306 verweilte im Jahre 1770 nach Ostern die vereinigte Lepper-Ilgnerische Gesellschaft in Strassburg, jedesfalls längere Zeit, denn nach der Trennung blieb Lepper mit seinem Personal noch da, und Andr. Meyer bespricht in seinen „Briefen eines jungen Reisenden durch Liefland, Kurland und Deutschland“ (Erlangen 1777) unter Strassburg 28 ff. December 1770 2, 14 ff. auch das deutsche Schauspiel. Zu seinem Repertoire gehörte „Doctor Faust“. — Vgl. auch Creizenach S. 182.

Es ist mir danach — im Gegensatz zu Creizenachs Worten S. 183: „Goethe kannte sie [die Faustkomoedie] sicher bloss vom Puppentheater her“ — kaum zweifelhaft, dass Goethe, mit dem Stoffe vom Volksbuch und Marionettentheater her wol vertraut, den Faust hier in Strassburg auf der lebendigen Bühne geschaut hat, zu einer Zeit, wo nach den dumpferen Frankfurter Tagen mit ihrer engen Haft und ihren alchymistischen Spielereien der jugendliche Titanismus in ihm zu treiben und zu stürmen begann. Welchen Ruck konnte ihm da nicht eine solche Aufführung, auch von einer unbedeutenden Truppe, geben?

Ein Jesuitendrama Genovefa.

Von

Bernhard Seuffert.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Wien die Jesuitenkomoedien zu reicher Blüte sich entfalteten. Ueber die speciellere Einrichtung dieser Schuldramen freilich sind wir nicht allzu genau unterrichtet. Das meiste, was hierüber zu lesen ist, geht direct oder indirect auf die werthvollen Mittheilungen zurück, die Schlager in der neuen Folge seiner Wiener Skizzen 1839 gemacht hat. Zu einem gründlichen Urtheile zu gelangen ist um so schwieriger, weil uns nur von sehr wenigen dieser Stücke der vollständige Wortlaut im Drucke vorliegt, weil wir weitaus in der Mehrzahl nur die Programme in lateinischer und deutscher Sprache kennen, die dem Zuschauer zum Verständniss der zu Wien stets lateinisch abgefassten Komoedien in die Hand gegeben worden sind. So hat es wol seine Berechtigung, wenn hier der ungeschmälerte Text einer Jesuitenkomoedie veröffentlicht wird. Man wird darin bestätigt finden, was im allgemeinen über die prunkende Einrichtung solcher Stücke, die allegorischen Vor- und Zwischenspiele mit grossem scenischem Apparat, die für den damaligen Geschmack und die Gewohnheit unentbehrliche Ausschmückung mit Ballets gesagt zu werden pflegt. In éinem aber wird sich das nachfolgende Drama vortheilhaft herausheben: in der Sprache.

Francke hat in neuester Zeit in seiner Schrift über Terenz und die lateinische Schulkomoedie in Deutschland das nachleben der römischen Bühnendichtungen verfolgt: auch der Verfasser unseres Dramas ist in den lateinischen Dichtern wol geschult. Wenn wir von der im Jesuitencollegium üblichen

Tradition, welche seine Darstellung mittelbar mit den allgemein benützten alten Mustern in Einklang bringen konnte, absehen, weist uns die Verwendung des Chores von vornherein auf die Kenntniss des Seneca, dem auch im einzelnen Phrasen entlehnt sind.* Sonst wird die ganze Haltung der Komoedie an Terenz erinnern;** auch Plautus war unserm Dichter nicht fremd.*** Doch nicht genug, dass der Jesuit Vorbilder an den lateinischen Dramatikern fand, er zeigt sich auch als einen in andern römischen Dichtern wolbelesenen gelehrten, dem da und dort bewusste oder unbewusste Reminiscenzen aus der Lectüre in die Feder fliessen. Es ist nicht meine Absicht und kann nicht meine Aufgabe sein, mit einem fortlaufenden Commentar über die Anklänge das Stück zu begleiten. Schon zufällig herausgegriffene Citate† geben die Beweise dafür an die Hand, dass Horaz, Ovid, Virgil dem Dichter S. J. als treue poetische Handlanger zur Seite standen. Der Wortschatz und die Redewendungen sind also, soweit es die Abhängigkeit von der stofflichen Quelle erlaubt, hiedurch einigermassen bestimmt.

---

* Den Ausdruck: dehisce tellus z. B. gebraucht Seneca Phaedr. V. 1247 und der Jesuit V. 279. Oder vgl. dirus Phaedr. V. 1247 und efferus Phaedr. V. 1255 mit dirus efferus in unserem Drama V. 75 u. a. m.

** Schon die Einflechtung einer Sentenz z. B. V. 161 f. mahnt an Terenz: vgl. Andr. V. 60. 68. 77. 142. 191. 309. 427. 555. 959.

*** Ich greife nur das auf die nächste Scene überleitende Schlusswort alloquar heraus V. 420. Plaut. Amphitr. V. 881.

† Vgl. z. B. V. 210 f. Summum laboris praemium ingenuis reor, Placuisse tanto Principi: Hor. ep. I 17, 35 Principibus placuisse viris non ultima laus est. V. 268 Celata virtus: Hor. carm. IV 9, 30 Celata virtus. V. 327 in reducta valle: Hor. carm. I 17, 17 in reducta valle. V. 543 luctui pones modum: Hor. carm. I 24, 1 desiderio sit... modus. V. 546 arboribus comae: Hor. carm. IV 7, 2 Arboribusque comae. V. 753 f. meae Pars melior animae: combiniert aus Hor. carm. I 3, 8 animae dimidium meae und epod. 16, 15 melior pars. — V. 253 lunato genu: Ov. am. I 1, 23 Lunavitque genu sinuosum fortiter arcum; unser Dichter hielt offenbar flüchtig genu für das Object zu lunavit. V. 534 Lelaps: Ov. met. III 211 Laelape. — V. 182 ff. melius dolor Premitur silendo... Non ut dolores augeam: Gedankenanklang an Virg. Aen. II 3 Infandum regina iubes renovare dolorem. V. 479 Aliquis resurget ultor: Virg. Aen. IV 625 Exoriare aliquis.... ultor. V. 538 Deiice feras: Virg. Aen. IV 152 ferae... deiectae. V. 545 iubar: Virg Aen. IV 130 iubare.

Dass die Verse durchaus dichterischen Schwung hätten, wird kein Leser zugeben, obwol sie auch nicht zu schülerhaften Leistungen gezählt werden dürfen. Klangvoller als die quantitierenden Senare der eigentlichen Handlung sind die accentuierenden chorischen Partien. Man wird hier die künstliche Liebhaberei des Dichters zu refrainartigen Wiederholungen, zum Theil mit geringen Veränderungen, nicht übersehen.

Das nachfolgende Drama stammt aus der Zeit Kaiser Leopolds I., des bekannten Gönners dramatischer Kunst. Das Vorspiel gibt uns die Zeit der Abfassung oder Aufführung — ich stehe nicht an eine Aufführung vorauszusetzen, wenn auch keine Notiz in der Handschrift eine solche bezeugt — genau an: es ist das Saecularjahr der Erwählung Rudolfs von Habsburg zum Kaiser; das österreichische Regentenhaus hofft sehnsüchtig auf einen Erben: wir sind also im Jahre 1673; erst fünf Jahre später sollte Leopold von der dritten Gemahlin den Sohn erhalten, den Janus in der Prolusio unseres Stückes verheisst.

Dieses Vorspiel lehrt uns aber auch, dass hier keine Schulkomoedie im engern Sinne vorliegt, sondern ein ludus caesareus. Schon der Aufbewahrungsort der Handschrift, die Kaiserliche Hofbibliothek zu Wien, spricht dafür,* wenn auch kein ausdrücklicher Vermerk dem Drama selbst beigefügt ist.**

Ob der Verfasser die Wahl des Stoffes unter dem Gesichtspuncte traf, dass die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa einen Grafen vorführt, der ohne Sohn ist wie der Kaiser, der aber seinen Sohn nach Jahren auffindet, wie der Kaiser noch einen erlangen möge? Man wird nur darauf verweisen dürfen, dass jene Marien-Legende, die zwar aus einem Benedictinercloster stammt, hauptsächlich von den Jesuiten und zumal, seit der Pater Cerisiers dieses Ordens daraus eine feingeschminkte Novelle gestaltet hatte, mit dem grössten Eifer von diesen gepflegt und bei allen Nationen verbreitet worden

* Schlager, Wiener Skizzen 1839 S. 233 vermuthet wenigstens alle ludi caesarei in dieser Bibliothek.

** Die von Schlager a. a. O. S. 235 und 239 citierten gedruckten ludi caesarei, sowie der S. 240 genannte ungedruckte führen den Titel.

ist.* Mir sind noch vier Jesuitenkomoedien bekannt, die den gleichen Stoff behandeln: 1) eine sog. Synopse: Prodigiosa tutela innocentiae Seu Genovefa Palatina. Hochberühmte Unschuld der H. Pfaltzgräfin Genovefa, Durch wundermächtige Sorgwaltung GOttes beschirmet. Vorgestelt von dem Churfürstlichen Gymnasio der Soc: Jesu zu München Den 2. vnnd 4. September. Anno M.DC.LXXXII. Getruckt bey Lucas Straub. 2) Innocentia victrix sive Genovefa. Eminentissimo, et serenissimo principi ac domino, domino Christiano Augusto S. R. E. Cardinali, Primatûs Regni Hungariae, et Archi-Episcopatûs Strigon. Coadjutori, Episcopo Jauriniensi, Duci Saxoniae ...... etc. etc. à Collegio S. J. Colon. dedicata, à Studiosâ Juventute Gymnasii trium Coronarum theatro data, Authore P. Paulo Aler Societatis JESU, Gymnasii trium Coronarum Regente. Coloniae Agrippinae. Typis Joannis Alstorff. Anno 1706. 3) ein theils lateinisch, theils deutsch geschriebenes Drama: DOMINUS PROVIDEBIT. DER HERR WIRD FURSEHUNG THUN. In GENOVEFA Demonstratum. Honori reverendissimae ac perillustris dominae, D. Annae Carolae Margarethae de Renesse ex Elderen, Dei Gratiâ Abbatissae liberae et Imperialis Abbatiae Porcetanae, Ejusdem Dominii, et in Vylen Dominae etc. Quando bene meritae Juventuti Studiosae Gymn. Mariani S. J. Aquisgrani 1723. praemia largiebatur, Dedicatum: a Rhetoribus Ejusdem Gymnasii Theatro datum. Coloniae typis Viduae Petri Theodori Hilden. Während von den beiden letztgenannten Komoedien der vollständige Text vorliegt, sind die angeführte Münchner und die Erfurter, deren Titel folgt, nur in Synopsen erhalten. 4) Innocentia divae Genovefae divinitûs Protecta, Scenis autumnalibus exhibita, quando eminentissimus ac serenissimus princeps ac dominus dominus Franciscus Ludovicus s. sedis Moguntinae archiepiscopus ...... dominus et Mecoenas noster clementissimus Victrici in palaestra literaria Juventuti consueta virtutis, et Doctrinae praemia in Gymnasio Erfurtensi Societatis Jesu Electorali munificentia Elargiebatur. Erfordiae die

* Vgl. meine Habilitationsschrift: Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa S. 36 ff. 40. 51. 60. 65 81.

XXX. Septembr. MDCCXXIX. Typis Hynitschianis. Unsere Wiener Komoedie geht zeitlich voran und wird überhaupt die erste Dramatisierung der Legende auf deutschem Boden sein.

Unschwer lässt sich die Quelle finden, aus der unser Jesuit seinen Stoff geschöpft hat. Es kann keine ältere Erzählung der Legende sein als die Novelle des Cerisiers, weil gewisse Züge im Wiener Drama, wie das Wunder des Crucifixus loquens, erst durch diesen Pariser Jesuiten der ursprünglichen Geschichte der Pfalzgräfin beigefügt worden sind. Aber nicht der französische Text lag dem Komoediendichter vor, sondern Staudachers, seines Ordensgenossen, Uebersetzung, wol die einzige vor 1673 erschienene. Ich setze hier eine Stelle zur Vergleichung her, aus der sofort das Abstammungsverhältniss ersichtlich wird, indem dort, wo Staudacher von Cerisiers abweicht, der Wiener Jesuit dem deutschen Uebersetzer folgt.

Cerisiers, L'innocence reconnue. 6. Edit. Bruxelles M.DC.LXXV.	Staudacher, Genouefa. Dillingen M.DC.LX. S. 324.	Wiener Jesuitenkomoedie V. 222 ff.
S. 126. Mon enfant, vostre Pere, c'est Dieu, ne vous l'ay-je pas déja dit? regardez ce beau Palais, voilà sa Maison, le Ciel est le lieu où il demeure: Mais ma mere, me connoit-il bien? Ah mon fils, repartit Geneviéve, il ne se peut autrement, il vous connoit et il vous ayme.	Liebes Kind, dein Vatter ist GOtt; habe ich es dir nicht schon offt gesagt? Siehe an diese schöne grosse und blaue Rundung, wo die Sonne und die Sterne scheinen, dort ist seine Behausung. Darauf saget der Schmertzenreich: Aber Frau Mutter, kennet mich auch mein Herr Vatter? weiss er, dass wir hie seynd? Liebes Kind, antwortet Genouefa, freylich weiss er alles: er erkennet dich gar wol, und hat dich sehr lieb.	Adhucnè nescis, nate mi? quoties tibi Patrem indicavi? suspice hanc pulchram poli Latè patentis machinam, ubi solis iubar Stellaéque splendent; Patris haec sedes tui. Trist: Novitnè me parens meus? an etiam videt Nos hic morantes? Gen.: Novit et videt omnia; Et te benigno lumine ac dulci fovet Amore.

Man sieht aus diesen Sätzen zugleich — und sie sind nur aufs gerathewol aus einer grösseren Zahl gleich beweiskräftiger

herausgegriffen —, wie eng sich der Bearbeiter an seine Vorlage hält, da wenigstens, wo er vom Stoffe der Novelle nicht abweicht. Mit diesem jedoch verfährt er anerkennenswerth frei.

Der Dichter verräth dramatischen Blick, indem er sowol den Beginn von Cerisiers' Erzählung — die Schilderung der heranwachsenden Genovefa bis zu Siegfrieds Auszuge in den Kampf —, als das Ende — die frommen Ereignisse nach der Rückkehr der wiedergefundenen Pfalzgräfin in Siegfrieds Schloss — übergeht. Das tragische Interesse hebt erst mit der Liebesverwicklung an und endet mit der Wiedervereinigung der getrennten Gatten. Aber die Rücksicht auf die Schule und die agierenden Schüler veranlasste den Verfasser den Anfang des Dramas noch weiter zu verschieben; die ganze Liebeswerbung Golos und die damit verknüpfte Verurtheilung der Genovefa liegt vor Beginn der Komoedie; wir hören öfter, dass die Gräfin auf eine Verleumdung Golos hin verstossen worden sei, nirgends aber den ursächlichen Zusammenhang. Der Vorhang rollt in dem Momente auf, wo die Lösung des Knotens beginnt: Siegfried findet den von Genovefa hinterlassenen Brief mit der Versicherung ihrer Unschuld und schöpft daraus Verdacht gegen Golo. Das ist die 18. Erzählung Staudachers. Auf diese Weise werden Genovefa und Golo aus dem Mittelpuncte der Geschichte gerückt, den sie in allen Erzählungen bilden, und der sonst untergeordnete Siegfried übernimmt die Hauptrolle, wodurch er befähigt wird die Schmeicheleien zu empfangen, die der ludus caesareus dem anwesenden Kaiser schuldet. In dem Zuschauer kann keine Theilnahme für Genovefa rege werden, da er weder ihre Kämpfe mit Golos Liebesdrängen noch ihre Leiden im Gefängniss und in der Einöde kennt.

Auch fortan bewahrt der Dichter eine gewisse Selbständigkeit. Es zeigt durchaus dramatisches Geschick, dass die Trübsal Siegfrieds die Veranstaltung der freudebringenden Jagd veranlasst, es zeigt Sinn für das tragische, dass von Golo selbst diese ihm so unheilvolle Jagd in Vorschlag gebracht wird. Auch die neue Wendung enthält der erste Act, dass das sprechende Kreuzbild der Pfalzgräfin im Walde ihre Rückkehr verheisst, was ein stoffliches Interesse an dem Fortgange der Handlung allerdings ausschliesst. Der nächste Act könnte

füglich das Drama beendigen: er hat nur diese Verkündigung zu erfüllen und wird sie, wie der Zuschauer vermuthen muss, bei der Jagd erfüllen, auf die der Dichter so auffallend vorbereitet.

Aber unser Jesuit schiebt einen Act ein. Es ist seine Erfindung, wenn zu Beginn desselben Tristan, wie der Sohn der Pfalzgräfin hier heisst — Staudachers Uebersetzung sagt: heisset ihn Tristan, oder Trostlos, oder Schmertzenreich, oder Benoni; Cerisiers gebraucht den Namen Benoni, Staudacher Schmertzenreich —, von einem Engel belehrt und mit einem Lemuren-Tanze* unterhalten wird. Auf solche Weise entbehrt auch dieser Aufzug nicht des Ballets; der erste hat schon zur Aufheiterung des betrübten Grafen einen saltus gebracht, und der letzte kann die freudige Heimkehr der Genovefa natürlich nicht besser feiern als mit dem das ganze Stück abschliessenden Tanze.

Der zweite Act setzt ferner ein vom Verfasser ganz selbständig erfundenes, im ersten Acte begonnenes Nebenspiel fort: Clotarius wird an der Ausführung seines Vorsatzes, als Araldus verkleidet seine Schwester Genovefa an ihrem Gatten zu rächen, verhindert und gefangen genommen.

Endlich trägt dieser Act doch etwas zur dramatischen Entwicklung der Haupthandlung bei: wie in der Vorlage trifft die Nachricht von dem reuigen Geständnisse der Hexe ein, die zu Golos verleumderischem Betrug geholfen hatte. Der Verfasser betont — ich weiss nicht aus welchem Grunde — wiederholt, dass diese Botschaft aus Speier gekommen sei während die Hexe der Novelle in Strassburg lebt.

Der dritte Aufzug führt uns zum Anfange der Jagd und den bekannten Folgen derselben. Schliesslich wird das Nebenspiel vollendet: mit allen gefangenen wird zur Feier des freudigen Tages auch Araldus freigelassen und als Genovefas Bruder erkannt.

Es spielen noch manche Nebenpersonen in der Komoedie mit, welche der Novelle fremd sind; war es doch für die Schule zweckmässig, viele Zöglinge im Spiele verwenden zu können**,

* Auch in der berühmten Jesuitenkomoedie Pietas Victrix kommen chori Inferorum et Larvarum vor. Schlager a. a. O. S. 325.

** Vgl. Kelle, Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. 1873, S. 88 ff. 93 f.

und äusserliche Gesichtspuncte bedingen ja die ganze Einrichtung dieser Jesuitenkomoedien. Die allegorische prolusio, die allegorischen Zwischenspiele, welche den Verlauf der Handlung vorandeuten, geben hier wie überall Gelegenheit zu decorativer Pracht — Providentia und Nemesis steigen vom Himmel herab, der Himmel selbst öffnet sich — und sinnbestechender Pomp war ja von den Jesuiten vor allem beabsichtigt.* Unter solchen Verhältnissen dachte kein Dichter dieser Societät an Charakterzeichnung; das dramatisch packende Motiv, der seelische Conflict in Golos Wesen ist nirgends auch nur angedeutet. So konnte kein Zuschauer zu lebendiger Theilnahme an dem Stoffe gelangen, der heute noch als Puppenspiel nach der Versicherung eines glaubwürdigen Augenzeugen die tiefsten Affecte zu erregen vermag. Eines danken wir indessen dem Dichter: dass er seiner Quelle entgegen die religiöse Färbung verhältnissmässig wenig vortreten lässt; es verwundert geradezu, dass der Jesuit den ursprünglichen Charakter der Geschichte als einer Marien-Legende fast völlig verwischt hat.

Der Werth des Dramas, dessen Druck** sich an diese einleitenden Bemerkungen anreiht, liegt also darin, dass sich uns ein tiefer Einblick in die Art öffnet, wie ein belesener, poetisch nicht ganz unbegabter, ziemlich selbständig dichtender Jesuit eine Schulkomoedie verfasst, welche nach jeder Richtung hin das typische Gepräge eines ludus caesareus zur Anschauung bringt.

---

* Vgl. Kelle ebenda S. 85.

** Der cod. ms. philol. der Kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, welcher dieses Genovefa-Drama enthält, trägt die Nr. 13221. Durch die gütige Vermittlung des Hrn. Oberbibliothecars Dr. G. Laubmann konnte ich denselben in Würzburg benützen. Der Text der Handschrift, die auf 31 Quartblättern gleichmässig schöne, wie mir von kundiger Seite gesagt wurde, für Jesuitenschreiber charakteristische Züge zeigt, bedarf selten einer Correctur, weshalb ich von der genauen Wiedergabe des Originales nur da abwich, wo eine Verbesserung selbstverständlich war. Sogar eine Unform wie das auch von den Jesuiten Brunner und Rhay gebrauchte Wort sospicatrix (S. 391) ward beibehalten. Wo ich glaubte ein Wort streichen zu sollen, setzte ich dasselbe in [ ]; wo ich eine Lücke ausfüllte, findet sich die Ergänzung zwischen ⟨ ⟩. Doch mussten hinkende Verse wie 221, 589 unverändert bleiben.

Prolusio.

Austriae ob dilationem sperati Haeredis moestae, Ianus anni Praeses, ex Planetarum huius anni dominio felicitatem, et foecunditatem praesagit. Eidem benè ominatur Historia, dum annum hunc Austriaco Imperio Iubilaeum demonstrat. Meliùs tamen illam consolatur Divina Providentia, dum ad preces Pietatis, Austriae decretam divino consilio numerosae posteritatis seriem repraesentat.

Personae.

Austria. Pietas. Ianus. Historia. Providentia.

Austria. Ah! lenta, lenta sidera!
Quousque me trahetis?
Sperare et exspectare me,
Orare me iubetis.
Exspecto, spero, supplico, 5
Sed non, quod opto, cerno.
Vix eminùs proponitis,
Mox tollitis favores.
Ah! lenta, lenta sidera!
Quousque me trahetis? 10
Pietas. Spera! probata Caelitum
Spes obtinet favores.
Austria. Sperabo. Sed dilata spes
Angit timore mentem.
Ianus. Quid moesta luges Austria? 15
Quo tangeris dolore?
Austria. Ah! orba, desolata sum.
Suspiro, spero; at nullus est,
Aulae delicium, parvulus
Nullus, nullus est Haeres. 20
Ianus. Absterge vultu nubila,
Optata spondet annus.
Amica coeli sidera
En explicant favores.
Benigna Cypris et Iupiter 25
Regnum Planetarum tenent;
Faustoque iuncti foedere
Martem trahunt faventem.
Foecunditatem à Cypride,
A Iove secundos Imperi 30
Sperato cursus. Serviet
Mars obsequens triumphis.
Pietas. Haec vana sunt, sunt somnia.
Ianus. Sunt faustitatis omina.

Historia. Confide, laetos exiges 35
Coelo favente soles.
Hic Imperantis Austriae
Est Iubilaeus annus.
Dubitas? vetusti Codicis
Authoritas loquatur. 40

(Legit.)

Anno Domini millesimo Ducentesimo Septuagesimo tertio, tertio Calendas Octobris, in festo s. Michaelis Francofurti ad Moenum, electus est in Romanorum Imperatorem Rudolphus Habspurgicus.

Ianus. Soles beati!
Hist. et Ian. Menses renati
In faustitatis omina!
Pietas. Haec laeta, sed non certa sunt.
O astra! date, date certius 45
Felicitatis omen.
Divina Providentia.
(Prodit ex coelo in solio et descendit paulatim.)
Pone luctus, pone fluctus.
Et serenos prome vultus,
Chara Coelis Austria.
Non deerit Haeres de domo [tua], 50
Dum stabit orbis. Intimi
Hiate claustra coeli.
(Aperitque coelum, et apparet austriaca posteritas.)
Huc ora flecte. Quid vides?
Austria. Miranda, miranda video.
Provident. Tuos vides nepotes. 55
Austria. Prô! quanta series.
Pietas. Caelites!
Quae decora, qui triumphi?
Provident. Hic prima vitae limina
Iam proximus salutat,
Sequetur iste. Caeteros 60
Ventura cernet aetas.
Austria. O Chare prodi puppule,
Te longa vota poscunt.
In Austriae solatium
Prodi puelle, prodi. 65
Ianus. Histor. Currite tempora, currite soles,
Piet. Austria. Veniat tanti conscia partûs
Properata dies! veniat! veniat!
Provident. Veniet, veniet.

Actus Primus.

Scena Prima.

Repertae inter Scrinia Genovefae litterae valedictoriae in Sigefrido dolorem amissae Coniugis et suspicionem de perfidia Golonis excitant.

Sigefridus.

Legamus, anime, chara scribentis manus 70
Forsan levamen luctui nostro dabit.

(Legit.)

Ah! verba, non tam verba, quàm tela intimis
Haesura fibris! perge, singultus preme,
Lachrymasque siste pertinax animi dolor.
Sigefride! dulce nomen! Ah! dirum, efferum, 75
Atrox cruentum nomen! *extremam tibi*
Voveo salutem, pergo, iam ferro minax
Instat Satelles: quando me mori iubes,
Pareo iubenti. Heu! me scelestum, perditum,
Coelo execrandum! vah! nimis praeceps furor 80
Quò me impulisti? *Semper ad nutus tuos*
Parata vixi, moriar ad nutus tuos.
Ah! vive! vive! morte si liceat meà
Reparare vitam, morte centenà emori
Erit voluptas. *Conscium testor Deum,* 85
Non sum scelesta, mentis intactae nives
Mecum sepulchrum capiet. O Golo! Golo!
Horrescit animus! facinus hic atrox latet;
Est eruendum. *Veniet, ut spero, dies,*
Quâ pressa fraude publicae luci dabit 90
Sese intuendam pectoris casti fides.
Etiamnè dubito? falsa punivi nocens;
Est, est Golonis facinus, et furor meus.
Abrumpo. Lictor instat; et quia sic lubet,
Sine me beatus vive, et aeternùm vale. 95
Tibi fidelis semper, atqué ideò rea
Genovefa.

(Stat animo quasi abalienatus.)

Heu me! liquescit animus! ah! dirum nefas!
Ego te peremi, vita, delicium meum!
Ah! parce, mitis anima, dabo poenas, dabo
Sceleris cruenti. Prô Deum, atqué hominum fidem! 100
Sic me sceleste, barbare, immanis Golo
Sic me, meosqué? verba praefocat dolor.*

---

* Die drei letzten Worte sind nicht etwa als Anweisung für den Schauspieler zu fassen, weil ohne dieselben der Vers unvollständig wäre.

Scena Secunda.

Araldus aliàs Clotarius, Genovefae frater, observatis ex occulto Sigefridi verbis et affectibus confirmatus in sententia: Interemptam ab illo sororem suam, in ultionem occisae sororis accenditur.

Araldus.

Ergo peremisti? dire, detestabilis,
Cruente, latro! plange, lamentis polum
Terrámque misce: sera dilaniat ream 105
Metanoea mentem, lachrymis imple sinus.
Totos in amnes difflue; horrendum scelus
Nunquam execrande dilues. Mundi lues,
Nostraéque sanguisuga crudelis domûs,
Adeonè sanguis viluit noster tibi, 110
Ut suspicacis ingenî insano aestui
Illum litares? quis iubet recti tenor
Non iudicatam, sed nec auditam quidem
De stirpe natam regiâ et sociam thori
Rapi ad secures? das latroni, et sacrilego 115
Das perduelli; et Coniugi et Duci negas
Aures apertas iudicis? Numqui ream
Fecêre testes? num notae scelus probant?
Impie tyranne! digne Furiarum thoris!
Siccinè vetustum stemmatis nostri decus 120
Proterere libuit? forsan augusta è domo
Tanti timebas vindicem nullum probri?
Aderit, paternos iuro per manes, meae
Aderit sororis ultor. Haec manus, hic mucro
Iusto furori pandet ultricem viam. 125
Sic tenera quamvis dextra, vindictae tamen
Erit sat apta. Mentis iratae tumor
Sed est premendus. Ira quae prostat palam
Locum ultioni tollit. Est tacito dolor
Sinu fovendus, si quis ultricem movet 130
Hosti procellam.

Scena Tertia.

Golo, turbatum Sigefridum animadvertens, eum ludis et oblectationibus distrahere statuit. Hunc in finem Marquardum Sigefridi Fratrem hortatur, ut aequalium choreâ Comitem recreet; ipse verò venationem indicit.

Golo. Marquardus.

Golo. — — dubia iactatur ratis;
Fragilíque nostra fluctuat ligno salus,
Proxima ruinae; luctui immersus iacet
Sigefridus; altè pectori fixus dolor

Rupit quietem. Pallet, horrescit, gemit, 135
Fremitque; varius ora permutat color.
Nunc ira frontem contrahit, nunc lachrymae
Pleno feruntur alveo. Suspirijs,
Gemitu, querelis resonat arcanum domûs
Penetrale. Lucem renuit; et quoties mali 140
Requiro causam, fronte me torvâ aspicit,
Vultuque dedignatus alloquium fugit.
Quam timeo fraudis nequa suspicio meae
Animum flagellet! antequam penitus eat
Malum in medullas, sedulâ ac blandâ manu 145
Est eruendum. Lusibus, scenis, iocis
Levandus animus.

Marquar. Quid rei hic agitur, Golo?
Golo. Generose Princeps, frater in curas vocat.
Marquar. Frater? Golonem frater infestus premit?
Golo. Premit dolendo. 150
Marquar. Causa quae luctum movet?
Golo. Quod ipse doleat.
Marquar. Pectus hoc fidum probat.
Golo. Par est, dolente Principe et servum pari
Dolore tangi. Luctui arcano incubat
Sigefridus, ore moestus et torvum intuens.
Marquar. Vidi ipse, vidi lachrymas, vidi genas 155
Squalore turpes.
⟨Golo. — — — — — — —.⟩
Marquar. Genovefa in ore semper est.
Golo (Secum). Perii miser!
Genovefa? mulier perfida? excelsae domûs
Infame probrum?
Marquar. Hanc luget, hanc suspirat, hanc
Gemitu frequente, voce lachrymosa vocat. 160
Golo. Generosus animus impetus magnos habet,
Sive ira, sive rapiat in praeceps dolor.
Timeo Sigefrido.
Marquar. Quid times?
Golo. Ne pertinax
Rumpat lupatos átque rationem obruat
Tristitia. 165
Marquar. Et ipse timeo.
Golo. Celeratâ est opus
Animi medelâ.
Marquar. Qui mali fontem obstrues?
Golo. Est distrahendus.
Marquar. Arte sed quânam?

Golo. Iocis,
Ludis, choreis. Gratiâ Fratris vales,
Marquarde; solus intimos animi sinus
Penetrare nosti. 170
Marquar. Fateor. At quonam modo
Fratris medebor vulneri?
Golo. Laetam instrue
Fratri choream. Studia sociabo mea
Sylvisque tendi retia, et cogi feras
Iubebo.
Marquar. Si quod nobiles spondent pedes
Levamen, omnes artis excutiam modos. 175
Golo. En ipse lento moestus accedit gradu.
Aggredere, blandâ voce moerentem leva.

Scena Quarta.

Marquardus Sigefrido exhilarando choream exhibet.

Marquardus. Sigefridus. Golo. Ephebi duo.

Marquar. Venerande frater, pauca num fari licet?
Sigefridus. Dubitas? in animum fratris imperium tenes.
Marquar. Quae cura mentem lancinat? nam te premi 180
Latente stimulo, tristior vultus probat.
Sigefridus. Marquarde, plagam refricas; melius dolor
Premitur silendo, cura cui nulla est super.
Marquar. Non ut dolores augeam, sed ut levem,
Adsum; salutis cura me tangit tuae. 185
Sigefridus. Agnosco charum pectus et fratrem pium.
Marquar. Sine ergò, curas temperem et tristes metus
Luctúsque laetis diluam.
Sigefridus. Frustrà es pius.
Mens aegra laetas odit et refugit vices.
Marquar. Miserere saltem fratris. 190
Sigefrid. Estne aliquod malum,
Quod te fatigat?
Marquar. Cura, quae fratrem afficit,
Me quóque molestat. Esse num laetus queam,
Dolente fratre?
Sigefrid. Quid petis?
Marquar. Quod te iuvet.
Ludos dare liceat.
Sigefrid. Age quod lubet. placet
Fraterna pietas. 195
Marquar. Ibo, properabo, ocyùs
Aderit iuventus aulica et plausum dabit.
Sigefrid. Exeste modicum nubila dolorum et brevem

Animo quietem luctibus fesso date.
Exeste gemitus, triste curarum chaos,
Exeste lachrymae; melior exurgat dies, 200
Moestoque laetum pectori affundat iubar.
Aequum est, sereno lumine tueri pios
Fratris labores.
Marquar. Cernis ad nutus tuos
Florem iuventae? flectite ad numerum pedes,
Fratríque laeto plaudite, sodales, choro. 205

Fit Saltus.

Sigefrid. Eximia teneris indoles annis micat,
Decora species, corporis motus decens
Robúrque membris inditum, et docilis manus
Praeclara spondent, dona virtuti dabo.
Ephebus 1. Summum laboris praemium ingenuis reor, 210
Placuisse tanto Principi.
Ephebus 2. Si me tuo
Beas favore, Principum sidus, tuli
Fructum laboris.
Sigefrid. Aula nunc reducem vocat;
Marquarde fratrem penitus obstrictum tenes.

Scena Quinta.

Genovefa de imminente in aulam reditu Caelitùs edocetur.

Genovefa. Tristanus filius. Crucifixus Loquens.

Genovefa. Tristane, Phoebus auream accendit diem. 215
Monet hora, voce supplici ut summum colas
Coeli parentem.
Tristanus. Semper o dulcis parens
Orare me iubes: pater noster; meus
Sed ede, quis parens sit?
Genovefa (secum). Ah anima innocens!
Quanto dolore cordis invadit fibras 220
Haec quaestio! paene me mihi eripis.
Adhucnè nescis, nate mi? quoties tibi
Patrem indicavi? suspice hanc pulchram poli
Latè patentis machinam, ubi solis iubar
Stellaéque splendent; Patris haec sedes tui. 225
Tristanus. Novitnè me parens meus? an etiam videt
Nos hìc morantes?
Genovef. Novit et videt omnia;
Et te benigno lumine ac dulci fovet
Amore.
Tristanus. Si me sic amat, quare nihil

Ab axe mittit? cur sinit nos sic premi 230
Fame, sitique, et frigore?
Genovef. Est error gravis,
Animule mi! si ista benevoli putas
Documenta Patris, sorte felici frui,
Affluere rerum copià et laetos dies
Curàque vacuos ducere. Haec reprobis pater 235
Rebellibúsque filijs largà manu
Indulget; at, quos diligit, natos, sibi
Coelóque genitor rebus adversis parat,
Fingítque.
Tristanus. Plures ergo sunt nati patris?
Genovef. Sunt, nate, plures; sunt boni, sunt et mali. 240
Illos futuris cumulat in coelo bonis:
Hos sempiternis scelera transcribunt rogis.
Tristanus. Sed ubi morantur? alius an restat locus
Has praeter umbras nemorum? et abstrusas specus?
Genovef. Est vastus orbis, plurimae gentes, plagae 245
Et regna varia; maxima hinc átque hinc iacent
Florentque populis oppida.
Tristanus. Oh! quid audio?
Crucifixus. Genovefa!
Genovef. Quis me voce tam clarà vocat
His in latebris? nomen excepi meum.
Crucif. Genovefa! 250
Genovef. Rursus insonat: at unde hic sonus?
(Apparet crux radijs circumdata.)
Crucif. Accede nata.
Genovef. Caelites, quantus nitor
Promicat ab antro et pendulum è ligno Deum
Circundat! Huc, Tristane, lunato genu
Porrige Tonanti supplices mecum manus.
Crucif. Genovefa! menè diligis? 255
Genovef. Te non amem,
Mi Domine, mi redemptor? en totum tibi
Cor trado.
Crucif. Spretus placeo et affixus cruci?
Genovef. Quid ni placeres, mi Deus?
Crucif. Pati aspera
Crucémque mecum ferre non times?
Genovef. Crucem
Ferre est voluptas. Domine, vel pati aut mori. 260
Crucif. Vis sorte laetà perfrui?
Genovef. Ex manu tua
Sors cadere tristis nulla mihi potest.

Crucif. Placet
Generosus animus, sorte meliori frui
Posthac licebit. Ista restituet dies
Primos honores, decora, desertos lares, 265
Opes, maritum.
Genovefa. Domine, me veteres iubes
Ire in procellas? melius hâc latet specu
Celata virtus.
Crucif. Ibis, at lateri comes
Nunquam recedam.
Tristanus. Domine, sis etiam memor
Miserculi Tristanuli. 270
Crucif. Matri comes
Adibis aulam; longa sed neutri mora
Dabitur; utrúmque propera mors coelo inferet.

Chorus.

Perfidia Golonis, Conscientiae stimulis agitata, Dolori Sigefridi traditur â Nemesi, debitis supplicijs conficienda.

Perfidia. Conscientia. Nemesis. Dolor.

Perfidia. Tonate coeli! lucidi
Axes crepate mundi!
Tonate, fulminate me! 275
In pulverem cremate!
Quid pigra statis marmora?
Caedite, premite, sepelite me!
Dehisce tellus! Tartari
Me sorbeat profundum. 280
Conscientia. Perfide! sceleste! innoxius
Te sanguis ad tribunal
Vocat; videsnè crimina?
Vides, cruente, caedes?
Haec fecisti, et tacui; 285
Arguam te, et statuam contra faciem tuam.
Perfidia. Averte, monstra, dira nox,
Horrenda nox, tenebris
Involve me, ne criminum
Spectem truces figuras. 290
Conscientia. Haec fecisti, et tacui.
Perfidia (exhibet depicta Genovefae, et Droganis capita sanguinolenta). Genovefa! quid me territas?
Quid torva mihi minaris?
Ah! innocentem perdidi,
Fateor scelus, quid urges? 295

Conscientia. Haec fecisti, et tacui, arguam, arguam te.
Nemesis (descendit ex coelo). Delapsa coelis advolo
Scelerum severa vindex,
Vox innocentis sanguinis
Provocat in arma dextram. 300
Etiamnè vivis, bellua?
Vivis Cruenta pestis?
Peri, sceleste! debitas
Da, crude latro, poenas.
Ades, Dolor; designo te 305
In vindicem nocentis.
Discerpe, lania, contere,
Divelle membra membris.
Dolor. Cruente! dire! perfide!
Iam teneo te. Peribis. (Apprehendit.) 310
Perfidia. Dimitte me, dimitte.
Dolor. Non dimitto te, peribis.
Perfidia. Erumpo. (Elabitur, et tentat effugere.)
Dolor. Non, non effugis.
Est clausa via, peribis.
Perfidia. Heû me! Coarctor undique. (Adstringitur, vincitur.) 315
Dolor. Iam captus es, peribis.
Raptabo te, laniabo te, (Abducitur.)
In mille frusta caedam.
Nemesis. I, lue meritas, impie, poenas.
Semper sequitur, sit tarda licet, 320
Poena nocentes.

Actus Secundus.

Scena Prima.

Tristanus dum ab Angelo de rebus coelestibus eruditur, terretur occursu montanorum lemurum, quos Angelus ad faciendos eidem ludos compellit.

Angelus. Tristanus.

Angelus. Tristane, cernis quanta se passim explicet
Terrae venustas? Montium hinc surgunt iuga,
Hinc densa laetis sylva frondescit comis;
Illinc diserto murmure irrepens, cadit 325
Per querula saxa vitrei fontis liquor.
Ibi in reducta valle vernantes thori
Florumque dulce vulgus aspectum trahunt.
Tristanus. Video, virentis scena tam varia soli
Delectat oculos. Ista sed cuius manu 330
Crevêre?
Angelus. Fecit artifex Dei manus;

Quem vasta terrae machina átque orbes vagi
Stellantis aulae vertice reclini tremunt.
Tristanus. Heû monstra! monstra! dulcis ah! comes iuva!
Angelus. Quid est, quod horres? 335
Tristanus. Monstra terrifica intuor.
Angelus. Istosne lemures extimescis?
Tristanus. Horreo.
Angelus. Non sunt timendi, sunt vagi daemunculi,
Coelo rebelles spiritus; nil his valent
Nocere, summi cura quos Patris tegit.
Vis scire quam sint debiles? iam iam ioco 340
Ludóque fient. Protinus cogam tuis
Servire placitis. Heûs! adeste, ludicri,
Lepidi, miserculi daemunculi! citò huc, citò
Citò properate; facere vos iubeo meo
Ludos clienti. Tu iocos mecum hîc vide 345
Securus.

Saltus Lemurum.

Ite, iam datum satis est iocis.
Tristane, cernis, quanta sit pijs data
Ab axe virtus?
Tristanus. Video: te comite nihil
Posthac timebo. Longa sed nunquid mora
Redire nos domum iubet? graviter feret 350
Absentiam meam Domina mater.
Angelus. Veni,
Solare reditu matris affectus pios.

Scena Secunda.

Dormienti Sigefrido Araldus mortem intentat, sed ab Astulpho impeditur: Accurrit aula, conijcitur in vincula Araldus.

Araldus. Astulphus. Sigefridus. Golo cum Aulicis.

Araldus. Sopornè mersit Principem? Sic est; sopor
Oppressit oculos. Hora vindictae favet.
Aude, anime; facinus antè meditatum occupa. 355
Concussit artus horror, et timor, et furor
Pari duello pectus in partes trahunt.
Cedant timores! iustus exurgat dolor,
Meritásque poenas caedis infandae exigat.
I, stringe ferrum, dextra, sceleratum hauriat 360
Sica haec cruorem. Nemonè è latebris meas
Observat iras? Nemo. Pergamus, gradu
Accedo laneo.
Astulphus. Heus! latro! latro! huc ocyùs
Adeste famuli, adeste proceres!

Sigefridus. Quis mihi
Rumpit quietem clamor? 365
Astulphus. Ah! Princeps, latro
Araldus in te insilijt infestà manu
Neci daturus.
Sigefridus. Araldus?
Astulphus. En profugus metu
Sicam reliquit.
Sigefridus. Ite, fugitivo citi
Instate, capite, sistite.
Astulphus. Ad vocem meam
Exterrefactus fugit, et trepido excidit 370
Funesta sica.
Sigefridus. Caelites! mortem mihi
Araldus? istam gratiis nostris vicem,
Impie, reponis?
Golo. Numini grates age,
Servate Princeps. Providus coeli favor
Tremore subito perfidam afflavit manum. 375
Iam vive laetus. Nempe praesagus dolor
Et antecedens luctus arcano indice
Casum hunc notavit.
Tribunus. En adest praesens reus.
Sigefridus. Invise coelo pariter, et terris latro!
Quis te Megaerae facibus instinxit furor, 380
Ut me cruentà sternere parares manu?
Araldus. Ut te dolore liberarem, quo premi
Iam videris diu.
Sigefridus. Perfide! sceleste! impie!
Ut me dolore subleves, vitam rapis?
Araldus. Cuius te ipsum taedet. 385
Sigefridus. Infandum caput!
Effare, quodnam rapuit ad scelus lucrum?
Araldus. Non lucrum, honesti ratio consilium dedit.
Sigefridus. Ut video, mentem pervicax firmat furor.
Tormenta cogent pectore abstrusa eloqui.
Rapite ad catastas; vinculis manus, pedes 390
Onerate ferro. Astulphe, te columen meae
Agnosco vitae, quamdiu hos artus reget
Vitalis ardor, gratiae acceptae memor
Tibi tuisque serviam.
Astulphus. Grates Deo,
Te protegenti, non mihi, Princeps age. 395
Servata vita Principis nostra est salus.

Scena Tertia.

Geroldus Aulicus litteras accipit ab amico, in quibus testimonio sagae, Genovefae innocentia, et Golonis perfidia detegitur.

Geroldus.

Prô! quantus aulas turbo praecipites rapit!
Nec ipsa vita Principum insidijs vacat.
Sigefridum Araldus, iuvenis imbellis, petit;
Golo Genovefam fraude perfidiae obrutam 400
Trahit in ruinam. Iam patent tandem doli.
Nunquam sepultam nocte perpetuâ Deus
Iacere patitur innocentiam, erigit
Furore pressam et luce conspicuâ facit
Patere mundo. Credat hoc quisquam? Golo 405
Dominam innocentem, scelere conficto ream
Fecit marito. Quódque supremum est nefas,
Magicis Sifridi pectus involvit dolis
Ac in pudicae coniugis caedem impulit.
Comperta res est. Saeva Plutonis nurus, 410
Nutrix Golonis, dum rogum subit rea,
Confessa scelus est. Sic mihi Spirâ meus
Nuntiat amicus. Litterae, o quantum chaos
Solvetis? hic, hic malleus franget tibi,
Golo, cerebrum. Redit in authorem scelus, 415
Et lenta quamvis, certa sed sequitur tamen
Nemesis scelestum. Quid moror? cur Principi
Non trado testes sceleris infandi notas?
Ibo, ibo, tradam. Pereat invisum caput!
Et ecce Princeps ipse prodit, alloquar. 420

Scena Quarta.

Litteras Sigefrido tradit legendas, hinc Dirae in Golonem. Iubetur vinctus Custodiae tradi.

Geroldus. Sigefridus. Astulphus.

Geroldus. Heroë Princeps, hora si vacat, breves
Lege litteras; miranda percipies nova.
Sigefridus. Quis scripsit?
Geroldus. Albericus, antiquâ mihi
Necessitudine iunctus.
Sigefridus. Unde sunt datae?
Geroldus. Spirâ. 425
Sigefridus. Legamus. (Legit.) Summe regnator poli!
Quid lego? (Iterum legit.)
Astulphus. Gerolde, litteras tristes habes.
Eccui minantur?

Geroldus. Tota tempestas ferit
Caput Golonis.
Astulphus. O benè, hoc multis ego
Votis rogavi Caelites, multum mihi
Hic nebulo nocuit. 430
Sigefridus. Magne coelorum arbiter,
Tantumnè facinus mitis et vacuâ manu
Lentus tulisti? Prô! nefande! perfide!
Coelo execrande latro! num parum tibi
Visum est ruina involvere excelsam domum,
Nisi famâ, honore, decore spoliares? atrox, 435
Cruente parricida! non erat satis
Lavisse nostro sanguine incestas manus,
Nisi hunc nefando crimine et ficto probro
Foedè inquinâsses? Impie! O utinam tibi
Sint mille vitae, mille moriendi vijs 440
Poenas repeterem sceleris. I, vade ocyùs,
Astulphe, tetro carceri mandari hanc luem,
Vinctúmque multo vigile stipari iube.
At vos, furoris triste documentum mei,
Animae innocentes, mater, et fili, (heû dolor!) 445
A latere nostro barbara avulsit manus,
Nec dabitur ultrà mutuo aspectu frui.
O me marítum perfidum! O patrem feris
Crudeliorem!
Geroldus. Pectoris motus preme,
Serene Princeps; quidquid in luctum cadit, 450
Scelus est Golonis, error est, Princeps, tuus.
Sigefridus. Sit error, aut sit crimen, est facinus meum.

Scena Quinta.
Araldus in vinculis sortem suam deplorat.

Araldus.

Miserande Aralde! cernis, in quantas tulit
Te sors procellas? dum pius charae studes
Caedem sororis vindice ulcisci manu, 455
Ad mortis ipse limen accedis, iaces
Devota fatis victima; intentat suas
Iam iam secures lictor; errorem manûs
Trepidúmque pectus capite rescisso lues.
O dextra nimium segnis et torpens metu! 460
Cur horruisti? sica cur manu excidit,
Ipsóque in aditu facinus egregium timor
Deseruit? O si mucro scrutatus viam
Subijsset imi cordis arcanas fibras
Animâmque saevam sede abegisset suâ, 465

Quàm mortem adirem laetus? haut timeo mori;
At cadere inulto sanguine sororis pudet.
Ah! fata nostrae prô nimis rigida domûs!
Suspicio falsa, et fraude confictum scelus
Fratri sororem caede funestâ rapit; 470
Fraterna pietas, et animi iustus dolor,
Dum facinus altâ mente conceptum parat,
Fratrem sorori iungit et turpi nece
Transmittit umbris. Hoc tamen mortis meae
Unum est levamen, morte quòd, tristi licet, 475
Iungar sorori. Pande complexus, soror,
Iam venio. Posthac nulla nos dirimet dies.
Moriamur, anime. Forsan è cinere meo
Aliquis resurget ultor indignae necis.

Chorus.

Innocentia Calumnijs obfuscata, operâ Providentiae et Veritatis erumpit in lucem.

Innocentia. Veritas. Calumnia. Providentia.

Innocentia. Ô quisquis astris imperas, 480
Huc ora flecte: Et iuva me.
Calumnijs oppressa sum;
Moeroribus obsessa sum.
Amore suspecta,
Et fraude deiecta, 485
His in latebris
His in tenebris
Inter terrores
Inter angores
Ingemisco, Contremisco. 490
Ah! misera, misera Innocentia!
Ô si quis astris imperas,
Huc ora flecte: Et iuva me.*
Calumnia. Clama, reclama; sidera
Terrâmque votis invoca; 495
Non, non exibis.
In tenebris, in latebris
Sine honore, in dolore
Permanebis.
Veritas. Innocentia! Innocentia! ubi es Innocentia? 500
Innocentia. Hîc sum.

---

* Sowol hier als im 2. Vers dieses Chores hat die Hs.:
Huc ora flecte:
Et iuva me.
ohne ersichtlichen Grund geschrieben.

Veritas. Foras egredere.
Innocentia. Non possum.
Veritas. Quid obstat?
Innocentia. Nubila viam obsident.
Veritas. Perrumpe.
Innocentia. Non possum.
Calumnia. Manebis abdita,
Inclusa tenebris, oppressa nebulis
Manebis, Innocentia. 505
Veritas. Tace, impudens Calumnia!
Premere potes, supprimere non
Potes.
Calumnia. Premendo supprimam.
Innocentia. O sancta Providentia!
Succurre ah! Innocentiae! 510
Providentia. Innocentia! Innocentia!
Agnosco te, te video, sis
Licet infami nocte sepulta.
Ne metue: virtus abdita
Rursum patebit orbi. 515
Cum te consumptam putaveris,
Orieris ut Lucifer.
Cedite, nebulae, cedite, tenebrae,
Cedite, noctes; pressa resurgat
Ore sereno, sole renato 520
Innocentia,
Pressa resurgat.
Innocentia. Resurgo, cedunt nubila
Moestaéque noctis umbrae.
In luce versor aurea, 525
Plus sole iam nitesco.
Innocentia. Veritas. Providentia. Sit pressa licet,
Surgit ab ipsis
Clarior umbris
Aurea virtus. 530

Actus Tertius.

Scena Prima.

Sigefridus in venatione cervam insequens, insperatò incidit in Genovefam et Tristanum. Fit mutua agnitio, itur in gaudia, et amplexus. Sigefridus iubet antè reditum Genovefae in aulam Golonem tolli, reliquos verò Captivos libertati restitui.

Sigefridus. Venatores. Geroldus. Astulphus. Genovefa. Tristanus.

Praefectus Venatorum. Magnanime Princeps, studia venandi calent,

Iam posita sylvis retia, et vastum nemus
Canum latratu resonat. Impatiens morae
Fremit Molossus, bella deposcit Lelaps;
Parata cuncta. Si iubes, cornu auspice 535
Signum per alti nemoris anfractus dabo.

Sigefridus. Perge, et remotis montium primò iugis
Deijce feras, tum siqua propiori gradu
Huc fertur, ocyùs admone, ut iaculo celer
Instem, premámque. Hìc interim modicâ frui 540
Liceat quiete.

Venator. Promptus imperia exequar.

Sigefridus. Miser Sifride! sidere infausto edite!
Écquando longo luctui pones modum?
Natura motu semper alterno vices
Permutat: alto mergit oceano iubar, 545
Iterúmque tollit Phoebus: arboribus comae,
Campísque laetus interit brumâ viror:
Sed veris ortu remeat et campis decus
Virórque sylvis, aura iam Thracis* furit
Concussa ventis, iam levi Zephyro iocos 550
Risúsque spirat; omnia alternant vices.
Solus ego luctu perpete oppressus mei
Finem doloris nescio. Increscit morâ
Virésque ab ipsis pertinax annis capit.
Septena cecidit falce messoris seges, 555
Ex quo serena nulla mihi fulsit dies.
Nox nulla vacuas lachrymis vidit genas.
Cervos sequuntur aemuli** cursu pedes,
Stat mente fixus, nec loco patitur dolor
Sese moveri. (Auditur cornu venatorium.) 560
Buccina adventum ferae
Proclamat.

Venator. I, Princeps, citò propera, huc salit
Cursu fugace cerva: venientem occupa.

Sigefridus. Accurro.

Geroldus. Princeps parte quâ flexit gradum?
(Iterum auditur cornu venatorium.)
Cornu remugit; praeda vicinà imminet.

Sigefridus. Hâc cerva fugit semitâ, hanc subijt specum. 565
Scrutemur. Ecquid video? portenta! mulier
Hoc latitat antro, pone procumbit fera.
Coelo supinas mente suspensâ manus
Attollit, accedo propius. Libet alloqui:

---

* Hs. tragicis. ** Hs. aemulos.

Salveto, magni Numinis cultrix! 570
Genovefa. Quis ô,
Quis me suavi Caelitum alloquio abstrahit?
Ah me!
Sigefridus. Quid est ⟨hoc⟩? lumine intento polis
Immota perstat. Parce, quod sacram tibi
Rupi quietem. Principis siquid preces,
Dilecta superis, ponderis habent, huc sacros 575
Adverte vultus et brevi alloquio bea.
Éffare, quis casus, aut sortis furor,*
In hanc coegit nemoris umbrosi specum?
Quo genere, quâve te domo natam rear?
Genovefa. Ah! Domine, mulier misera sum, clarâ domo 580
Inter Brabantos nata; me sors huc tulit
Nimiùm sinistra, quando non alio loco
Secura poterat stare mihi vita et salus.
Eram marito nupta, qui quantùm potens,
Tantùm in ruinam coniugis nocens fuit. 585
Suspicio falsa, facilis et nimiùm fides
Mei, suíque filij suasit necem.
Nec viveremus amplius; satellites
Si tam fuissent ad exequendum citi,
Ac ad ferendum mortis edictum fuit 590
Praeceps maritus.
Sigefridus ⟨(Secum)⟩. Pectus attonitum stupet;
Ni scirem atroci funere necatam, meam
Esse Genovefam crederem; stirpis decus,
Suspicio falsa, coniugis potentia,
Statuta caedes, cuncta conveniunt. Et est 595
Haud forma dispar. Fare quod nomen tibi?
Genovefa. Sum misera, sum proiecta, sum dirae neci
Adiudicata, teste sed coelo innocens
Genovefa.
Sigefridus. Quid? Genovefa!
Genovefa. Sum coniunx tua
Genovefa. 600
Sigefridus. Vivis? dulcis ô coniunx mea
Genovefa, vivis? tenè praesentem intuor?
Es, es mea Genovefa! prô me perditum!
Dignum, tonante quem Deus feriat manu!

---

* Dieser Vers ist um eine Sylbe zu kurz. Vielleicht wird er in Hinblick auf Sen. Phaedra 867: Effare aperte quis gravet mentem dolor am besten geheilt: Effare aperte quis u. s. w., wobei jedoch die dann nothwendige Verschleifung des Wortes cāsus stört. Oder: Effare, quis *te* casus . . . .?

Egonè tantum persequi potui decus?
Genovefa! parce, parce! me sacris sine 605
Libare plantis basia et dirum nefas
Eluere lachrymis.

Genovefa. Surge, Sigefride, et Deo
Grates repende, cuius arbitrio fluunt
Sortis secundae, sortis adversae vices.
Hic de nigrante turbine serenum diem 610
Prodire iussit. Pone lamentis modum,
Ignosco, praeceps quidquid admisit furor,
Etiam Goloni.

Sigefridus. O mentis heroae decus!
O sidus orbis! ergo tam facile reo
Veniam nefandi sceleris indulges? 615

Genovefa. Tuum
Non est, Sifride, crimen, est error tuus.

Sigefridus. Est crimen ingens, coniugi innocuae necem
Statuisse.

Genovefa. Sed vivo tamen, vivit meus
Tuúsque natus.

Sigefridus. Vivit? ah! ubi latet?

Genovefa. Tristane. 620

Tristanus. Quid iubet domina mater?

Genovefa. Fugis?
Subsiste.

Sigefridus. Meritò barbarum fugit patrem.

Genovefa. Ubi fuisti?

Tristanus. Pauculas in prandium
Radiculas legi.

Sigefridus. Ah! dolore mihi cor rumpitur,
Miseranda soboles! Principe heû! natum domo
Ad has coëgit genitor immites dapes. 625

Genovefa. Tristane, cernis saepè quaesitum tibi
Dominum parentem?

Tristanus. Meus hic est dominus parens?

Genovefa. Est, nate, dulci basio dextram patris
Venerare.

Sigefridus. Prô! natura, quàm teneros cies
Motus medullis! dulcis ô fili! patre 630
Meliore digne!

Tristanus. Recipe me dulcis pater.

Scena Secunda.

Imperio Sigefridi iubetur Golo tolli è medio, antequam in aulam redeat Genovefa.

Personae Priores, quibus accedunt Aulici et Venatores.

Geroldus. Astulphe, propera, cerne.
Astulphus. Quid video? stupet
Perplexus animus. Principem affari libet.
Sigefride, ubique quaereris.
Sigefridus. Non est, mei
Quòd cura vos sollicitet, in praedam incidi, 635
Quâ nulla melior poterat optari mihi.
Ecce Genovefam!
Astulphus. Coniugem tuam?
Sigefridus. Meam.
Astulphus. Nunquid necari iusseras?
Sigefridus. Iussi, tamen
Dei favore vivit, et vivit simul
Dilecta proles. 640
Astulphus. Monstra mihi narras.
Sigefridus. Ità est;
Quae providente Numen effecit manu.
Astulphus. Gerolde, quid videtur? et formae decor,
Et lineae oris esse Genovefam docent.
Geroldus. Est ipsa; mores, forma, frons, oculi probant.
O sancta Princeps! ergo crudeles manus 645
Diri Golonis salva fugisti? O Deus!
O Innocentum tutor!
Genovefa. Est clemens pater.
Premi innocentes patitur, at non opprimi.
Astulphus. Quis ille cultu squallidus, vultu puer
Decorus? 650
Genovefa. Est Tristanus.
Astulphus. Umbroso editus
Carceris in antro?
Genovefa. Est ipse.
Astulphus. Liceat osculo
Teneras vereri principis nostri manus.
Genovefa. Permitte, nate, quid times? primos patris
Cernis ministros.
Astulphus. Astra te servent diu,
Generose sanguis. 655
Tristanus. Quot homines, domine parens.
Capitnè famulos una tam multos domus?
Sigefridus. Ah! innocens iuventa! mox nostram domum,
Tristane, cernis. Perge celerato gradu,

Astulphe, cultu regio instaura lares,
Dignámque reditu principum pompam instrue. 660
Astulphus. Mandata peragam; nuntio laeto domum
Recreabo totam.
Sigefridus. Tu, Gerolde, ne impio
Festae diei gaudia aspectu Golo
Vitiet, prius quam limen attingat redux
Genovefa, meritas perfidum in poenas trahe. 665
Pereat, quaternis raptus in partes equis.
Reliquos latebris carcerum clausos iube
Vinclis resolvi, et liberos poene metu
Securitati reddi, etiam Araldum. Dies
Sic laeta poscit, coniugi inventae sacra. 670
Geroldus. Properabo, gratum laetus officium exequar.

Scena Tertia.

Adsunt famuli Genovefae servatores, quibus praemia decernit Sigefridus.

Personae Priores. Accedunt Praefectus Venationum. Venatores duo.

Praefectus Venat. Adsunt ministri, Golo queis curam dedit
Caedis patrandae.
Sigefridus. Cur latent?
Praefectus Venationum. Vultum timent
Tuum subire.
Sigefridus. Causa quae timidos facit?
Praefect. Ven. Neglecta iussa Principis. 675
Sigefridus. Vanus timor.
Veniant; favores Principis largos ferent.
Venator 1. Ah! parce, Princeps, parce malefidis, tua
Ad iussa lentis! testis est Deus, manum
Ab innocentûm caede vis sublimior
Retraxit; omnis cecidit immitis furor. 680
Genovefa. Sigefride, siquid coniugis preces valent,
Hos tu favore plurimo ornabis, meae
Vitae parentes alteros.
Sigefridus. Faciam, suae
Humanitatis uberes fructus ferent.
O vos beatos! astra vos longa beent 685
Salute! vobis praemia et largas opes
Promitto; vobis iura nobilium, meos
Inter ministros gratiae primum locum
Decerno. Sed quî caedis infandae fides
Facta est Goloni? 690
Venator 2. Se obvium tulit canis,
Huius resectam faucibus linguam fero

Caedis patratae tesseram et facio fidem.
Sigefridus. Agnosco magni providam manum Dei,
Reddam benigno Numini grates. Ubi
Stat hospitalis coniugi et nato specus, 695
Magnifica surgent templa, et interim, mea
Genovefa, mecum repete desertos lares.

Scena Quarta.

Golo raptatur ad supplicium, reliqui captivi absolvuntur â vinculis.

Sigefridus. Golo. Geroldus. Araldus. Captivi.

Geroldus. Huc siste vinctos. Iusta quid possit Themis,
Quid gratia et favor, ista documentum dies
Praebebit orbi. Ades, sceleste proditor, 700
Crude innocentûm carnifex? Tandem tuo
Irata capiti fulmen ultrici manu
Nemesis coruscat. Tarda procedat licet,
Sequitur tamen scelestum et ingenti premit
Pondere furoris. Principis sententiam 705
Audi: quaternis tractus in partes equis
Sceleris nefandi Golo supplicium ferat.
Golo. Ergo moriendum est? nulla spes veniae est super?
Sigefride! vetera nil valent merita? ah! pie,
Mitesce, Princeps. 710
Geroldus. Comprime querelas, latro.
Iam te innocentûm manus [!] ad poenas vocat.
Golo. Clementia! Sigefride! Clementia!
Geroldus. Sile,
Sceleste nebulo, nulla iam clementia;
Iustitia ferrum stringit et forum obtinet.
Golo. Heu! nimis acerba poena delictum premit, 715
Sigefride! poenam mitiga.
Sigefridus. Nulla est tuo
Par poena sceleri, rapite funestam luem,
Meritum cruentâ morte supplicium luat.
Golo. Heû! dura mors! cruenta mors! horrenda mors!
Heû! Heû! 720
Geroldus. At vos resolvi vinculis Princeps iubet.
Demite catenas. Ite securi, metu
Poenâque Princeps liberat.
Captivus. Laetum diem!
Post longa tandem vota libertas redit.
Araldus. Unde hic, Gerolde, Principis tantus favor? 725
Geroldus. Iterum repertae festa Genovefae dies
Istos favores attulit.
Araldus. Quid audio?

Genovefa vivit? Principis coniux?
Geroldus. Ità est.
Genovefa vivit; iámque felici lares 730
Reditu beabit.
Araldus. O beatum me! licet
Reduci referre gratias?
Geroldus. Nemo vetat.
Mens grata nunquam displicet.
Araldus. Reducem iuvat
Hîc opperiri.
Geroldus. Non prohibeo; mox redux
Aderit in aula.

Scena Quinta.

Genovefa in aulam reducitur. Araldus cum liberatis captivis Sospicatrici gratias agit. Agnoscitur frater Genovefae; hinc nova gaudia, et plausus aulicorum.

Astulphus. Sigefridus. Genovefa. Araldus. Geroldus. Marquardus. Tristanus. Ephebi. Aulici. Saltatores.

Astulphus. Tolle festivum caput
Diémque laetus publico plausu exige, 735
Quicunque nostram Principi fidus comes
Sectaris aulam. Limina salutat redux
Genovefa, et almum laribus augustis iubar
Aspirat oris gratiâ. Iam iam venit,
Longúmque ducit pompa solennis chorum. 740
Sigefridus. Quantis inundor gaudijs, dum te, mea
Genovefa, reducem video! salve millies
Desiderata, vita, delicium, quies
Amórque noster. Squallidos luctu lares
Iterum serenae frontis aspectu leva. 745
Geroldus. En tota nutus aula reveretur tuos,
Genovefa, felix vive, et aeternùm impera.
Genovefa. Sigefride, Proceres, reliqua famulantûm cohors,
Non me imperandi cura, sed vestris tenet
Ardor studendi commodis. Si quid valent 750
Obsequia nostra, singulis prompta offero.
Marquardus. Tristane, dulcis hospes, et posthac meae
Pars melior animae, studia ni renuis mea,
Tibi famularem spondeo ad nutus manum.
Tristanus. Me me decet servire; quid melius agam 755
Tamdiu moratus abditas inter specus.
Araldus. Veneranda Princeps, gratiae acceptae reum
Me sisto; gratam patere me signo palàm
Mentem probare. (Osculatur et premit manum.)

Genovefa. Quid, impudens, agis? 760
Sigefridus. Quid hoc!
Etiam molestus coniugi es? rapite citò,
Rapite ad catenas.
Araldus. Parce, Sigefride, me amor
Ad osculandam Principis charae manum
Impulit.
Sigefridus. Amor! proterve, revereri decet,
Sed non amare coniugem nostram ⟨licet⟩.
Araldus. Licet meam sororem amare. 765
Genovefa. Desipis.
Araldus. Meam mihi sororem amare licet.
Sigefridus. Soror haec tua?
Araldus. Genovefa, sum Clotarius frater tuus.
Nostinè gemmam hanc, lineas oris vide.
Genovefa. Sigefride, frater est. Numen, ô quanto meos
Luctus rependis foenore? 770
Sigefridus. In saxum migro,
Stupore fixus.
Genovefa. Dulcis ô frater! quis huc
Te casus, aut quae causa peregrinum tulit?
Araldus. Tui amor, et odium Sigefridi.
Genovefa. Coniugem
Odio habuisti?
Araldus. Et caedere inimicum quoque
Futt voluntas. 775
Genovefa. Cur?
Araldus. Sororis ut necem
Nece vindicarem.
Sigefridus. Digna generosâ indole
Decreta mentis. Perime, Clotari, feri,
Merui, sororem vindica.
Araldus. Absit hoc: Dei
Potius adora Numen, et laetum diem
Maeroris expers age. 780
Astulphus. Sigefride, ad tua
Stat iussa promptus nobilis quaternio.
Si non renutas*, publicum plausum dabit.
Sigefridus. Placet; beata veniat in plausum dies.

Saltus. Finis.

O. A. M. D. G.

* Hs. renuas; ist wegen der Kürze des Vocals unstatthaft.

Zur Textkritik von Goethes „Geschwistern“.

Von

Robert Boxberger.

Herr G. Kestner in Dresden, dem das „Archiv“ schon viele Mittheilungen verdankt, besitzt auch eine von Goethe selbst durchcorrigierte Abschrift der „Geschwister“, mit der er Kestners Grosseltern ein Geschenk machte. Allerdings ist Goethes Correctur nicht sehr sorgfältig und scheint nur nach dem Gedächtnisse gemacht zu sein; es fehlen Worte und ganze Sätze, einmal hat Goethe einen Satz mit Verweisung auf die letzte leere Seite des Manuscriptes eingefügt. Was also diese Handschrift weniger hat als der gedruckte Text, wird eine auf Rechnung der Nachlässigkeit des Abschreibers und des Correctors zu setzende Auslassung und darum beizubehalten sein; was sie aber mehr hat, wird man unbedingt als von Goethe herrührend und durch die Nachlässigkeit des Setzers ausgefallen anzusehen und darum in unsern gewöhnlichen Text wieder einzusetzen haben, und zwar sind dies bisweilen ganze halbe Zeilen, die meist durch Homoeoteleuton ausgefallen sind. Der Vollständigkeit halber gebe ich aber auch die minder wichtigen Varianten, selbstverständlich nach dem sorgfältigen Text der Hempelschen Ausgabe (VI, S. 183 ff.). Nur die offenbaren Schreibfehler übergehe ich.

Hempel VI, S. 183, Z. 2 f. fehlt.

S. 184, Z. 3: Mariane (so auch meist im Text, aber nicht durchgängig). Nach Z. 5: Knabe.

S. 185, Z. 1: Papiere. Z. 3: sollt's. Z. 7: „(kommt)“ fehlt (auch sonst im Text; vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 11 mir's. Z. 13 u. 20: gerad. Z. 14: sagt. Z. 16: „just“ fehlt. Z. 26: thusts nicht. Z. 28: hier verglich. Z. 29: hälst (bekanntlich auch sonst Goethe-

sche Schreibweise; ebenso S. 197, Z. 32; vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 30: Herzen, mit ganz.

S. 186, Z. 8 u. 20, S. 188, Z. 41, S. 189, Z. 14: hab. Z. 11: darfsts (vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 15: hernach so bei. Z. 33: „heiliger“ fehlt.

S. 187, Z. 11: öfter. Z. 12: Wenn Du sie hättest kennen sollen,. Z. 13: Statt „war“ stand zuerst: „ist“. Z. 17: zu sehn gekriegt hat. — Schattulle. Z. 20: gerne (ebenso S. 192, Z. 37, S. 197, Z. 27; vgl. Hempel VI, S. 216). — heut. Z. 30: habe. Z. 32: denn (vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 35: Male. Z. 39: hielte. — Jahr zu. Z. 41: zusehens. Z. 42: ahndest (vgl. Hempel VI, S. 216).

S. 188, Z. 1: und konnte die Erde nicht. Z. 6: stand früher „konnte“ und „las“. Z. 8: sie wäre noch. Z. 11: Thüre (vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 12: mit dem Kinde. Z. 14: Errinnerungen (sic, auch S. 193, Z. 13) nicht zu oft. Z. 29: Wenn's dir. Z. 30: soll. Z. 31: Knaben. Z. 34: heurathen (ebenso S. 190, Z. 20, S. 194, Z. 4. 14 und sonst). — viel. Z. 37: „meine“ nicht unterstrichen.

S. 189, Z. 2: mit ihn (sic) abgeben und ihn. Z. 3: und ihm zu essen. Z. 6: Hause. Z. 7: Wilhelm) Hier gieb. Z. 9. 11 u. s. f. vor sich (vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 10: Hier dem Herrn (ohne Komma, wie oben). Z. 13: Unterhalte. Z. 17: Sternenhimmel nur Einem (sic). Z. 23: heftig lieben, sie soll nicht heftig lieben. Z. 29: Marianne und Fabrice. Z. 34: Schlafkammerade. Z. 37: komme. Z. 39: zu Schlaf.

S. 190, Z. 13: Kopf flog. Z. 16 f.: in einer Stadt mit ihm wohnten, hies das. Z. 22: dreie. Z. 33: Coffee. Z. 36: setz. Z. 37: mess. Z. 38: genung (ebenso S. 196, Z. 41; S. 199, Z. 36). Z. 39: ungedultig.

S. 191, Z. 4: bös — peinigt. Z. 15—20 fehlen. Z. 22: dazu sagen. Z. 26: thun, was sie (sic) für den Bruder thaten, Sie. Z. 28: zählen. Z. 30: Alles werden. Z. 34: stemmt und niedersieht. Z. 41: sorgt! — Z. 42: eins, das.

S. 192, Z. 3: fühle. Z. 8: der auf alles. Z. 9: Hand zu bieten? Z. 10: wärs die. Z. 18: lang (ebenso S. 198, Z. 4). Z. 19: vermuthen.

S. 193, Z. 8 statt „Sache“ früher „Ding“. Z. 9: Ohnedess. Z. 10: Statt „Menschen“ früher „Kerls“. Z. 17: Wilhelm. Fabrice. Z. 20: ist's immer eine. Z. 24: Kässfrau. Z. 25: bein (sic) Stümpfchen. Z. 28: glaube. Z. 31: treibt, kriegt man. Z. 33: groschenweis verdienen soll. (Er steht. Z. 34: ist's. Z. 35: viel (vgl. Hempel VI, S. 216). Z. 39: recht zu sagen. Z. 40: doch sagen, was. Z. 42: statt „sitzest“ früher „sässest“.

S. 194, Z. 2: Statt „dächte“ früher „habe gedacht“. Z. 4: Statt „einnehmen“ früher „haben“. Z. 21: sie mir. Z. 22: Wie! Z. 28: Ach, wie wohl weiss ich's! Soll ich Dir Alles vorerzählen. Z. 34: haben wirst. Z. 35: den Du kennst.

S. 195, Z. 1: hab keinen. Z. 4: gieb Du mir. Z. 7: Wort! Z. 9: sagt, als. Z. 18: begreif. Z. 23 f.: Ich ahndets! (vgl. Hempel VI, S. 216.) ich fühlte es! Z. 34 f.: „ich — Tochter“ fehlt.

S. 196, Z. 15: bist Du so. Z. 26: still. Z. 29: Ach! Z. 31: dachts. Z. 37: ein. Z. 42: gieng. Z. 43: von Herzen.

S. 197, Z. 6: Dass das nicht werden kann. Z. 7: mit mir geredt. Z. 13: vorher, immer. Z. 19: ich sag Dir nicht. Z. 29: Spas, wenn. Z. 30: wenn wir nur so zusammen sind! Z. 34: doch noch eine Frau,.

S. 198, Z. 6: war — Siehe, ich fühlte. Z. 12: Mandewille. Z. 14 f.: war's ganz ernsthaft. Z. 23: wenn's ans Bundriemen kam (jetzt: wenn's an die Entwicklung kam; vgl. Grimm, Wörterbuch u. d. W. Bindrieme und Bundrieme). Z. 26: Fort, Fort! Z. 33: (auffahrend in unendlichen Thränen an ihrem Hals.).

S. 199, Z. 9: geb. Z. 10: seh — ists. Z. 14: wallfahrtest! Sieh. Z. 35 f.: werdet Zeit genung. Z. 39: möglich —.

Zu Ehren Johann Heinrich Mercks gegen Herman Grimm.

Von Karl Wagner.

I.

Herm. Grimm hat seine i. J. 1874/5 an der Universität zu Berlin gehaltenen 25 Vorlesungen über Goethe i. J. 1877 (Berlin im Verlag von Hertz) in zwei stattlichen Bänden von je über 300 Seiten veröffentlicht. Und welcher Leser wollte nicht freudig anerkennen, dass es ein rühmlicher und in vielen Beziehungen sehr gelungener Versuch war die organische und harmonische Entfaltung der geistigen Kraft Goethes darzustellen, die universelle Begabung des Dichters, den ganzen Umfang seiner Empfindungen, den Gehalt seiner Werke, den Grad der Einwirkung der ihn umgebenden Verhältnisse und Persönlichkeiten, namentlich der ihn zeitweise beseelenden Frauen ins klare zu setzen, kurzum seine Gestalt in grossartigen Zügen und das schöpferische wirken und walten seines Geistes in einem treffenden Lebensbilde zur Anschauung zu bringen.

Um sogleich den Höhepunct zu bezeichnen, den Grimm den Goetheschen Dichtungen aneignet, heben wir vorweg einige Stellen aus der 24. Vorlesung aus: „Faust ist Goethes schönstes, grösstes und wichtigstes Werk, würde genügen, Goethe zu unserm grössten Dichter zu machen, auch wenn alles Uebrige niemals von ihm geschrieben worden wäre. Legen wir nicht nur Goethes übrige Dichtungen, sondern unsre ganze poetische Litteratur auf die andre Schale und warten wir ab, welche sinkt. Faust ist für uns Deutsche der Herrscher unter den übrigen Figuren der gesammten europäischen Dichtung. Hamlet, Achill, Hektor, Tasso, der Cid, Frithiof, Siegfried und Fingal: all diese Gestalten erscheinen unsern Blicken nicht mehr ganz frisch, wenn Faust erscheint. Das Licht, das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenschein, während Faust in voller Sonne steht."

Können wir uns auch bei aller begeisterten Bewunderung der Goetheschen Dichtung zu solcher Ekstase nicht erheben, so stimmen wir doch der unsrer Volksmeinung widersprechenden Behauptung Grimms bei, dass Goethe zu den vornehmsten Gründern unsrer deutschen Freiheit und politischen Einheit gehöre, nicht wie Arndt, Fichte und andere patriotische Dichter und Schriftsteller durch unmittelbar

einwirkende Werke, sondern insofern, als er wie Schiller höhere menschliche Gestalten und Volksbestrebungen in ihrem handeln leibhaft vorgeführt, und auch dadurch, dass er durch seine Schöpfung einer einheitlichen wissenschaftlichen und Kunst-Sprache aller gebildeten in Deutschland das Einheits-Gefühl und Bedürfniss auch im staatlichen Leben nährte und so gleich Homer und Dante, welche die höhere, die geistige Einheit ihrer Nationen geschaffen, gewisse Gedanken und Erkenntnisse erweckt hat, die uns zu Siegen führten und sie zu benutzen lehrten. Dess war sich auch Goethe selbst bewusst, als er schrieb:

„Ihr könnt mir immer ungescheut, wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat Er euch befreit, ich von Philisternetzen."

Ein anderes Zeugniss für Goethes deutsche Gesinnung wird richtig aus dem einzigen seiner grösseren Gedichte gezogen, das ihm im hohen Alter noch Freude machte, wenn er es wieder las. „Dorotheas Gestalt steht so fest auf dem Boden des Vaterlandes, wie keine andre der deutschen Dichtung entsprungene Gestalt. Nur eine Schwester hat sie, welche Goethe nicht gekannt haben mag: Gudrun. Die sitt lichen Conflicte erwachsen in der Goetheschen Dichtung aus dem Gegensatz des deutschen Charakters zu den Ereignissen, welche eben von den nächsten Nachbarn zu uns ins Land getragen werden. Dorothea empfängt dadurch eine besondre Mission. Sie tritt für die höchsten Gedanken ein, welche die Zeit bewegen. Sie erscheint als Vertreterin jener gesunden Gesinnung, die nicht darin besteht, dass man sich an das Alte anklammere, sondern dass man das Gute mitzuerhalten wirke und die Ruhe in natürlicher Thätigkeit als den Preis des Lebens ansehe."

Der sachliche Reichthum des Buches findet eine durchweg geistvolle Behandlung in einem eigenartig selbständigen Stil, einer zuweilen wie beim sprechen elliptischen Satzbildung und einer bilderreichen, poetische Vergleichungen liebenden und zuweilen in Hyperbeln auslaufenden Sprache. Von letzteren einige Proben: „Goethe hat unsre Sprache und Litteratur geschaffen". Der Dichter des Heliand, die Minne- und Heldensänger, selbst L u t h e r, K l o p s t o c k, L e s s i n g, W i n c k e l m a n n sind nach Grimms Annahme nur Ausnahmen, sie schufen nicht eine Durchschnittsbildung. — „Goethe stand erhaben über Liebe und Abneigung." Einen Olympier, der über der Welt throne, nenne ihn Jean Paul. Dem niemand etwas geben könne, der sich selber genug sei. Damit wird er der Menschensphaere entrückt, und er liebte und zürnte doch so heftig und wurde ebenso geliebt und angefeindet, wie schon sein Gedicht „Recensent" und der Anlass dazu zeigt. — „Der ionische Dialekt war die Sprache der behaglichen Prahlerei mit Abenteuern." Aber nicht nur Homer, der die Heldenthaten des Volkes singt, auch Herodot, der Vater der Geschichte, der seine nächste Vergangenheit, die Freiheitskämpfe

der Hellenen mit historischer Treue und fast kindlicher Naivetät erzählt, schrieb im ionischen Dialekt.

„Goethes Hexameter sind nicht geringer als die Platens, im Gegentheil, weil sie unentbehrliche Erweiterungen der uns gestatteten Freiheit sind.“ Nun, hochtonige Silben tonlos zu brauchen ist doch nicht gut zu heissen. Grimm ist eben Enthusiast für alles, was Goethe denkt und thut. Zu seiner vollendeten Entwickelung musste auch alles so kommen, wie es kam. Es gilt fast das Urtheil, das Schiller über Moritz, den Metriker, aussprach: „Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, und die sich soweit erstreckt, dass er seine mittelmässigen Producte zu Kanons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgang zurückgehalten.“

Solchen übersprudelnden Lobpreisungen und nicht wenigen effecthaschenden Aussprüchen Grimms stehen psychologisch und historisch wolbegründete Erörterungen zur Seite, so über Goethes Stellung zum Herzog Karl August, zu Herder, Wieland, Lavater, Jacobi, W. v. Humboldt und vielen Berühmtheiten seiner Zeit, namentlich zu Schiller. Hiebei wird das gegenseitige einwirken der beiden Dichterfürsten, die „wie zwei Flüsse zu einem grossen Strome gewaltiger Wirkungen sich vereinigen“, beleuchtet und gerade aus der Verschiedenheit ihrer Naturen die Unerschöpflichkeit ihrer in stetigem Wachsthum sich ausbreitenden Freundschaft nachgewiesen und in dem Leser die Ueberzeugung erweckt, dass der jüngere Dichter den älteren wahrhaft verjüngt, wieder begeisterungsfähig und schöpfungsfreudig gemacht habe, wogegen jener mit neuen Anschauungen und Ideen bereichert den Eifer eines Schülers mit der Kritik eines Mannes vereinigt, der sich als gleichstehend empfindet. Ausserdem wird Goethe als Anhänger Spinozas, als autodidaktischer Naturforscher, als Staatsmann der alten Schule, als Politiker nicht handelnd, in aristokratischer Lebensanschauung, ohne zutrauen zur deutschen Volkskraft und von ihr überrascht dargestellt und die Umgestaltungen unsrer Zeit mit kurzen Strichen, oft in treffendsten Bildern gezeichnet. Dass jedoch die aristokratische Gesinnung nicht die alleinherrschende in seiner Brust war, dass vielmehr auch die Volksliebe darin Raum und Wärme hatte, das zeigen die von Abeken*

* Abeken: Goethe in den Jahren 1771—75. Hannover, 1861. G. v. Loeper: Goethes Dichtung u. Wahrheit mit Einl. u. Anm. Berlin. — Wie entschieden Goethes Egmont für die Volksrechte im Gegensatz zu fürstlichem Despotismus eintritt und ihm dafür von der Freiheit im himmlischen Gewande der Lorbeerkranz gereicht wird, ist allbekannt, minder die thatkräftige Hilfe, welche der Dichter persönlich den Volkskreisen in deren Noth und Gefahr brachte, was in vorgenannten Schriften berichtet ist.

und Loeper mitgetheilten Züge und Aeusserungen seiner herzlichen Freude, unter dem sogen. gemeinen Volk sich zu bewegen und für dasselbe mit Muth und Entschlossenheit sich zu regen. Einem demokratischen Regiment erkannte er allerdings keine Berechtigung zu; ein patriotisches aufstehen des deutschen Volks war ihm nicht im Traum erschienen; mit 64 Lebensjahren fehlte ihm das Jugendfeuer des um 7 Jahre, älteren Blücher und des um nur 8 Jahre jüngeren Reichsfreiherrn v. Stein. „Wol sah er, wie A. v. Humboldt, den Sieg der liberalen Ideen unaufhaltsam heranrücken." Beide glaubten aber auch, dass „das Zuthun des Privatmanns das welthistorische Heranschreiten der Bewegungen, welche dann Europa erschüttern würden, nicht beschleunigen könne. Sie begnügten sich die Nebenrolle des politischen Mephisto zu spielen und *pro virili parte* für die bevorstehenden Stürme an der Arche Noah im voraus mitzuarbeiten, in welcher während der Zeit der hohen Gewässer alle unsre geistige Arbeit eingeschlossen den Winden und Wogen preisgegeben wäre. Goethe offenbarte in den letzten zehn Jahren ein volles Verständniss der Zeit. Allein er wusste sicher, dass er den Umschwung nicht mehr erleben werde."

Ueber Goethes Grundrichtung in Politik und Religion gibt uns Abekens Darstellung mehr positives als Grimm. Dort lesen wir Goethes eignes politisches Programm: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines politischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besondres Land, keine besondre Provinz gebunden ist. Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung und Denkweise zu veredeln, wie soll er da patriotischer wirken?"* Dazu bemerkt Abeken: „Wir würden den Dichter, dessen wir uns freuen, dessen höhere geistige Theilnahme an den Leiden, an der Erhebung seines Volkes wünschten, nicht haben, ohne diese Eigenthümlichkeit". Doch hat in Schiller der Radicalismus, in Rückert und Uhland der Politiker den Dichter nicht aufgezehrt. Und auch Grimm hat Hermann und Dorothea als eine patriotische That anerkannt und Goethes Wort, als er aus Italien heimkehrte: „Ich bringe viel Vaterlandsliebe mit" nicht als Phrase angesehen. — Ueber Goethes Christenthum ist das von Abeken aus Eckermanns Gesprächen mitgetheilte von dem Dichter zwölf Tage vor seinem Tod gesprochene Wort entscheidend: „In den Evangelien ist der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausgieng und die so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei,

* Eckermanns Gespräche mit Goethe II, 100.

ihm anbetende Ehrfurcht zu beweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Göttlichkeit." — Episodisch werden von Grimm mancherlei Zeitverhältnisse besprochen, dabei auch Vergleichungen der damaligen und jetzigen Erziehung, Berufsbildung und Stellung des weiblichen Geschlechts eingeflochten und namentlich ein anziehendes Bild von Schillers Gattin entworfen, die als „stillwaltendes Element die dritte im Bunde der Freundschaft der beiden Dichter ist. Mit inniger Verehrung werden schliesslich Goethes letzte Jahre wie die eines alttestamentlichen Patriarchen geschildert, die Zeit, da er „des Lebens sinnig sich erfreuend mit heitrer Erwartung, mit echt menschlicher Neugier jedem neuen Tag entgegensah und sich vor allem mit der Jugend in Berührung zu halten bestrebt war. In jener Zeit der politischen Zerrissenheit und dumpfen Schweigens im öffentlichen Leben war die Verehrung für Goethe eins der wenigen vaterländisch gemeinsamen Gefühle, welche offen bekannt werden durften. Und hierin liegt Goethes politische Wirkung höchster Art."

Dies mag genügen, um auf die Fülle der Anziehungspuncte und Vorzüge des Grimmschen Werkes hinzuweisen, wofür dem Verfasser Dank und ehrenvolle Anerkennung der gebildeten Welt gebührt.

II.

Je sorgsamer Grimm die Gaben des Geistes und die Regungen des Herzens bei andern Genossen Goethes abzuwägen bemüht war, desto mehr muss es befremden und entrüsten, dass er sich an den Manen Mercks wie verblendet dadurch vergangen hat, dass er

1) die Goethesche Charakteristik Mercks trotz ihrer unleugbaren Einseitigkeit für vollständig und zutreffend angenommen,

2) in eben dieser authentischen Schilderung Mercks das diesem zuerkannte Praedicat „edel" weggelassen,

3) behauptet hat, Goethe sei stets ohne Sehnsucht nach Merck und ohne Respect vor ihm gewesen,

4) dass er, ohne sich mit Mercks Leben, thun und Schriften vertraut gemacht zu haben, sich vermisst denselben als den Doppelgänger des Faustschen Mephisto darzustellen, als eine gemeine Natur, der alles positive und schöpferische aus eigner Initiative abgegangen, aber eine diabolische Anziehungskraft eigen gewesen sei.

Und wie die leichtgläubige Menge für jede Geistesrichtung sich gern einen Repraesentanten in den Mund geben lässt und so z. B. den ehrwürdigen Taubmann als Witzbold und Spassmacher verlästert, so geht auch der Name des hochverdienten Joh. H. Merck, der seiner Zeit ein reinigendes Element des litterarischen Dunstkreises war, jetzt als der leibhafte teuflische Geist der Verneinung in der bethörten Welt um. Zur Widerlegung dieser Ansicht und

zur Begründung der gegen Grimm erhobenen Beschwerden das folgende, wozu uns hauptsächlich Grimm selbst die Waffen in die Hand gibt.

Zu 1). Die gegen zwanzig Jahre nach Mercks Tod (1791) unter dem Titel: Dichtung und Wahrheit von Goethe verfasste Selbstbiographie ist eine dichterische Darstellung wirklich erlebter Ereignisse, Zustände und ihm näher getretener Persönlichkeiten, jedoch nicht ganz frei von chronologischen Verschiebungen und Irrthümern, „da die Ereignisse in seiner Erinnerung eine mythische Gestalt angenommen hatten.“ Goethe sagt selbst: „Kein Zug, der nicht erlebt, keiner, wie er erlebt war. Ich nannte das Buch so, weil es höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt.“ Zu Gedächtnissfehlern gehört z. B. die Meldung, dass Herder sich über den ihm im Manuscript zugesendeten Götz unfreundlich und hart geäussert habe, während das Gegentheil und der unschätzbare Einfluss von Herders Urtheil aus dessen brieflichem Nachlass zu Tag tritt. Die Goethesche Erläuterung des Buchtitels legt sich Grimm so aus: „Goethe wollte sagen, dass er aus seinem Leben nur die Thatsachen zur Erzählung ausgesucht habe, welche seinem rückwärts sehenden Auge als Stufen seiner höheren Entwicklung erschienen. Indem er das Uebrige fortliess, empfieng das von ihm Gewählte eine einfachere, edlere, mehr künstlerische Structur, bedurfte eigener Uebergänge und gestaltete sich in diesem Sinne zur Dichtung, der gleichwol die Wahrheit nicht abgieng. Zugedichtet ist nichts, und in der Selbstbiographie besitzen wir eine Erzählung, welche durch und durch als eine wahrhaftige bezeichnet werden kann.“ An andrer Stelle äussert er jedoch: „Zur Zeit, wo Goethe Dichtung und Wahrheit schrieb, mussten die Gesichtspuncte künstlerischer Art den Ausschlag geben. Hätte er bei seiner Portraitierung Mercks nicht hierauf hin die Farben gewählt, so würde aus seiner Schilderung eine sanfter gefärbte Erscheinung hervorgegangen sein, die sich jedoch in verschwimmenden Umrissen unter der Masse der übrigen guten und braven Menschen verloren hätte, die aber viel zu weich sind, um auf den Erztafeln der Geschichte auch nur den leisesten Ritz zu hinterlassen.“ Also um der Welt ein Kunstwerk zu liefern, um den Ereignissen und Charakteren eine darstellbare typische Seite abzugewinnen, eine in Dichtung umgestaltete Wahrheit! In dieser Weise sind auch die reizenden Bilder der Friederike von Sesenheim, der Wertherschen Lotte u. s. w. nicht nach der Natur gezeichnet, sondern Phantasiestücke, den wirklichen Erscheinungen ähnlich gemacht. Das Kunstwerk verlangte scharf hervortretende Charaktere, und so entstand das Charakterbild Mercks, das von unbefangenen sachkundigen Beurtheilern für einseitig und unvollständig erklärt werden musste, wie wir dies mit deren eignen Worten nachzuweisen uns für verpflichtet halten.

Vor allem verdient das Urtheil von Gervinus eine Erneuerung. Er schrieb 1836 über den Goetheschen Briefwechsel S. 24: „Man weiss von Goethe selbst, mit welch treffenden Urtheilen Merck — dessen Charakteristik nach der Bekanntwerdung der an ihn gerichteten Briefe und nach Vergleichung seiner litterarischen Arbeiten etwas klarer als die Goethesche ausfallen kann — Goethen in seiner Wirksamkeit leitete oder begleitete. Selbst nicht zum freien Producieren geschaffen, hatte er einen für jene Zeiten der litterar. Anarchie höchst merkwürdigen Scharfblick, das Echte und Kräftige zu erkennen, brachte Goethen zuerst zu Ehren und warnte ihn zuerst vor der ihm innewohnenden Neigung zum Verschwenden seiner Kräfte an unbedeutende Dinge. In seinen Kritiken hatte er selten etwas Negatives, wo das Negieren nicht am Orte war; schwerlich hatte für viele andre sein Scharfsinn etwas Aetzendes, als für eine Frau La Roche; seine Maxime, gegen das ewige Leben und Lebenlassen anzugehen, war nicht einmal so rigoros, dass sie ihn an dem intimsten Freundschaftsverhältnisse und litterarischen Bund mit Wieland gehindert hätte." — Auch Schäfer (Goethes Leben I, 131) und der nach beiden Seiten liebevoll und gerecht urtheilende Abeken (Goethe i. d. J. 1771—75) finden, dass die Bedeutung Mercks für Goethes Jugendleben in jener Charakteristik nicht genügend hervorgehoben sei und die minder gefällige Seite die bessere in Schatten gestellt habe. In dieser Anschauung sieht Abeken in Mephistopheles-Merck, wie Goethe den Freund oftmals nennt, nur den verstandesscharfen, kecklich und derb warnenden Freund, nicht den satanischen Versucher des Dramas. Hieher gehört auch das gewichtige Wort des Psychologen Carus: „Es hat mir immer von unberechenbarem Einflusse geschienen, dass Goethen zeitig das Glück zu Theil wurde, einen wolgesinnten Widersacher, einen feindlichen Freund oder freundlichen Feind anzutreffen, welcher, indem er einerseits wahres Interesse an ihm nehmen musste, andrerseits mit Witz und Schärfe ihm aufregend, erfrischend, erweckend entgegentrat. Mehr als man glauben sollte, bedarf auch der Höherbegabte des Widerspruchs und der widerstrebenden Wirkung, wenn er mit Energie vorwärts dringen soll, und in Goethes Leben ist darum früherhin der Mephistopheles Merck und der wunderliche Behrisch und späterhin der oft ironisch bitter ihm entgegentretende Herder von der höchsten Bedeutung." — v. Loeper findet Mercks Bedeutung durch jene Anfangsworte: „der auf mein Leben den grössten Einfluss gehabt" genugsam angezeigt; der Verlauf der Charakteristik spricht jedoch nicht aus, von welcher Art der grösste Einfluss gewesen. — Demgemäss äussert sich Adolf Stahr (Mercks ausgew. Schriften, 1840): „Wer erkennt nicht auch in dieser Skizze die Meisterhand dessen, dem es vor allen gegeben war, Menschen und menschliches Wesen zu schildern. Und dennoch wer in dieser Schilderung ein vollständiges Bild des

Mannes, den sie zeichnet, finden wollte, würde sich sehr getäuscht sehen, denn es fehlt diesen zwar scharfen, aber einseitigen Umrissen die letzte Hand, die Hand der Liebe, die das Widersprechende und Entgegengesetzte vereint und versöhnt, es fehlt die Sonderung der verschiedenen Zeitperioden des Lebens, in denen sich unter dem Einflusse schwerer Schicksale die verschiedenen Seiten in Mercks Charakter entwickelten. Als Goethe jene Schilderung entwarf, hatte er, so scheint es, mehr das Bild des Mannes aus den letzten Jahren seines Lebens vor Augen; die Farben hatten nachgedunkelt und selbst an den lichthellen Stellen waren Schattenzüge hervorgetreten. Und wenn auch Goethe mit nichten manchen seiner dort gebrauchten stärkeren Ausdrücke das schwere Gewicht eines Sittenrichters beigelegt wissen wollte, so hat er doch eben durch die einseitige Heraushebung der scharfverständigen, kritischen und skeptischen Seite seines Freundes das Bild desselben nicht in das volle Licht gestellt und den sittlichen Charakter Mercks der Gefahr der Missdeutung blossgestellt." — Wachsmuth (Weimars Musenhof, 1844): „Merck erkannte in Goethe sofort eine dämonische, zu dem grossartigsten Wirken und Schaffen berufene Macht; er trug ihn mit der innigsten Liebe im Busen. Die Zeichnung Mercks von Goethes Hand entspricht dem nicht; sie hebt die Lichtseiten des hochbegabten Charakters fast gar nicht hervor, sie stellt uns das Schroffe, Scharfe, Verletzende in Mercks Persönlichkeit vor Augen, sie mahnt an Mephistopheles; aber Merck war nicht Feind des Tüchtigen, Gediegenen und Schönen; ihm war es eine Freude, Bestrebungen und Leistungen der Berufenen und Geweihten zu ermuntern." — J. Hillebrand (d. Nationallit. 3. Aufl. 1875) sagt: „Mercks subjective Eigenthümlichkeit ruhte im Allgemeinen auf dem Triebe der Verneinung, welcher sich indess bei ihm mehr in der Richtung des kritischen Widerspruchs darlegte, als in der reinen Mephistophelischen Lust der Verneinung selbst. Sieht man auf den Grund seines negativen Behabens, so erblickt man in der Tiefe das ideelle Motiv der Wahrheit, welches in der Verneinung die Bejahung erstrebt." — Auch Prof. Dr. G. Zimmermann sieht in seiner Schrift „Joh. H. Merck", 1871, in jener ganzen Goetheschen Schilderung eine schwankende und nebelhafte Stilistik und erklärt die Aeusserung, Merck sei bei allen Arbeiten verneinend und zerstörend verfahren, für übereilt und unwahr. — Und damit stimmt auch Goedeke überein, wenn er in seinem trefflichen Buch über Goethes Leben und Schriften sich dahin ausspricht: „So lange man Merck nur aus Goethes Schilderung in D. und W. kannte, kannte man ihn fast nur von übler Seite. Die wahre Bedeutung des Mannes, der freilich ohne seine Freundschaft mit Goethe vergessen sein würde, haben die aus seinem Nachlass herausgegebenen Briefe und eine Auswahl seiner kleinen Schriften reiner hervorgehoben. Merck

war ein Mensch von eminentem Verstand, vielseitiger Bildung, in allen praktischen Dingen dem jungen Freunde weit überlegen und innerhalb einer unklar gährenden Zeit durch einen unbestochnen Blick ein zuverlässiger Führer, der Goethe mit der vollen Liebe, deren er fähig war, umfasste. Entschieden, wie er war, drang er darauf, dass der an Entwürfen reiche, aber in der Ausführung zögernde und schwankende Dichter abschliessen und sich dann zu neuen Productionen wenden sollte. Sein unbestechliches Urtheil nannte das Gute gut, das Mittelmässige, was Andre allenfalls auch gekonnt, mittelmässig, Quark, aber nur dem Verfasser gegenüber, dem die Wahrheit allein nützen konnte, während die übrige Welt sich selbst ihr Urtheil bilden mochte. Das war das Mephistophelische, dessen Goethe gedenkt, das gesunde Anschauen und reine Erkennen der Leistungen und Bestrebungen, die nur objectiv gelten, nicht nach des Dichters Absichten und Zielen gemessen werden sollten. Diese Kälte hielt aber den Freund nicht ab sich für die Veröffentlichung geringerer Productionen zu bemühen, wie er den ins Publicum gelangten durch treffliche, das Verständniss erschliessende Kritiken förderlich wurde."

So hat sich aus lauter begeisterten Verehrern Goethes, deren jeder für sich selbständig aus Wahrheitstrieb sich aussprach, gleichsam eine Coalition gebildet, um das einseitige unklare Charakterbild Mercks zu ergänzen und ins rechte Licht zu stellen und den um Goethe hochverdienten Jugendfreund vor Missdeutung zu schützen.

Zu 2). Wie konnte Grimm in dem Ausspruch Goethes, der von der ältesten bis zur neuesten Ausgabe der Dichtung und Wahrheit gleichmässig lautet: Merck „von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann", das mittlere Praedicat kurzweg ohne jeden Vermerk weglassen? Er sagt es nicht, wir errathen es aber, da er doch nicht auf den Setzer wird abladen wollen. Er glaubte wol jenen Ausspruch mit einem Wort, das Goethe in späteren Jahren geäussert habe, in Einklang bringen zu sollen. Dieser habe nämlich in seinem „Tagebuch" [? s. Grimm Bd. 1. S. 101] ausdrücklich verneint, dass Merck edel gewesen sei. Dieses Tagebuch einzusehen ist uns nicht geglückt. In Goethes Tagebuch von 1776—82, herausg. von Rob. Keil, findet sich nichts der Art. Sollte jenes Wort des Widerrufs sich etwa auf die Briefcouvertanekdote bei Eckermann II, 94 aus dem Jahre 1829 reducieren? wonach auf die Frage, wessen die Handschrift sei, die einen Menschen verrathe, dem es gross und frei zu Sinne war, und auf die Antwort, Merck könnte so geschrieben haben, Goethe erwiderte: „Nein der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter!" Mag sich Grimm darauf oder auf eine besondere Tagebuchnotiz stützen, oder nicht, wer gab ihm das Recht, die ursprüngliche Fassung zu ändern? Diese kann so wenig durch eine spätere widersprechende vernichtet werden, wie Goethes spätere

Aeusserung über Lavater: „Er belog sich und Andre“ die frühere vom 7. Dec. 1779: „Er ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten“ vernichtet, sondern nur eine Wandlung der Ansicht zeigt.

Zu 3). Grimm scheint seinen Censurstrich damit rechtfertigen zu wollen, dass er Goethen Mangel an Zuneigung zu Merck und Mangel an Achtung vor ihm zuschreibt. Er verschlimmert damit die Goethesche ohnehin ungünstige Charakteristik bis ins unglaubliche. Ist es an sich schon unbegreiflich, dass Goethe, wiewol er Merck oftmals in seinem Heim aufsuchte, Tage und Wochen lang sein Gast war, köstliche Zeiten mit ihm verlebte, dem erwarteten von Weimar bis Erfurt entgegenritt, ihm stets alle seine Plane und Gedichte mündlich oder schriftlich vorlegte, sich von ihm in allen bedenklichen Fällen und Stimmungen rathen, leiten und helfen liess, nach diesem in jeder Lage treuen, probehaltigen Freunde „keine Sehnsucht, vor ihm keinen Respect gehabt“ haben soll, so sprechen gegen diese auffallend vermessene Behauptung eine Legion von Aussprüchen Goethes selbst oder seiner vertrauten, aus denen wir nur eine Elite hier vorführen wollen.

Im Jahre 1771 schreibt Goethe an Herder von einem reichen Abend, den er mit Merck zugebracht: „Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen“.*

1772. „Wie sehr der Darmstädtische Kreis“ (dessen geistiger Mittelpunct der damals bereits einunddreissigjährige Merck war) „mich belebte und förderte, wäre nicht auszumessen“.**

1773. Am 16. April wanderte Goethe, den Rest von Lottes Brautstrauss auf dem Hut nach Darmstadt, um Mercken noch einmal vor dessen Abreise zu sehn. Er blieb bis zum 3. Mai. Merck war ihm unentbehrlich geworden in besserem, wenn auch verwandtem Sinn, wie Faust Mephisto. Der Abschied war ihm schmerzlich.***

1773, 25. Dec. Goethe schrieb an Kestner, als Merck aus Russland zurückgekehrt war: „Ich kann euch die Freude nicht beschreiben, die ich hatte Merken wieder zu sehn“.†

„Mon ami Goethe a été fou dans sa joie“.††

1775. „Leb indessen wohl, Alter. Reit doch einmal herüber, eh ich gehe.“†††

1776, Jan. „Ist mir sauwohl geworden dich in dem freyweg Humor zu sehn. Ich denk oft an dich, will dir nun auch deine Bücher schicken und bitte dich Vater und Mutter ein bissel zu

---

* u. † Der junge Goethe I, 304. 400; vgl. Herders Nachlass III, 169.

** Dichtung und Wahrheit XII.

*** Abeken, Goethe a. a. O. S. 176.

†† Merck an seine Frau in III der drei Wagnerschen Briefsammlungen S. 85. ††† Wagner II, 55.

laben. Habe dich auch herzlich lieb. Verlass dich, dass ich dir nicht fehle".*

1776, Juli. „Hab mich immer lieb, glaub dass ich mir gleich bin".**

1777, Sept. „Zehn Tage mit einander wie die Kinder gelebt".***

1778, Aug. „Wenn du mit der Mutter auf künftig Frühjahr kommen kannst, so richt's ein. Dein Herr Oheim, du weisst's, dass er mir lieb sein muss. Adieu, Alter, nun hast du wieder was von mir; behalt mich lieb. Wenns nicht Krieg gibt, besuch ich euch wol".†

1779. „Am 29. Mai ritt der Doctor Merken bis Erfurt entgegen". Merck blieb acht Wochen bei der Herzogin Mutter. Nach seiner Abreise schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Gute Wirkung von Mercks Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ichs thue und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewissheit".††

1780 verlebte Goethe in Mühlhausen mit Merck „einen sehr guten Tag und ein paar Nächte. Doch macht mir der Drache bös Blut. Es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah. Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt, das lässt sich in dieser Welt nicht trennen".†††

1781. „Adieu, Alter, behalte mich lieb".†* „Denk an mich, lass manchmal von dir hören".†**

---

* W. I, 84. ** W. I, 94. *** W. III, 151. Riemer, Mittheilungen II, 28. 46. 49 sagt: „Merck traf am 21. Sept. in Eisenach ein und blieb bis zum 28. Goethe fühlte den Abschied, als er früh um acht Uhr mit dem Freunde zum Burgthor der Wartburg hinaustrat, nennt es einen dunkeln Tag und hatte noch am 4. Oct. das tiefe Gefühl des Alleinseins und der gänzlichen Abgeschiedenheit."

† W. I, 136—9. Man vergleiche die herzliche wolwollende Ausdrucksweise mit den sonst so gemessenen Wendungen des Geheimeraths.

†† Fräul. v. Göchhausen an Goethes Mutter. W. I, 165. 168. III, 163. Riemer II, 86.

††† Goethe an Fr. v. Stein I, 363. 365. Die Erläuterung gibt Abeken, 191: „Merck hebt dem in idealen Regionen weilenden, von der Liebe zu Fr. v. Stein und den Musen gehobenen Minister mit seiner Schärfe und Kritik die Schattenseite hervor und liess ihn empfinden, dass er die Freundin lieber hatte, als ihm gut war." Es war eben eine Stimmung und ein Vorhalt des pessimistischen Freundes, wie Falk (Goethe aus näherem persönlichen Umgang S. 145) mehrere berichtet. †* u. †** W. II, 183. 212. 259.

1782, Juli. „L. Br. Für deine Liebe und gute Meynung danke ich dir. Ehstens wirst du ein Wald- und Wasserdram zu sehn kriegen; verzeih, wenn es wie ein Protokoll traktirt ist".*

1782, Aug. Verhandlung über Höpfners Berufung nach Jena. „Für dein übriges alles danke ich und bin recht neugierig auf eine Stuttgardter Relation von deiner unpoetischpoetischen Hand. Lebe wohl. Ich bin wie immer der Sündenbock und dein Getreuer".**

1782, Oct. „Für die Nachrichten deines Briefs danke ich und werde sie gut zu seiner Zeit benutzen. Lebe wohl und lass wieder bald etwas von dir hören".***

1783, Febr. „Lebe wohl und schreibe mir, wenn du eine Stunde Musse hast".†

1783, Mai. „L. Br. Du bist zu loben, dass du den famosen Krokodilskopf weggeschnappt hast. Ich gönne dir ihn am liebsten, da dich so etwas herzlich interessirt und du *ὀλίγην δρόσον πεπωκώς, βασιλεὺς ὅπως, ἀείδεις*. Lebe wohl und schreibe mir bald".††

1783, Aug. „Lebe du wohl in und mit dem Deinigen und lass manchmal etwas von dir hören".†††

1784, Apr. „Für deinen langen Brief danke ich recht sehr, und es erfreut mich, dass du in deinem Knochenwesen immer so frisch fortarbeitest. — — — Lebe wohl und antworte mir bald".*†

1784, 25. Juni. „Merckens Glückseligkeit freut mich herzlich".**†

1784, Aug. „Deine Briefe habe ich erhalten; sie haben mir recht viel Freude gemacht.... Schicke mir den Schädel deiner Myrmecophaga so bald als möglich. Du erzeigst mir dadurch einen ausserordentlichen Gefallen. Du aber eröfne nun deinen Mund und lass bald von dir vernehmen, was dir auf der Reise (zu Camper in Leuwarden) Gutes begegnet ist, und theile deinem Freunde, der sich indessen zu Hause hat plakken müssen, auch etwas davon mit. Lebe wohl und schreibe mir, dass ich deinen Brief bei meiner Rückkehr gewiss finde".***†

1785, Mai: „Lebe wohl, behalte mich in gutem Andenken".†*

1787, Febr.: „Du musst auch wenigstens ein Wort haben, eh ich von Rom weiterziehe.... Behalte mich in freundlichem Andenken; du siehst mich wahrscheinlich, wenn ich nach Hause kehre. Magst du mir etwas sagen, etwas bestellen, so findet mich dein Brief unter einem Umschlag an Tischbein. Lebe wohl, grüsse die Deinen".††*

1788, Nov.: „Dein Brief, l. Fr., wenn er mich gleich seinem

* W. I, 337. ** W. I, 347. *** W. II, 212. † W. I, 377. †† W. I, 388. Die Stelle aus Anakreon übersetzt Goethe selbst s. Werke II, 107: Von geringem Trank begeistert, Singend wie ein König lebest. ††† W. II, 226. *† W. I, 431. **† Goethe an Fr. v. Stein. ***† W. I, 429. †* W. II, 254. ††* W. II, 369.

Inhalt nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, dass du ihn nur hast schreiben mögen. Nimm dich was du kannst zusammen und suche Heilung, Mittel, Hülfe in dir selbst und deinen Freunden".*

1814. „Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier (im Fossiliencabinet zu Darmstadt) zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt und hier gerettet und gesichtet liegen".**

Zu 4). Ueber den Schluss, den man aus Mercks Freundschaft mit so vielen hochachtbaren Menschen auf seinen Charakter zu ziehen befugt ist, lassen wir Abeken (a. a. O. S. 188) reden: „Neigung und Achtung so vieler ausgezeichneter Männer" (wie Wieland, Lichtenberg, G. Forster***, Höpfner, Schleiermacher, v. Schrautenbach, Sömmerring, Camper, Tischbein, Hackert), „das Vertrauen, welches sie ihm schenkten und in vielen Briefen aussprachen, unter die sich auch Briefe von der einsichtsvollen Herzogin Amalia und dem hochsinnigen Herzog Karl August, der Merck so richtig, so hoch schätzte, und auch Briefe von Frauen einmischten, die sich mehr dem Sentimentalen zuneigten, dies alles spricht für den Werth des Mannes, der bei seinen reichen Kenntnissen, gewandt in den Verhältnissen des Lebens, wie in Geschäften ein sehr angenehmer und unterhaltender Gesellschafter war." Jene Briefe geben gleich den Goetheschen ein reineres Spiegelbild der Wirklichkeit und sind zuverlässigere Urkunden als die mehrerwähnte Charakteristik Mercks. Denn indem Goethe sein Leben beschreibt, entsteht unter seiner Hand — Dichtung.

In welchem Sinn und wodurch veranlasst Goethe seinem Jugendfreunde den Namen Mephistopheles gegeben, darüber gibt Grimm keinen Aufschluss. Nach seinen eigenen Erörterungen geziemte es sich aber, auszusprechen, dass dazu kein den sittlichen Charakter Mercks blossstellender Anlass gewesen sei. Denn dass dieser nicht das Vorbild zu Mephisto war, ergibt sich nach Grimm daraus, dass die poetische Gestalt Mephistos schon in Strassburg der Idee nach fertig dem Dichter vollendet vor der Seele stand, ehe er Merck gesehn und kennen gelernt hatte. Aber auch für den Geist Mephistos habe Merck, der nur verneinen konnte, da ihm schöpferische Kraft gefehlt und er mit dem höchsten Mass gemessen eine Null gewesen, gar nicht das Zeug gehabt. Erst nachdem Herder mit seiner daemo-

---

* W. II, 274.

** Goethe, Kunst und Alterth. in den Rhein- u. Maingegenden I, 126. Ueber sein „inniges Verhältniss" zu Merck, dem „überall höchst vielseitigen Menschen" s. Goethes nachgel. Werke X, 226 und Eckermann II.

*** Georg Forster, ein warmer Verehrer Mercks, seitdem er den Ungrund der von Fritz Jacobi gegen Merck erhobenen Verdächtigungen erkannt hatte.

nischen Kunst und seiner furchtbaren Macht schonungsloser Kritik die Elemente vorbereitet hatte, aus denen Mephisto erwachsen konnte, sei Goethe mit dem zusammengetroffen, der die Gestalt dazu geliefert, mit Merck, der jedoch auch dann nicht bedeutend genug gewesen, um Mephistos späterem Umfang zu genügen. Denn dieser trage eine ganze Schöpfung in sich. — Diese musste demnach aus Goethes eigner Dichtungskraft hervorgehen, und was der geniale Dichter aus Mercks Natur für seine Schöpfung verwenden konnte, war weder die äussere Gestalt, noch Mephistos daemonisches Wesen, sondern die realistische Lebensanschauung, die beissende Schärfe des Urtheils, der unbeugsame Widerspruchsgeist gegen unnatürliches, die Verneinung des unwahren und die grobkörnige verwegene Sprache. Harmlos und mit aller Brüderlichkeit mag Goethe schon in der Zeit des innigsten zusammenlebens (wie Wachsmuth a. a. O. S. 65 annimmt) seinen Freund Mephistopheles in das Gesicht gescholten haben. Dass er ihn in seinem wirklichen sein und thun nicht mit dem Mephisto der Dichtung identificiert wissen, dass überhaupt kein Vorwurf und Schimpf an diesem auf Merck übertragenen Namen kleben sollte, zeigt die auch bei Eckermann II, 328 wiederholte Aeusserung: „Merck und ich waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles", d. h. mit andern Worten: Wir waren wie zwei befreundete Gesellen verschiedenen Naturels, ich idealistisch dichtend, er realistisch richtend, ich mit überwiegender Empfindung, er mit überwiegendem Verstand, ich optimistischer Stimmung, er pessimistischer Anschauung. Jeder nach seiner Weise neckte und bestritt den andern, und jeder hatte seine Freude an dem andern. Damit hat Goethe weder sich als den, der dem bösen mit seinem Blut sich verschrieben, noch Merck als den Geist, der stets verneint, bezeichnen wollen. Nur bildlich und als den Merckschen Kraftausdrücken entsprechender Scherz diente der Anname, und falscher Auslegung vorbeugend sagt darum Abeken: „Geben wir immerhin Mercken diesen Namen, wobei wir indess die Beziehung auf das Sittliche abstreifen".

Nach dem gesagten erübrigt noch dem Unmuth, der Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, dass Merck, der ein überaus eifriger und förderlicher Arbeiter am Webstuhl der Cultur war, dessen eigenste Kraft und Lust darin lag, geträumte Wirklichkeit und Scheingebilde, sentimentale Schwärmerei und Kraft vergeudende Tändelei zu bekämpfen, der ein harter Eckstein war, an dem schwächliche Productionen der Tageslitteratur sich zerbröckelten, der ein mit Aufopferung hilfreicher, durchaus gutthätiger, von ehrenwerthesten Freunden hochgeschätzter Mann, ein unermüdlicher erfolgreicher Forscher in Naturwissenschaften, ein Mann, der auch nicht so ganz ohne schöpferische Naturgabe, wenn auch vorzugsweise der praktischen industriellen Thätigkeit hingegeben war — nunmehr in einseitiger Verkennung wie ein verkommener Mensch in die Ecke gestellt und dem Missver-

stand seines Annamens preisgegeben werden soll. Das muss doch bei allen besser unterrichteten einen widrigen Eindruck machen. Und dafür sollen die Verehrer und Enkel des verunglimpften Mannes sich dadurch entschädigt und belohnt finden, „dass ihm durch Goethes Schilderung die Unsterblichkeit gesichert sei, indem er sonst auf Nimmerwiedersehen unter das Eis gestossen worden wäre.“ Und wäre denn, auch ohne dass er dem Planetenkreise der Goetheschen Sonne angehörte, das, was er zum Wol seiner Mitbürger, für Kunstbildung, Naturwissenschaft und Technologie that, nicht des bleibendsten ehrenvollsten Andenkens werth und dieses durch seine merkwürdigen, seinen Namen tragenden Sammlungen nicht gesichert? Ist es ganz bedeutungslos, dass die Gesellschaft der Mineralogen in Wien und der physicalische Verein zu Lausanne ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und die Leopoldinisch-Carolinische Akademie zu Breslau im Jahre 1834 dem zu ihrem Ehrenmitglied erwählten Dr. Kaup den Beinamen Merck gegeben? Wir halten Mercks verdienstliche Thätigkeit und unantastbare Ehrenhaftigkeit nicht nur auf diesem Gebiete, sondern auch in Beziehung auf die Entwickelung der deutschen Nationallitteratur für historisch festgestellt und glauben, dass, wenn einmal der, wie es heisst, in Weimar unter Schloss und Riegel gehaltene, auf die Glieder des Weimarer Musenhofs bezügliche Urkundenschatz nicht mehr wie der in den Rhein versenkte Nibelungen-Schatz eine Sage, sondern zugänglich und benutzbar sein wird, auch auf Mercks Verhältniss zu Goethe ein neues Licht fallen und unsere Auffassung von Merck eine weitere Bestätigung ihrer Richtigkeit erhalten wird.

Zusätze und Bemerkungen zu: Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1877. Von Wilhelm Fielitz.

Mit Recht fängt man neuerdings an neben Schillers eigenen Briefen auch die an ihn gerichteten zu beachten und, so weit sie dessen werth sind, zu publicieren. Denn in der That, das Bild des Mannes gewinnt bedeutend an anschaulichem Leben, wenn wir ihn umringt sehen von einer Unzahl von Correspondenten, persönlichen und Geschäfts-Freunden, Gönnern und Günstlingen, anbietenden und verlangenden, zudringlichen und schüchternen. In hohem Grade interessant waren schon die Publicationen der Wiener Neuen freien Presse, die ihr Material hauptsächlich demjenigen Theile des Schillerschen Nachlasses entnahmen, der aus dem Besitze der ältesten Tochter des Dichters, Caroline Junot, in fremde Hände übergegangen war. Sehr viel reicher noch ist die Ausbeute, die in dieser Be-

ziehung das Archiv zu Greifenstein gewährt, und Herr Hofrath Urlichs hat diesen Schatz gehoben. Welche Stellung nahm Schiller seit dem Ende der achtziger Jahre in Deutschland ein! Das ist der Gedanke, mit dem man das Buch liest. Dass seine Thalia, seine Horen und die Musenalmanache das Land der Sehnsucht für eine Menge erprobter und angehender Dichter waren, die dem Redacteur ihre Erzeugnisse zur Beurtheilung, resp. Aufnahme übersandten, will noch nicht viel sagen. Mehr schon die Menge von Anerbietungen, selbst ausländischer Verleger, die ihm gemacht werden, die Aufforderungen unbekannter Personen diesen oder jenen Stoff zu behandeln, die naive Bitte eines Frankfurter Kaufmannsdieners (No. 47), durch die Gewalt seines Zauberpinsels die Deutschen von der Vorliebe für das französische Theater zu befreien. Welche Vertrauensstellung der Dichter bei seiner Nation einnahm, zeigen die beiden Briefe 102 und 112, die seine Vermittelung anrufen zu Gunsten eines in französischer Haft befindlichen kursächsischen Officiers und zu Gunsten des in österreichischer Gefangenschaft befindlichen Lafayette. Dass auch persönliche und litterarische Beziehungen des Dichters in diesen Briefen vielfach neue Beleuchtung und Aufklärung finden, ist selbstverständlich. Zwei besonders kostbare Stücke sind in dieser Beziehung die beiden Briefe von Henriette v. Arnim, seiner Dresdner geliebten. Reich vertreten ist das Theatergebiet. Neben Briefen von Weimarischen Bühnenmitgliedern, die meist von Rollen-Besetzungen und -Streitigkeiten handeln, finden sich Briefe von den Leitern fast aller bedeutenderen Bühnen des damaligen Deutschlands betreffend die Annahme, Aufführung, Honorierung der Schillerschen Dramen. Auch auf seine Stellung als Universitätslehrer und sein Verhältniss zu den jungen Männern, denen er sein Haus öffnete, werfen einige Briefe (62, 234, 290, 292) schönes und wolthuendes Licht.

Auf einige an andern, zum Theil entlegenen Stellen publicierte Briefe, die mit den Briefen dieses Bandes in sachlichem Zusammenhange stehen, hat die Recension unseres Buches in Zarnckes Centralblatt (1878, No. 1) hingewiesen. Möge auch mir der Herr Herausgeber einige Berichtigungen und Zusätze zu dem von ihm gebotenen gestatten.

Der S. 17 in dem Briefe des Schauspielers Neumann erwähnte Herr v. Seckendorf in Mannheim ist nicht sächsischer Gesandter, sondern preussischer, und ist nicht der Bruder Karl Sigmunds von Seckendorf, sondern dieser selbst. Den auf den Weimarischen Kirchenbüchern und sonstigen amtlichen Quellen beruhenden Mittheilungen des Freiherrn von Maltzahn entnehme ich folgendes: Karl Siegmund von Seckendorff, geb. 26. Nov. 1744 in Erlangen, gest. den 26. April 1785 in Ansbach als bevollmächtigter preussischer Minister (seit 1784) am Fränkischen Kreise, wurde 1775 Weima-

rischer Kammerherr, heiratete in Weimar den 25. October 1779 Sophia Friederica von Kalb (von Herder copuliert), die älteste Tochter des alten Praesidenten von Kalb. Seine Wittwe Sophie ist es also, die später als Begleiterin des Domherrn Fritz von Dalberg Herders italienische Reise so gründlich verdarb. Dass Seckendorffs zeitweise oder beständig sich in Mannheim aufhielten, entnehme ich Herders ital. Reise S. 70, wo Frau Herder über Sophie Seckendorff (vgl. auch S. 56) schreibt: „Ihr selbst [der Frau Charlotte v. Kalb] hat sie in Mannheim ihre ganze Existenz verdorben; sie musste ihrentwegen fort". Der Bruder des Herrn von Seckendorff, bei dem Neumann in Weimar gespeist hat, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Herr von Maltzahn nennt mir noch einen Franz Paul Christoph Frh. v. Seckendorff, der 1773 in Weimar zum Hofjunker und Regierungs-Assessor, 1776 zum Kammerjunker und Regierungsrath, 1779 zum wirklichen Hofrath, 1781 zum Kammerherrn und Geh. Regierungsrath ernannt wurde. Ob es aber Karl Siegmunds Bruder war, kann ich nicht feststellen. Dagegen will ich die Gelegenheit vom Zaune brechen, über Neumann, Euphrosynes Vater, und seine Verhältnisse einiges unbekannte zu berichten. Bellomo und später das Weimarer Hoftheater haben wiederholt in Erfurt gespielt. Auf der dortigen Bibliothek befindet sich nun das sehr umfangreiche Tagebuch des damaligen Stadtraths Caspar Constantin Beyer; aus demselben kann ich durch die Güte des Herrn Majors Seidel, dem diese Recension überhaupt sehr viel verdankt, folgendes mittheilen: „Den 16ten Septbr. 1790. Donnerstag. Heute wurde zum Benefiz des Herrn Neumann Kaspar der Thorringer [Schauspiel in 5 A. von Graf von Törring-Cronsfeld] zum 2ten Mal gegeben. — So kurze Zeit auch Herr Neumann erst hier ist, so sehr hat er sich in diesem kleinen Zeitraume die Liebe und den lautesten Beyfall des ganzen Publikums erworben. Schade um den guten talentvollen Mann, dass seine missliche Gesundheitslage, die er täglich durch starkes Anstrengen bei leidenschaftlichen Rollen sehr verschlimmert hat, ihm nur noch eine kurze Lebensperiode bestimmen lässt — und Deutschland, das immer so unglücklich war, seine besten Künstler in der Blüthe ihrer Laufbahn einzubüssen, wird auch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gar lange mehr auf diesen rechnen können. Aerzte versprachen ihm Hülfe, wenn er das Theater nur ein halbes Jahr gänzlich meiden könne — allein das geht bey seiner Lage, da er sich und seine Familie dadurch ernähren muss, durchaus nicht an. Seine Frau ist ein braves Weib — obgleich keine Schauspielerin — sein Hausshalt ist durch ihre gute Wirthschaft, ob er gleich nur 8 ℛ︎ wöchentlich bekömmt — sehr gut und vielleicht unter allen der hier befindlichen Schauspieler ihren am besten und vernünftigsten eingerichtet — er hat 3 Kinder, 2 Mädchen und einen Jungen. Die älteste [Euphrosyne] ist ein allerliebst Geschöpfgen — ohngefähr

11 bis 12 Jahr alt, mit einem ausserordentlich interessanten Gesichtgen* — das 2te Mädchen ist ein armes Kind, das in den Blattern ein Auge verlohren hat und folglich in eine unglückliche Zukunft blickt — doch solls wie ich höre die alte Herzogin Amalie zu Weimar zu versorgen versprochen haben.“ Christian Gottlob Neumann war auch dramatischer Dichter. Aufgeführt ist von ihm in Weimar „Kunz von Kaufungen, Schauspiel in 5 Akten“. Beyers Prophezeiung ist eingetroffen, Neumann starb am 25. Febr. 1791.

S. 30. Schwan blieb, als er im Mai 1786 in Dresden war, nicht bloss den 17ten noch da, sondern wenigstens bis zum 24sten. An diesem Tage gab Schiller ihm einen Brief an Wieland mit, vgl. Berl. Br. I S. 205. Das hier von Urlichs mitgetheilte Brieffragment an Huber widerlegt die Erzählung von Margarethe Schwans jüngerer Schwester Louise über ihre Reise nach Dresden und ihren Empfang durch Schiller vollständig (S. 35). Ansprechend scheint mir die Vermuthung des Herrn Major Seidel, die er mir brieflich aussprach, dass diese so sicher auftretenden Behauptungen vielleicht auf eine Ueberraschung hinweisen, die Schiller auf der Rückreise den Freunden bereitete. Jedesfalls zeigt sich hier wieder, wie nöthig auch dem bestgemeinten und glaubwürdigsten Berichte gegenüber die Kritik ist. In eben diesem Berichte wird von einem zweimaligen Besuche Goethes im Schwanschen Hause berichtet, und zwar auf der Reise nach und aus Italien. Dass dies falsch, liegt auf der Hand. Ein Besuch fand vielleicht statt bei der Rückkehr von der in Begleitung des Herzogs unternommenen Schweizer Reise. Die Stuttgardter privilegirte Zeitung 1779, 115tes Stück, vom 25. December meldet: „Mannheim v. 21. Dec. Diesen Abend sind des regierenden Herrn Herzogen v. Sachsen-Weimar Durchlaucht hier angekommen und in dem Gasthofe zum Pfälzischen Hofe abgestiegen, wornach sich Höchstdieselbe in das Teutsche Schauspiel verfüget haben. Morgen wird abermals Schauspiel, und zwar das von dem in dem Gefolge Höchstgedachten Herrn Herzogs befindlichen Herrn geheimen Rath Göthe verfasste berühmte Trauerspiel Clavigo gegeben werden.“ Zu S. 36 ist zu bemerken, dass Schiller mit dem Reinwaldschen Ehepaar niemals bei Schwans gewesen ist. Gemeint ist

* Mittwoch den 27. Oct. 1790 wurde Macbeth gegeben. Beyer berichtet: „Madam Hahn als Königin agirte recht gut, so auch Neumann als Macbeth — der arme Mann wird für die Anstrengung die ihn diese Rolle kostete genug zu leiden haben. — Die kleine Neumann gefiel mir unter all den schauerlichen Gespenstererscheinungen noch am besten, sie guckte mit ihrem Krönchen auf den blonden Härchen so naseweis aus dem alten Kessel heraus, als wenn sie den alten Hexen einen Wischer geben wollte, dass sie sie so *mal à propos* in ihrer Ruhe störhten.“

Christophine Schillers Besuch bei ihrem Bruder im Sommer 1784, wohin Reinwald sie von der Solitüde aus begleitet hatte (Bez. S. 213, Brfw. mit Christophine S. 70. 71.).

S. 41. „Der Mönch von Carmel", ein dramat. Gedicht in 5 Aufzügen von W. H. von Dalberg (Nachbildung des Trauerspiels von Cumberland *The Carmelite*, Lond. 1784), mit welchem Stücke fünffüssige Jamben auf die Bühne kamen und in einem dem Stücke vorgedruckten Schreiben an Gotter gegen Engels Ansichten vertheidigt wurden; es ist also nach diesem Briefe Sonntag den 10. September aufgeführt und danach Weber, Gesch. d. Weim. Theat. S. 17 zu verbessern.

S. 46 ff. Die Briefe Henriettens v. Arnim helfen uns die Chronologie jener Tage einigermassen festzustellen. Am Dienstag dem 17ten ward Schiller, wie es scheint, in seines Stubengenossen, Hubers, Abwesenheit von Körners nach Tharandt spediert. Am 18. April, Mittwoch, nachdem er die erste Nacht dort zugebracht, schrieb er das Billet im Schiller-Körnerschen Brfw.: „Hoffentlich seid Ihr glücklich" u. s. w. Am 19. schreibt Huber an ihn die wüthenden Zeilen, die in der N. fr. Presse 1876 Nr. 4244 (Dienstag d. 21. Juni) abgedruckt sind. Freitag den 20. April ist Schillers Brief: „Eine reizende Landpartie" geschrieben. Derselbe kreuzt sich mit Körners: Dresden, 20. April 1787. Am Sonnabend d. 21. wurden ihm drei „verflucht hübsche" Briefe, von Dalberg aus Mannheim, von Charlotte von Kalb, und von der Arnim hinausgeschickt. Am Abend dieses Tages, also Sonnabend d. 21. April, ist der Brief geschrieben „Dank Euch für Eure Sorgfalt", welcher schliesst: „Auf den Montag schreib ich Euch wieder." Sonntag und Montag d. 22. und 23. schreibt Huber einen Brief (N. fr. Pr. a. a. O.), am Sonntag Abend Schiller den versprochenen: Tharand, 22. April 1787, am 23. (Montag) Körner. Dienstag kamen Arnims, die von einer Reise zurückgekehrt waren, zum Besuch (Url. S. 48); von diesem Tage ist das Billet Schillers: „Dein Brief trifft mich in Gesellschaft." „Morgen" will er Manuscript (des Don Carlos) schicken, aber im nächsten Briefe (Mittwoch den 25. April?) heisst es: „Du wirst heute Manuscript von Carlos erwarten, aber Du findest es nicht." Körners Antwort: „Carl XII. hat mich auch" wird vom 25. oder 26. April sein. Vom 2. Mai (Mittwoch) ist noch je ein Brief Körners (S. 64 Goed.) und Hubers (N. fr. Pr.) vorhanden.

Am Morgen dieses Tages hatten Arnims an Huber einen Brief Schillers, offenbar Einschluss in einen solchen an Henriette, geschickt. Die Correspondenz und das Verhältniss mit der schönen hatte also noch seinen Fortgang, war aber im Niedergang begriffen. Das Gedicht an sie vom 2. Mai 1787: „Ein treffend Bild von diesem Leben" betont ausschliesslich das Wort Freundschaft, ist aber doch so gehalten, dass Henriette die so dargebotene Freundschaft allenfalls noch für Liebe nehmen kann. Das Gedicht muss er ihr mit Brief

am 2. oder 3. geschickt haben. Sie scheint aber darauf geschwiegen zu haben, auch sonst traten vielleicht Störungen ein; Berichte über sie durch Körners u. s. w. Genug, am 5. erhielt sie einen vorwurfsvollen, harten Brief, er legte ihr schweigen übel aus, und es kamen die Worte vor: „Schmeichelt es Ihnen, Empfindungen erweckt zu haben, die Sie nicht erwiedern"; er theilte ihr als ihre Strafe mit, dass er noch acht Tage länger bleiben werde. Nach Hubers Brief wollte er bis Samstag d. 5. bleiben, er blieb nun also bis zum 12. Auf diesen Brief ist der Henriettens Nr. 21 die Antwort. Manuscript hatte Schiller am 2. Mai (sieh Körners Brief) noch nicht geschickt; es erfolgte vielleicht erst in der letzten Woche seines Tharandter Aufenthalts. Für das späteste Billet Schillers aus Tharandt halte ich das auf S. 58 Goed. „Gestern konnte ich Niemand".

Im Jahre 1790 taucht die Familie von Arnim noch einmal im Bereich der Schiller-Correspondenz auf. Caroline von Dacheröden meldet am 9. Oct. 1790 aus Erfurt, es seien ein paar Frl. v. Arnim aus Dresden dort, die sich viel auf Schillers Bekanntschaft zu Gute thäten. Und im nächsten Briefe: sie seien mit einem Grafen — wenigstens habe er sich dafür ausgegeben — hergekommen, der die jüngste heiraten wolle, und „indess er nach Frankfurt gegangen, sind sie hier im Kloster." Sie blieben lange da. Der schon genannte Beyer schreibt in seinem Tagebuche 1791, Freitag d. 8. April (Busstag): „Nach der Kirche wieder über den Wall, wo wegen des schönen Wetters alles zusammenströmte — Erfurths holde Dämchen nach abgebüssten Sünden in traulichen Gruppen sich sonnten. — Der italienische Mahler Boschi strich mit den beiden Frl. v. Arnim am Arm an uns vorüber — man sagt er werde eine davon heyrathen, wenn er sich so viel zusammengepinselt hat, dass er bequem davon leben kann, jetzt geht er nach England um da sein Heil zu versuchen."* Also damals waren die Arnimschen Damen noch in Erfurt; es ist wol erwähnenswerth, dass zu Anfang des Jahres 1791 das junge Schillersche Paar und Henriette v. Arnim gleichzeitig in Erfurt waren. Aus den Büchern des Ursulinerinnenclosters, dessen Superiorin eine Schwester der alten Frau v. Arnim war (Schiller an K. I S. 84 Goed.), kann ich noch, Dank Herrn Major Seidel, die Notizen mittheilen, dass „den 16. Mai 1777 zwei Fräulein Arnim in die Kost getreten [Henriette und eine ältere Schwester, vgl. Charl. v. Schiller II S. 166], den 12. October 1786 Fräulein Arnim dito [die jüngste;

* Ausgang 1791 befindet sich in Mainz (König, die Clubisten in Mainz I S. 193. 224), von der Lütticher Campagne zurückgekehrt, ein Gardeofficier, Kornet der kurfürstlichen Leibgarde, Graf Boschi. Wenn dieser auch vielleicht nicht identisch mit dem Maler, so legt doch der Name die Vermuthung nahe, dass der Maler Boschi bei Beyer mit dem Grafen in Karoline v. Dacherödens Bericht identisch sei. [Seidel.]

Schiller besuchte sie im August 1787: an K. I S. 84], den 12. September 1790 zwei Fräulein v. Arnim in die Kost getreten [Henriette und die jüngere; es ist der oben besprochene Aufenthalt], und endlich den 14. November 1791 zwei Frl. v. Arnim dito.

Die Nachträge zu dem Briefwechsel mit Lotte, welche Urlichs' Buch bringt, übergehe ich hier, da binnen kurzem eine durchgreifend neue Redaction dieser Correspondenz, basiert auf vollständiger Collation mit den Originalen, bei Cotta erscheinen wird, welche die hier gebotenen Nachträge theils bestens verwerthen, theils auch noch vervollständigen und berichtigen konnte.

Das Billet des Coadjutors von Dalberg auf S. 104 ist zu datieren 23. Juni 1790, denn auf den 23., nicht 21., fällt der Mittwoch. Caroline v. Dacheröden, die gleichzeitig sich in Burgörner aufhielt, schreibt von da an Lotte in einem ungedruckten Briefe vom 29. Juni (der sich auf Greifenstein befindet): „Schreib mir viel, liebste Sele, von dem G. S. auch von seinen Malereien. Kein Wort ist mir gleichgültig von ihm. Ach dass ir ihn gesehen habt und er Euch tut mir so wol. Karolinens Sele ist innig auf ihn gerichtet und ich freue mich dessen." Lotte muss also bald nach Empfang des Dalbergschen Billets an die Freundin die auf Sonnabend den 26. Juni (nicht 24.) erfolgte Einladung gemeldet haben. Der Bericht über diesen Besuch in Erfurt gieng später ab, und am 9. Juli beantwortet Caroline denselben: „Deine Erzälung vom G. S., dein Detail von allem was bei ihm geschehen, o wie innig hats mich gefreut. Ich war wieder da, ich wandelte in seinem lieben Zimmer mit Euch herum, ich stand mit Euch in den tiefen Fenstern und sah auf den schönen grünen Plaz.* Ich wuste es wol dass die Gemälde dich ser ansprechen würden, man ist ergriffen von dem, das das menschliche Leben vorstellt, wie oft hab' ich davor gestanden, bewegt in der innersten Sele von all den (sic) Ausdruk — der Warheit, des G. S. Gemälde sind ein lebendiger Abdruk seines Geistes. Ich freue mich ser auf das, das er der Zeichenakademie bestimt,** die Composition ist so edel, so einfach und sprechend."

---

* Es ist der schöne Platz vor dem Regierungsgebäude, der damaligen Statthalterei, auf dem heute das Kriegerdenkmal steht.

** Die beiden hier erwähnten allegorischen Bilder beschreibt sie ausführlich in einem Briefe an Caroline v. Beulwitz (17. März 1790) und einem an Lotte (6. Juni 1790). Erstere Stelle lautet: „Der G. S. hat wieder ein neues Stück angefangen. Es ist grösser wie was er bisher gemacht hat und stellt das menschliche Leben vor. Die Composition ist einfach und gross. Ein Mensch steht mit dem einen Fuss im Grabe, mit dem andern noch auf der Erde, die mit allen Attributen der Freude und des äussern Glükkes geschmükt ist. Ueber schwebt Saturn in dem Begrif ihn wie eine Blume abzumähen — die Sichel des Todes berürt ihn

Uebrigens schreibt Lotte an Schillers Eltern am 24. Juli nicht, wie in unserm Buche citiert wird, dieser Erfurter Besuch habe vor einigen Tagen, sondern, wie an dem von Urlichs angeführten Orte zu lesen ist, vor einigen Wochen stattgefunden. Die in Dalbergs Billet mit eingeladenen Herren Rumpel und ihre Frauen waren verwandte von Schillers Schwager Reinwald (vgl. Brfw. mit Christ. S. 216), und nach Herrn Major Seidels Mittheilung existiert unter den Nachkommen dieser Familie die Tradition, dass Schiller einst bei Rumpels gewohnt habe; das wird bei dieser Gelegenheit gewesen sein. Der eine der beiden Brüder, Professor, Amtmann und Dr. Hermann Ernst Rumpel (geb. 1734, † 1794) war 1758—78 Director des Gymnasiums und die letzten 28 Jahre seines Lebens Secretär der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften und Redacteur der Erfurter gelehrten Zeitung (vgl. Reichs-Anzeiger Mittwoch d. 14. May 1794 Nr. 110); er bewohnte die beiden das Collegium Saxonicum

---

schon — der Ausdruck der mänlichen Gestalt ist zurükstrebend vor der Vernichtung, das drükt sich in jeder äusserst angespanten Muskel aus, aber, sein Blik ist heiter auf die Unsterblichkeit gerichtet die auf einer Wolke getragen sich ihm entgegen neigt und ihm in der einen Hand das Sinbild der Unsterblichkeit zeigt, einen Schmetterling in dem Augenblik wo er der Raupen Hülle entschlüpft, in der andern hält sie die Schlange. Diese Figur ist äusserst edel und tröstend ir ganzer Ausdruk. Die mänliche Gestalt ist mit einer Kühnheit gezeichnet, die dich frappiren wird — es ist erst einmal übermalt, und schon ist eine unglaubliche Stärke darin, wenn nun erst die Beleuchtung dazu kommen wird, mus dies Stük einen grossen Effekt haben. Du freust dich sicher ser darüber. Die Flucht nach Egipten ist dem kleinen Dalberg bestimt — die *Madonna* kan ich noch nicht verschmerzen und jedesmal wenn ich sie bei *Circé* [Charl. v. Schiller I S. 185] sehe, erneuert sich mein Unmut. Ich habe dem G. S. gesagt, was du mir darüber geschrieben, er wollte sich halb todt lachen und sagte, wir sollten uns trösten, *Circé* hätte ja nur das Bild und wir den Maler." Der zweite Brief ist in Auleben geschrieben, darin heisst es: „Das Stük, ich glaube du hast es angefangen gesehen, das menschliche Leben, wurde fertig, als ich von Erfurt gieng, und gar schön. — Eben hatte er ein neues Stük angefangen das er der Zeichenakademie bestimte, die Composition voll Geist wie alles was von ihm komt — die Muse der Malerei steht mit dem Kopfe gegen Schüler gewendet, denen sie mit einer Hand auf die Natur deutet die auf einer Wolke schwebt vor der ein Genius den Schleier wegzieht. In der andern hält sie den *Crayon* und vor ir liegt eine schwarze Tafel wo allerhand geometrische Figuren und Umrisse gezeichnet sind. Die Composition ist ser lieblich wie du siehst und trägt den Sinn des Künstlers so lebendig über. Ich habe dir wol schon gesagt, dass mir der G. S. die Flucht nach Egipten geschenkt hat."

bildenden Häuser hinter Allerheiligen Nr. 9 u. 10, genannt zum Gänse- und Schweinsfuss (vgl. Häuser-Chronik der Stadt Erfurt. Von Hartung. S. 123); der andere, Dr. Ludw. Friedr. Euseb. Rumpel, war Professor der Medicin, und da auch 1799 Reinwald bei ihm Quartier nahm, so mag auch Schiller 1790 bei ihm gewohnt haben. Er wohnte Schlösserstr. Nr. 18 u. 19.

S. 112. Im Intelligenzblatt der A. L. Z. Nr. 173 Mittwoch d. 29. Dec. 1790 findet sich das Inserat, das Major v. Massenbach an Schiller zur Besorgung schickte. Es lautet: „Der K. K. Oberste von Lindenau hat in der Beleuchtung der Anmerkungen eines Ungenannten über seine Schrift: die höhere preussische Taktik betreffend (Leipzig bei Beygang) die Herausgeber oder Mitarbeiter der Berl. Militärischen Monatsschrift auf dem Korne, und hält einen derselben für jenen unbekannten Verfasser der Anmerkungen über seine Schrift. Dass weder einer der Herausgeber, noch irgend einer der vielen Mitarbeiter der B. Mil. Monatsschrift Verfasser jener Anmerkungen sey, kann ich hiemit öffentlich bezeugen.

Potsdam den 10. December 1790.

von Massenbach,
Königl. Preussischer Major und Flügeladjutant.

S. 116. Das Billet Dalbergs Nr. 52 fällt sicherlich, wie der Herausgeber ansetzt, in den September 1791. Aber etwas genauer lässt sich das Datum noch feststellen. Caroline v. Beulwitz kam erst am 18. Sept. (Sonntag) nach Erfurt (Wolz. Nachl. II² S. 193). Die Comödie aber, zu welcher Dalberg die Gesellschaft mit seinem Wagen abholen lassen will, kann spätestens am 25. September (Sonntag) Don Carlos gewesen sein, denn derselbe bildete laut Theaterzettel (vgl. auch Weber S. 34) den „gänzlichen Beschluss“ der Vorstellungen des Weimarischen Hoftheaters. Das Dorf Stodernheim brannte (nach Beyer) in der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1791 fast ganz ab. Nach obigen Angaben ist Pasqués Bericht (II S. 71), wonach das Erfurter Gastspiel erst im October zu Ende gegangen wäre, zu berichtigen; ich bemerke, dass der daselbst S. 74 in einem Briefe des Schauspielers Krüger genannte Hr. Heusser nicht, wie Pasqué vermuthet, ein Schauspieler, sondern ein Erfurter Dilettant, Dr. Heuser, ist. Zu der Aufführung des Don Carlos wollte auch Friedrich von Hardenberg kommen, dessen absagender Brief (Charl. v. Schiller III S. 172 ff.), wie ich nach Einsicht des Originals versichern kann, „Jena, am 22sten September 1791“ (nicht 11.) datiert ist.

S. 120. Reinhards Brief ist von Vollmer in der Beilage Nr. 198 zur Augsb. Allg. Ztg. 1875 mitgetheilt; mit folgenden bemerkenswerthen Varianten: S. 121 Z. 2: Shakespeare besas. Z. 15 und 16: in einen engern Kreis zusammenprest. 18—19: entfesselte.

S. 124 Z. 9 v. u.: Sie sehen. S. 125 Z. 10 v. u.: genau kennt. S. 126 Z. 10: Gegner-Liga. Z. 17: unermüdetsten. S. 127 Z. 10: höchst unpolitische wüste. Z. 15 v. u.: gemäs wäre. Z. 12 v. u.: erfolgen wird. Z. 8 v. u. fehlen die Worte: in Verbindung. S. 128 Z. 12—14: Denn dass Sie auch hierin Ihre eigenthümliche Weise haben werden. S. 129 Z. 1: nicht minder interessante.

S. 131. Ueber Sophie Ludwig, die Gattin des Hegereiters zu Masslau bei Leipzig, ist zu verweisen auf Goedeke, Grundr. S. 1143.

S. 144. Ueber Herrn v. Münchhausen, Seumes Freund, schreibt chère mère aus Philippsthal d. 9. Juni 1796: „In Wildeck habe ich einen Hrn. von Münchhausen kennen gelernt, der die *rage* auf Schillern hat. Er hat ihm einmal ein Gedicht geschikt, das er in die *Thalia* hat einrücken lassen, und wird bald mit mehrerem aufwarten.“ [Ungedruckt.]

S. 145. Das Drama, das mit Nr. 68 ungenannte Verfasser an Schiller dedicieren, ist „Demetrius. Jena in der akadem. Buchhandlung 1792. 8. 120 S. S. Wohlgebornen dem Herrn Hofrath Schiller gewidmet.“ Diese Notiz entnehme ich der Anzeige des Urlichsschen Buches im Neuen Reich, 1878, II S. 79.

S. 212. Das „einliegende Schreiben“ Alexanders von Humboldt, mit dem Prof. Lange von Baireuth aus sich einführt, ist im Katalog der Radowitzschen Autographensammlung S. 471 aufgeführt mit folgenden Worten: No. 6256 Brief [Al. v. Humboldt] an den „Hofrath Schiller“ zu Jena; empfiehlt ihm den Ueberbringer, Professor Lange aus München. „Da Sie, lieber Schiller, so unendlich nachsichtig mit meinem geringen Talente waren, so darf ich auch Toleranz für meinen Freund erbitten — —.“ Bayreuth, 24. Febr. 1795. 1 S. 4. Nach dem nun vorliegenden Briefe Langes war dieser nicht Ueberbringer, sondern Uebersender des Humboldtschen Schreibens.

Dankenswerth, wenn auch noch nicht abschliessend, sind die Berichtigungen, die S. 223—232 „zum Kalender“ mitgetheilt werden. Zum 28. August 1799 (S. 80) notiert der Kalender richtig zwei eingelaufene Briefe von Goethe und einen an ihn, es sind Nr. 651, der mit der Post, Nr. 653, der mit der Botenfrau (Mittwoch) kam, und Nr. 654. — Das S. 124 unter dem 8. Mai notierte „Kästchen mit d Schiffren“ ist kein Räthsel zu Turandot, wie der Herausgeber räth, sondern eine komische Oper von Salieri, die auch sonst in Weimar aufgeführt ist. — Die Berechnung der Einnahmen von 1802—1809 Kal. S. 179 ff. datiert Urlichs S. 231 unzweifelhaft richtig vor den 5. November 1801. Mit der Berechnung des Postens: „Meiner Mutter 3 Quartal 228 [Thaler]“ gibt er sich unnöthige Mühe. Die am 15. Jan. und 5. April 1802 der Mutter überwiesenen Extragaben konnte er doch nicht schon vor dem 5. November 1801 in Rechnung bringen. Cotta musste der Mutter jährlich 120 fl. auszahlen (Brfw.

mit Cotta S. 204 und sonst). Sei es nun, dass Schiller den Gulden zu 19 Sgr. rechnete oder der Meinung war, die jährliche Summe betrage 133 Gulden (den Gulden zu $^4/_7$ ℛ gerechnet), genug, in dem Wirthschaftsetat Kal. S. 183, der aus derselben Zeit stammt, steht der Posten: Mama . . . 76 [Thaler], das macht auf 3 Jahre (und alle 3 Jahre, also unter 1804 und 1807, bringt er diese Vorschüsse Cottas sich in Abrechnung) 228 ℛ, wobei zu bemerken, dass er unter 1807 von den 1300 ℛ, die er für zwei Bände des Theaters einzunehmen hofft, nur rund 200 ℛ für „3 Jahrgelder an meine Mutter" abrechnet. — Im Kal. S. 190, 6. April 1805, steckt hinter dem unleserlichen an Wauy nach Leipzig vielleicht: an Wolz. Dass Wolzogen sich um jene Zeit in Leipzig befand, zeigt ein weiter unten mitzutheilender Brief Carolinens an ihren Gatten. Der unleserliche Adressat (thim [d.i. Hum]) auf S. 232 unseres Buches, dessen Wohnung in der rue de Verneuil Schiller in seinem Kalender notierte, ist Humboldt. Vgl. Archiv VIII S. 119.

S. 262. Der Schreiber des Briefes Nr. 154 v. Wurmb (Ludwig) hatte nicht Ostindien besucht, sondern sein Bruder Friedrich, nach dessen Tode Ludwig seines Bruders Briefe zusammen mit denen seines Vetters Carl von Wolzogen bei Ettinger in Gotha herausgab (1794). Das Werk, was der Oncle, wie Schillers ihn in der Regel bezeichnen, hier erwähnt, ist: Merkwürdigkeiten aus Ostindien, die Länder-, Völkerkunde und Naturgeschichte betreffend. Aus den Papieren des in Diensten der Holländischen Compagnie gestandenen Herrn v. Wurmb und ändern sichern Quellen herausgegeben von L. v. Wurmb. Gotha 1797 bei Carl Wilhelm Ettinger. Friedrich und Ludwig von Wurmb, Brüder der chère mère, sind bekanntlich die Helden von Schillers Erzählung: Eine grossmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, die entweder der Verfasser oder seine Berichterstatter (wol die v. Wolzogensche Familie) durchaus sentimental romantisch ausgeputzt haben. Friedrichs Briefe an seinen Bruder und seine vorgebliche geliebte und spätere Schwägerin, Christiane v. Werthern, die in der oben erwähnten Sammlung gedruckt sind, sowie die auf Greifenstein vorliegenden Originalbriefe Friedrichs an seine Schwester zeigen von dieser ganzen Liebesgeschichte nicht die allerleiseste Spur. Friedrich gieng offenbar nach Batavia, weil das väterliche Gut zwei Besitzer nicht ernähren konnte. Ich entsinne mich eines Ausdrucks an die Schwester, den ich aus dem Gedächtniss citiere, dass er dem Bruder seine Sachen dalasse, weil dieser sich sonst nicht soutenieren könnte. Von der Schwierigkeit sich zu soutenieren zeugt auch der Brief bei Urlichs. Am 27. Juli 1795 schreibt Frau v. Humboldt an Lotte: „Goeckingk sah ich und machte die Bekanntschaft seiner Frau, die mir nicht im Geringsten gefiel. Sie erzählt mir dass dein Onkel Wurmb würklich noch eine Erziehungsanstalt anlege, und mir fiel, als ich es hörte, das Prognostikum

das du ihm gestellt hast schwer auf das Herz." Biographische Daten über die Familie v. Wurmb wird die neue Ausgabe von Schiller und Lotte bringen.

S. 325. Der Christian Niemeyer, der das Billet Nr. 218 geschrieben, ist nicht, wie der Herausgeber annimmt, der „verdiente Pädagog" und Leiter des Halleschen Paedagogiums, denn der hiess August Hermann, sondern identisch mit dem späteren Pfarrer Christian Niemeyer in Dedeleben bei Oschersleben, welcher zahlreiche erbauliche, auch Kinder-Schriften und Ortsbeschreibungen verfasst hat, namentlich seiner Zeit bekannt durch sein „Helden- buch. Denkmal der Grossthaten 1808—1815" Lpz. 1816: vgl. Meusel, d. gelehrte Teutschl. Bd. 18. 1821. S. 849 ff. Von einem weiteren Verkehr Schillers mit diesem Niemeyer ist nichts bekannt.

S. 376. Das Journal, das Klingemann übersendet, ist Memmon, eine Zeitschrift, herausgegeben von A. Klingemann. Leipz. Rein. 1800. Vgl. Archiv VII S. 274.

S. 442. Ueber Stephani (vgl. S. 445 und Goedeke, Geschäftsbr. S. 267) setzt mich Herr Major Seidel in den Stand, zu berichten, dass Rath Steffani (so schreibt er sich selbst in Briefen an die Erfurter Weinhandlung Gebr. Ramann) Kämmereiverwalter der Casse des Herzogs war;* er zahlte an Schiller sein Gehaltsquartal, 100 ₰.

S. 447. In der Anmerkung ist 1783 Druckfehler statt 1784.

S. 469. Die Bücher, die Niethammer erstanden hat, sind aus der Auction der Bibliothek seines verstorbenen Schwiegervaters, des Hofraths und Professors der Rechte Eccard.

S. 482. Faselius war Communal-Secretär, also Stadtschreiber zu Jena, wie aus einem Briefe an die Ramannsche Handlung hervorgeht.

S. 493. Der N. Vogt, von dem Urlichs den Eingang zweier Briefe aus Frankfurt notiert, ist vielleicht der Professor Niklas Vogt, der seiner Zeit ein Mitglied der Clubisten in Mainz war (König, die Clubisten in Mainz I, 36) und Verfasser des Buches: Gustav Adolph König in Schweden, 2 Thle. 1790. Frkf. bei Varrentrapp und Wenner.

S. 535. Stoll, der von Schiller an Iffland empfohlen ward, ist der Sohn des K. K. Raths und Professors der Medicin Stoll zu Wien. Sein Lustspiel „Scherz und Ernst" war nach dem Französischen des Dieu la Foi (Défiance et Malice) bearbeitet.

S. 553. Herr Schlömilch ist der Musiklehrer der Schillerschen

---

* Es ist der Steffani, dessen Sohn zum Zimmermann bestimmt, von Goethe 1802 an Zelter empfohlen ward (Brfw. Goethe-Zelter I S. 18). Dieser Sohn nennt sich im Jan. 1803 in einem Briefe an Ramann Bauinspector, im März 1803: „jetziger Kämmerei-Verwalter". Danach wäre vielleicht Karl Augusts Billet an Goethe Nr. 218 früher zu datieren.

Kinder. Derselbe hat im Weim. Sonntagsblatt 1854 Erinnerungen an Schiller mitgetheilt.

S. 559. Der Brief Ifflands vom 16. April 1802 ist bereits gedruckt in der Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. Dienstag 12. Jan. 1864.

S. 579. Görner war nach Brfw. Schiller-Cotta S. 525 ein Auctionator zu Jena; er besorgte den Verkauf der Paulusschen Bücher und bezahlte das successive einkommende Geld an Niethammer; nach des letztern Abgang von Jena lieferte er nun den Rest von 34 ₰ an Schiller zur Weiterbeförderung ab.

Wenn ich nun versichere, dass diese Berichtigungen und Zusätze keineswegs den Werth des Buches herabsetzen sollen und können und dass der Hauptmangel des Buches das fehlen einer Uebersicht über die reichhaltige Fülle des Inhalts ist, so ist das Urtheil wol motiviert, dass wir dem Herrn Herausgeber, der diesen grossen aus Kleinigkeiten, aber sehr brauchbaren Kleinigkeiten bestehenden Schatz ans Licht gefördert hat, grossen Dank schulden. Zum Schluss bin ich in der glücklichen Lage, einige Briefe an und über Schiller als Nachlese zu dem schönen Buche mittheilen zu können, die ich im Archiv zu Greifenstein noch gefunden habe.

1.

Streicher an?

Mannheim d. 28. *Febr.* 1783.

Mein Bester, Liebster Gottlob!

Dank dir 1000mal für dein liebes Briefgen, das mir so unendlich viel Vergnügen gemacht hat. Gern hätte ich schon bälder an dich geschrieben, wenn ich nicht in einer grossen Verlegenheit über deinen ersten Brief gewesen wäre. Hätte ich dir für deine freundschaftliche Gesinnungen blos gedankt — so wäre das dir und mir zu wenig gewesen. Hätte ich dir gesagt, dass du mir so manches, beleidigendes Wort darinn gesagt — so würde es dich gereut haben, und es wäre undankbar von mir gewesen. Das beste war also! — zu schweigen. Auf deinen heutigen Brief aber kan ich freier antworten. Deine Bemerkungen wegen Schillers Schritt sind freilich sehr wahr.

Allein höre auch ein Wort von mir darüber. — So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schicksal hatte, so sehr mus ich doch Schillern dabei entschuldigen, da — nur ich — allein weis, wie viel andere Menschen dazu beigetragen, ihn nicht ganz glüklich zu machen. Nicht jedermann kan das Schiksal haben. Es gehört eine gewisse Grösse dazu, so unglüklich zu seyn. Grosser Männer Schiksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen. Der Fürst ist ganz anders unglüklich als der Unterthan. So auch hier.

Ich hoffe dass es nimmer lange anstehen soll dass, auch ich, so glüklich werde wie ich es schon so lange gewünscht habe. Freilich

wäre es sehr gut, wenn mich meine Mutter mehr unterstüzte: ich könnte weit grössere Schritte in meinem Glük thun. Aber auf diese Art bin ich gebunden. Doch! — klagen will ich nicht. Es wäre Undank gegen meine liebe Mutter, die gewis sehr viel an mir gethan hat. Kein grösseres Vergnügen werde ich haben, als wenn ich einmal im Stande seyn werde, es ihr zu ersezen.

Wie befinden sich denn deine lieben Eltern? — Von diesen hast du mir kein Wort geschrieben. Keinen Grus von deinem Vater! — Es ist höchst unartig von dir mein Lieber, dass du dieses vergessen hast. Grüsse mir ja — deinen Vater und liebe, liebe Mutter! Noch oft denke ich an die vergnügten Abende die ich in eurer Gesellschaft genos. Die Zeit der Munterkeit ist bei mir vorüber. Sorgen und Aergernis sind an ihre Stelle gekommen. Jezt mus ich mit Weltmännern zu thun haben, und vorher durfte ich ruhig bei guten Freunden sizen. Dass es in Stuttg. noch recht lustig hergeht, freut mich sehr. Hier geht es aber noch weit lustiger zu. Alle 3 Wochen mal Ball und Komedie.

Schade! dass du bei deinem väterlichen Ofen versauren musst. Es würde dir wol seyn, wenn du einmal in die grosse Welt kämest. Man lernt von allen Sachen richtiger und besser denken. Man lernt feinere Lebens Art. Man geht mit klügern Menschen um. Kurz der Nuzen ist unbeschreiblich gros, den man vom Reisen hat. Mache es wie ich. Bekümmere dich nicht um der Leute Geschwäz, und gehe auf Reisen. In acht Tagen denkt Niemand mehr daran, dass du so spät [?] fort bist.

Die H. *Musici* mögen ein lustiges Leben führen. Ich beneide sie nicht darum. — Nur Schande ists für die Stuttg. Mädchen, dass sie sich so schlecht aufführen.

Doch — die Welt verliert an keiner nichts. Grüsse mir deinen lieben Bruder. Sage ihm wenn er böse Launen habe, soll er sie vertanzen, es werde ihm besser werden. Lebe recht wol und vergnügt. Vergis nicht deinen

Freund

A. Streicher.

2.

Charlotte v. Kalb an Schiller.

Landau am 7ten July [1784].

Sie erlaubten mir Ihrer Güte zu misbrauchen wenn ich eine *Commission* nach Mannheim hätte, ich benutze sie und fodere Sie auf, mit eben den Zutrauen auf meine Bereitwilligkeit zu rechnen.

Wird in der Schwanischen Buchhandlung nicht Lieder zweier Liebenden (oder Nanetchen [Nantchen?] und Amarant) von Göcking, zu finden sein? — Dann in der Englischen Sprache *Elisens* Briefe an Jorik? beydes haben Sie die güte für mich zu nehmen, und mir zu überschiken. —

Sie *recomandirten* mir lezt eine Kammerfrau, vielleicht wüsten Sie eben auch mir einen Bedienten vorzuschlagen? ich wünsche nur eins, dass er entweder Damens frisiren — oder etwas *Clavier* spielen kann, sonst ein Leidlicher Sittlicher Mensch sey. Dis ist gewis der erste auftrag dieser Art den sie von einem frauenzimmer erhalten. — Lächlen Sie immer — nur Verzeihn Sie auch.

ich komme vielleicht schon Anfang August nach Mannheim. — wie lieb ists mir, Sie in den Ort zu wissen den ich bewohne!

Leben Sie wohl und glüklich!

Charlotte Kalb.

Noch eine Nachfrage Lieber Schiller! ist nicht der Nachdruck der Englischen Dichter nach *Johnsons* Sammlung, den Lichtenberg in Göttingen herausgab — bey Schwan in Mannheim zu haben, wo ich nicht irre kostete das Bändchen 24 kr.; ist's zu haben, so haben Sie die Güte mir ein Exemplar zu schiken. —

Der Brief, geschrieben etwa zwei Monate nach der ersten Bekanntschaft mit Schiller, ist zusammen mit einem Briefe, den die N. fr. Presse gebracht hat, das einzige aus der Zeit vor Schillers Verheiratung, was sich aus dieser Correspondenz den Flammen entzogen hat.

3.

Streicher an Schiller.

Wien d. 16ten *Aug.* 1795 [Kal. S. 6: Oct. 8.].

Verehrungs-würdigster
Mann!

Ich glaube nicht dass ich eine *Indiscretion* begehe, wenn ich nach Verlauf von 10 Jahren, einmal wieder an Sie schreibe. Zwar ist es leicht möglich, da Sie mit Ihren unsterblichen Werken uns zwei Jahrhunderte vorgeeilt sind, dass Sie sich des unterzeichneten Namens, und desjenigen, welcher ihn im 18t. Jahrhundert trug, gar nicht mehr erinnern. So wenig dis auch meiner Eigenliebe schmeicheln könnte, so begreiflich wäre mir's dennoch, ja sogar wünschenswürdig; da Ihnen mit meinem Namen unmöglich etwas anders, als eine *Situation* beifallen kan, die nichts weniger als angenehm war. Doch — wenn Sie bedenken, wie viel diese *Situation* beigetragen haben kan, Sie zu dem ausserordentlichen Mann, zum Stolz Ihrer Nation zu machen, so ist diese Erinnerung weniger wiedrig, und Sie können unmöglich so ganz gleichgültig an denjenigen zurük denken, der einige Zeit, diese Lage mit Ihnen theilte. Da ich nicht weis, wie Ihre jezige Stimmung gegen Menschen überhaupt, oder gegen ehmalige Bekannte, beschaffen ist, so beschränke ich mich blos darauf, Ihnen zu sagen: dass es mir seit 7 Jahren, wo ich mich blos auf eigenes Talent und Thätigkeit stüzte, sehr gut

gieng; und dass ich mich im Jahre 1794 verheirathet habe, und jezt für immer in Wien bin. Ich bin versichert, dass Ihnen diese Nachricht Freude macht, da Sie die Veranlassung zu meiner Entfernung von Stuttg. waren. Könnte ich die so lang entbehrte Nachricht von Ihnen selbst erfahren, dass auch Ihnen das Schiksal endlich Genugthuung leistete, so wäre dis ein sehr grosser Zusaz von Glük für mich. Wie viel, wie unendlich viel, müssen Sie indessen erfahren haben, und wie ungeheuer thätig müssen Ihre Geistes Kräfte gewesen seyn! Aber das nun erreichte Ziel war auch solcher Anstrengung würdig.

Sie werden mir leicht glauben, wenn ich versichere, dass Niemand mit mehr Wärme Antheil nimmt, als ich, was Ihren Ruhm und Physisches Befinden betrift: um so eher werden Sie vielleicht meine Bitte um Nachricht von Ihnen gewähren. Fürchten Sie aber ja nicht in eine unangenehme *Correspondenz* zu gerathen, denn ich verehre Sie und Ihr Talent zu abgöttisch, als dass ich Ihnen nur 5 Minuten auch nur durch das Lesen eines Briefes rauben wollte.

H. *Baron* von *Bühler*, welcher die Güte hat, diesen Brief an Sie zu bestellen, versicherte mich, dass Sie öftere Reisen machen. Wollen Sie sich einmal abspannen, und in den nächsten zwei Jahren des Sommers nach Wien kommen, so biete ich Ihnen meine Wohnung, welche sehr gros und schön ist, mit dem freundschaftlichen Herzen an, welches Sie an mir kennen. Nur in diesem werden Sie mich unverändert finden. Leben Sie wol, unvergeslicher Schiller! legen Sie meinen Brief nicht als eine Zudringlichkeit aus, denn von dieser ist Niemand weiter entfernt, als Ihr

wahrhafter Freund und Verehrer
Andreas Streicher.

Wien, auf der
Landstrasse zur
rothen Rose *Nro.* 301.

Die Antwort auf diesen Brief, mit dem Streicher, damals weit renommierter Pianofortebauer zu Wien, sich in Schillers Gedächtniss zurückrief, ist vom 9. October und abgedruckt in der N. fr. Presse 1876 Nr. 4284.

4.*

L. v. Wurmb an Schiller.

Rud. d. 13. Jul. 96 [Kal. 14. Juli.].

Recht herzlichen wahren und freudigen Antheil nehme ich an der so glücklichen Niederkunft unsrer geliebten Lolo und drücke Vater, Mutter, den nunmehrigen ältesten lieben Sohn, und den neuangekommenen *petit neveu* mit warmer Freundschaft und Liebe in Gedanken an mein Herz! Aber warum Ernst, und nicht *Friedrich*

---

* Abschrift auf Greifenstein.

Schiller? Wenn die liebe Lolo das bekannte Sprüchwort wahr macht, so bedinge ich mir das alsdann ausdrücklich aus. —

Es thut mir sehr leid, dass ich Ihnen meinen Glückwunsch nicht mündlich überbringen und ein Zeuge Ihrer Freude sein kann. Aber mein alter Oberste ist nicht recht wohl, und daher darf ich unsere Armee nicht verlassen. Ist's möglich, so hole ich die *chere Mere* wieder ab.*

Ich danke Ihnen liebster Vetter! für die ertheilte Nachricht. Ich will' *Ettingern* sein Gebot** für diesmal annehmen und versuchen ob ich künftig etwas unter einer andern Gestalt liefern kann. Das gegenwärtige Mnscrpt. umzuarbeiten dazu habe ich jetzt nicht Zeit, auch nicht Kräfte genug, weil mein Körper noch durchaus kein anhaltendes Stillsitzen vertragen kann. Haben Sie also die Güte mir das Mnscript. durch diese Gelegenheit zurückzusenden: Weil *Ett.* darauf besteht, dass der Druck bald soll angefangen werden. Ich wüsste wohl etwas das meinem Werkchen für unser Publikum ein mächtiges Ansehen verschaffen könnte: Aber ich weis nicht bester Vetter! ob ich es Ihnen zumuthen darf? wenn Sie nehmlich die Freundschaft hätten nur eine ganz kurze Vorrede vorzusetzen! in der Sie etwa meinen guten Bruder ein kleines Ehrendenkmal errichteten. Ich würde Ihnen die *data* zu seiner Lebensgeschichte liefern. Der wackre Mann verdient es, dass ihn ein *Neveu* den er gewis geschätzt und geliebt hätte, wenn er ihn gekannt hätte ein Denkmal setzt.***

Meine Arbeit verdient zwar nicht, dass Sie die Pathen-Stelle dabei übernehmen. Aber unter Ihrer *Aegide* wäre ich nebst meinem Verleger doch für allen Unfall gedeckter. In meinen Werke selbst wird noch öfters die Rede von meinem Bruder sein: auch werden darinnen noch Briefe die an ihn geschrieben wurden, vorkommen, also wäre die Sache in so weit ganz passend. Solten Sie indessen das geringste Bedenken dabei finden? so stehe ich gern von meiner Bitte ab; denn ich hasse nichts mehr als die Zudringlichkeit mit der sich kleine Geisterchen hinter grossen Männern her ins Publikum eindrängen — und ich werde Sie, unsere theure Lolo, und meinen lieben *petit neveu* nichts desto weniger von ganzem Herzen lieben.

Wurmb.

---

* Der Oberste: von Beulwitz, Carolinens früherer Schwiegervater; v. Wurmb war Schwarzburg-Rudolstädtischer Major. Chère mère kam zur Pflege der Tochter nach Jena und brachte wol Wurmbs Brief mit.

** Für das oben citierte Werk über Ostindien.

*** Dass das bereits in jener Erzählung Schillers von einer grossmüthigen Handlung geschehen war, und zwar auf eine für Ludwig v. W. nicht gerade auszeichnende Weise, davon hat er offenbar keine Ahnung. Sein Buch ist ohne eine Vorrede Schillers erschienen.

5.

Sophie La Roche an Schiller.

d. 17. [Januar] des Jahres 1797 [Kal. 23 Jan.].

ich weiss nicht ob Schiller vergass — das ich einst seinen Starken Geist fürchtete, das Sie auf meine gerechte Verehrung Ihrer Verdienste einen werth legen solten erwarte ich nicht — aber diess das Sie meinen Seegen auf die Stunde annehmen, in welcher die Klagen der *Ceres** aus Ihren Henden kamen.

Möge Ihnen der Himmel, in jedem *moment* Ihres Lebens — durch edles glük und edle Freude — die süsse wehmuth lohnen mit welcher ich jetzo an das grab meines Frantz — und an die pflantzen denke, welche über seiner Hülle wachsen —**

Ihrer liebenswürdigen Gemalin erneure ich die Zärtliche Hochachtung, welche sie mir in Speyer einflösste als die *familie* mich mit einem Besuch beehrte —***

Ewig ergebne

vla Roche.

Die Antwort Schillers auf diesen Brief, vom 23. Januar 1797, ist zuerst im Morgenblatt 1808 S. 275 mitgetheilt, Berl. Br. II, S. 486.

6.

Hardenberg (Novalis) an Lotte.

Tennstedt d. 25. May 1797.

Beste Frau Hofräthin,

Sie erhalten hier eine Locke meiner verewigten Freundinn. *Sophie*† erinnerte sich oft in den lezten Tagen Ihrer Liebe und Theilnahme. Sie schien sich Hoffnung auf einen näheren Umgang mit Ihnen zu machen. Dieses kleine Andenken an das köstliche Mädchen

---

* Im Musenalmanach 1797.

** Frau v. La Roches Sohn Franz war 1791 gestorben. Am 21. Oct. 1791 schreibt Caroline v. Humboldt an Lotte: „Es ist leider wahr dass der junge La Roche gestorben ist. Die näheren Umstände seines Todes weis ich noch nicht. Karl [La Roche, der Freund des Schiller-Humboldtschen Kreises] ist abwesend, wie ich durch die dritte Hand höre ist er zu Franzens Braut gereist die ein liebes gutes Mädgen sein soll. Franzens Tod tut mir gar leid, so ein junger, fröhlicher Mensch, im vollen Genuss des Lebens und mit so heitren Aussichten in die Zukunft — es ist recht wunderbar dass ein Mensch so früh sterben mus — Karln wird es sehr erschüttert haben, er liebte Franzen sehr und hieng unendlich an der Aussicht seines künftigen häuslichen Glükkes.“

*** Auf der Rückreise aus der Schweiz im Sommer 1784.

† Hardenbergs Braut, Sophie von Kuhn.

wird Ihnen gewiss lieb seyn. Möchte es Ihnen zugleich ein Beweis seyn, wie herzlich ich Sie verehre, wie unvergesslich mir Ihr Gefühl für Söffchen seyn wird. Empfehlen Sie mich dem Herrn Hofrath.

Hardenberg.

7.

Wolzogen an Schiller.

[Weimar; etwa 20. Juni 1797.]

Wir wollten morgen zu dir kommen, allein niemand will uns fahren — Lolo wird dir die *details* geschrieben haben — Es ist mir um desto lieber, da ich Freitag und Samstag nicht abkommen kann. Doch werde ich dir ausführlicher wegen deines Bauwesens schreiben, dass mir sehr im Kopf herumgeht und mich, ich gestehe es, unruhig macht. Diese Woche können die Handwerksleut in keinem Fall anfangen und bis Freitag hast du meinen Brief über diesen Punkt. Wenn du Lolo einen Wagen schickst, so soll doch *Rudolph** in den Wagen die in Wachstuch gepackte *Guitarre* wohl befestigen, und sie dem Kutscher anempfehlen. Den 1ten Theil von *Vieilleville*** von diesem oder jenem *Exemplar* wünschte zu haben. Gute Nacht. W.

Schiller schreibt an Goethe Nr. 328 (Sonntag) den 18. Juni 1797: „Heute Abend ging meine Frau mit Wolzogen, der hier war, auf etliche Tage nach Weimar." Am Freitag d. 23. meldet er (Nr. 331) ihre eben erfolgte Rückkehr. An Wolzogen schreibt er freilich „Montag, den 18. Juni 1797" (Nachl. I S. 393—94): „Lolo grüsst Alles auf's beste. Mittwoch oder Donnerstag kommt sie nach Weimar." Allein das Datum ist falsch. Montag war der 19., Schiller aber hat, wie ich jetzt glaube, geschrieben: Sontag den 18. Juni 1797; Sontag ist seine regelmässige Schreibweise. Bald nachdem er am Sonntag den Brief spediert, muss unangemeldet und unerwartet Wolzogen eingetroffen sein und Abends Lotte und ihren kleinen Karl mitgenommen haben. Am Dienstag oder Mittwoch (20. oder 21.) ist obiger Brief geschrieben; am Freitag kam Lotte zurück und brachte den versprochenen ausführlichen Brief mit über das Bauwesen (im neu gekauften Garten). Derselbe ist gedruckt in Charl. v. Schiller II S. 121 ff.

8.

Herder an Schiller.

So sehr es mich freut, hochgeschätzter Freund, wiederum ein Lebenszeichen von Ihrer Hand*** zu sehen so befürchte ich doch, Ihrem *recubito* (?) wenig dienen zu können.

---

* Schillers Diener.

** den Wolzogen für die Horen übersetzte.

*** Kal. S. 61, 11. Mai: An Herder wegen Freitisches.

Die Freitischstellen im *Convictorio* (wir haben nur drei) sind alle besetzt und auch zu den Zahlstellen, die auf unsern Theil fallen, ist durch die neuliche Dimission einer Reihe sehr dürftiger Subjecte ein grosser Zudrang geschehen. Indessen kann Amschel (?) sich mittelst eines Schreibens an hiesiges h. *Ob. Consistorium* um eine Zahlstelle wenden; sie soll ihm wo möglich nicht verweigert werden.

Dass Sie an den hiesigen Theaterfreuden nicht Theil genommen, thut mir der Ursache wegen leid, die es verhindert hat.* Ich hoffe, Sie befinden sich besser, und Ihr Wallenstein rückt glücklich weiter. Unser Einer arbeitet dafür an christl. Schriften, die Ihr Unchristen nicht leset.

Leben Sie bestens wohl mit Ihrer Lieben, an die meine Frau sich bestens empfiehlt.

Herzl.

Der Ihrige

W. 12. Mai 98 [Kal. 13. Mai]. Herder.

9.

Lacher an Schiller.

Toul den 28. *Floreal* [17. Mai 1799].

Rasttag**

Gestern den 5. Tag nach meiner Abreise von Paris kam ich an dem Orte meiner Bestimmung gesund und wohlbehalten an ohne auch nur den mindesten Anstoss von Seiten der *Gens d 'armes* erlitten zu haben! Heute mache ich Rasttag, um sowohl von der Müdigkeit mich zu erhohlen die ich ein wenig fühle, weil ich beständig zu Fusse gehen musste, als noch die letzte Minute zu benutzen, die ich mir kluger weisse vor meinem Eintritt in mein neues Leben erübrigen kann, um einmal auf eine würdige Art mit dem Manne zu sprechen, der mir alles ward! Freylich durch das Getriebe meiner Dankbarkeit aufgespannt sprang eine neue Ader hervor mir bis izt selbst unbekannt! kurz hingerissen durch meiner feinen Gefühle lyrischen Begeisterung ward ich prosaischer Dichter! höher vieleicht wie noch keiner flog! Mag es mir Schande bringen oder Ehre dies Kind weniger Minuten! Gleichviel! In dem ersten Versuch blühet nur die werdende Kraft! Mehr bemühet in wenigen kraftvollen Worten abzulöschen die Glut meiner Empfindungen werden Sie, alles vergebender Vater! vergessen zu Gunsten ihres rohen Wildfangs der feineren geübten Bildung mächtigerer Reize! Aber Gedanken suchen Sie, wild ausgedrückt! Und Sie finden Ihr erhabnes Bild in diesem ungeschlifnen Spiegel, den Lacher Ihnen vorzuhalten sich erkühnte!

---

* Iffland war vom 28. April bis 4. Mai fünfmal aufgetreten; Schiller war krank.

** Dahinter ein unleserliches Wort, das etwa wie *andao* aussieht.

So kühn schliessend mein altes stilles Schaam-Leben, trett ich morgen hinein das neue, sturmvoller hofentlich, aber auch göttlicher!! — — — — — —

Bald werden Sie Nachricht haben, wie es aussieht in dem neuen? — —! Stalle! Freuen Sie sich der Dankbarkeit! Lacher schämt sich gross, sich nennen zu dürfen

Ihr Sohn!!

Hr. von Röderer Hr. Oelsner [versichern Sie] einsweilen meiner dankbaren Ergebenheit, in einigen Tagen werde ich diese süsse Pflicht selbst erfüllen können!! — — — — —

Ueber den excentrischen Schreiber dieses Briefes, Johann Baptist Lacher, hat Vollmer im Schiller-Cottaschen Briefwechsel S. 315 ff. sehr interessante Mittheilungen gemacht. Nach denselben habe ich das Jahr 1799 für das Datum des Briefes conjiciert. Das poetische Machwerk, welches diesen Brief begleitete, hat sich nicht gefunden.

10.

Charlotte v. Kalb an Schiller.

[1799 April oder Juli.]

Sehr viele wünschen dass die Stelle in der Rolle der Tekla wo sie singen soll, und die *Musik* präludirt* abgeändert werde. Und Tekla wirkl. singt, und zwar das Lied, was in *Piccolomini* vorkommt, und Sie etwa am ende des Lieds bey der Stelle ich habe geliebt etc. die Zitter wegwirft.

Wäre dieser Versuch zu wagen — und kann es der Dichter zu geben? So ist es gewiss interessant die Wirkung des Gesanges in ds. *Moment* zu versuchen.

Wer mit den Strahlen der Begeisterung leuchtet — für den, durch dessen Geist ist alles erwärmt! Aber am meisten die Seelen die Ihn gekannt und geliebt.

Charlotte.

Der Brief ist kurz vor einer wiederholten Aufführung von Wallensteins Tod geschrieben, also entweder zwischen der ersten und zweiten (20. u. 22. April), also am 21. April, oder vor der dritten am 2. Juli, die in Gegenwart und zu Ehren des preussischen Königspaares stattfand. In der That notiert der Kalender am 2. Juli einen Brief von Charlotte Kalb. Auf den Vorschlag der Kalb ist Schiller nicht eingegangen, wol aber hat er das Vorspiel des Orchesters gestrichen. Schillers Brief an die

---

* In den ursprünglichen Theatermanuscripten hiess es Wallenst. Tod III, Sc. 4 hinter Theklas Worten „O mein Gott — wie kann ich —": „(das Orchester fängt an. Während des Ritornells zeigt Thekla den heftigsten Kampf)" etc. Vgl. Hist.-krit. Ausg. XII S. 277.

Kalb bei Köpke S. 124 f. scheint sich ebenfalls auf den Wallenstein zu beziehen, doch ist er jedesfalls nicht die Antwort auf obiges Schreiben.

11.

Caroline v. Wolzogen an Voigt (?).*

Dresden den 6. September [1801].

Herzlichen Antheil, mein verehrungswürdiger Freund, nehme ich an der glücklichen Rückkunft Ihres lieben Sohnes. Ich bin über die schnelle seiner Reise erstaunt, und dass er keine üblen Folgen davon empfindet muss Ihnen eine Probe seiner festen Gesundheit sein.

Wie sehr hätte ich gewünscht in Weimar zu sein, um ihn tausend Dinge zu fragen.

Die Reise nach Moskau machte mir freilich einige sehr trübe Tage, da ich sie nicht erwartete. Mein Mann schreibt mir, dass er wahrscheinlich den 1. October dort abgehen würde, bleibt es noch dabei, so dencke ich mir noch einen ländlichen Auffenthalt auszusuchen um die Weinlese mit anzusehen, und meinen Mann hier zu erwarten. Da die Kunstsammlungen im October geschlossen sind, so hat die Stadt weiter kein Intresse für mich, und finde ich keinen angenehmen Plaz auf dem Lande, so wandre ich nach der Heimath zurück wo mir doch das Gespräch mit lieben theilnehmenden Freunden die Ungedult der Erwartung erträglich macht —

Ich erwarte jezt stündlich den Kurier, ich dancke Ihnen recht sehr dass Sie mir ihn zuschicken, wie ich überhaupt des Danckens gegen Sie nie fertig werden kann. Uiber die berühmte Geschichte habe ich einen sehr beruhigenden und guten Aufschluss durch die kleine Persohn selbst erhalten.

Tausend Grüsse Ihrer lieben Frau Gemahlin. Wir wohnen hier in demselben Hause dass Sie bewohnt, und dencken recht oft an Sie beide.

Mit achtungsvoller Freundschaft

Ihre

C. von Wollzogen.

Tausend Danck für die Mittheilung der erwartungsvollen Geburtstagsfeier. Schiller hat sich auch daran erfreut, und wir uns beide in den Wunsch vereinigt, dass jede schöne Erwartung Ihnen so erfüllt werde.

Wilhelm von Wolzogen war 1801 zum zweiten Male mit diplomatischen Aufträgen nach Russland gegangen, ihm war der junge Voigt, Sohn des Ministers, beigegeben: vgl. Jahn, Goethe und Voigt S. 100, Karl Aug. an Goethe I S. 271 f. Schillers hielten sich mit Frau von Wolzogen Ende August und Anfang September in Dresden auf. Von

* Original gütigst mitgetheilt von Herrn W. Künzel in Leipzig.

dem Kurier, der nach Moskau ihre Befehle mitnehmen sollte, schreibt auch Karl August, Nachl. I² S. 446. Die Geburtstagsfeier, von der die Nachschrift spricht, ist nicht die Voigts (geb. 23. Dec.), sondern wol die des Herzogs (3. Sept.), zu welcher vielleicht der junge Voigt mit guten Depeschen aus Petersburg gekommen war.

12.

Reinwald an Schiller.

[Weimar d. 4. Juni 1804.]

Liebster Bruder!

Wir sind jetzt hier in Weimar im Erbprinzen angekommen und fragen an, ob du uns auf zwey Tage aufnehmen kannst.

An Herrn Hofrath von Schiller. Reinwald.

Das Datum ergibt sich aus dem von vor Schillers Namen und aus dem Brfw. mit Christ. S. 249 Anm.

13.*

Caroline v. Wolzogen an ihren Gatten.

nach Leipzig Oster Messe

1805 [Anfang Mai**].

Mit Schiller ist es etwas besser, und die dringende Gefahr scheint vorüber, doch wünsch' ich immer [mir?] noch sehr, dass Stark gleich mit hieher kommen mag.

Ich begreife gar nicht dass ich nichts von D: [Dir?] höre, doch hoffe ich Du bist wohl.

Adolf ist sehr wohl. Adieu bestes Kind, ich habe nur einen Augenblick.

---

1) Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Gessner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster. Von Eduard Bodemann. Hannover, Hahn. 1878.

Ref. fühlt sich zu einer Besprechung dieses Buches nicht berufen und will es hier also nur mit einigen Worten anzeigen. Jedesfalls erscheint es zu einer günstigen Zeit, da durch die Feier des 100. Todestages Hallers in der Schweiz das Andenken an diesen grossen gelehrten und Dichter, also auch an seinen ersten Biographen erneuert worden ist. Auch verdient gewiss dieser sonderbare

---

* Im Besitz des Herrn W. Künzel zu Leipzig.

** Vgl. über die Zeit der Messe Geschäftsbr. S. 340.

Hautontimorumenos, der sich so viele Verdienste, aber auch so viele Widersacher erwarb, eine ausführliche Darstellung seines prüfungsreichen Lebens. Diese ist ihm denn durch einen Mann geworden, der eben so wol durch seine amtliche Stellung als Bibliothecar zu Hannover als durch seine litterarische Befähigung jedesfalls dazu der geeignetste war. Er hat den Zimmermannschen Nachlass auf der Hannöverschen Bibliothek in umsichtigster Weise dazu verwerthet. Nur zum Beweise, dass ich das Buch, und zwar mit Interesse, gelesen habe, will ich erwähnen, dass es S. 177, Z. 1 v. u. heissen muss: „Clementina von Porretta" und 272, Z. 3 v. u. „5 Theile" statt „3 Theile". Aber ich benutze diese Gelegenheit im voraus auf einen Zuwachs der Herder-Litteratur aufmerksam zu machen, dessen Entdeckung das Verdienst Bodemanns ist, und dessen Verwerthung gewiss dem 5. Bande der Suphanschen kritischen Ausgabe zu Gute kommen wird. Herder schreibt an Zimmermann im October 1774 (S. 322f.): „Lass den Herrn v. Wüllen sich auslassen, was ihm beliebt: ob ich gleich über Kautelen von Herzen lache; die zweite insonderheit ist ja allgemeine Lehre unserer Kirche, und Mosheim hat sich ja mit der blanken Abhandlung gross gedünkt, dass Christus die Auferstehung zuerst gar demonstrirt habe. Sei's indess: in's Magazin gehören auch keine theologischen Brocken; es bleibe immerhin weg, wenn nur Verstand bleibt. Geben Sie ihm also Allgewalt, liebster Freund, und mir komme nur das Manuscript wieder, damit ich's doch ganz habe. — Für Reich ist die Abhandlung (ohne Wortspiel) wirklich zu arm. Sie soll einmal in ein grösseres Werk, so heissen soll: »Plastik oder die ersten Ideen des Schönen durch's tastende Gefühl«." Dazu bemerkt Bodemann: „Durch diese Stelle veranlasst, durchforschte ich das »Hannöverische Magazin« jener Zeit, um ausfindig zu machen, ob von Herder damals vielleicht ein Beitrag aufgenommen sei, auf welchen sich diese Stelle des Briefes beziehe, und fand daselbst im Jahrgang 1774, St. 95 und 96, ohne Angabe des Verfassers, die Abhandlung: »Wie die Alten den Tod gebildet.« Diese Abhandlung erschien zuerst unter Herders Namen — ganz umgearbeitet und bedeutend erweitert — in dessen »Zerstreuten Blättern« II. Sammlung, S. 273—376, Gotha 1786, und in der Vorerinnerung daselbst S. XI sagt Herder: »Als Lessings Abhandlung erschien: 'Wie die Alten den Tod gebildet', freute sie mich, nicht nur durch das, was sie gab, sondern auch, was sie in mir weckte. In ihr war meiner, der ich damals fast noch ein Jüngling war, über Arbeiten, die ich bald selbst nicht mehr für die meinigen erkannte, auf eine so edle Weise gedacht, dass mir diese Schrift für Lessings Charakter eben die Hochachtung gab, die ich für die Gaben seines Geistes längst gehabt hatte. Nicht lange darauf lernte ich ihn persönlich kennen; unser Gespräch fiel aber nicht auf die Materien dieses Inhalts, und, da ich in einem Provinzialblatte den ersten Entwurf dessen

bekannt machte, was jetzt in diesen Briefen ausführlicher vorkommt, war Lessing in Italien. Als er zurückkam, war mir die Kleinigkeit nicht mehr im Gedächtniss, ich weiss also auch nicht, ob er jenen unreifen ersten Entwurf gelesen habe.« — Und Zimmermann schreibt an Herder am 14. October 1774: — »Das Vergnügen hatte ich indess, Ihren Brief vom schwarzen Meere, geschrieben am 4. Oct., zu erhalten und die schöne, seelerheiternde Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, für unser Magazin. Was der Herausgeber unsers Magazins, unser Herr Assessor v. Wüllen über den Druck Ihrer Abhandlung gesagt, zeigt Ihnen der beigelegte Brief. Castriren wollte ich Ihre Abhandlung nicht, Sie in einer delicaten Epoche (da unser Götten und unser Chappuzeau Sie bis an den Himmel erheben) neuen Vorurtheilen aussetzen auch nicht.« — Und am 21. December 1774 meldet Zimmermann an Herder: »Vorlängst ist Ihre Abhandlung — in unserm Magazin abgedruckt, gelesen und bewundert.« — Dieser, in jenem Provinzialblatt nur für einen engen Kreis anonym erschienene erste Entwurf jener Abhandlung scheint allen Herder-Bearbeitern und Litteraturhistorikern unbekannt geblieben zu sein, wenigstens wird er von keinem, auch nicht von Goedeke in seinem Grundriss, erwähnt. Von Maltzahn besitzt — nach seinem »Deutschen Bücherschatz« S. 465 — einen Separatabdruck jener Abhandlung des Hannoverschen Magazins."

2) Ernst Christoph Bindemann. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte der letzten hundert Jahre von Hermann Petrich. (Aus dem Osterprogramm 1878 des Königl. und Gröningschen Gymnasiums zu Stargard in Pommern. Leipzig, Jenne, 1878. 4.)

Der Verfasser fühlte sich zur Entwerfung dieses kleinen, schmucklosen, schlichten Lebensbildes durch den Umstand veranlasst, dass ihm die handschriftliche, von Bindemanns Neffen, dem im Jahre 1874 verstorbenen Pastor Keibel zu Neuendorf bei Bahn verfasste Lebensbeschreibung seines Oheims vorlag, und wir müssen ihm für diese Gabe Dank sagen. Bindemanns Leben ist wie das der meisten Dorfpastoren verlaufen und also mit wenig Worten erzählt. Auch sein dichterisches wirken, welches sich an die märkische, von Goethe verspottete, platte Naturpoesie anschliesst, und wovon uns der Verfasser am Schlusse eine kleine Auswahl aus den damaligen Almanachen bietet, hat nichts charakteristisches und ist heutzutage verschollen. Allerdings will ihn Petrich mehr zu der Göttingischen Schule, besonders zu Hölty, in innere Beziehung bringen. Wie dem auch sei, so besteht sein Hauptverdienst in der gelungenen und doch so wenig bekannt gewordenen Uebersetzung des Theokrit. Petrich führt S. 9 das Urtheil „des letzten und gediegensten Uebersetzers

des Theokrit“ an, für welchen er E. Mörike hält, der 1875 starb und seine mit Notter gemeinsam abgefasste Uebersetzung 1855 veröffentlichte, und indem er Mörikes Arbeit mit der Bindemannschen vergleicht, findet er, dass, wie Mörike selbst im Vorwort erklärt hatte, dieser treffliche Vorgänger in manchem Mörikeschen Verse fortlebt. Mir ist weder die Bindemannsche noch die Mörikesche Uebersetzung bekannt; aber es scheint Petrich entgangen zu sein, dass nach Mörike noch ein anderer namhafter Dichter den Theokrit verdeutscht hat, mit ausdrücklicher Berufung auf Bindemanns Vorgang, kein anderer nämlich als Friedrich Rückert. Nach den Nachrichten seines Sohnes Heinrich (Aus Fr. Rückerts Nachlass, S. 420f.) war diese Uebersetzung zu Weihnachten 1858 in der Hauptsache vollendet, erschien aber erst nach Rückerts Tode in dem eben erwähnten Werke 1867 mit einer „Widmung an den fast vergessenen, von ihm aber hochgeschätzten Bindemann, wieder ein Zeugniss seines freien und selbständigen Urtheils, datiert vom Februar 1858“. In dieser Widmung „Zum Andenken Bindemanns“ sagt Rückert:

Sei es gemacht im Namen von Bindemann, einem der alten,
Der mit feinerem Sinn, reinstem Gefühl dich erfasst.
Weil er Ziegenhirt oft und Rinderhirt ohne Bedenken
Zum daktylischen Hupf zwingt, ist er heute verhöhnt.
Aber was hilft's, wenn dafür wir Geisshirt setzen und Kuhhirt,
Während an Wohllaut uns Kuh doch und Geiss nur beschämt?

Es wäre also eine dankbare Aufgabe, zu untersuchen, in wie weit Bindemanns Arbeit auf Rückerts Uebersetzung Einfluss gehabt hat.

3) Drei Kapitel vom romantischen Stil. Ein Beitrag zur Charakteristik der romantischen Schule, ihrer Sprache und Dichtung, mit vorwiegender Rücksicht auf Ludwig Tieck von Hermann Petrich. I. Die Bildlichkeit. II. Der Archaismus. III. Die Mystik des romantischen Stils. Leipzig, Jenne, 1878.

Diese drei Capitel sind sehr geschickt ausgewählt, um durch sie ein Bild zu geben von den Bestrebungen der romantischen Schule und besonders von den dazu angewandten sprachlichen und stilistischen Mitteln. Der fleissige und gewissenhafte Verfasser ist so wenig wie Referent ein Verehrer der Romantik; er fasst sie durchweg und mit Recht, besonders bei Tieck, als eine geistige Krankheitserscheinung auf, deren Symptome aber zu beobachten ihm gleichfalls mit Recht eine höchst interessante Beschäftigung ist. In dem 2. Paragraphen des 1. Capitels weist er nach, dass „Stil und Bild der Romantiker vor 1797 von Schiller und dem Sturm und Drang beeinflusst“ wurde. Der Nachweis scheint gelungen, und es könnten dafür noch die Beispiele auf S. 22 für den Tieckschen Ge-

brauch des Wortes „äugeln“ angeführt werden: „Das Roth der sinkenden Sonne äugelte durch die Baumstämme“, „es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein“, „die Sonne äugelte mit glühendem Funkeln durch den dichten Wald“. Denn im Januar 1793 fragt Wackenroder bei Tieck an (Holtei, Briefe an Tieck, IV, S. 255): „Hast Du noch die sibirische Anthologie von Schiller?“ In dieser heisst es S. 184 in dem Gedicht „Morgenfantasie“, jetzt „Der Flüchtling“:

Purpurisch zuckt durch düstre Tannenritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch

und im „Triumf der Liebe“, ebenda S. 61:

Glückseliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felsen schon
Und äugeln schon gelinder!

Das ganze Werk wird man mit grossem Interesse lesen und den Werth einer streng philologischen Methode auch für die Lösung aesthetischer Probleme daran schätzen lernen. Besonders gelungen erscheint Ref. der Nachweis, wie die Romantik bemüht ist alle sinnlichen Erscheinungen in eine geistige Sphaere zu rücken, den inneren Sinn des Ohres vor dem äusseren des Auges zu begünstigen und, wo sie gar nicht umhin kann, auch äusserliche Erscheinungen zu erwähnen, diese möglichst in Dämmerlicht zu stellen und in verschwimmenden Farben zu malen. Zum Schlusse sei mir nur noch eine Textverbesserung gestattet. Aus dem oben erwähnten Wackenroderschen Briefe (Holtei IV, S. 239) führt Petrich S. 46 folgende Stelle an: „Du kennst übrigens sehr wenig von den altdeutschen Literaten, wenn Du bloss die Minnesinger kennst. Ueberhaupt ist (sic) sie zu wenig bekannt“. Das sic hätte Petrich hinter „Literaten“ setzen müssen. Denn offenbar, wie der Sinn erfordert, ist für „ist“ nicht etwa „sind“ zu lesen, sondern für „den altdeutschen Literaten“: „der altdeutschen Literatur“.

4) Friedrich Diez, sein Leben, seine Werke und deren Bedeutung für die Wissenschaft. Vortrag gehalten zum Besten der Diez-Stiftung von Dr. Hermann Breymann. München, Ackermann, 1878.

Der Verfasser dieser Schrift, welcher sowol um ihres Zweckes als um ihres Gegenstandes willen die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, gibt zunächst eine Uebersicht über die Entstehung der Diez-Stiftung und über deren Zweck. Dabei hebt er mit Recht den Umstand hervor (S. 5), dass sie „den angehörigen zweier grosser Nationen, die sich erst vor wenigen Jahren in blutigem Kampfe

gegenüber standen, Gelegenheit bieten soll sich wieder einmal zu einträchtigem Thun in einer Sache zu verbinden, die beiden am Herzen liegt. Auf diese Weise erhält das Unternehmen eine höhere und weitere Bedeutung; über dasselbe verbreitet sich ein warmer, verklärender, versöhnender Hauch, da nicht nur Köpfe, sondern auch Herzen gewonnen, nicht die Leidenschaften entfesselt, sondern zerrissene Bande wieder zusammengeknüpft und Missstimmungen gehoben werden sollen." In das *pium desiderium* am Schlusse stimmt Ref. mit vollem Herzen ein: „Nur eins fehlt noch: Die Umgestaltung des Sprachunterrichts auf Schulen auf Grundlage der neugewonnenen wissenschaftlichen Erkenntniss. Dass eine solche Umgestaltung bald herbeigeführt werde, ist der Wunsch eines jeden, der der Schule die Aufgabe zuerkennt, ihre Zöglinge nicht abzurichten oder ihnen, wie die Engländer sagen, allerlei *Social Accomplishments* beizubringen, sondern dieselben zu einer allgemeinen, tiefer gehenden, ernsteren Geistesbildung zu führen, auf Herz und Gemüth der Schüler veredelnd zu wirken. Erst wenn dem schulmässigen Unterricht in den neueren Sprachen, speciell in dem Französischen, aus den neugewonnenen Resultaten der Wissenschaft ein reiner und schöner Gewinn erblüht ist — erst dann werden wir des vollen Segens theilhaftig, den das Leben und Wirken eines Gelehrten wie Diez für die Menschheit gehabt hat." Bei dem dermaligen Bildungsgange der Lehrer der neueren Sprachen und den bisherigen Reglements dürfte indessen dieser Wunsch auf längere Zeit eben noch ein *pium desiderium* bleiben. Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Zu Lessings Hamburger Dramaturgie.

Herr Dr. Cosack hat mich in seinem sehr verdienstvollen Werke „Materialien zur Hamburger Dramaturgie" S. 221 (zu Stück 36, Lachmanns Ausgabe S. 164) dahin berichtigt, dass der Ausspruch Youngs von der Sonne sich wörtlich nicht in den „Nachtgedanken", sondern in dem ersten Buche von The last day, einem Jugendgedichte Youngs, findet. Ich nehme diese Berichtigung mit Dank an, füge aber noch hinzu, dass, wie ich jetzt finde, dieser Gedanke Young nicht eigenthümlich, sondern auf ältere Quellen zurückzuführen ist. Eine solche finde ich nämlich zufällig in der, seiner Zeit viel gelesenen „Gelehrten-Republik" des Saavedra, der

schon im Jahre 1648 starb. Die erste Ausgabe des Werkes erschien 1655. In Kappes deutscher Uebersetzung, Leipzig 1748, heisst es S. 154: „Die Sonne ist so schön unter den übrigen Geschöpfen, dass die Abgötterei sich dadurch entschuldigen könnte, dass sie dieselbe als einen Gott angebetet hat.“ In einer Anmerkung wird gesagt, dass Mayans in seiner (spanischen) Ausgabe des Werks (1730) die beiden letzten Sätze weggelassen habe. Die Ursache erfahren wir aus dessen Vorrede, ebenda S. LXIII: „Ich hatte nächstdem die heidnischen Redensarten weggelassen, welche Don Diego (Saavedra) auch alsdenn brauchet, wenn er in eigener Person redet, ohne zu bedenken, dass dieselben den Lehren des Christenthums so sehr entgegen sind. Doch hatte ich es also eingerichtet, dass dem Verstande nirgend einiger Abbruch geschahe.“ 1727 war das Werk in das Englische übersetzt worden.

Robert Boxberger.

2.

Zu Woldemar Freiherr von Biedermann, Goethe und das sächsische Erzgebürge (Stuttgart 1877).

Das auf S. 192 ff. abgedruckte Gesprächspiel zwischen Bergmann und Bauer, welches bei Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren II, 4 dem Inhalte nach mitgetheilt wird, ist in einer abweichenden, theilweise besseren Fassung zu finden in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen III, S. 148 (Prag 1865). In dieser Fassung war es zu Schönlinde im nördlichen Böhmen aufgeführt worden. Hier werden (was gewiss richtiger ist) die letzten vier Verse von allen, dem Bauern und den Bergleuten, gemeinsam gesprochen, indem sie sich die Hände reichen:

Wir sind schon gute Freund'.
Der Teufel hol die Feind'!
Wir wollen friedlich leben,
Weil wir beisammen seind.

Strassburg, 4. April 1878. Ernst Martin.

3.

Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel.

Schiller schreibt am 16. Mai 1797 (Nr. 315 der 2. Ausg.) von Jena, wo Goethe soeben dichterisch besonders glücklich gewesen war: „Die Judenstadt darf sich was darauf einbilden.“ Jena eine

Judenstadt? Düntzer bezieht den Ausdruck im engern Sinne auf den Stadttheil Jenas, worin das Schloss, welches Goethe zu bewohnen pflegte, liegt. Aber Jena hat nie eine Judenstrasse gehabt, wie Frankfurt und andere Städte, geschweige ein Judenviertel, einen Ghetto. Es scheint vielmehr jene Bezeichnung auf ein altes Wortspiel oder einen Wortwitz hinzuweisen, wonach Jena als das hebräische Jayn (Wein) genommen wurde. Dies gab zu dem nachstehenden humoristischen Epigramm die Veranlassung, von welchem die beiden Dichter damals gehört haben mochten, so dass Schiller jenen Ausdruck, ohne Furcht nicht verstanden zu werden, wagen konnte. Es findet sich nämlich in des Gregorius Groitzschius Libellus Continens Salae Fluvii descriptionem vom Jahre 1584 folgende Stelle:

Ciuitas Gena, ab omni parte Vitiferis montibus est circumdata, vt non absurdè Bacchi sedem dixeris. Itaque cum de eius appellatione, vt mos est eruditorum, Epigrammatis colluderent Stigelius et Æmilius, sic cecinerunt:

Vt vetus à Iano deducas nomen Iënæ
  Non video fieri qua ratione queat.
Falleris: à nostris nec enim maioribus vnquam
  Hic est Teutonico cultus in orbe Deus.
Constat Iudæo profugas à stemmate gentes
  Passim Germanas incoluisse plagas.
Quarum relliquias hodie superesse videmus:
  Quas nondum placidi sustulit ira Dei.
Hinc placet Hebraeo nobis hanc nomine dici,
  Et vetus à Iayn nomen Iëna tenet.
Cur ita crediderim, nisi mentem vocula fallit,
  Certa huius ratio nominis esse potest.
Quæ caput in medijs vrbs fertilis erigit Vuis,
  Hanc quisquam à Vino nomen habere neget?

G. von Loeper.

Zusatz. Eine von Herrn Dr. Wilh. Vollmer gütigst bewirkte wiederholte Vergleichung von Schillers Originalbrief hat ergeben, dass Schiller in der That Judenstadt, nicht etwa Jedenstatt geschrieben hat. Ein „ehemaliger Judengraben“ wird, wie mir ein Erfurter Freund dieser Zeitschrift mittheilt, als in der Nähe des Löbderthores gelegen, in Zenkers Taschenbuch von Jena (1836. S. 24) erwähnt. — Vgl. auch J. K. Schauer, über die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena. Weimar, 1858. 8. S. 1 f.

S. v. C.

4.

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang.

Luther kannte diesen Spruch, der wahrscheinlich viel älter ist als er, sehr wol, wie eine bisher nicht veröffentlichte Stelle seiner abendlichen Tischreden beweist, welche lautet: „Cras legere debeo de ebrietate Noah, ergo hac vespera satis bibam, ut deinde expertus, de re mala loqui possem. Respondit D. Cordatus: nullo modo, sed contrarium facere debere. Tunc Lutherus: Man mus io eynem ydem lande seynen gebrechen zu guthe halthen. Die Behmen fressen, die wende stelen, die Deudschen sauffen gethrost, den lieber Cordate, wie wolt ir iezt anders eynen Deudschen vorthuen den ebrietate, praesertim talem, qui non diligit Musicam et mulieres". Vgl. Band VIII, S. 300 dieses Archivs und Büchmann Geflügelte Worte. 11. Auflage. Berlin 1879. S. 50. — Obige Worte, aufgezeichnet vom Wittenberger Diakonus M. Antonius Lauterbach, stehen im Codex chartaceus B. nr. 169. 4to. Bibliothecae Gothanae: Colloquia Serotina D. M. L. Seite 4 f. und sind eines Abends nach dem 27. October des Jahres 1536 gesprochen, in Beziehung auf Luthers Vorlesungen über die Genesis, in denen er 1535, was bei Köstlin, Martin Luther II. 423. 635, zu ergänzen ist, bis ins 4. Capitel vorgeschritten war laut Veit Dietrichs Collecta ex Colloquijs 1529—1535, Blatt 2 bis 13, wo aus ihnen Collecta gegeben sind. Hier handelt sich's um 1. Mosis Cap. 9, V. 20 ff., Erl. lat. II. 325 ff.

Joh. Karl Seidemann.

Zum Liederschatz des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Hugo Holstein.

1.

Das den Volks- und Gesellschaftsliedern des sechzehnten Jahrhunderts angehörende Lied „der weltlich Schlemmer", das auch mit der Ueberschrift „das tumme Brüderlein" bezeichnet wird, ist nach Hoffmann von Fallersleben, die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts, II², S. 166 und nach Goedekes und Tittmanns Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert Nr. 116 (Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts I) zuerst als fliegendes Blatt, dann in den Bergkreyen Nr. 37, theilweise auch in Forsters Liederbuch II, Nr. 57 gedruckt worden. Diese Angabe bedarf jedoch insofern einer Berichtigung, als sich das genannte Lied bereits in Burkhard Waldis „de parabell vam vorlorn Szohn" (Riga 1527, Bl. 28) findet. Daselbst wird es als ein vom verlornen Sohn in Gemeinschaft mit den Huren und Spitzbuben gesungenes Lied bezeichnet: „Dar na szangk de vorlorn szohn sambt den horen vnd Spitzboven als volgeth". Die Waldissche Fassung, aus welcher die anderen erst abgeleitet sind, enthält nur sechs Strophen, während die anderen, auch die von Hoffmann und Tittmann veröffentlichten, deren elf haben. Auch die ursprüngliche Reihenfolge ist verändert, denn bei Hoffmann und Tittmann finden sich die Burkhard-Waldisschen Strophen in folgender Reihe: 1, 11, 2, 10, 4, 9. Es fehlen also bei Waldis 3, 5—8. Dass das Lied schon frühzeitig unvollständig gesungen wurde, beweist der Text in Fischarts Geschichtklitterung, Cap. 8, wo nur Strophe 6—11 stehen.

Wir stellen nun den Waldisschen und Tittmannschen Text neben einander und bemerken noch, dass sich eine auffallende Abweichung nur in der zweiten Hälfte der 5. Strophe findet, welche die zweite Hälfte der 3. Strophe des Tittmannschen Textes bildet. Die übrigen Abweichungen sind grossentheils orthographischer Art.

Burkhard Waldis.

Wo sall ich mich ernerenn
  Ich armes brüderlin
Wo sall ich mich hen keren,
  Meyn gut ist vil czu kleynn.
Als ich eyn weszen hann,
  Szo musz ich bald dar von,
Was ich sall hewr vorczeren,
  Das hab ich ferdt vorthan.

Ich bind meyn swerdt vff dy seyten,
  Vnd mach mich bald dar van.
Hab ich dann nit zu reyten,
  Czu fusse muß ich gan.
Es ist nicht alltzydt gelich
  Ich bin nit alle wege rych
Der czeyt muß ich erwartenn
  Das mich das glück erschleich.

Ich bin czu frw geboren,
  Vnd wo ich ye hyn kum̄
Meyn glück das kumpt erst morgenn
  Hett ich das keyßerthum̄
Dar czu den czoll am̄ Reyn
  Vnd wer Venedig meyn
Szo wer es doch vorlornn
  Es most vorslemmet seyn.

Drey würffel vnd eynn karten
  Das ist meyn wapen frey,
Sechs hübscher frewlin czarte,
  Vff ytlicher seyten drey.
Ruck her du schönes weyb
  Du frewst myrs hertz ym leyb

Tittmann.

Wo sol ich mich hinkeren,
  Ich tummes brüderlein,
Wie sol ich mich erneren?
  Mein gut ist vil zu klein.
Als ich ein wesen han,
  So muß ich bald davon;
Was ich sol heuer verzeren,
  Das hab ich fern vertan.

Ich bind mein schwert andseiten
  Und mach mich bald darvon.
Hab ich dann nit zu reiten,
  Zu füßen muß ich gon.
Es kan nit sein geleich,
  Ich bin nit alleweg reich;
Ich muß der zeit erwarten,*
  Biß ich das glück erschleich.

Ich bin zu frü geboren,
  Ja wo ich heut hinkum,
Mein glück kumt mir erst morgen,
  Het ich das kaisertum,
Darzu den zol am Rhein,
  Und wer Venedig mein,
So wer es alles verloren,
  Es müst verschlemmet sein.

Drei würfel und ein karte,
  Das ist mein wapen frei;
Sechs hübscher freulein zarte,
  An jeglicher seiten drei.
Kum her, du schönes weib!
  Du erfreust mir mein herz im leib.

---

* Hoffmann v. Fallersleben: erbeiten.

Vnd mocht ich bey dir slaffenn	Solt ich heint bei dir schlafen,
Das wer meyn czeyt vortreyb.	Mein herz das würd mir frei.*
Ich will meyn gudt vorbrassen	Ich will mein gut verprassen
Mit slemmen frü vnd spadt	Mit schlemmen frü und spat,
Will eynen sorgen lassen	Und wil ein sorgen lassen,
Dem̄ es czu hertzen gadt	Dem es zu herzen gat.
Was hilfft mich das ichs spar	Was hilfts daß ich lang spar,
Villeycht vorloer ichs gar	Villeicht verlör ichs gar.
Solt myrs eynn dyp entragenn	Solt mirs ein dieb austragen,
Das rewet mich eyn yar.	Es reuet mich ein jar.
Steck an dy sweynen bratenn	Steck an die schweinen braten,
Dar czu de höner yungk	Darzu die hüner jung!
Dar auff ßo mocht geratenn	Darauf wirt mir geraten
Eynn frischer küler trunck	Ein frischer freier trunk.
Nu schenk vnß tapffer eynn	Trag einher külen wein
Vnd laß vnß frölich seyn	Und schenk uns tapfer ein!
Vnß ist eynn beüth gerathenn	Mir ist ein beut geraten,
Dy mueß vorslemmet seynn.	Die muß verschlemmet sein.

Auch Jacob Ayrer war das Lied bekannt. In dem Drama: Ein außerlesne schöne nützliche vnd lustige Comedy, der Knaben Spigl gnandt (aus der Dresdner Handschrift abgedruckt in der Bibliothek des Litterarischen Vereins zu Stuttgart, LXXX, 3311 f.) lässt der Dichter den Wilwalt „nachuolgents Liedt Im dhon: wo soll ich mich hinkehrn, Ich Armes Brüderlein?“ singen: „Ach Gott, was sol ich clagen, ich armes brüderlein“.

2.

Lied Nr. 125 der Volks- und Gesellschaftslieder:

Er setz das gläslein an den mund
  tummel dich, guts weinlein!
Er trinks rein aus bis auf den grund,
  tummel dich, guts weinlein etc.

welches Tittmann aus Mancinus Das Erst Buch Newer lustiger Lieder 1588 und aus dem Hortulus des Kapellmeisters Harnisch

* Bei Hoffmann v. Fallersleben Nr. 345 und bei Uhland Nr. 213 lauten die beiden letzten Zeilen:

Wol in dem rosegarte
Dem schlemmer sein zeit vertreib.

von 1604 nachweist, findet sich in etwas veränderter Fassung in Nicolaus Lockes Comedia vom vngerathenen vnd Verlornen Sohn. Lüneburg 1619. Hier singt Acolastus, während einer seiner Zechbrüder, Naschart, trinkt:

Er setz den Becher an die Mund,
Runda dinellula,
Er trank ihn aus bis auf den Grund,
Runda dinellula.

3.

Aus dem Frankfurter und Erfurter Liederbuch Nr. 88 ist das Lied: „Mit Lieb bin ich umbfangen" bekannt, welches Tittmann unter Nr. 58 der Volks- und Gesellschaftslieder aufführt. In einem Drama des Ambrosius Pape, Pfarrers zu Klein-Ammensleben bei Magdeburg, welches 1602 zu Magdeburg unter dem Titel: „Adulterium. Zwo Christliche Spiele, vom Laster des Ehebruchs" erschien, findet sich im zweiten Spiel: Mundi immundicies eiusque poena S. 71 der Anfang desselben Liedes. Die Uebereinstimmung mit dem Tittmannschen Texte erstreckt sich aber nur auf die erste Hälfte der ersten Strophe. Es ist das Lied eines Studiosus Johannes, das er an Clara richtet. Auch bei Hoffmann v. Fallersleben I, 12 findet sich ein ähnliches Lied:

Mit Lieb bin ich umpfangen hart
Gegn einem hübschen Jungfräulein zart.

Es beweist dies, dass das Lied mancherlei Variationen erfahren hat.

Wir lassen hier das in Papes Drama befindliche Liebeslied folgen, da dasselbe bis jetzt völlig unbekannt geblieben ist.

Mit lieb bin ich umbfangen,
hertz allerliebste mein,
nach dir thut mich verlangen,
vnnd wenn es könt gesein,
wolt ich dich gern erfrewen,
du thewrer werder Schatz,
wenn du mich meintst mit trewen,
vnd gebst mir raum vnd platz.

Ich hab so viel studieret,
das ich wol bleiben wil,
wenn du nicht würdst verführet,
vnd triebst mit mir dein Spiel:
Ich wolt zum Weib dich nemen,
meins hertzen höchster Hort,
dürffst dich nicht meiner schemen,
ich sags mit einem Wort.

Mein Eltern sind von ehren,
vnd gütern lobenswerth,
Die würden mirs nicht wehren,
weil ich dein hett begert:
Vnd du mich auch erkoren
für tausent andere wol,
werst auch ehlich geboren
vnd aller Tugend vol.

Wes du nu bist gesinnet,
mein Rotes Mündelein,
aus dem nichts anders rinnet
als Wort die lieblich sein:
Des wolstu dich erkleren
mit hertzer freundligkeit,
Darnach wil ich mich keren,
versprech ich mit eim Eyd.

Julius Wilhelm Zincgrefs Leben und Schriften.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

II.

Durch die Eroberung Heidelbergs (1622) war Zincgref heimatlos geworden.

Um Weidners biographischen Bericht, der davon erzählt, hier nicht wiederholen zu müssen, begnüge ich mich folgendes zu erwähnen.

Der französische Diplomat, dem sich Zincgref in Strassburg als Dolmetscher anschloss, Wilhelm Marescot, war ein Staatsmann von einiger Berühmtheit, von dem in einer Pariser Handschrift „Lettres écrites à M. de Bethune en 1632“ erhalten sind.* Kein anderer als dieser Marescot war wol der „fürnemme Königliche Gesandte“, mit dem er, wie er in der Vorrede zum ersten Theile seiner „Apophthegmata“ (1626 Bl. b 4) sagt, „neulicher zeit durch Wittenberg“ reiste. Dass sich die Verbindung mit demselben nach kurzer Dauer löste, ward durch eine schwere Erkrankung Zincgrefs veranlasst. Dessen alsdann folgender abermaliger Aufenthalt in Strassburg mag diejenigen Freundschaftsbeziehungen angebahnt oder befestigt haben, welche sich in der Mehrzahl der weiter unten mitgetheilten Briefe lebhaft kund geben, die jedoch nicht zu verhindern vermochten, dass er diese Stadt wieder verliess, um seinen Wohnsitz in Worms zu nehmen, wo wir ihn in den Jahren 1625 und 1626 finden. Die nach kurzer Zeit eintretende nochmalige Veränderung seines Wohnsitzes ward vermuthlich

---

* Le Long, Bibl. histor. de la France. T. III. Paris, 1771. fol. S. 90 nr. 30596 und S. 88 nr. 30548.



herbeigeführt durch seine Verheiratung mit einer, wie er selbst sagt, „mit allen Gaben des Geistes, des Leibes und des Glückes aufs reichste ausgestatteten“, also wahrscheinlich auch begüterten Wittwe, der Tochter eines hessischen Commissars in Sanct Goar. Er „verheyrat sich in Teutschland“, mit diesen Worten leitet Weidner seine Zusammenstellung Zincgrefscher Aussprüche* ein, „als eben die Sachen in Pfaltz wegen des Kriegswesens sehr vbel stunden, das man sich heimlich muste an ander orten zusamen geben lassen, da schrieb er an J.[ohann] L.[eonhard] W.[eidner] seinen Schwager, sich zu entschuldigen das er jhn nicht auff die Hochzeit geladen. Ich habe zwar Hochzeit gehalten, aber so schlecht vnd so still, das es auch die Katz am Herd nicht gewar worden.“ Dass die Verheiratung in der Zeit zwischen dem 6. December 1626 und 16. Mai 1627 stattgefunden haben müsse (Weidner, oben S. 5 setzt sie in das Jahr 1626) darf man wol aus dem Inhalt der unten folgenden, an diesen beiden Tagen geschriebenen Briefe an Colerus schliessen. Der Ort, wo der von dem letzteren Tage datierte Brief geschrieben, ist Planich bei Creuznach.

Um von den Männern, mit welchen Zincgref in seinem reiferen Alter ein Verhältniss der Freundschaft pflegte, zu sprechen und auf solche Weise diesen durch jene zu charakterisieren, gleichzeitig aber auch den nachfolgenden Briefen die nöthigen Erläuterungen vorauszuschicken, bemerke ich zuerst, dass unter ihnen (von Martin Opitz abgesehen, von dem in einem anderen Zusammenhange die Rede sein wird) der Strassburger Professor Matthias Bernegger (geb. zu Hallstadt in Oesterreich 8. Febr. 1582, † 3 Febr. 1640) als einer der berühmtesten und bedeutendsten ausgezeichnet ist.** Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und zugleich Vielseitigkeit bezeugt, dass er Galileis Theorien verfocht, mit ihm Briefe wechselte und sein Werk über das Kopernicanische Weltsystem aus dem ita-

---

* Zincgr.-Weidn. Apophth. Th. 3. 1644. S. 177 f.

** Bernegger selbst schreibt an Opitz aus Strassburg am 24. Jul. 1623 (Herm. Palm, Beiträge zur Gesch. d. d. Litt. Breslau, 1877. 8° S. 149): „D. Zincgrefio nostro (ita dico nostro, quando me quoque vir ille praestantissimus in societatem amicitiae, quae ipsius humanitas, mea felicitas est, non ita pridem admisit)“.

lienischen in das lateinische übersetzte,* dass ihm daneben aber auch der Ruhm zukömmt, die Unechtheit der unter den Namen des Themistokles, Phalaris u. s. w. auf uns gekommenen griechischen Briefe erkannt zu haben.** Das Lob eines hochverdienten Gelehrten konnte denn auch Bernegger nicht mit beredteren Worten gespendet werden, als dies nach seinem Tode von Joh. Fr. Gronovius in einem Briefe an Nic. Heinsius*** mit dem Ausspruch geschah: „Quis nunc restat, qui in Germania fugientes literas detineat!“ Bemerkenswerther als solches Lob, das sich Bernegger auf wissenschaftlichem Gebiete erwarb, erscheint uns aber zur Charakterisierung seines Freundschaftsverhältnisses mit Zincgref, dass er dieselbe nationale Gesinnung, welche er in seiner gegen des Caspar Scioppius „Classicum belli sacri“ gerichteten Schrift „Tuba pacis“ an den Tag legte,† auch darin bewies, dass er die zeitgenössischen patriotischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Dichtkunst zu würdigen wusste†† und die deutsche Sprache gegen Gering-

* Commercii epistolaris Matthiae Berneggeri Fasciculus Secundus. Argentorati, 1670. 12° S. 61. 64. 111 ff. Georg. Richter, epistolae selectiores. Norimb. 1686. 4° S. 827 f. — A. W. Strobel, Geschichte des Elsasses. Th. 4. Strassburg 1844. 8° S. 482 f. (Humoristen ist hier Druckfehler für Humanisten.) Archiv für Littgesch. Bd. 5. S. 357.

** Um Berneggers Verdienste neben dem Bentleys gerecht zu werden, führe ich folgende Stelle aus einem Briefe des ersteren an Elias Ehinger vom Jahre 1629 an (Ch. Aug. Heumann, poecile. Tom II. Liber II. Halae, 1726. 8° S. 243): „Themistoclis epistolae . . . non videntur ipsius esse, sed alicuius sophistae vel rhetoris . . . . id quod de aliis quoque Graecorum epistolis, vt Aeschinis, Isocratis, Phalaridis, et aliorum plerisque iudicandum putarim“. Vor Bentley hatten auch schon Politianus und Erasmus die Echtheit der Briefe des Phalaris in Zweifel gezogen: Jacob Maehly, Bentley. Lpz. 1868. 8° S. 4 und 37.

*** Pe. Burmann, sylloge epistolarum. T. III. S. 93.

† Theodosius Berenicus, Noricus, Historiarum et Patriae Studiosus [= Bernegger], proaulium tubae pacis occentae Scioppiano belli sacri classico. Argentorati, Anno M. DC. XX. 4°. Desselben tuba pacis occenta Scioppiano belli sacri classico. Augustae Trebocorum, M. DC. XXIII. 4°. Vgl. Heumann a. a. O. S. 220. 230.

†† S. sein „Epigramma“ vor Zincgrefs Ausgabe der Gedichte von Opitz. „NOn levis est error: laudat Germania vates, Quos et Graja tulit terra, Latina tulit: Et proprios temnit, quasi linguae vena ligari Teutonicae ad nullos posset inepta pedes“ u. s. w.

schätzung und gegen die eingedrungene Verschlechterung durch den Fremdwörtermissbrauch kräftig vertheidigte.* Seine in der Dresdner Bibliothek aufbewahrten handschriftlichen Adversaria (mit Fortsetzungen von anderen Händen. Mscr. B 154. 155. Falkenstein, Beschreibung der k. öff. Bibl. zu Dresden S. 218) bieten nichts, was sich hier verwerthen liesse, mögen hier aber doch nebenbei wenigstens erwähnt sein.

Lingelsheim (Georg Michael Lingelsheim, geb. zu Strassburg 9. Dec. 1556**), der in Zincgrefs nach Strassburg gerichteten Briefen vorkömmt, ist derselbe, den wir als den Vater seines Jugendfreundes Friedrich Lingelsheim kennen und oben in den Briefen an Gruter erwähnt fanden. Er war unter der Regierung des Administrators der Pfalz Johann Casimir (1583—1592) Informator des Kurprinzen Friedrich IV (geb. 1574) und später, fast gleichzeitig mit seinem Landsmann und Jugendgenossen Peter Denais, kurpfälzischer Rath geworden,*** war auch in Heidelberg in angesehener amtlicher Stellung verblieben, bis er, ohne Zweifel des Krieges wegen, nach seiner Vaterstadt Strassburg übersiedelte. Wie er schon Gruter ein hochgeachteter und lieber Freund war,† so zollten

* Zincgref, Apophth. Th. 1. 1626. S. 293 f.

** Johannes Gualterius Belga [= Jan. Gruter], chronicon chronicorum ecclesiastico-politicum. Chronici chron. ecclesiastici liber II. Fcf. in offic. Aubriana, 1614. 8° S. 1105. „Georgius Michael Lingelsheimius, Consiliarius Palatini Electoris vir literatissimus, Argentinae 9. Decemb. 1556". Vgl. oben S. 30 f.

*** B. G. Struve, Bericht von der Pfältzischen Kirchen-Historie. Fckf. 1721. 4° S. 383. G. M. Lingelsheim an Joseph Scaliger 1605 (bei Pe. Burmann, sylloge epistolarum. T. II. S. 359): „Petrum Denaisium, Argentorati, quae et mihi patria, honestis parentibus et ampla in re natum. Is ab ineunte aetate mecum in bonarum artium disciplina conjunctissime vixit, nosque ambo, uno fere tempore, ab Illustrissimo Duce Joanne Casimiro in Consiliarios Electorios adsciti". Das Geburtsjahr des Denais war 1560, wie bei Adami (vgl. Allgem. Deutsche Biographie Bd. 5. Lpz. 1877. 8° S. 49) und in der „Memoria Denaisiana" in den Monumenta pietatis et literaria (Pars II. Fcf. ad M. 1701. 4° S. 110) angegeben ist; 1549 bei Gualterius (a. a. O. S. 1129) ist schon deshalb für falsch zu halten, weil nach dessen eigener Angabe (ebd. S. 1282) Denais im Septemb. 1611 50 Jahre und 5 Monate alt starb.

† Gruter an J. Lipsius 1602 (Burmann, sylloge epistol. I S. 276):

ihm auch Zincgref und dessen Altersgenossen die höchste Verehrung und Bewunderung. Opitz, der in seinem Hause zu Heidelberg als Erzieher seiner Söhne gelebt hatte, widmete ihm als „hospiti quondam suo et Patrono domestico“ die Sonette des vierten Buches seiner „poetischen Wälder“. Bernegger pflegte ihn einen christlichen Cato und Varro zu nennen, liebte ihn wie einen Vater und schätzte seine Einsicht und Gelehrsamkeit so sehr, dass sie ihm wie eine Art Orakel galten.* Und seine Beziehungen zu Jacób Bongarsius,** Jacob August Thuanus und anderen hervorragenden Zeitgenossen vollenden in der That auch für uns das Bild eines geistig vornehmen und hochbegabten Mannes.

Dem Hause Lingelsheims gehörte in den Jahren 1626—

„adeo meretur poni inter amicos tuos magnos vir vere magnus, certe mihi amicus post Melissum talis, et tantus, ut ejus causa hactenus hîc substiterim“.

* Chph. Colerus an Opitz 1628 (Magnorum quondam eruditissimorumque virorum epistolae ad Martinum Opitium, ex museio Jaskiano. Dantisci, 1670. 12° S. 26f.): „Incredibilis dolor Virum ingentis alioquin animi (Berneggerum) expectoravit, ut vix Socrates, aut Cato ille Christianus, Lingelshemius ipsi erigendo par esset.“ Bernegger an Jo. Steinberger d. 12. Jul. 1629 (Chph. Aug. Heumann, poecile. T. II. Lib. II. Hal. 1726. 8° S. 243): „dum adhuc mihi copia suppetit illius venerandi senis, D. Mich. Georg. Lingelshemii, quem ego et Catonem et Varronem quendam Christianum appellare soleo. Ita cum illum inuicto in tot malis animi robore, tum hunc inexhausta doctrina repraesentat, vt non dicam, haec vrbs, sed nec Germania parem, neminem certe superiorem habere videatur. Ad hunc ceu μαντεῖον quoddam ἀτρεκέστατον referre soleo, si quid mihi dubii suboritur“. Bernegger an Opitz 1631. d. 13. Martii (Heumann lib. III. 1727. S. 397): „vt amici metuerent, ne ei (Lingelshemio) quid humanitus contingeret. Quod etsi aliquando fieri necesse est, tamen, vt tarde fiat, vtque vir supra saeculi genium magnus, quo patrem meum cariorem non habui, suae et patriae fortunae meliori seruetur, animitus opto“. Vgl. a. die „Argentorati, Calendis Martii 1624“ datierte Widmung Berneggers an Lingelsheim vor „Lupoldi de Bebenburg tractatus de juribus regni et imperii Romanorum. Argentorati, 1624“. 4°.

** Ganz neuerdings hat Herm. Hagen in seinem Werke „zur Geschichte der Philologie und zur römischen Litteratur“ (Berlin, 1879. 8° S. 165 ff.) Briefe von Lingelsheim an Bongarsius, welche in der Strassburger Ausgabe von 1660 fehlen, nach der Berner Hds. Nr. 141 herausgegeben.

1628 Balthasar Venator als Erzieher seiner Söhne an.* Er war in Heidelberg an der Schule zum Closter Lehrer,** später am kurpfälzischen Hofe Secretar gewesen. Die „Triga" (S. 51 f.) enthielt bereits ein Gedichtchen Zincgrefs unter der Ueberschrift „Nugae nugarum ad Balthasarum Venatorem P. [oetam] L. [aureatum]". Eine Schilderung seiner Persönlichkeit liefern, beide fast zu gleichem Zwecke, Rusdorf in einem „Heidelbergæ IV Idus Februarij CIↃIↃCXVIII" (Cassler Hds. Msc. Jur. fol. 47 S. 721) und Bernegger in einem „d. 10. Aug. 1628" (Ch. A. Heumann, poecile. T. II. Lib. II. S. 240) datierten Briefe, der eine für „Ditericus Winterfeldius, Consiliarius Palatinus, diocæsis (!) Neoburgensis Præses", der andere für Marcus von Rechlingen in Augsburg. Rusdorfs Worte lauten:

„Circumtuli oculos et hoc tempore alium, qui filio tuo præfici pofsit, non invenio, nisi quendam nomine Venatorem. Juvenis is est, politiori literaturà haud vulgariter eruditus, philosophiæ artiumque ingenuarum gnarus, virtutis et modestiæ studiosus, moribus pro conditione suà nec invenustis nec rusticis. Duo autem in eo desiderari pofsunt, longior corporis statura et jurisprudentiæ scientia. Non nego exteriorem hominis formam multum conferre ad obædientiam conciliandam, præsertim ad cohibendos animos nobilium adolescentum, qui ob generosum sanguinem ferocioris naturæ sunt, et despicatui habere solent, quos proceritate corporis ante eunt: attamen ætas virili quàm juvenili propior, et gravitas ac constantia in moribus aliaque adsunt, quæ defectum infelicioris staturæ, quæ tamen longè abest à pumilà, supplent et corrigunt; sed in his levibus non decet nos efse nimis curiosos. Jurisprudentiæ verò cognitione non est imbutus, nec eam affectat addiscere.

Bernegger schreibt:

Mitto Germanicum carmen funebre Balthasaris Venatoris, meo quidem et aliorum iudicio valde bonum. Iste Venator antehac

---

* B. Venators Brief d. d. Argent. 24. Mart. 1626 (Magnorum . . . virorum epistolae ad Opitium, ex museio Jaskiano S. 2 f.): „Unicè hoc fortunatus sum, quòd apud Amplissimum Lingelshemium, amantissimum nostri, sedem inveni, ubi non solùm doctior fieri possim, sed etiam, (quantum in hunc animum cadit) sapientior". Archiv für Littgesch. Bd. 5. S. 345.

** Janus Gruter 1617 an Mich. Piccart (J. G. Schelhorn, amoenitates literariae. T. V. Fcf. et Lips. 1726. 8° S. 180): „Venator hic praeceptorem agit in Schola zum Kloster".

Secretarius fuit in aula Palatini, vir non modo doctissimus, sed etiam singulari prudentia et grauitate, addo quoque dexteritate educandi, quam eximie demonstrat in formandis D. Lingelshemii, Consiliarii olim inter Palatinos primarii, liberis, quos ita feliciter, ut nullus praeceptor melius, ita placide, ut nullus pater suavius id possit, instituit, educator vel Principe aliquo adolescente dignus. Hunc ego post Mochingerum ante omnes alios vobis commendassem, ni veritus essem, ne religionem Heidelbergensem, quam ille tamen non pertinaciter defendit, essetis auersaturi."

Berneggers Brief vom 12. Sept. 1628 (Heumann a. a. O. S. 242f.), in welchem folgende Stelle vorkömmt:

Venit ecce Venator, quem vt recto iudicio elegistis absentem, ita nunc praesentem nolim vos ex breviori statura metiri, potius imitari Socratem, qui hominis ingenium exploraturus, Loquere, inquit, vt te videam. Ex conuersatione statim (aut omnia me fallunt) erectum et altum viri iudicium, eruditionem Professoria cathedra dignam, mores amabiles nulloque liuoris aut iracundiae felle suffusos, illam ex ore vultuque relucentem prudentiam et caeteras animaduertetis animi dotes, quae ei facile apud vos amorem, apud nobilissimos adolescentulos iunctam caritati venerationem autoritatemque conciliabunt."

ward Marcus von Rechlingen vermuthlich von Venator selbst überbracht. Denn schon am 29. Nov. 1628 schrieb letzterer an Opitz* aus Tübingen und als Hofmeister bei Rechlingens Söhnen: „De Zinckgrefio diu nihil vidi, nihil audivi. Homo uxorem duxit, et, credo, negotiosus est. Scribam, cùm primum occasio erit, de re quam petis." In den ersten Monaten des Jahres 1629 gieng er dann mit seinen Zöglingen nach Frankreich,** wo er 1630 Kriegsdienste annahm,***

* Magnorum .... virorum epistolae ad Opitium, ex museio Jaskiano S. 31.

** S. unten Berneggers Brief vom 18. März 1629. Archiv f. Littgesch. Bd. 5 S. 352.

*** In der Correspondenz des Chph. Colerus (Breslauer Stadtbibliothek Msc. 251, nr. 169) findet sich ein Brief, vermuthlich aus dem Jahre 1630, der datiert ist „Arg. 18. Maij" und dessen Unterschrift, soweit sie hinter den Buchstaben T.[uus] G.[eorg.] M.[ich.] abgerissen ist, mit grösster Wahrscheinlichkeit durch den Namen Lingelshemius ergänzt werden kann. In diesem Briefe liest man: „Venator noster ad militiam reuersus est, et cum Rehlingero altero Regi Galliae, sub Mareschallo Bassompetra nomen dedit, credo, ut patriae vtilem ciuem praestare possit, hoc Mar-

doch nicht für allzulange Zeit, da er sich im Jahre 1633 zu Paris als Hofmeister eines jungen Zweibrücker Prinzen aufhielt.* Die Geschichte seines Lebens weiter zu verfolgen wäre hier nicht am Orte; die Umfänglichkeit aber dessen, was ich bis hieher über ihn mitgetheilt habe, wird nicht nur in Rücksicht auf seinen Freund Zincgref, sondern auch deshalb gerechtfertigt erscheinen, weil er sich selbst in deutschen Gedichten versuchte und auch mit Opitz befreundet war, der ihn in seiner „Hercynia" redend einführt und, als das erscheinen seines Panegyricus auf Gruter bevorstand, äusserte:** „Promitto mihi magnos ausus et insolitam splendidissimi sermonis faciem. Nihil enim est quod dicere vir ille nequeat si velit". Hans Michel Moscherosch widmete das dritte Gesicht Philanders von Sittewald „Viro Nobili Balthasari Venatori Consiliario Palatino". Seine „Vita Petri de Spina", des Vaters von Ge. Mich. Lingelsheims gleichnamigem Schwiegersohne, ward von Georg Chn. Ioannis neu herausgegeben (Biponti, 1732. 4⁰).

Christophorus Colerus (geb. zu Bunzlau 1. December 1602 [1603?], † 19. April 1658***), mit dessen in der Stadtbibliothek zu Breslau aufbewahrter Correspondenz schätzbare Originalien von Zincgrefs Hand auf uns gekommen sind, hielt sich in den Jahren, um die es sich hier handelt, zu Strassburg studierens wegen auf. Eine Hofmeisterstelle, die vor ihm von Caspar Senftleben versehen worden war, hatte er hier im Jahre 1627 in der Familie eines Münzmeisters („praefectus rei monetariae") übernommen,† doch kehrte er im

---

tiali aeuo." Und Albertus Sebisius schrieb an Colerus („Argentor. VII. Kal. Junii 1630." a. a. O. nr. 23): „Venator noster Marti se addixit, litteratis exemplum futurus aliquid ultra scholam audendi."

* Bernegger an Opitz 2. Sept. 1633 (Heumann a. a. O. Lib. III. S. 401): „Venator noster, Bipontini Principis adolescentis rector, Parisiis nunc agit."

** Archiv f. Littgesch. Bd. 5. S. 358 f.

*** Jo. Henr. Cunradi Silesia togata. Lignicii, 1706. 4⁰ S. 43. Christoph. Sam. Martini schediasma de Coleris doctrina scriptisque claris. Vitemberg. 1718. 4⁰ IX. Joh. Sig. John, Parnassus Silesiacus. II. Vratislav. 1729. 8⁰ S. 48—52. Kasp. Gottl. Lindner, M. Opitz Th. 1. S. 37.

† Caspar Senftleben 4. Jun. 1627: „Saluta omnes amicos cum-

Frühjahre 1629* in sein schlesisches Heimatland zurück. Auch er gehörte zu denen, welche auch hervorbringend an den Bestrebungen der neuen Dichterschule Theil nahmen, und Praedicate, wie „poeta eximius", ja auch „poeta et linguae Germanicae vindex eximius",** deren sich Correspondenten von ihm in den Aufschriften nach Strassburg gerichteter Briefe bedienten, zeigen, dass seine dichterischen Versuche, von wolwollenden Beurtheilern wenigstens, insbesondere auch von Zincgref,*** mit grosser Anerkennung aufgenommen wurden. Für uns ist aber, weil eine Sammlung seiner Jugendgedichte, welche er zu veranstalten beabsichtigte, nicht zu Stande gekommen oder doch in keinem Exemplar erhalten zu sein scheint, die Erinnerung an seine poetischen Leistungen beinahe verloren,† und seine „laudatio Opitii" fast das einzige, wodurch er seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat.

Bevor ich nun, nach Mittheilung der vorstehenden Notizen über diese hervorragenderen Persönlichkeiten unter Zinc-

---

primis herum heramque ut et discipulos jam Tuos olim meos cum sis meus successor". Andr. Senftleben 11 Cal. Aug. 1627: „cum ex literis Senftlebianis intellexerim, te illius extitisse successorem apud praefectum rei monetariae". In Colers Correspondenz: Breslauer Stadtbibl. Msc. 251.

* M. Berneggers Briefe d. d. Argentorati, 18. Mart. (s. unten Nr. 30) und 28. Mart. (Breslauer Msc. 251, Nr. 173) 1629. Archiv für Littgesch. Bd. 5. S. 349. 351. 354.

** M. Joh. Weitzius, Gothae XIII. Octob. a. MIOCXXVII (Breslauer Msc. 251, Nr. 197).

*** Johannes Fabricius, Postridie Cal. Jan. 1627 (Breslauer Msc. 251, Nr. 191): „ex tua officina, quam DD Zinggreff merum Parnassum laudat, nihil praeter nuperum Epithalamion."

† Vgl. jedoch Grässe, Lehrbuch einer allgem. Literärgesch. Bd. 3. Abth. 2. S. 229 Anm. 12. Weimarisches Jahrbuch. Bd. 4. S. 150—53. In dem Entwurf eines Briefes an Val. Andreae (Breslauer Msc. 251, Nr. 140) schreibt Colerus „Argentorati. VIII. Eid. April. 1626": „Ego praeter Latinam poësin, exemplo Opitii nostri Germanicae carmininis (Deminutivbildung nach italienischer Analogie?) genere Gallo-Belgico vario operam navo . . . . . Jam desudo in Mea Argentorato Epico;" in einem Briefe an Jo. Melideus d. d. Argentorati, Cal. Jun. 1626 (ebd. Nr. 139): „inter alia Argentorati Elogium, quod jam ad umbilicum perductum typis excudetur, et in fronte senatus amplissimi nomen tutelare geret, ad te mittam."

grefs Strassburger Freunden, die nachfolgenden Briefe einrücke, brauche ich einige andere Personen, welche in diesen erwähnt werden, nur noch mit ihren Namen anzuführen.

Robert Koenigsmann aus Strassburg war nachmals Professor Eloquentiae daselbst († 25. Juni 1663 im 57. Lebensjahre).* Zezner, Sartorius und Glaser sind die Namen von Strassburger Buchhändlern. „In Verlegung Eberhard Zetzners“ kam die von Zincgref besorgte Ausgabe der Gedichte von Martin Opitz, „bey Wilhelm Christian Glasern“ 1631 der zweite Theil von Zincgrefs „Apophthegmata“ heraus; vielleicht gehörten Sartorius und Glaser zusammen als „Josiæ Riheln Sel. Erben“, in deren Verlag die erste Ausgabe des ersten Theiles derselben „Apophthegmata“ erschien. Als Träger des Namens Wesselius sind mehrere Brüder bekannt.** „Balthasar Wesselius Boleslavia-Silesius“ ist durch ein Gedicht: „an Herrn Doctorem Johannem Smidium der H. Schrifft Professoren zu Straßburg, Hochzeitern“ in dem Anhange hinter Zincgrefs Opitz-Ausgabe (S. 203—206) vertreten. Ein Brief Berneggers, datiert: „Straßburg 24. Juli 1623“, von welchem Hermann Palm in seinen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur (Breslau 1877. 8° S. 148f.) leider nur den für Opitz bestimmt gewesenen Theil veröffentlicht, richtet sich an die gemeinsame Adresse von „vier dem Schreiber bekannten Jünglingen: Johann Wessel, Caspar Kirchner, Michael Bartsch und Martin Opitz“. D. Brederodius, der aus Basel an Bernegger und Zincgref schreibt, ist der Jurist Pieter Cornelis van Brederode, welcher unter denen, die bei der ersten Jubilaeumsfeier des Sapienzcollegiums zu Heidelberg theilnahmen, genannt und hiebei als „Ordinum Belgii confoederatorum Legatus“ bezeichnet wird, auch am 17/27. October 1613 einen Brief aus Heidelberg datierte. Er hat mehrere wissenschaftliche Werke herausgegeben, dennoch aber fehlen merkwürdiger

* Vgl. Jöcher, Gelehrten-Lexicon. Th. 2. Sp. 2140.

** Venators Brief „Herrn Eliae Wesselio“ vom 28. Sept. 1626: Breslauer Hds. 251, Nr. 164. Opitz, Gedichte. 1625. Buch 3. S. 92: „An Johannem Wesselium seinen Schwager, als derselbe zum Buntzlaw eine Dancksagung-Predigt gehalten“. Epistolae ad Opitium, ex museio Jaskiano S. 10.

Weise genauere Angaben über seine Lebensverhältnisse und namentlich eine Nachricht von der Zeit seines Todes.* Jacob Creutz, der uns unter denen begegnen wird, welche zu dem bereits angeführten Anhange von Zincgrefs Opitz-Ausgabe und zum ersten Theile seiner „Apophthegmata" Gedichte geliefert haben, ist wol derselbe Jacob Creutz, der am Heidelberger Gymnasium im Februar 1618 Lehrer der sechsten Classe geworden ist.** Johannes Fabricius nennt sich in der Ueberschrift eines vor dem ersten Theile der „Apophthegmata" abgedruckten Gedichtes „Pfarrherr zu Bühel [bei Rastadt?]". Hochbejahrt und durch den Krieg arm geworden, schloss er sich doch mit Eifer den litterarischen Reformbestrebungen Zincgrefs und seiner Freunde an, wie folgende Stellen eines von ihm an Colerus gerichteten Briefes vom 18/28. August 1626*** zeigen: „Hîc opportunus aduenit D. D. J. Zinggreff, quj Opitium, et in eo Heinsium, malorum Depulsorem monstravit. Inde cogitatio prima de novo hoc carminis genere, vel quasj; cum antea semper in antiquam iretur sylvam. . . . Non desistam ab Humaniss° Dno D. Julio requirere cetera Opitiana atque Coleriana . . . . Horum instar omnium deinceps, credo, erit Tuus fauor, virtus, et vltrò |: de quo mihi gaudeo, et conciliatori, DD. Zingrefio gratiam habeo :| oblata humanissimè Amicitia . . . . A me habebis, quę à misero Senecione, et ab hoste in paupertatem adacto, exspectarj possunt." Auf Opitz und Moscherosch schliesslich genügt es, als auf die Adressaten zweier unten folgender Briefe Zincgrefs hier einfach hinzuweisen.

---

* Quirin. Reuter, jubileus primus collegii sapientiae. 1606. 4° Bl. (*) 3. Marqu. Gudii epistolae cur. Pe. Burmann. Hagae-Com. 1714. 4° S. 369 f. A. J. van der Aa, biogr. woordenboek der Nederlander. II, 3. Haarl. 1855. 8° S. 1262.

** Jo. Henr. Andreae, spicilegium quartum post conatum historico-litterarium de gymnasio Heidelbergensi. 1766. 4° S. 21.

*** Breslauer Hds. 251, Nr. 192.

23 [Bernegger an Zincgref].*

D. Iul. Guil. Zincgrefio, Wormatiam.

Salve, Fautorum meorum amicissimorum alpha, Consultissime Domine Doctor. Eram nuper cumUeznero, semel iterumque frustra quaesito, et negotium tuum egi (velim credas) ut meum. Sed ille non valdè abit ab ingenio suo et typographorum, ut ex ejus literis accipies. Quod si tamen ejus animi recessum penetrare potui, imperialem in singula folia dare malet, quàm librum dimittere. Salivam ei movi monstratis Opitianis, eorumque spem (sed obscuram ac dubiam. quomodo potuissem enim aliter?) injeci, si ex aequo tecum aget. Imperialem si offerat denique, nolim recuses. Nam et alibi difficultates objicientur. Unum ex hoc hominum genere si nôris, omnes nôris. Sed res omnis tui est arbitrii consiliique. Reliqua ex Opitianis quae dixi, hîc accipies. Omnia pro me quoque describi curavi. Et vel absque hoc sit, nolim abuti operâ tuâ. Mihi pluris es longè. Gratias tamen ingentes ago pro tantâ Candidi pectoris tui promptitudine. Nudius tertius Basileâ literas accepi à D. Brederodio, et cum iis has ad te, et hunc fasciculum. A multis jam diebus non mihi visus est noster Venator. nimis procul habitat, ut non possim, quantumvis pervelim, ad eum visere saepiùs. In tuis apophthegmatis annon quaedam etiam habes cynica? possis, si videtur, iis addere quae in adjunctâ schedulâ, quanquam nescio an propriè queant apopht[h]egmata dici. Certè sordida valdè sunt. Sed aliquantulum rideamus licet, non obstante quadragesimâ. De lignis ἀκάπνοις omninò acquiesco in explicatione Plutarchi,** quam tu me docuisti. Sed nolo te celare, quid super ea re Barthius adversar. lib. 23. c. 22.*** Meam (inquit) si quis de verbis Anacharsidis sen-

---

* Die Briefe Nr. 23 und 30 befinden sich in einem Briefcodex der Hamburger Stadtbibliothek, welcher aus Uffenbachs Handschriftensammlung stammt. Herr Dr. Adolf Wohlwill war so gütig, mir dieselben abschriftlich mitzutheilen. Bruchstücke daraus hat schon Ch. A. Heumann (poecile T. II. lib. II. Halae, 1726. 8° S. 226 und S. 243) veröffentlicht.

Die auf Zezner bezügliche Stelle am Anfange des Briefes Nr. 23 würde man auf Zincgrefs Opitz-Ausgabe beziehen können, wenn diese nicht schon 1624 erschienen und das Jahresdatum des Briefes dadurch gesichert wäre, dass die Frankfurter Ausgabe von Jac. Aug. Thuani historiarum sui temporis libri CXXXVIII, deren weiter unten gedacht wird, wirklich dem Jahre 1625 angehört.

** Plutarch. convivales disputationes VI, 7, 2.

*** Sp. 1153 f. der Ausgabe Francof. 1624. fol. Zincgref, Apophth. Straßb. 1626. S. 425: „Von den brennkohlen der Griechen, verwundert er (Anacharsis) sich, das gemelte Griechen, den rauch auff den Bergen lassen, vnd das Holtz in die Statt führeten. Darauß erscheinet, das

tentiam rogaverit, dicam, ad proverbium Graecanicum philosophum allusisse ἄκαπνα θύειν, h. e. ea offerre sacrificio, quae multo tempore indigent ut apta fiant. Cùm verò pectus hominis ut excolatur sapientiâ verâ, opinionumque fumis exoneretur, indigeat multo labore; miratus est sapiens, non relinquere Graecos fumum in montibus, sed eum cum lignis, quibus sacrificia expediant, domum deferre. Itaque in eo sum ut inserendam his verbis negandi particulam opiner rei ipsius gratiâ. Quam si enarrare prolixius velim, opus sit accitis multis sententiis, ex interiore penu philosophico. Haec ille, et legit, τὸν μὲν καπνὸν οὐκ ἐν τοῖς ὄρεσι καταλείπουσι. Nugae, nugae, meo quidem judicio. Si tibi videtur aliter, habes quod emendes in isto Anacharsidis apophthegmate. Gruteri Epistolae, quarum multas à D. Lingelshemio descripsi, mihi sunt in ceimeliis. Beasti me, quod istum thesaurum auctum ivisti. Fac saepius, nisi molestum est. Habes et hìc aliquid ex nugis meis Academicis. Ne feras indignè, quaeso, tuum quoque nomen semel ac iterum in Scholasticis illis ineptiis expressum. Scire te puto, Thuanum Francofurti publicatum. Audio, nostrates quoque bibliopolas simile mandatum jam accepisse. Non desinent Regum parricidae per Aquilium suum talia machinari, donec et se et istum perdant. Certè sic rerum facies est: et fataliter isti caeci, qui hoc non animadvertunt.

Argent. 19/29. Martii 1625.

24—29 [Zincgref an Christophorus Colerus].*

24.

S. Mi Colere

Rationem itineris nostri dubio procul ex meis ad Venatorem literis nuper adeo didiciſti, à quo responſum frustrà hactenus operior. Sed subijt vices illius Ampliſs. Lingelshemius. Quas mihi commiſisti, Creuzio et Fabricio tradendas, rectè curaui. Et en illius uerba: Indulgentia tua hic non stetit, ſed longius progreſsa meum ex proletariâ turbâ nomen Optimatibus illis literarijs inprimisque Chriſtophoro Colero delibato Doctrinae flori, qualem jam pridem fama mihi dixit, innoteſcere voluit. Cuius ego literas merum fauentiae ac lubentiae thymum ſpirantes ad os appreſsi et ad pectus, ſed ut ingenuè fatear, trepidam quandam laetitiam perpessus ex indigni-[tate]** puto meae conſcientiae etc. Alter nihil mihi repoſuit. An aliquid ad te rescripſerint, ignoro. Intereà te rogo, ſaluere meo no-

---

Anacharsis ein rechter Teutscher Schuncken- vnd Knackwürst-esser muß gewesen sein, als der besser gewust, worzu der rauch nutz sey, als die Griechische zärtling."

* Breslauer Stadt-Bibliothek. Msc. 251, Nr. 144—149.

** Hier ist das Original beschädigt.

mine jubeas nostrum Venatorem, Kenigsmannum, et inprimis Berneggerum, quibus addo Wefselium, et Bibliopolas nostros Sartorium et Glaferum. Huic redde à me hanc ipsius schedulam. jam enim ipsius nomine mihi fatisfactum fuerat antequam ad vos abirem nuper. Et hae ipsius literae 22. Maij datae nudius demum tertius ad me huc delatae fuère. Si quid ipse vel alter earum rerum, quas excudendas à me accepére, affectum habent, quaeso eius mihi fpecimen exambi, et ut ad proximas meas respondeant, aurem ipsis velle. Vale, charum caput.

Frenshemij 9. Augusti 1626.

Tui studiofifs. JZincgrefius D.

Am seitlichen Rande:

Mater alma relliquaris plurimùm, Germania,
Das quidem vitam Colero, Vati abundantifsimo,
Hic fed immortalitatem versibus reddit tibi.

Original ein Blatt in fol., auf dessen Rückseite: Chriftophoro fuo Colero Poetae Eximio detur. Die von Zincgref gebrauchten Siegel zeigen, wie ein der Sache kundiger mir es benannt hat, einen „nach Art eines Gliedes in der Kette des goldenen Vliesses gebildeten Feuerstahl".

25.

S. Praestantifsime Colere

Tuas iam demum offendi heic Wormatiae, unde aliquot ferè menfes abfui. Detinuerunt enim amici et propinqui Simeriae, Hispani Crucinaci frustra follicitantem liberum feudi mei ufum fructum, quem hactenus mihi ademerunt clam, iam palàm prohibent. Tuas verò alteras, quas Creuzianis inclufas ais, nondum ne à limine quidem vidi. Nec te meas omnes accepifse colligo, quod iejunè ad illas, imò planè nil respondes. Glaserus me non inuenit domi, itaque de tuis negotijs cum illo non fum collocutus. Vir est facilis, et minimè fordidus, ita ut putem tibi fore tractabilem, sine ullius accefsione commendatoris. Germanica vestra fi emittitis, addam et mea et Creuziana* nonnulla. Sed vos reliqui scio quid faciatis, omnium doctorum hominum more promittitis tantum. Addam autem mea, si vobis digna videbuntur, sin minus, malo illa mecum mori. Sed hoc vobis inde commodi eruetur, quod meorum indignitas vestrorum lumen tanto redditura est fplendidius. De latinis Venatorianis nihil mihi

* Colerus an Opitz, Argentorati 8. Aug. 1626 (Epistolae ad Opitium, ex museio Jaskiano S. 10): „Peto à Te jam summoperè, ut Berneggerianis respondeas, et poemata mea si tanti aestimas, e[u]phemiâ aliquâ exornes. Zincgrefius, Venator, Creutzius, et alii sua poemata meis reliquarii loco adjungent."

restat: omnia ad autorem ſuum retuli. Pergite, viri optimi, beare patriam nostram tot Ingeniorum vestrorum inſignibus theſauris, quae vobis non paruam relatura est huius debiti uſuram. Salueant Kenigsmanus, Venator, Weſselius, ante omnes Lingelshemius, cui pronuper meis fui molestus.

Raptim apud Vangiones 5. Octob. 1626.

Tui studioſiſsimus

JZincgrefius.

Viro Ornatiſsimo Dno Chriſtoforo Colero tradatur. Christoff ...* er ꝛc. Straßburg im Collegio zu erkundigen.

Original mit Siegel (Emblem von der Form einer Brezel und die Buchstaben J. W. Z. D.).

26.

S. Virorum eruditiſsime. Speraueram omninò, postquam aliquamdiu, viſendorum amicorum et colligendae Vindemiolae ergo, domo abfueram, reducem me obuias à vobis literas habiturum. Sed fefellit ista me spes mea. Nullus tamen dubito, quin nostrae ad vos literae perlatae omnes sint quam rectiſsimè, illae praeſertim, quas praeteritis ad te nundinis nostris dirigendas acceperam ab Joh. nostro Fabricio, qui te tuamque poëſin magni facit: quas quidem hoſpes meus, Doldius, Baſilienſi cuidam apud vos tranſituro, me abſente, concredidit. Vos interim quid agatis, quî viuat Ampliſs. Lingelshemius, Nobiliſs. Marcanus,** Clariſs. Berneggerus, Glaſerus, Venator, Kenigsmannus (quibus omnibus me totum obsequio, amicitiâ, et amore dudum deuoui, quosue ſaluere à me plurimum jubebis) ut amicus ut cliens ſcire admodum aueo. Habes cui tuas audacter tradas, honestiſsimam viduam, amitam meam, in vico aurifabrorum aedes, quas à plumbo denominant, inhabitantem; à quâ proximâ ſeptimanâ responſum (quod tuae sine tuâ impenſâ comitari poterunt) ardenti desiderio expecto. Accepi, cum Simeriae nuper eſsem cum cognato meo Philippo Reinero Finckio,*** Viro nostratium Elegantiarum apprimè studioſo, et Opitianorum tuorumque lectione et imitatione ſatis felici otiolum subinde ſuum oblectante, Sonneta et alia quaedam ipsius poëmata Vernacula, non dedecori patriae futura, quibus adijciam mea, Creutzij, Fabricij et aliorum nonnulla. Id quod ideò scribo, si tibi constaret ſententia de edendis tuis, addendisque, quod nuperis innuebas, aliorum quoque ingeniorum foetibus, si qui digni videbuntur, fore me promtum paratumque, ad ista omnia tuis usibus permittenda. Epithalamia

* Ueberklebt.

** Wer die mit diesem Namen bezeichnete Person sei, weiss ich nicht anzugeben.

*** Vgl. oben S. 11.

quoque diuersa mihi à diuersis oblata, breui habituri estis, quae si splendore vestrorum, antequam imprimantur,* illustrare volueritis, quae res mihi tam grata foret quam quae gratiſsima, facite quaeſo, ut illa quamprimum habeam. Pellexit enim me planè praeter imò contrà meam ipsius opinionem egregia forma, vicit fides et virtus, gratioſiſsimi cuiusdam animalis, quam mulierem vocamus, quae cum nullis non animi, corporis et fortunae dotibus sit instructiſsima, fecit, ut tanto minori negotio non tam temporum horum incommoda, quam aetas et valetudo mea mihi matrimonium hoc tandem perſuaſerint, quod quidem inde usque ab ineunte anno et quod excurrit, mihi cognati et amici summo suaſerunt opere, imò imperauerunt. DEus opt. max. qui quasi coelitus uno alteroue nos fauoris ſui omine coëgit et confirmauit, illud benè vortat, et vos mihi omnes diu ſaluos ac incolumes ſeruet. Vale, amice desideratiſsime, et à Venatore nostro pro me quaeso pete exemplar Epicedij Obentrautiani.

Apud Vangiones 29. Nouemb. 1626.

Tuus

JZincgrefius.

Original ein Blatt in fol.

27.

S. P. Virorum optime

Dolet admodum mihi tuum infortunium, quod DEus in melius vertat, et insuper displicet mihi magnatum illorum Ecclesiasticorum impotens potentia. Certè verum fateamur oportet, postquam diſsidia ista opinionum contumaces istos animos inuaſère, nihil nobis restare, quam Excidium Hieroſolymitanum, addo et Constantinopolitanum, quas urbes, quae imperia eadem euertit Hydra.** Tu patientià te arma, quà tandem victor euades. Quis enim contra feroculos illos? Fabricius tuas à me ipso forte recipiet. Finckiana et cum illis mea, et caetera meorum mundè tibi descripta exhibebo, quamprimum mihi pauxillum otij contigerit ab isto negotio, quod per vitam optamus*** tantummodo unum. Tu Glaserum adi, quem noui virum bonum, et aequiſsimum nostrorum laborum aestimatorem, addo, ipsius operas hac hieme frigere. Gratias habeo pro tuâ tam beneuolâ gratulatione prosâ, quam si ligatâ praestiteris, et breui, bis enim dat qui citò dat, rem facies amicitià nostrâ dignam, meà expectatione non indignam. Vale, Vir optime, et literas tuas Glaſero vel amitae

* Wenn sie gedruckt worden sind, wie dies wahrscheinlich ist (vgl. Brief 28), so habe ich zu bedauern kein Exemplar aufgefunden zu haben.

** Vgl. oben S. 25 Anm.

*** Die zweite Sylbe des Wortes ist durch das Siegel auf der Rückseite unleserlich geworden, doch ist p und ein Theil des Buchstaben a sichtbar geblieben.

meae committe. Caetera meliori et minus ſumtuoſae occasioni reſerua, meque interim Lingelshemijs, Berneggero, à quo Epicedion* meum iam accepiſse te spero, Venatori item, Weſselio, Kenigsmannoque officiosè commenda. raptim apud Vangiones VI. Decemb. 1626.

Tuus

JZincgrefius D.

Viro Literatiſsimo Domino Chriſtophoro Colero, Philoſopho, Philologo et Poëtae Eximio, amico ſuo colendo.

Straßburg.

Hrn Glaſern fürderlich recommendirt.

Original ein Blatt in fol. mit Siegel J. W. Z. D.

28.

S. Vir Ornatiſsime Dum ad priores tuas responſum paro, ecce alteras à te aduentantes, quibus eodem negotio ſatisfaciam. Et quidem vernacula mea, quae petis, unà cum Cognati mei Finckii germanicis, iam miſiſsem, si ad manus fuiſsent. Faciam autem ut breui habiturus sis. Tu illa cenſe, corrige, vel unâ liturà. Miſeram nuper Berneggero nostro Exemplar Epicedij Germanici, à me, dum ruri eram, decantati in obitum amici mei Friderici Burcardi,** rogaueramque, ut perlectum tibi traderet; quo de dubitare me perſpecta viri fides minimè patitur. Hac de re tamen ideò certus à te fieri velim, ut ne iteratâ illius descriptione manus alibi laborantes fatigem. De Typographo, Consiliarium, me quidem conſiliario, audies Berneggerum, et quid è re tuâ sit, an exemplaribus an verò pecuniâ potius indigeas, ipse optimè dispones. Epithalamia mea tibi reddita eſse gaudeo: sed ut majori gaudio fruar, fac proximè iudicium de illis tuum reſciſcam, Lingelshemianaque, te donatore, videam, Nam Venatorem (quem quidem saluere iubeo cum Patrono Lingelshemio) meis nugis amplius haud laceſso. Habet vir optimus maiora, quibus impendat animi ſui cogitationes. Wesselium patriam repetijſse intelligo, Vtinam per ipſum Exemplar meorum Epithalamiorum Opitio transmiſiſses, cum plurimâ ſalute. Satyram tuam quin in illos ipſos Ludimagistellos stringas, quid impedit? Oppugnanda sanè et impugnanda sunt, imò expugnanda Humanitatis vicia, unà cum ſuis ineptijs. Rumpantur ut ilia Codro, tu contrà audentior ito, Satius est, paucis recti iudicij viris, quam multitudini plebeiae placere. Euphemiam videbo an extorquere poſsim Apollini meo, qui mihi iam vix semel amplius ridet in anno; postquam domesticis curis oppletum est ingenium, ne quid maius dicam. Expe-

* S. den nachfolgenden Brief.

** Schon in der „Triga“ (S. 66) richtete Zincgref Verse an M. Fridericus Burcardus.

riemini et ipsi aliquando. Taubmanni promiſsa de Apophtegmatibus paternis non apparent: sed confido tuae pollicitationi, qui homini incurioſo, sic mihi videtur, patris et patriae, aurem vellere non ceſsabis. Ego enim non dignor honore literarum, qui toties compellatus, nec me responſo dignatur. Fabricio nuperas tuas misi; iam acceptas cras mittam; nec dubito, te ab illo liberalius haberi in hoc literarum commercio, quam equidem a Taubmanno. Panegyricum à te Jllustri Grutero dictum, omnibus modis videre gestio, tantumque non à te jure amicitiae expoſco. Fac itaque ne me cogas, ut tibi sim inposterum importunus futurus. Vellem res meae ferrent, ut vobis conuiuere poſsem, quod tandem tamen faciundum erit, nisi propediem, pace firmatâ, à praesidijs liberemur exoticorum. Vale, mi Colere, et salue à meo Finckio, et si quando bona Fortuna huc te locorum deducet, meas aedes ne aspernare. Jterum vale. Dabam in planicie pagi Nahegaw, vulgò Planich, 16. Maij CIϽIϽCXXVII.

Tui studioſiſs.

JZincgrefius D.

Viro (Clariſs°)* Christophoro Colero Poëtae (celeberrimo),* amico suo p. p. Argentinae.

Original 2 Blätter in fol. mit Siegel enthaltend die Umschrift: PREMOR.VT.EMINEAM.

29.**

Salutem. En tibi, Colere Clariſsime, quae promiseram in meis ad Glaserum literis mea et cognati Finckii propraefecti Simerensis Vernacula poemata, quae cenſurae tuae libenter ſubijcimus, tibique ius vitae ac necis in illa committimus, tu illa corrige vel unà ſi videtur, litura. Deest vnicum adhuc in gratiam cuiusdam Affinis à me conſcriptum, Epithalamium, quod vbj ab illo accepero, extemplò ſubmittam. Non est quidem illud apud me tanti, ſed laudatur à quibusdam alijs, nescio an fauore an veritate. Hoc ſcio te deſideraturum in illis quam plurima praesertim ἀκρίβειαν Opitianam. Sed

quandoque bonus dormitat

absit dicam Homerus. Ego certe aliquando malo perdere accentum quam verbum, maximè quod emphasin rei concinnam poſsideat, et video veteres quoque Poetas non usque eò captiuè quasj ſeruijße metro, ut non ſub inde pluris habuerint illam quam Scaliger vocat Concinitatem, et exquisitam verborum vim et ἐνέργειαν, An à Fabricio nostro Creutzioque nactus aliquid fueris, ſcire aveo. Jnterim tuis illis Poeticis foetibus fauentem Lucinam, imò in vidiam (!) apprecor, quibus plura et majora, ſicut merentur, accinerem, sed

* Die eingeklammerten Worte sind ausgestrichen.

** Von fremder Hand.

non permittit labefactatum aduerſa tam rerum faciè quam valetudine ingenium. Vos extra teli iactum: nos ſuper ignes
ſuppoſitos cineri doloso
incedimus, vix liberà deinceps conſcientia fruiturj. Ampli: Lingelshemio nuper respondi. Eum cum Cl: Berneggero à me plu: ſaluere iube, ut et Doctis: Königsmannum et Venatorem, quem neſcio quì offenderim, nec meminiſse mei dignatur. Audio Glaferum(!) recudere primam meorum Apophtegmatum partem, me quidem inſcio illam Auspicatus, tanto incorrectiorem et imperfectiorem habiturus librum ſed ſuà culpà. Te quaeso si quid operà tuà commodare poteris huic editioni, libenter facias gratum habebis Zingräffium tuum, vicarià amanuensis manu, cuj ignosces, ist haec(!) exagrantem(!). Vale in Planicie Nauensi. XIX. Iunij. M.D.C.XXVII.

Dem Ehren Veſten Vndt Wohlgelhärten Herrn, Christophero Colero ꝛc. Meinem günſtigen, Herren Vndt freindt.
Straßburg.

Original ein Blatt in fol. mit Siegel J. W. Z. D.

30.

[Bernegger an Zincgref.]*

D. Iul. Wilh. Zincgrefio.

S. P. D. Consultissime Domine Doctor observande fautor et amice. Christianus Taubmannus, I. U. D. hac modo hora mecum fuit, et lepidum quoddam patris apophthegma (quod ecce cum aliis duobus hic mitto) recitavit: spem quoque plurium talium fecit, quae velit ex patria, quam nunc per occasionem Francofurtani mercatus repetit, ad me mittere. Hinc subitò me cepit impetus ad te scribendi, et spem hanc, uti puto, non fallacem, tecum communicandi. Absque hoc fuisset, fortè diuturnum silentium meum ne nunc quidem abrupissem. Sum enim (quid attinet hoc dissimulare, cum res dicat?) in scribendo satis negligens: neque tu vacas culpà, qui torpescentem non excitas: uterque dignus, qui de mutuo crimine nos mutuò plectamus. Colerus noster Lipsiam properat, fortè Principis Radivilii praeceptor, ut meretur et optat, futurus. Venator cum Rehlingeris discipulis nudius tertius ivit Sedanum in Galliam, et nos in transitu salutavit. D. Lingelshemius cum suis, ego cum meis adhuc benè valemus. V. tu quoque virorum eximie, nec amare me desine. Scribebam Argentorati d. 18. Martii 1629.

T.

ὁλοκαρδίως.

* Vgl. oben S. 457 Anm.

31.

[Zincgref an Opitz.]*

S. Vir Clarisſime,

ET ego quoque deſiderium Tui valdè fero impatienter, et haud abnuo literis et amore, ut officiis Tecum certare. Quòd verò citiùs Tibi non reſponderim in cauſa eſt domicilii mei incertitudo; ita huc illuc vexor [S. 89] harum tempeſtatum plusquam decumanis fluctibus. Sed dabit DEUS his quoque finem. Ita voveo, et ſpero. Atque ô utinam properis Aurora quadrigis hunc nobis afferat diem, ut coràm domi meae confabulari potiùs poſſimus, quàm per literas, et mutuò frui jucundiſſimo colloquio. Ego certè tunc cum Jove de felicitate certare me putarem. Apophthegmatum altera pars an his nundinis ſit in lucem ventura nec dum ſcio, ſilente Glaſero, quem ut Tibi per Merianum curet transmittendum Exemplar, monebo ſeriò. Vale Vir Clariſſ. et amare perge. E fano Divi Goaris a. d. XV. Martii Anno CIƆIƆCXXXI.

T. omni ſtudio et obſequio

ZINCGREFIVM.

32.

[Zincgref an Moscherosch.]**

Clarissimo Iuveni Viro Dn. Ioh. Michaeli Moscherosch designato Crehangiae Praefecto Amico meo.

EGo verò quod pro lepidissimis tuis Epigrammatibus tibi reponam non habeo praeter ingentes gratias. Video in te, mi Moscheroschi, rarum illud consortium judicii recti et felicis Ingenii: Quod ne te tibi prolixius laudare velle videar, brevi hoc disticho, ex animi mei sententia, exprimo:

Aurea qui patriae dedit haec Epigrammata nostrae,
Dic annon vates aureus ille siet?

Quae denuò misisti Apophthegmata, tam grata sunt, quam quae gratissima. Admisi illa reliquorum in collegium, et suis locis collocavi. Tu sic pergas quaeso, et in me Patriam tibi devincias,

* Magnorum quondam eruditissimorumque virorum epistolae ad Martinum Opitium, ex museio Jaskiano. Dantisci, 1670. 12° S. 88. 89. Im Jahre 1631 hat Zincgref nach K. G. Lindner, Nachricht von M. Opitz Leben. Th. 1. Hirschberg, 1740. 8° S. 268 (vgl. Th. 2. S. 127) lateinische Distichen zu einem Portrait Opitzens geschrieben. Vgl. sein Epigramm vor Opitii Acht Bücher Deutscher Poematum. Breßlaw, 1625. 4°: „Hactenus incultam pubes Germanica credens.“

** Joh. Mich. Moscherosch, centuria III epigrammatum. Francofurti, sumptibus Sebastiani Rohneri, 1665. 16° S. 125.

licet jam ante tibi tuoque amori obstrictissimam. Quae de trajectione literarum illarum initialium H. M. M. ut illae quidem à te positae, qua de re mihi eae suspectae omnino fuerunt nominis tui, mones, volo quod vis, et ita ut vis inter anonymos inseram.

Vale, et me tui amantissimum redama, salutato à me longe Meritissimo Domino Berneggero nostro, apud Goarinos XII. Mensis mihi Cognominis. 1630.

Tui studiosissimus
J. W. Zingrefius.

Wir kommen nun auf diejenigen beiden litterarischen Publicationen Zincgrefs zu reden, welche ebenso wolbekannt und vielbesprochen sind, als das Gegentheil davon bei den übrigen der Fall ist: auf seine Ausgabe der „Teutschen Poëmata Martini Opicii“ vom Jahre 1624 (s. Anhang Nr. 7) und seine „Apophthegmata“, deren erster Theil zum ersten Male 1626 (s. Anhang Nr. 9) erschien.

Wenn die historische Wichtigkeit dessen, was von Martin Opitz und seinen Genossen auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst erstrebt und geleistet worden ist, weniger in dem Kunstwerthe ihrer dichterischen Producte selbst, weniger auch in der Einführung verbesserter Formen und Regeln, welche ihr Verdienst ist, zu suchen ist als darin, dass sie es wagten, mit althergebrachten Anschauungen und Gewöhnungen des deutschen Gelehrtenstandes zu brechen, und die Muttersprache von dem Range einer lingua vulgaris nach jahrhundertelanger Vernachlässigung wieder zu dem einer Litteratursprache zu erheben bemüht waren, so gebührt Zincgref der Ruhm, diesen in der Nachwirkung wichtigsten Theil der reformatorischen Bestrebungen seines Zeitalters mit vollster Klarheit ins Auge gefasst und mit grösster Entschiedenheit verfochten zu haben. Seinem Muthe (dieser Ausdruck ist hier wirklich am Platz) war es wesentlich zu danken, dass die erste, bekanntlich von ihm herausgegebene Sammlung von Opitzens deutschen Gedichten dem Publicum übergeben ward, seine Einsicht sorgte dafür, dass diese ungewohnte Gabe im rechten Sinne aufgenommen und verstanden werden musste, und seine der Ausgabe beigefügte, dem Tyrtaeus nachgedichtete „Vermanung zur Dapfferkeit“ war ein directer Aufruf an den Patriotismus, welcher für die beabsichtigte Wirkung der ganzen, von einem aufstre-

benden nationalen Geiste getragenen Veröffentlichung eine nothwendige Voraussetzung war.

Die „D. Z. G. J." d. i. Doctor Zincgref Guilelmus Julius unterzeichnete „Dedicatio" beginnt mit folgenden Sätzen: „Daß ich dieses Poetische Wercklin in offenem Truck gemein machen wollen, dessen hab ich vnderschiedliche Vrsachen. Erstlich, dardurch die Außländer zu vberweisen, wie gar vnrecht sie daran seyen, in dem sie jhnen einbilden, daß sie die Laiteren, durch welche sie vff die Parnassische spitze gestiegen, hernach gezogen, vnd jhnen also niemandt folgen könne, welche jhre meinung aber hierdurch zu nicht gemacht an sich selbst verschwindet. Vors ander, den Inländern vnd Landtsleuten hingegen zu zeigen, wievil sie in jhrer Muttersprache, vnd diese hinwiderumb in jhnen vermöchten, wann sie nur wolten: vnd nicht lieber wolten deroselben, als eines geheimen Schatzes oder verschlossenen Krames, den man nit angreiffen oder außlegen darff, sich gebrauchen. Vors dritte, die gewelschte Teutschen dardurch zu vberzeugen, wie vndanckbarlich sie sich an der Muttersprach nit allein, sondern auch an sich selbst vergreiffen: Vnd zwar an der Muttersprach in dem, daß sie lieber in frembden Sprachen stamlen, als in deren, welche jhnen angeboren, zu vollkommener Wolredenheit gelangen, viel lieber bey den frembden hinden nach, als bey jhren Landsleuten voran gehen, bey jenen die Thür zu, als bey diesen vffschliessen wollen, vnd also darvor halten, daß in frembder Sprach den geringsten fehler reissen, ein Todsünde, hingegen in jhrer Sprach einen *Soloecismum* vnd Bachanterey vber die ander begehen, keine Schandt seye: An jhnen selbst in dem sie sich muthwillig* zu Sclaven frembder Dienstbarkeit machen, sintemahl es nicht ein geringeres Joch ist, von einer außländischen Sprach, als von einer außländischen *Nation* beherrschet vnd *Tyrannisiret* werden. Gerahten also, durch diesen jhren Albern Wohn, endlich dahin, daß sie daheim billich verhast, draussen nit vnbillich verlacht vnnd veracht werden."

Man würde zu weit gehen, wenn man Zincgref das ausschliessliche geistige Eigenthum an diesen trefflichen Gedanken

* Gedruckt ist: mtuhwillig.

zuschreiben wollte, da Opitz, sein um etliche Jahre jüngerer Freund, schon 1617 oder 1618, bevor er mit ihm in Berührung gekommen sein konnte, seine die gleiche Gesinnung verkündende Abhandlung „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae“ herausgegeben hatte. Aber Zincgref liess die lobenswerthe Gesinnung zu einer bedeutungsvollen That werden, indem er der Zaghaftigkeit seines Freundes zur Hilfe kam und es selbständig unternahm, die erste Sammlung von Opitzens Gedichten durch den Druck zu veröffentlichen, wodurch mittelbar auch die von diesem selbst besorgte zweite Ausgabe seiner gesammelten Gedichte veranlasst ward.

Opitz äussert sich über die Zincgrefsche Ausgabe seiner „Teutschen Poëmata“ in nachstehenden Worten*: „So sind jhrer (Echo) auch zwey in meinen deutschen *Poematis*, die vnlengst zue Straßburg auß gegangen, zue finden. Welchen buches halben, das zum theil in meinem abwesen von andern vngeordnet vnd vnvbersehen zuesammen gelesen ist worden, ich alle die bitte denen es zue gesichte kommen ist, sie wollen die vielfältigen mängel vnd irrungen so darinnen sich befinden, beydes meiner jugend, (angesehen das viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein knabe gewesen, geschrieben habe**) vnnd dann denen zuerechnen, die auß keiner bösen meinung meinen gueten namen dadurch zue erweitern bedacht gewesen sein. Ich verheiße hiermitt, ehestes alle das jenige, was ich von dergleichen sachen bey handen habe, in gewiße bücher ab zue theilen, vnd zue rettung meines gerüchtes, welches wegen voriger vbereileten edition sich mercklich verletzt befindet, durch offentlichen druck jederman gemeine zue machen.“ August Buchner schreibt er am 5. Oct. 1624***:

* Opitz, Buch von der deutschen Poeterei. Cap. 5. — Abdruck der ersten Ausgabe (1624). Halle a. S. 1876. 12° S. 24.

** Uebereinstimmend hiemit sagt Opitz in seiner Anrede „An den Leser“ in der Zincgrefschen Ausgabe seiner Gedichte selbst: „Es werden vieleicht auch hier nit wenig sachen gefunden werden, so dem andern an der güte der wort vnd erfindung nit gleichen, weil sie zum theil vor dieser Zeit geschrieben worden. Hoffe aber, sie sollen doch nicht von allen verworffen werden.“

*** Ludw. Geiger, Mittheilungen aus Handschriften. Heft 1. Leipzig, 1876. 8° S. 31 f.

„Porro quia germanicorum poëmatum editionem innotuisse tibi video, scito eam a manu Zingreifii esse qui libello quem ante aliquot annos Heidelbergae concinnaveram plurima sine discrimine adjecit quod [quae] indigna luce publica et mendis plena, cum ab admodum puero conscripta fuissent, merito exposueram. Itaque etiam atque etiam peto, ne ex nugis istis conjecturam de reliquis rebus meis facias; sed donec brevi emendatiora et auctiora prodeant, inque [!] amicum qui nullo quidem malo animo, intempestive tamen meque inscio, ista prodire passus est culpam omnem rejicias.“ Colerus berichtet in seiner „laudatio Opitii“*: „Interea ... Julius Gvilielmus Zincgrefius, amicus Nostri (Opitii) ac strenuus patriae lingvae vindex, adhibitis in consilium aliis harum literarum callentibus, et tanti Poëtae famae illustrandae instantibus Lingelshemio, Berneggero, Venatore, aliisque qvorum e meliore luto finxit praecordia Titan, errantes longe lateqve Musas in unum corpusculum collectas primus, cum adjunctis aliorum poëmatis, non qvidem contemnendis, sed Opitiano tamen genio longe, vel Auctorum ipsorum confessione, inferioribus Argentorati publicis typis excudi curavit. Qvae editio post lapsum biennii novam, multis accessibus auctiorem, nova cura luculentiorem, et mundicie ac politura elegantiorem ipso volente et curante Auctore maturius lacessivit.“

Wenn Zincgrefs Publication demnach durch ihre Mängel Opitzens Unzufriedenheit erregte, so konnte letzterer sich selbst wol kaum den Vorwurf ersparen, dass er bei ihr selbstthätig in hinreichendem Masse nicht hatte mitwirken wollen. Denn zwar ein Theil der Gedichtsammlung war „in seinem abwesen von andern zuesammen gelesen worden“; dass er aber von Zincgrefs Plan im voraus Kenntniss hatte, beweist in einem an ihn gerichteten, vom 24. Juli 1623 datierten Briefe Berneggers** die folgende Stelle: „Ea (carmina) a Gratiis simul ac Musis insessa curante D. Zincgrefio nostro .... in lucem uti spero brevi nostrates typographi producent teque vel meritum

* Bei K. G. Lindner, umständliche Nachricht von Opitz. Th. 1. S. 74.

** Hermann Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur. Breslau, 1877. 8° S. 148 f.

in famae clarioris ore constituent"; nur für den von ihm selbst zusammengestellten Theil des Buches mag freilich seine Anrede „An den Leser" geschrieben gewesen sein, deren Schluss lautet: „Ist mein fürnehmen gerathen, hoffe ich nicht, daß mich jemandt tadeln werde: wo nicht, so bin ich dennoch zu entschuldigen, weil ich vnserer Sprachen Würde vnd Lob wider auffzubawen mich vnderfangen. Martin Opitz."

Der Mann, dem Zincgref die Gedichte dedicierte, war Eberhard, Herr zu Rappoltstein, Hohenach vnnd Geroltzeck, „weyland Röm. Kay. May. Cämmerer vnd der V. Oe. Landständ Præsident",* ein elsässischer adelicher, der in den Jahren 1616—1625 von den Kaisern Matthias und Ferdinand II wiederholt in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht ward. Zincgref nennt ihn in seiner Widmung einen „sonderbahren Liebhaber vnd Mecaenas aller freien Kůnsten vnnd Wissenschafften", der sich „vnder allen bevorab die Teutsche *poesie* dergestalt belieben lasse", dass er „sich selbst vnderweilen darinnen mit grossem Ruhm ergetze, vbe, vnd dißfalß vnsern alten Teutschen Helden nicht das geringste nachgebe". Bezüglich seines persönlichen Verhältnisses zu ihm äussert er: „welcher gestalt E[w]. G.[naden] ich verbunden sey, vnd mit was *obligation* Dieselbige mich Ihro hiebevor in meinen angehörigen verstrickt, dessen anregung will ich biß zu anderer gelegenheit sparen."

Ein Umstand, der die nationale Bedeutung von Zincgrefs Buch für die Zeitgenossen erhöhen musste, war, dass es eine Vereinigung einer grösseren Anzahl in gleicher Gesinnung verbundener, ausgezeichneter Männer zur Erscheinung brachte. Unter den lateinischen Gedichten, welche zwei Blätter am Anfange füllen, stehen die Namen Janus Gruterus, Matthias Berneggerus, Henricus Albertius Hamilton Danus, Caspar Barth Eq. Germ., B. Venator. Und neben Opitzens Gedichten und dessen „Aristarchus" findet man in dem Buche (S. 161—224) einen Anhang „vnderschiedlicher außgesuchter Getichten anderer mehr teutschen Poeten", welchen Zincgref „gleichsam als ein zugabe mitgibt, zu einem Muster vnnd Für-

* Geboren i. J. 1570: Frdr. Lucae, Graffen-Saal. Fkf. a. M. 1702. 4° S. 423. Ph. Jac. Spener, opus heraldicum pars specialis. Editio secunda. Fcf. ad M. 1717. fol. S. 512.

bilde, wornach“ sich der Teutsche „in seiner Teutschen Poeterei hinfüro etlicher massen zu regulieren“. Die Verfasser der Gedichte dieses Anhanges sind: Isaac Habrecht der Artzenei Doctor, Zincgref selbst, Paulus Melissus, Petrus Denaisius J. U. D., ein Anonymus, Henricus Albertius Hamilthon, Rudolf Weckerlin, Caspar Kirchner Rath vnd Bibliothecarius, Balthasar Venator, Jacobus Creutz, Balthasar Wesselius Boleslavia-Silesius, Fridericus Lingelshemius und Janus Gebhardus. „Auß Ernstens Schwaben von der Heide, zu Franckfort an der Oder außgangenen Teutschen Poesien“ und von Fischarts* Poemata etwas mitzutheilen war Zincgref dadurch verhindert, dass er erstere nicht hatte erlangen können, letztere aber „zu weitleuffig, hierein zubringen, auch mehrtheils nach der alten Welt“ waren.**

Von Zincgrefs eigenen Gedichten, unter denen nicht wenige die Macht der Liebe feiern und weibliche Schönheit preisen, mögen folgende hier angeführt werden:

S. 172—174. Pastoral. Vff Herrn Johan Zinckgrefen vnd Fraw Maria Wildeisin Wittiben Hochzeit.

S. 178 f. Sonnet. Von der Liebsten flucht in Kriegszeiten.

S. 179 f. Liedt („MEin feines Lieb ist fern von mir, Ich hat mit jhr sehr kurtze frewdt“).

---

* Gedruckt ist „Johan Fischers, genant Mentzers, Poemata“. Aber mit Beziehung auf Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrh. Berlin, 1866. 4° S. 22 ist zu bemerken, dass Zincgref in seinen „Apophthegmata“ (Th. 1. 1626. S. 238) die richtige Namensform (Johan Fischart) sehr wol kennt. Vgl. auch W. Wackernagel, Joh. Fischart. Basel, 1870. 8° S. 3.

** „Doch“, fährt Zincgref fort (S. 161), „wehre sein glückhafftes Schiff von Zürich, an Reichthumb Poetischer Geister, artiger Einfäll, schöner wort, vnd merckwürdiger sprüchen (auß welchen stücken abzunehmen, was statliches dieser mann hette leisten können, wan er den fleiß mit der Natur vermehlen, vnd nit vielmehr sich an dem, wie es jhm einfeltig auß der Feder geflossen, hette benügen wollen) gar wohl der Römischen, Grichischen, Italiänischen vnd Frantzösischen Poesy an die seiten, wo nicht vorzusetzen, wann jhm nicht, wie angedeut, noch etwas weniges fehlete, welchen Mangel ich jedoch mehr der vnachtsamen gewohnheit seiner zeiten, als jhme selbsten zuscheibe, vnd möchte er mit gutem fug sagen: Ich hab das mein gethan, so vil mir Gott beschert: Ein ander thue das sein, so wirdt die Kunst gemehrt“.

S. 189. Epigramma. Vom Thurn zu Straßburg, warumb der andere darneben nit auffgebawet worden.

S. 206. Grabschrifft vff das Brautbeth H. Frantz Cammeels vnd Jungfraw Vrsula Margreta Eichelsteinin.

S. 209—211. Adonis Nachtklag vor seiner Liebsten Thür. Ex Anglico.

S. 211—213. Lied. Vff die Melodei: Allons dans ce boccage.

S. 214 f. Saurbronnen Liedlein.

S. 216. Sonnet Vff Herr D. Jörg Hartman Haagens Hochzeit.

S. 217. Vberreime, Vff seine Emblemata oder Sinnenbilder. An den verkehrten Leser.

S. 218. Hochzeit Reimen, An Herrn D. Conradum de Spina.

Die bemerkenswertheste unter Zincgrefs eigenen Beigaben ist aber das S. 220—224 abgedruckte, in gepaarten Alexandrinern verfasste Gedicht: „Eine Vermanung zur Dapfferkeit, Nach form vnd art der Elegien, deß Grichischen Poeten Tyrtaei, welche der Lacedæmonier FeldObersten jhren Bürgern vnd Soldaten, ehe sie ins Treffen giengen, vorzulesen pflegten, Gestellt durch Julium Guilhelmum Zincgrefium" (s. Anhang Nr. 8). Dieses Gedicht, welches zwar seiner Form nach eine freie Nachahmung des griechischen Vorbildes ist, aber doch insofern letzterem gegenüber der Selbständigkeit ermangelt, als es eigenartige, durch die besonderen Verhältnisse der Gegenwart veranlasste Züge vermissen lässt, schliesst mit folgenden Strophen, deren markige Sprache, deren die Tugenden der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit begeisterungsvoll verherrlichender Inhalt dazu dienen möge, das ganze zu charakterisieren:*

DRumb gehet dapffer an, Ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein; ewr Leben vnverdrossen
  Vors Vatterlandt vffsetzt, von dem jhr solches auch
  Zuvor empfangen habt, das ist der Tugent Brauch.

---

* Moscherosch hat dieselben Strophen im Anderen Theil der Gesichte Philanders von Sittewald. Straßburg, 1650. 8° S. 566 f. aufgenommen.

Ewr Hertz vnd Augen last mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmuth ja erschreck,
Noch durch sein flucht im Hör ein vnordnung erweck.
Kan er nit fechten mehr, er doch mit seiner Stimme,
Kan er nit ruffen mehr, mit seiner Augen Grimme
Den Feinden abbruch thue, in seinem Heldenmuth
Nur wünschendt, daß er thewr verkauffen mög sein Blut.
Ein jeder sey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in Mannlicher postur vnd stellung sterbe,
An seinen orth besteh fest mit den Füssen sein,
Vnd beiß die Zähn zusamm vnd beide lefftzen ein:
Daß seine Wunden sich Lobwirdig all befinden
Davornen vff der Brust, vnd keine nicht dahinden,
Daß jhn der Tode selbst auch in dem Tode Zier,
Vnd man inn seim Gesicht sein Ernst noch leben spür.
So muß, wer Tyranney geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freywillig vor begeben,
Wer nur deß Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, vnd dann das Leben zu gewin.

Der Titel eines Neudruckes der „Vermanung zur Dapfferkeit", welcher 1632 erschien, enthält die Worte (s. Anhang Nr. 8): „Gestellet durch H. Julium Wilhelmum Zincgreffen, Doct. In der Belägerung Heydelberg, Im Jahr 1622". Wenn diese letztere Zeitangabe richtig ist, so muss es nur um so auffälliger bemerkt werden, dass das Gedicht, wie schon angedeutet, nur in allgemein gehaltenen, beinahe schulmässig unfreien Gedanken sich bewegt und durch nichts verräth, dass es während eines besonders gearteten Krieges entstanden ist: während eines Krieges, der die Religionsfreiheit bedrohte, deutsche Stammesgenossen gegen einander führte und Thaten der Grausamkeit in unerhörtester Weise häufte. Diese Unvollkommenheit aber (denn so müssen wir das fehlen einer wirkungsvollen Individualisierung nennen) ist eine Eigenschaft, welche, wie R. E. Prutz in seiner Abhandlung über „die politische Poesie der Deutschen"* nachweist, an allen politischen Dichtungen aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, auch den besseren, bemerkbar ist und nur an Weckherlins Poesien weniger hervortritt.

---

* Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Jahrg. 1. 1843. Leipzig. 8° S. 399.

In seinen „Apophthegmata oder Scharpfsinnigen Sprüchen der Teutschen“ erscheint uns Zincgref als Schriftsteller in gleicher Gestalt wieder, wie wir ihn schon kennen gelernt haben, und dies in zweifächer Beziehung: erstlich insofern, als er uns bereits in seinen „Schulbossen“ sowol wie seinen „Emblemata“ als Sammler von „Apophthegmata“ und Sentenzen begegnet ist, aber auch insofern, als er sich, wie bei Veranstaltung seiner Opitz-Ausgabe, ebenso auch bei Entwerfung und Ausführung des Planes seiner „Sprüche der Teutschen“ als einen Patrioten zeigt, dessen leitender Gedanke ist an der Hebung der nationalen Ehre zu arbeiten. „Etliche Grüne Teutschen vnder vns“, sagt er, „(die sonst ohne das mehrertheils die weiß haben, daß sie andere ding eher achten, verwundern, vnd wissen wollen, als sich vnd jhr eigenes,* vnd jhnen so gar jhren Kolben, wie doch sonst aller Narren brauch ist, nicht gefallen lassen) stecken in dem traum, weil nur von andern orten in Lateinischer, Griechischer vnd Jüdischer sprach viel Bücher seyen, als seyen allein dieselbige Land voll wunders, weißheit vnd Kunst gewesen.“** Er nennt dann viele Schriftsteller neuerer Zeit, welche der Griechen und Römer, der Englischen Nation, der Hebreer vnd Arabier Apophthegmata oder ähnliches gesammelt und herausgegeben haben: „vnder vns Teutschen hat sich noch niemand finden wollen, so der vnserigen Hoffreden zusammen, vnd an tag gebracht hette; derohalben solche nicht weniger, als auch sonsten fast ins gemein vnserer Teutschen thaten vnd geschichten dahinden bleiben, nicht das vnsere vorfahren anderen Völckern, an stärck, Mannheit, Sieg, Weißen reden, Rath vnd thaten, vnd andern Gottsgaben, nachzuziehen, sondern das sie durch vnfleiß der vnachtsamen Teutschen Scribenten versaumt worden sein.“*** „Demnach ich dann gesehen,“ fährt er fort, „das ...... vnder vns Teutschen noch niemand ... vnserer vorfahren löbliche reden zusammen gesucht, vnd in vnserer Muttersprach ... außgehen lassen ...... Als hab ich, wiewol ich viel lieber ge-

* Aehnlich spricht Melissus bei E. Höpfner, Reformbestrebungen u. s. w. S. 28.

** Th. 1. 1626. Vorrede Bl. a 6'.

*** A. a. O. Bl. b.

sehen, das es ein anderer als ich gethan, es jedoch lieber thun wollen, als das es gar niemand thete, nicht allein zu dem end, daß die einheimische reden vnd Exempel mehr als frembde vnd außländische bey den Landsleuten vermögen, vnd die Burgerliche Gemüther zur lieb deß Vatterlands besser anfrischen ... sondern auch darumb, meine selbst gute gewogenheit zum Vatterland, vnd zu erhaltung vnserer vhralten Teutschen Sprachen Ehr vnd achtbarkeit, soviel an mir, auch dißfals darzuthun".* Wenn sein Buch, sagt er ferner, nachdem es erschienen, durch Mittheilungen aus der Mitte der Leser werde vermehrt werden, so werde man „sehen, daß die Teutschen keine *Barbari* vnd *Tramontani Sempii* .... noch also Stumme Leut seyen, die jhre Kunst vnd geschicklichkeit nur allein in der Faust, oder in den Fingeren haben ...."** „Wann aber ja der alten Tugend, thätlichkeit, vnnd auff vns geerbte Freyheit, so gar bey vns eben verlöschen solte," so wolle er sich „damit benügen, das er deroselben vernünfftige Wort vnd denckwürdige reden noch erhalten".***

Dass sich Zincgref schon in Heidelberg mit den Vorarbeiten für seine „Sprüche der Teutschen" beschäftigte, zeigen seine beiden oben S. 39 f. unter Nr. 21 und 22 abgedruckten, zwar nicht mit Zeit- und Ortangabe versehenen, aber bestimmt dort geschriebenen Briefe, deren Inhalt Apophthegmata, insbesondere „Germanorum Apophthegmata" enthaltende Bücher betrifft. Als er später „mit einem fürnemmen Königlichen Gesandten durch Wittenberg reiste", „suchte" er bereits „nach Herren Friderici Taubmanni [† 1613]" Apophthegmata „auch bey den seinigen selbst an".† Bernegger liefert mit seinem Briefe vom März 1625 (oben S. 457 f.) Beiträge für seine Apophthegmensammlung. Doch erschien, wie schon bemerkt, deren erster Theil erst 1626 (s. Anhang Nr. 9).

Da Zincgref nicht bloss aus schriftlichen Quellen (ein Verzeichniss dieser Quellen ist seinem Buche beigefügt), sondern auch aus „täglicher erfahrung und auffmerckung" hatte schöpfen

* A. a. O. Bl. b 2′ f.

** A. a. O. Bl. b 4′.

*** A. a. O. Bl. b 5′ f.

† A. a. O. Bl. b 4.

wollen, so hatte er verschiedene Personen „vmb hülff zu seines wercks vermehrung angelangt". Dabei hatten zwar „etlich" unter ihnen darin gefehlt, dass sie ihm „statt der Apophthegmatum" d. h. an Stelle von Aussprüchen, welche „nur einer gewissen person, von deren sie etwan gesagt worden, eigen sein", „männiglich gemeine, Landläuffige Sprichwörter vberantwortet"* hatten; von manchem anderen war ihm aber eine Mitwirkung in dem gewünschten Sinne zu Theil geworden. Von Taubmannschen Witzworten konnte er noch in seinem ersten Theile nur eines mittheilen (1626 S. 291 f.), im zweiten aber brachte er deren acht (1631 S. 39—42; vgl. oben die Briefe Nr. 28 und 30 S. 463 und 464). Hans Michel Moscherosch erzählt selbst,** dass ihm, als er „in verfertigung der Teutschen *Apophthegmatum* Zincgrefs arbeitete", dieser „einesmals zuschrieb: *Non mordendi sunt, qui nos devorare possunt totos.* Der dir schaden kan, den soltu nicht reitzen. Der dich fressen kan, den soltu nicht beissen". Im zweiten Theile der „Apophthegmata" (1631 S. 63 f.) findet man denn auch einige den mittheilenden selbst betreffende Anekdoten, welche sogar äusserlich als Beiträge von Moscherosch bezeichnet sind, da Zincgref sie mit den Worten einleitet: „M. M. H. Vnder diesen vnbekanten Buchstaben seyn mir folgende Apophthegmata durch ein dritte handt zukommen" (vgl. oben den Brief Nr. 32 S. 466). Wenn nun aber der Sammler der Apophthegmen über den in litterarischen Quellen gebotenen, älteren Stoff hinausgegangen war, indem er sich um Mittheilungen aus dem eigenen wissen lebender Personen bemüht hatte, so hatte es für ihn auch kein Bedenken geben können, weshalb er mit dem, was er selbst erlebt und erfahren, hätte zurückhalten sollen. Wir begegnen daher in seinem Buche öfter Aussprüchen von angehörigen seiner eigenen Familie und von Personen, welche ihm als Freunde nahe standen, wie Georg Michael und Friedrich Lingelsheim, Janus Gruterus, Melchior Adamus, Johann Leonhard Weidner. Gelegent-

* A. a. O. b3'. 2'.

** Philanders Gesichte. Th. 1. Vierdes Gesicht (am Ende). Straßburg, 1650. 8° S. 278.

lich theilt er ein „schönes nachdenckliches sprüchlein" mit, das er „von Hertzog Fridrich Casimir Pfaltzgraf, deß Evangelischen Dum Capituls hoher Stifft Straßburg Decanats Statthalter* hat" (Th. 1. 1626. S. 130), oder eine Stelle aus einem an ihn selbst gerichteten „besondern schreiben" des berühmten Wundarztes Wilhelm** Fabricius von Hilden (ebd. S. 297).

So war aus seinen Sammlungen ein Werk hervorgegangen, das frisch und mannigfaltig in der Auswahl seines Stoffes, zwar mit den Mitteln der Gelehrsamkeit ausgearbeitet (diese Gelehrsamkeit erstreckt sich sogar auf das Gebiet etymologischer Namendeutung***), aber volksthümlich seinen Zwecken nach war und in der Behandlung der Sprache vor vielen gleichzeitigen Litteraturproducten sich auszeichnete. Denn von einem anstössigen Fremdwörtermissbrauch hat Zincgref seine Sprache in richtiger Erkenntniss seiner Verwerflichkeit † vollständig frei gehalten, und die Fähigkeit, klar, bündig und abwechslungsreich darzustellen und zu erzählen, war ihm in dem Masse gegeben, dass es auch seinem heutigen Leser ohne Er-

* „Fridrich Casimir (geb. 1585, † 1645) .... residirete meist in Burgundien, woselbst er durch die mit Amaliâ, Fürst Willhelms von Oranien Princessin Ao. 1616. den 24. Iun: getroffene Heyrath, die Herrschafft Montforth erlanget gehabt": G. F. Buckisch, Historia genealogica Palatino-Neoburgico-Bavarica. Glatz, 1687. 4° Pars II. S. 230.

** Gedruckt ist an der bezeichneten Stelle S. 295 irrthümlich Johannes: vgl. b 8.

*** Ich verweise hiebei auf folgende Stelle eines Briefes von Rusdorf an Chn. Becmann, Rector des Gymnasiums zu Amberg (Mscr. Jur. fol. 47 zu Cassel S. 794): „Memini me olim quædam maximè quæ origines propriorum quorundam nominum explicant, et ad splendorem nostræ linguæ faciunt, autore et ductore Marquardo Frehero piæ memoriæ [† 1614] collegiſse; illa suo tempore excerptum et communicatum ibo ...... Dabam Heidelbergæ V. Kall. Februa. CIϽIϽCXX."

† Th. 1. S. 293 ff. „Als mit dem Kriegswesen die frembde Wörter eingeschleifft worden, als: Marchiren, vor auffbrechen oder fortziehen, *bataille* vor Schlachtordnung, *Corporal* vor Rottmeister, *Sergeant* vor Feldweibel, *parapet* vor Brustwehr" u. s. w. „Vber welche Stockfischerey, als ob wir mit der alt teutschen Tugend auch vnserer teutschen Sprach allgemach müd worden, sehr schön klaget der Hochgelehrte vnd weitberühmbte Herr Matthias Bernegger .... in seinem Suetonianischen Fürsten Spiegel" u. s. w. Vgl. Th. 1. S. 12. 35. 85. Th. 2. S. 80. 81. 82. 88.

müdung möglich wird, die Hunderte seiner Historietten sich von ihm vortragen zu lassen. Was aber sein Werk vor allem anderen auszeichnet, ist doch sein sittlicher Gehalt, die treuherzige und mannhafte Gesinnung, die patriotische Begeisterung, welche darin zum Ausdruck kömmt. Wie darum die Freunde, welche vor dem ersten und zweiten Theile ihre lateinischen und deutschen Beglückwünschungsverse abdrucken liessen — es sind dies Gruter, Georg Rem († 15. Aug. 1625)*, Bernegger, Theophilus Dachtler Argent. Actuarius**, Tobias Rivius (van Beeck) Med. D., Ulricus Vietor Uracensis Wirtenb. Phil. ac Medicinae Doctor, Weidner (vor Th. 1. und 2.), Venator, Johannes Fabricius Pfarrherr zu Bühel, Jacob Creutz, Colerus (Th. 1. 1628), vor dem zweiten Theile: Opitz („auß Parißvom 21. Brachmonats 1630), Michael Stettler in Bern („22. Hornung 1627")***, Georg Fridrich Schwebel, Philips Reinhard Finck†, Moscherosch — wie diese Männer fast alle übereinstimmend die nationale Bedeutung des Buches für ihre Zeit hervorgehoben haben, so darf dieses auch noch von seinem heutigen Beurtheiler dem Schatze jener auserlesenen Litteraturwerke zugewiesen werden, in welchen deutscher Geist sich am reinsten verkörpert hat.

Gewidmet ward von Zincgref der erste Theil Philippo Mauritio, Graven zu Hanaw (geb. 1605, † 1638), der zweite den beiden Brüderpaaren Frantz-Christoff und Lothario von Dhun und Wirich und Emich, „samptlichen Vettern,

---

* Vgl. Will-Nopitsch, Nürnberg. Gelehrten-Lexicon Th. 3. Nbg. 1757. 4° S. 294—299. Th. 7. Altd. 1806. 4° S. 244 f. Seine 1617 verstorbene Frau war Anna Maria Seelia Simmerensis: Ge. Richter, epistolae. Norimb. 1686. 4° S. 600.

** Vgl. oben S. 51. A. W. Strobel, Gesch. des Elsasses. Th. 4. Straßb. 1844. 8° S. 488. Ihm widmete Bernegger sein „proaulium tubae pacis": vgl. oben S. 448.

*** In den Vorstücken von dessen Annales Th. 1. Bern, 1627. fol. befindet sich ein „Sonnet" von Zincgref, dessen Schlussverse lauten:

„Dann keine danckbarkeit ist besser angewand
Als seinen Vorderen vnd lieben Vatterlandt
So erstlich geben vns diß vnser sterblich leben,
Ein vnsterbliches lob in schrifften widergeben."

† Vgl. oben S. 11. 460.

Grafen zu Falckenstein". „Dem ersten theil hatte er auß gemeinem gewohnlichem brauch vnnd herkommen schutz vnd schirm" durch die Dedication „gesucht", dem zweiten „suchte er solchen auß notturfft", nachdem ihm Tadel widerfahren war, obschon er „anderer Leut vnd nicht seine reden eingeführt vnd vor seine Person mit niemandt in vngutem hatte zuthun, sondern nur vf das von Lateinern genante *acumen*, das ist, vf die artige hurtige scharffsinnige weiß einander kurtz mit red vñ antwort zutreffen, sein vnparteisches absehen hatte haben wollen." Bei der Widmung des zweiten Theiles wollte er sich aber gleichzeitig auch dankbar für „vielfaltig gnedige wohlgewogenheit" erweisen.

Nachdem Zincgref gestorben war, ward seinem Strassburger Verleger ein von „guten vnd gelehrten Leuthen" „zusammen getragener" dritter Theil der „Apophthegmata" „communicirt", welchen derselbe im Jahre 1639 mit dem ersten und zweiten Theile zusammen vor der Messe nicht mehr konnte „in truck bringen lassen", aber „auff das nächste auch auffzulegen" beabsichtigte. Die angekündigte Veröffentlichung einer solchen Fortsetzung durch den ursprünglichen Verleger der „Apophthegmata" ist aber nicht erfolgt, wahrscheinlich jedoch war bereits bei dem erwähnten, schon 1639 druckfertigen dritten Theile derselbe Weidner, Zincgrefs „Schwager", betheiligt, mit dessen Namen dann ein dritter Theil der „Apophthegmata" zuerst 1644 (in Leyden), ein vierter und fünfter 1655 (in Amsterdam) erschien. Ihm standen, wie es scheint, die handschriftlichen Arbeiten von Zincgref zu Gebote (vgl. oben S. 6), da er sich gelegentlich auf dessen „anmerckungen" bezieht.* Nur den dritten Theil gab er selbst heraus, die Herausgabe des vierten und fünften Theiles besorgte sein Sohn Johann Wilhelm Weidner, nachdem der Vater am 5. Febr. 1655 als Rector des Gymnasiums zu Heidelberg gestorben war. Ein wechselvolles Leben, das ihm mannigfache persönliche Kämpfe, besonders mit den Jesuiten, gebracht, hatte ihn von Montjoie

* Th. 3. Leyden, 1644. S. 247: „In Herren J. W. Zinckgrefen, J. V. D. vnd ersten *Collectore* der Teutschen Apophthegmatum, anmerckungen find vnder andern auch diese Reymen, weiß aber nicht wem sie eygentlich zu zuschreiben."

(vgl. oben S. 21) 1622 nach Düsseldorf, im folgenden Jahre nach Duisburg, 1636 nach Nymwegen, endlich 1648 nach Mastricht geführt, und erst im Jahre 1650 hatte er in seiner Heimat durch eine erwünschte Anstellung die Ruhe seines Alters gefunden.* Unter den von ihm hinterlassenen Druckschriften enthalten seine Epigrammata („Epigrammatum libri V"; „Epigrammatum libri IV"; „liber Epigrammatum singularis") vielleicht manches, was ich für vorliegende Abhandlung hätte verwerthen können, wenn ich ein Exemplar hätte erlangen können.

Mit dem mitgetheilten ist erschöpft, was über Zincgrefs schriftstellerische Thätigkeit berichtet werden kann. Denn die Aeusserung von Moscherosch in der dem vierten Gesichte in dem ersten Theile von Philanders Gesichten vorausgehenden Zuschrift an Ioh. Leonh. Weidner, Prorector Noviomagensis: „Haec et talia officium, quod tibi debui, et responsionem, quam maturare quidem promisi, distulerunt usque et adhuc quidem differrent, nisi faventiori Borea ipsa Zincgrefii tui-mei vita et carmina te dirigente huc pervolassent" und den Weidnerschen Bericht von Zincgrefs hinterlassenen Manuscripten (oben S. 5) muss ich mich begnügen an dieser Stelle zu erwähnen, ebenso, wie die Angabe bei Greith, spicilegium Vaticanum. Frauenfeld, 1838. 8° S. 74, dass „die kleinen Gedichte Zincgrefs zu Heidelberg 1666. 4." erschienen seien. Die Richtigkeit dieser letzteren Angabe ist indessen sehr zweifelhaft, da es möglich oder sogar wahrscheinlich ist, dass sie auf der irrigen Auffassung eines Citates aus den 1666 zu Heidelberg gedruckten „Emblemata" (s. oben S. 55 f.) beruht. Was mir zum Schlusse noch übrig bleibt, ist einige Zincgrefs letzte Lebensjahre und sein Ende betreffende Notizen und Schriftstücke mitzutheilen.

---

* Programm der Universität Heidelberg d. d. Lunae D. XII. Febr. anno 1655, abgedruckt bei Jo. Hnr. Andreae, spicileg. quintum. 1767. 4° S. 9—12. K. W. Bouterwek, Gesch. der Latein. Schule zu Elberfeld S. 40—46. Zincgref, Apophth. Th. 3. 1644. S. 215 ff. u. s. w.

33—35 [Rusdorf an Zincgref].

[S. 435] 33.*

Amplifsimo Consultifsimoque Viro Julio Gulielmo Zincgræfio, JC[to] amico suo.

Goarinos.

Tanta est apud me fiducia et securitas amicitiæ nostræ, altis radicibus nixæ, Consultifsime Vir, ut non opus efse judicem, uti apud te multà excusatione, quod ad binas tuas amantifsimas literas tam diu siluerim. Persuasus et fidens sum, te omifsionem aut potius dilationem officij non interpretaturum pro negligentiâ amicitiæ et remifsione mei in te studij; quia nosti affectionem animi non literis, aut verborum demenso æstimandam et metiendam efse; sed tacito et *πολικαρδίῳ* [!] cultu et veneratione, quæ plus ponderis habere solet, quàm multo lenocinio sermonis testificata civilitas. Bonæ et exploratæ amicitiæ, vel si cefset officium satis tutæ æstimationes sunt, inquit ille. Symm.** Ut autem caufsam etiam scias cur tam diu distulerim rescribere, rogo credas difficilem conditionum, in quibus temporum iniquitas nos comprehendit, perplexitatem obstitifse, et etiamnum obstare, quo minus ad vos tam crebrò nostris literis intervisamus. Nosti in quanto versemur hominum odio, et quantis destinemur exsecrationibus, qui propter fidem Principibus et patriæ caufsaeque nostræ servatam exulare cogimur: hinc scimus et experimento edocti sumus commercium, quod vobiscum colimus, et parvas nostras lituras, quas ad vos scribimus, vobis in crimen imputari. Nam malitia hominum, qui in bonorum perniciem excubant, tanta hodie est, ut omnes occasiones et prætextus arripiant et torqueant in innocentium, quos odio habent, et conflatis criminationibus perdere pruriunt, detrimentum et noxam, interpretenturque consuetudinis inter veteres amicos desiderium, minimumque redditum amoris indicium pro magno crimine et delicto. Nostri sermones, nostræ literæ, nostra amoris testificatio vobis discrimen inevitabile accersit: imò levis et vana continuatæ fidei suspicio, fraudi et periculo efse solet. Quid ergò mirum, si inter hæc adversa familiarium officiorum usus negligitur et flaccescit? si ad vos rarius, ne vobis malum attrahamus, scribimus? Majori et fideliori affectu vos amamus, quo magis impedimur amorem nostrum declarare et exserere: totus in nobis residet, et tanquam liquor clausus

---

* Aus. Msc. Jur. fol. 47 in Cassel: vgl. oben S. 15.

** Symmachus, epistolae ex rec. J. Ph. Parei. Neapoli Nemetum, 1617. 8⁰ lib. I epist. XCV.

Multo accensis fervore exuberat undis.

Nulla sæculorum malignitas, nulla dominantium vis, nulla locorum intercape- [S. 536*] do impediet et auferet, quin animi nostri, quamvis absentes et remoti, invicem loquantur, eadem sentiant, eadem optent. Sermonis et scriptionis vicem implet et compensat uberior et copiosior cogitatio, ardentius votum et vehemens desiderium. Quæ verbis exprimere et dicere non datur, tacitâ affectione et intensis suspirijs exequimur et demensuramus. Tandem aliquando tonsura illa generis humani, sic bellum Tertullianus appellat, exsæviet, et conversâ fortunâ et gratâ vicifsitudine in Duellios et Trebellios, qui apud vos omnia devastant, et subjugant, consurget et irruet. Tunc nobis iterum respirare et post emensos luctus libertatem et loquendi, et sentiendi et conversandi et amandi amicos nostros aspicere licebit: Quanquam parva vel potiùs nulla indicia melioris spei; imò quàm plurima majorum imminentium malorum appareant et videantur

Numina Germanis nondum satiata ruinis Claud.**

velle imperium penitus de stirpe revellere, et uno lapsu delere sæcula, ut cum Poetâ loquar: tamen spem non omninò abjicimus, in ipso rerum collabentium fragore et casu Deus potentem manum exserere, et conclamata ac deposita restituere potest. Ad eum ergò meritò oculos attollimus et tanquam Heliotropium herba florem et caput ad solis gyrum flectit et obvertit; sic nos nostras voluntates ad ipsius gubernationem et providentiam componimus, tuti et securi in ipsis naufragijs et medijs undis, reverenti oculo ea, quæ immittit imperiorum et regnorum excidia adspecturi. Nam metuere jam desijmus, et rerum conversiones et eversiones forti animo ferre didicimus. Quid

Si fractus illabatur orbis?
Impavidos ferient ruinae. (Horat.)

Sed ad rem: Citiùs verò ad te, Amplifsime Vir, scripsifsem si occasio certa curandi literas in mundo fuifset: hanc ergò excerpere et benè observare mei officij interefse putabam: itaque liberius, ut vides, tecum confabulor, et oris mei vela, ut sic dicam, laxo, quod non ausus fuifsem, si literas intutis perlatoribus concredere oportuifset.

De statu rerum nostrarum, quales eæ apud nos sunt tam privatæ quàm publicæ, informaberis ab illo ipso, qui has meas tibi reddet. Fac, sodes, ut tibi pluribus exponat aulæ nostræ faciem, nostras curas, nostram [S. 537] vitam, nostra studia. Ante omnia autem ut narret tibi luctuosifsimum illum et præcipitatum, æternis Heracliti Simonidisque

---

* Die auf 435 folgenden Seiten sind in der Handschrift mit 536 ff. bezeichnet.

** Claudianus, in Rufinum liber II (V) 206—208: „Numina Romanis necdum satiata ruinis, Si iuvat imperium penitus de stirpe revelli, Uno si placuit deleri saecula lapsu“.

lacrumis dignum, interitum Principis nostri Friderici Henrici* adolescentis summæ expectationis, cum quo spes et melioris caufsæ salus occubuifse et submersa efse videtur. Nam amicus iste eo ipso tempore affuit et vidit, cum moestifsimus pater mirabili Numinis indulgentia ex abyfso maris et medio naufragio ereptus, filij primogeniti aquis miserè hausti cadaver domum secum ad conjugem et matrem deferret. Scio vos non minùs quàm nos dolore affici et cruciari ob funestum et Orbi Christiano ominosum illum casum, siquidem communis est, et ad omnem Rempublicam pertinet iste luctus et jactura: Nos tamen eo magis tangi et commoveri, fas est, tum quia præter publicam, quam vobiscum sentimus ex illo obitu, aliam privatam deploramus: tum quia cottidie oculis nostris contemplamur lugubres Parentum vultus, et atratam ac pullatam turbam et familiam. Quippe humanum est humanis casibus ingemiscere, sed multò magis provocant misericordiam, quæ oculis usurpamus. Quantum sui desiderium optimus ille Princeps apud omnes probos reliquerit, quam acribus dolorum stimulis animos illorum, qui in ipso spes suas ædificabant, confoderit, quis exprimet? Carus erat parentibus, primogenitus erat, maturus et laboriosâ ac felici institutione ac disciplinâ formatus ad curas publicas: hostibus metus, amicis gaudium, civibus et opprefsis socijs solatium et fulcrum. Hæc tanta bona citifsimi et levifsimi momenti et punctistitij inopina et præceps lubricitas, et parvus ex immenso salo liquoris vilifsimi haustus abstulit et interclusit. Permitte, Amplifsime Vir, ut etiam apud te declarem et effundam mei moeroris singultus: nescio enim quo modo fiat, ut, dum dolori indulgeam et in eo explicando occuper, aliquid levaminis inde percipiam, et molestum animi angorem silentio se pascentem et crescentem quasi exhauriam. Dolor, quo magis premitur et frenatur, et pectori inclusus coërcetur, eò magis ebullit et æstuat tanquam torrens aggere clausus qui solet

Spumeus et fervens, et ab obice sævior ire.**

Ne longiùs exerrem redeo ad orbitam epistolæ; et te rogo, ut tibi persuadeas me te et tua merita æstimare, nihilque non tui et tuorum caufsâ [S. 538] velle. Nomen Zincgræfij penitus meo cordi inlatebratum hæret; quicunque te referet, carus gratusque erit. In tuum filiolum, quem mihi tam paternâ fide commendatum ivisti, amicitiæ hæreditatem transfero, eumque post te, per fidei commifsum, ut ita dicam, instituo succefsorem nostræ consuetudinis. Vivat et crescat, patrisque virtutes consequatur, ut sit solatium domûs suæ, gaudium et spes amicorum. Vale Amplifsime et Consultifsime Vir. Dabam Hagæ XIV Kall. Martij CIƆIƆCXXIX.

---

* † 7. Jan. 1629.

** Ovid. Metam. III 571.

34.*

Au Sr. Zinckgref.
Edler, Vester Hochgelehrter,
Insonders gönstiger Herr.

IN Vertrauen thue ich Ihme zu uernehmen, wie daß ich vff mich, doch im Nahmen der Königlichen Frawen Wittiben, unser gnädigsten Frauen genohmen eine Anzahl Früchten, biß uff 3000. Malter Korn, zu künfftiger fürfallender Nottürfftigkeit vndt Versehung der Statt Franckenthal, alß Ihrer Königl. Mayest. Leib-Gedings, auch den armen Vnterthanen zum Besten, in der Stille einzukauffen. Nun hab ich allbereit vber die 4000. Rthlr. an baaren Geld den *Proviant*-Meister Coyvert vndt andern zur Einkauffung gelieffert, aber nicht wol 1000. Malter diese 5. oder 6. Wochen vber erlangen mögen, weiß nicht, waß die Vrsach seyn mag, vnterdeß steigt der Preiß des Korns von Tag zu Tag, vnd man kan es nicht wol bekommen. Nun bin ich berichtet, daß ein oder zwey wollen etwas Korn vnd Speltz vff ein, zwey, drey oder vierhundert Malter lieffern in das Schloß Alzey, nehmlich vor 3. Thaler das Malter, vnd daß man es von dannen möge nacher Franckenthal abführen. Derowegen wolte ich gern wissen, ob man der Orten Fuhr umb den Lohn haben kan, vnd solche mit solcher *Quantit*ät, daß man ein bar Hundert Malter vff einmahl könte wegführen laßen. Ersuche den Herrn demnach gantz dienstlich, er wolle mir hierinnen die Hand bieten, vnd seinen gueten Raht mittheilen, wie ich es anstellen möge, damit ich zu den Früchten gelangen, vnd dieselbe sicherlich nach Franckenthal bringen möge. Es muß baldt geschehen, ich hab auch nach Oppenheim geschrieben. Ich habe mich auf andere Leuht verlaßen, bin *desappointi*rt worden. Nun muß ich die Mühe selbst auff mich nehmen. Wann sonsten der Herr waß Früchten aufbringen, und dieselbe alsobald mit *Convoy* nacher Franckhenthal vmb bares Gelt, es koste, was es wolle, bringen können, were daßelbe das beste, das Gelt will ich erlegen hier oder zu Franckenthal, oder wo mans will, dann ich noch ein vier tausent Thaler *in paratu* liegen habe. *Mons. je vous recommende cest affaire, et me fie en vostre dexterité et conduite. Je ne m'y entends rien: ceux qui avoient charge de le faire, lanternent trop. J'ay voulu envoyer ce messager aupres pour estre esclaircy de vous en ce que dessus. J'ay escrit aussy un petit mot à Mons. le Baron de Winneberg.***

---

* Aus Joannis Joachimi de Rusdorff consilia et negotia politica. Ex bibl. Loeniana. Fcf. ad M. 1725. fol. Epistolae S. 110.

** Epistolae S. 110 f. Au Sr. de Winneberg. Wormbs ce 19. Novembr. 1634. S. 111. „Or je voudrois bien sçavoir, comment l'on peut avoir menè d'Alzei jusques à Franquendal ledit blé: sur cela j'ay escrit au Sr. Zinckgref, et vous supplie qu'il vous plaise interposer vostre

Pour les affaires publiques je ne puis rien dire, si non que je vois qu'elles sont desasperement des consuës. Fatum Heidelbergae agnosco: Les uns le veulent secourir et se sont mis en devoir de le faire: mais ils veulent estre premierement asseurés que les autres les secondent. O deplorata rerum facies! L'on nous à convoqué[s] icy, mais nous ne savons si celuy qui nous a appellés y viendra. Profecto urgemur fatis. Au demeurant je vous prie de croire que je suis.

Wormbs ce 19. Novemb. 1634.

35.*

Guilielmo Zinckgraefio JCTO. Alzaeam.

*Quod apud Johannem,** discipuli quidam de sermone Christi, Vir eruditissime; idem ego de tuo, quo ad me usus es, in literis tuis, dicere possum: σαληρός, inquiunt, ἔστιν οὗτος ὁ λόγος, τίς δύναται αὐτοῦ ἀκούειν [!]; ita mihi durum plane et insolens fuit, quod tam confidenter ex me suscitari [sciscitari] ausus fueris, an in procinctu essem Patriam deserendi, et alio in tutiorem me recipiendi locum? Quis militum a militia recedit, nisi vel honesta aut causaria; vel gratiosa, aut ignominiosa missione solutus onere militiae, vel e pittacio expunctus . . . . Atque haec paucis ad tuas literas respondere volui, ut te liberem sollicitudine intempestiva. Vale, Vir Amicissime.*

Dabam Wormatiae, Prid. Idus Martii
Anno 1635.

In dem oben S. 452 Anm. *** erwähnten, vermuthlich im Jahre 1630 und von Ge. Mich. Lingelsheim geschriebenen Briefe an Colerus liest man: „Zincgrefius priuatus viuit cum vxore in Palatinatu sub Hispanorum dominatu, ac se melioribus temporibus seruat". Solche bessere Zeiten schienen wirklich zu nahen; der greise Lingelsheim*** konnte vor seinem Tode sein ödes Haus in Heidelberg wiedersehen; man träumte schon von einem wiedererstehen alles dessen, was die Kriegesstürme zerstört hatten. Zincgref ward, als der Schweden-König Creuznach zu Anfang des Jahres 1632 eingenommen hatte, nach Weidners Angabe (oben S. 5) dort vom Pfalzgrafen Philipp Ludwig, Friedrichs V jüngerem Bruder, als Land-

---

authorité et commandement, afin que la Royne nostre Maistresse, laquelle ne veut toutefois avoir le nom, puisse estre servie en cela" . . .

* Epistolae S. 123 f.

** Ev. Joh. 6, 60.

*** Commercii epistolaris Matth. Berneggeri. Fasc. II. Argentorati, 1670. 12° S. 20 ff.

schreiber angestellt (Moscherosch** nennt ihn schon 1630 „Consiliarius Palatinus"); Kurfürst Karl, Friedrichs V zweiter Sohn, soll ihm später das Amt eines Landschreibers in dem Oberamt Alzei gegeben haben (nach Alzei richtete in der That Rusdorf seine Briefe vom 19. Nov. 1634 und 14. März 1635). Aber das wiedergekehrte Glück war von kurzer Dauer, und nach der Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. n. St. 1634) brachen über die Pfalz Drangsale herein, welche selbst die Leiden des vergangenen Jahrzehents gering erscheinen liessen, Drangsale solcher Art, dass, wenn diese Nachricht ganz wahr ist, die Pfalz im Jahre 1636 nur noch von etwa zweihundert Bauern bewohnt gewesen ist.

In dieser Zeit starb Zincgref sein ältester Sohn in Simmern, wol der filiolus, von dem Rusdorf in seinem Briefe vom Februar 1629 (oben S. 483) mit rührenden Worten spricht. Er selbst begab sich nach Sanct Goar, dem Wohnorte seines Schwiegervaters, und diesen Ort erreichte er auch, aber er langte dort an verwundet und beraubt und am 1. Nov. a. St. 1635 starb er, ein Opfer der Pest, welche die Stadt heimgesucht hatte.**

Tiefe Wehmuth, der ganze Schmerz eines unter vielen und schweren Schicksalsschlägen endlich erlegenen Mannes spricht aus den Worten der Grabschrift, welche er sich selbst kurz vor seinem Tode gemacht hatte. Doch ein Glück ist ihm neben allen Leiden doch zu Theil geworden: es war ihm vergönnt, sich um sein Vaterland wol verdient zu machen und auch vor dem Urtheile der Nachwelt des Lobes werth zu sein, das ihm Moscherosch,*** sein Zeitgenosse, ertheilt, indem er ihn nennt

> „magnum quondam virtute meritisque in Patriam, sed novercante fortuna, virum."

---

* Joh. Mich. Moscherosch, centuria III epigrammatum. Francofurti, 1665. 16° S. 138, vgl. S. 132.

** Ludw. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. Bd. 2. Heidelberg, 1845. 8° S. 529 (die Camerarische Briefsammlung, welche Häusser hier citiert, enthält nach einer mir gütigst ertheilten Auskunft nähere Angaben über Zincgrefs letzte Schicksale nicht). — Alex. Grebel, Geschichte der Stadt St. Goar. St. Goar, 1848. 8° S. 413.

* Gesichte Philanders. Th. 1. Straßburg, 1650. 8° (Dedication vor dem vierten Gesicht).

Anhang.*

7. „Opitii Poemata" 1624.

MARTINI OPICII. Teutſche Pöemata vnd ARISTARCHVS Wieder die verachtung Teutſcher Sprach, Item Verteutſchung Danielis Heinſij Lobgeſangs Ieſu Christi, vnd Hymni in Bachum Sampt einem anhang Mehr auſerleßener geticht anderer Teutſcher Pöeten. Der gleichen in dieſer Sprach Hiebeuor nicht auß kommen. Straßburg In verlegung Eberhard Zetzners Anno 1624.

Titel in Kupfer gestochen, von einem Portal eingefasst. Dedicatio (3 Bll.), An den Leser (2 Bll.), Lateinische Gedichte (2 Bll.), ein in Kupfer gestochenes Doppelblatt darstellend einen langen, durch eine belebte Strasse wallenden Zug greiser Männer, 240 SS. 4⁰. In dem Exemplar der K. öff. Bibliothek zu Dresden (Lit. Germ. rec. B 115) beginnt die Dedicatio: „233 [als Seitenzahl] Dem Hochwohlgebornen Herrn, Herrn Eberharden, Herrn zu Rappoltstein, Hohenach vnnd Geroltzeck, Am Wassichin L, weyland Röm. Kay. May. Cämmerer vnd der V. Oe. Landständ Præsidenten etc. Meinem Gnädigen Herrn"; nach Hoffmann von Fallersleben, M. Opitz. Vorläufer der Bücherkunde der deutschen Dichtung. Leipzig, 1858. 8⁰ S. 6 gibt es aber auch Exemplare, welche anfangen mit: „DEDICATIO. Dem Herrn Eberharden, Herrn zu Rappoltstein, Hohenach vnd Geroltzeck, Meinem Gnedigen Herrn", jedoch im übrigen keine Verschiedenheiten zeigen. Wohin das im „Bücherschatz der deutschen National-Litteratur" (Berlin, 1854. 8⁰ S. 43. Nr. 669) angeführte Exemplar** „mit einem Autograph des Herausgebers J. W. Zincgref auf dem Titelblatt" gekommen sei, weiss ich, da es in den Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin nicht gelangt ist, nicht zu sagen.

8. „Vermanung zur Dapfferkeit" oder „Soldaten Lob" 1624.

Dieses, wie angegeben wird, schon 1622 entstandene Gedicht erschien zuerst 1624 im Anhange von Opicii Poemata (s. Nr. 7) S. 220—224, in besonderen Drucken 1625, 1632 und 1644.

Eine Vermahnung zur Dapfferkeit, | Nach form, vnd art der E-|legien des Grichiſchen Poeten Tyrtaei, welche | der Lacedaemonier Feldſt [!] Oberſten jhren Bürgern vnd | Soldaten, ehe ſie ins

* Vgl. oben S. 52 ff.

** Der Katalog bezeichnet es wol irrig mit 8⁰ statt 4⁰.

Treffen giengen, | vorzulesen pflegten, gestellt | durch | JULIUM GVILHELMUM ZINCGRE-|FIUM, J. U. DOCTOREM. | Gedruckt im Jahr nach Christi Geburt. 1625.

4 Blätter. 4°. Berlin. Kgl. Bibl. Yh 9921 (aus Meusebachs Bibliothek). Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein Gedicht „An den Leser" abgedruckt, dessen Schluss lautet:

Ich habe wollen hie Diogeni nachstreben;
Vnd eine Vermahnung zur dapfferkeit außgeben,
Vff daß ich auch der Schuld deß Müssiggangs loß sey;
Vnd auch loß sey Teutschland Hispanscher Tyranney.
H. H. H.

Auf der letzten Seite befinden sich ein „Emblema oder Sinnenbild" („DEr Adeler wil mit dem starckem [!] Löwen streiten") und „Ein ander Sinnenbild" („TEutschland ist durch den Wind des Krieges vmbgetrieben Nicht anders, als ein Schiff"); unter ersterem Gedichte wiederholen sich die Buchstaben H. H. H., unter dem anderen steht: „Idem faciebat".

Nach dem Abdrucke bei Emil Weller, die Lieder des dreissigjähr. Krieges. 2. Ausgabe. Basel, 1858. 8° S. 249 ff. führe ich an:

Soldaten Lob oder unuberwindlicher Soldaten Trutz...... Gestellet durch H. Julium Wilhelmum Zincgreffen, Doct. In der Belägerung Heydelberg, Im Jahr 1622. Franckfurt, bei Johann Friedrich Weissen zu finden. M.DC.XXXII.

Ein Exemplar dieser Ausgabe besitzt die Stadtbibliothek in Zürich.

Eine Ausgabe o. O. 1644

citiert Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. Bd. 3. 1856. Sp. 300.

Neu abgedruckt erschien das Gedicht in der „Sammlung Critischer, Poetischer, und anderer geistvollen Schriften, Zur Verbesserung des Urtheiles und des Witzes" Stück 9. Zürich, 1743. 8° S. 36—40 und seitdem wiederholt bis in die neueste Zeit. Ueber einige Irrthümer, welche den neueren Herausgebern widerfahren sind, ist in F. L. von Soltaus „Hundert Deutschen Historischen Volksliedern" Leipzig, 1836. 8° S. LXXIX Anm. gesprochen.

9. „Apophthegmata" 1626. 1631.

(Erstes Titelblatt mit einem in Kupfer gestochenen Portal:) Der Teutschen Scharpffinnige kluge Sprüch, durch Julium Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctorn. Straßburg, Anno M.DC.XXVI. Bey Josiæ Riheln Sel. Erben. (Zweites Titel-

blatt:) Teutscher Nation Klug-außgesprochene Weißheit, das ist, Deren auß Teutschen Landen erwehlten vnd erbornen Bäpst, Bischoff, Keyser, König, Chur vnd Fürsten, Grafen vnd Herrn, Edlen, Gelehrten vnd jedes stands wolbenahmter personen Lehrreiche. Sprüch, geschwinde außschläg, artige Hoffreden, denckwürdige Schertzfragen, antworten, gleichnussen, vnd was dem allem gleichförmig, von Griechen Apophthegma genant ist, Sampt einem Anhang Weiser Spruchreden der vhralten Teutschen, vnd deren zugewandten Völcker, Teuthonen, Cimbern, Scythen, Gothen, Wandelen oder Wenden ꝛc. Auß allerhand Schrifften zusammen getragen, durch Julium Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctor.

Sign. a, b,)(bis)(4 und 452 SS. nebst 1 Bl. „Truckerfehler“. 8°. Dresden. K. öff. Bibl. Lit. Germ. rec. D 250. Dass es eine ältere Ausgabe („1624 o. O.“), welche man angeführt findet, in Wahrheit nicht gegeben hat, zeigt Berneggers Brief vom März 1625 (s. oben S. 457 f.) und das Nachwort des Verlegers zum ersten Theile der Ausgabe von 1639, auf welches bereits Jul. Zacher, die deutschen Sprichwörtersammlungen (Leipzig, 1852. 8°.) S. 17 hingewiesen hat.

(Erstes Titelblatt mit dem gleichen in Kupfer gestochenen Portal, wie in der ersten Ausgabe): Der Teutschen Scharpffsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genant, Durch Julium Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctorn. Straßburg, Anno M.DC.XXVIII. Bey Josiæ Riheln Sel. Erben. (Zweites Titelblatt:) Teutscher Nation Klug-außgesprochene Weißheit u. s. w. u. s. w.

Sign. *, **, *** bis ***4 und 452 SS. nebst Register. 8°. Dresden. K. öff. Bibl. Lit. Germ. rec. D 250m. Den Druck dieser ohne Mitwirkung Zincgrefs veranstalteten Ausgabe scheint Christoph Coler beaufsichtigt zu haben, der hier zu den „Amicorum prosphonemata“ ein deutsches „Rondeau“ und vermuthlich die Uebersetzungen von Gruters „Trochaicus“ und Venators „Epigramma“ lieferte: Brief Nr. 29 oben S. 464.

(Titelblatt mit dem gleichen in Kupfer gestochenen Portal:) Teutscher Nation Denckwürdiger Reden Apophthegmata genant, Anderer Theil durch D. Julium Wilhelm Zincgrefen. Straßburg, Anno M.DC.XXXI. Bey Wilhelm Christian Glasern.

Sign. † bis †4,):(bis):(4 und 163 SS. 8°. Dresden. K. öff. Bibl. Lit. Germ. rec. D 250m. Vgl. Brief Nr. 31 oben S. 465.

(Erstes Titelblatt mit einem ähnlichen in Kupfer gestochenen Portal:) Der Teutschen Scharpffsinnige Kluge Sprüch,

Apophthegmata genannt, Durch Julium Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctorn. Straßburg, Bey Josiæ Riheln Seel. Erben. M.DC.XXXIX. (Zweites Titelblatt:) Teutscher Nation Klug-außgesprochene Weißheit u. s. w. u. s. w. — (Titelblatt mit Wiederholung des Kupferstichs:) Teutscher Nation Denckwurdiger Reden, Apophthegmata genant, Anderer Theil Durch D. Julium Wilhelm Zincgrefen. Straßburg, Bey Josiæ Riheln Seel. Erben. Anno M.DC.XXXIX.

Th. I Sign. *, **, *** bis ***4 und 452 SS. nebst Register. 8⁰; Th. II Sign.):(bis):(4 und 163 SS. 8⁰. Dresden. K. öff. Bibl. Lit. Germ. rec. D 251. — Am Schluss des ersten Theiles liest man: „Günstiger Leser, es sind diese deß Autoris teutsche Apophthegmata so schläunig vnnd häuffig abgangen, daß ich solche zum drittenmal auffzulegen bewogen worden; deßwegen ich dann auch den dritten theil (so gute vnd gelehrte Leuth zusammen getragen vnd mir *Communicirt* haben, albereit jetzo hätte in truck bringen lassen, wa nicht die Meß gar zu nahe gewesen were. Will aber auff das nächste solchen dritten theil auch aufflegen, vnnd dem begierigen Leser hiemit meine dienst zuerweisen nicht vmb gehn." — Vor dem zweiten Theile ist Zincgrefs Dedication im Abdrucke weggeblieben.

Schon der an letzter Stelle angeführte Druck erschien, nachdem Zincgref gestorben war. Bezüglich der übrigen nach seinem Tode veranstalteten Ausgaben seiner „Apophthegmata" und bezüglich der Drucke von Weidners in drei Theilen herausgegebenen Fortsetzungen zu denselben verweise ich auf das Verzeichniss bei Zacher a. a. O. S. 17 f., in welchem jedoch die angeblich o. O. 1692 und zu Danzig 1704 veröffentlichten Ausgaben, welche Emil Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. Bd. 3. 1856. Sp. 300 nennt, fehlen. Besondere Erwähnung verdient aus Zachers Verzeichniss eine holländische Uebersetzung (Duytsche Apophthegmata ... vermeerdt door Joh. Leon. Weidnern. t' Amsteldam, 1669. VIII, 512 SS. 8⁰.) und die von B. F. Guttenstein im Jahre 1835 herausgegebene „umfassende Auswahl."

Goethes Gedichte auf dem Gickelhahn vom 2. und 3. September 1783.

Von
Heinrich Düntzer.

Es ist gut, dass Herr K. Goedeke statt, wie bisher, nebenbei, einmal aus voller Brust oben S. 101 ff. sich gegen mich Luft gemacht hat; besser wäre es, wenn die Sache selbst dabei gewonnen hättè. Fern liegt es mir, wie viel ich auch zu bemerken hätte, auf das, was er im schärfsten Tone gegen mich vorgebracht, näher einzugehen, ich überlasse ihm gern vorläufig das sogenannte letzte Wort, überzeugt, dass nicht einer der streitenden, sondern nur die Entscheidung der einsichtigen wirklich das letzte Wort sprechen kann. Persönlich habe ich mich schon vor neunzehn Jahren mit Goedeke auseinandergesetzt, in dem Denkmal, das ich ihm in Herrigs Archiv XXV, 450—458 gesetzt habe; seiner weiter zu gedenken fand ich mich auf meinem Wege vielfach genöthigt, da seine Ansichten das reine Urtheil der Sache nur zu oft und um so erfolgreicher verwirren, je sicherer sie vorgebracht werden. Auch in Zukunft wird mir diese Mühe nicht erlassen sein, hier aber muss ich auf die eine „sachliche Erörterung“, wie er sie nennt, eingehen, durch welche er die Entstehungszeit zweier Perlen der Goetheschen Dichtung wieder verdunkelt hat; zugleich mag diese Probe zur Kennzeichnung seiner Verfahrungsweise dienen.

Das Gedicht „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ hat Goedeke vor langer Zeit trotz der feststehenden Datierung vom September 1783 drei Jahre früher gesetzt, weil Frau von Stein es auf einen Goetheschen Brief vom 16. September 1780 geschrieben. Durch den täuschenden Schein hatte ich auch

im Leben der Stein bei Gelegenheit des betreffenden Briefes mich zu diesem falschen Schlusse verführen lassen, bin aber in der zweiten Auflage der „Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten" nach genauester Erwägung zu der schon in der ersten ausgeführten, ja, schon in meiner Schrift „Goethe und Karl August" I, 179 f. befolgten Ansicht zurückgekehrt. Goedeke wirft mir bei dieser Gelegenheit „unklare Art mich auszudrücken" vor (S. 105), da meine Worte nicht bestimmt sagten, Goethe habe das Lied 1783 gedichtet, sondern nur, dass er es in diesem Jahre an die Wand des Bretterhäuschens geschrieben. Für Leute, die glauben können, ich erwähne die Hauptsache gar nicht und es könne zwischen dem anschreiben an eine Wand und dem dichten eine längere Zeit verstrichen sein, ohne dass ich darauf hinwiese, schreibe ich eben nicht; und dass ich die Entstehung im Jahre 1780 geradezu verwerfe, zeigt allen sehenden meine von Goedeke übersehene Anmerkung II, 152 f., wie meine Entwicklung des Liedes beweist, dass ich es bei dem Aufenthalte im Jahre 1783 aus der ganzen augenblicklichen Lage heraus gedichtet glaube. Die leidige Jahreszahl 1783 ist aber Goedeke ein solcher Dorn im Auge, dass er auf ein heroisches Mittel sinnt sich ihrer zu entledigen. Die Inschrift auf dem Bretterhäuschen erklärt er für eine absolute Unmöglichkeit (S. 106); kein Mensch von allen, die sie gesehen zu haben glaubten, habe die wirkliche Inschrift vor Augen gehabt; denn alle Berichterstatter hätten nicht das alte Bretterhäuschen, sondern ein neugebautes gesehen. Mit kecker Hand wirft er die Fackel in das alte Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn und lässt es noch zu Goethes Lebenszeit abbrennen, dann, ehe dieser im Jahre 1831 den Gickelhahn besucht, wieder aufbauen. Woher hat denn wol Goedeke die Kunde von diesem Brandunglück, die so vielen sichern Nachrichten widerspricht? „Vor dem Briefe (Goethes) an Zelter vom 4. Sept. 1831 wird nirgend davon (von der angeblichen Aufzeichnung an der Wand des Bretterhäuschens) gesprochen", lässt er sich (S. 106) vernehmen. „Damals waren aber etwa fünfzig Jahre über das Häuschen hingegangen, und schwerlich hat Goethe damals noch seine alte Aufzeichnung gesehen oder «recognosciert», da das Häuschen

abgebrannt und dann neu aufgerichtet war.“ Dies wagt Goedeke zu schreiben, obgleich Goethe selbst in dem von ihm angezogenen Briefe dem Berliner Freunde berichtet: „Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ Hält denn Goedeke dies etwa für Renommisterei? oder wie findet er sich sonst mit diesen glücklicher Weise nicht verbrannten Worten Goethes ab? Dass der alte Dichter wirklich auf dem Bretterhäuschen Ende August 1831 gewesen, wissen wir auch aus den Aufzeichnungen dessen, der ihn damals begleitete. Ich habe dies a. a. O. erwähnt, so dass Goedeke keine Unwissenheit vorschützen konnte. Oder hielt er auch dies etwa für „blosse Einbildung“, die er mir, wo er nicht weiter kann, so gern zuschiebt? Der Berichterstatter über diesen Besuch des Gickelhahns war der Berginspector Mahr, damals in Ilmenau. Einen Auszug des Berichtes konnte Goedeke schon in der ersten Auflage von J. W. Schaefers „Leben Goethes“ finden; den Bericht selbst gab L. Preller dann 1855 in der Weimarischen Zeitung, aus der er in andere Blätter übergieng. Hätte Goethe gewusst, das Bretterhäuschen sei verbrannt und neu aufgebaut, wie hätte er auf den Gedanken kommen können, seine Inschrift, die mit der Wand verbrannt sein musste, dort aufzusuchen? Und wäre es möglich gewesen, dass dieser Brand ihm unbekannt geblieben, der Berginspector, der davon wissen musste, konnte es ihm nicht verschweigen. Aber das Häuschen war so wenig verbrannt, dass Goethe es unverändert wieder fand. Mahr berichtet, dieser sei rüstig „zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht“, geschritten, dann die steile Treppe in den obern Stock gestiegen; beim Eintritte in das dortige Zimmer habe er geäussert: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wol möchte ich diesen Vers nochmals sehen und, wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte mir solchen aufzuzeichnen.“ Und links am südlichen Fenster stand das Gedicht mit Bleistift geschrieben,

und darunter das Datum mit der deutlichen Jahreszahl 1783. Niemand wusste damals etwas davon, dass das Bretterhäuschen abgebrannt war, Goethe fand sein altes Zimmer, seinen an die Wand geschriebenen Vers wol erhalten, und er liess sich das Datum aufschreiben, das er dann seinem Freunde Zelter, der das Lied „auf den Fittigen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hatte", mittheilen zu können sich freute. Also der von Goedeke in seiner Weise ohne jeden Beleg behauptete Brand ist eine höchst unglückliche, weil durch längst bekannte Thatsachen leicht zu widerlegende Erdichtung.

Und das Häuschen hat auf dem Gickelhahn noch lange bestanden, bis es im Jahre 1870 das von Goedeke ihm schon zu Goethes Lebzeiten angedichtete Schicksal erlitt. Ich habe schon in meiner Ausgabe der drei ältesten Gestalten der „Iphigenie" S. 143 eines Blättchens gedacht, auf welchem die Inschrift des Bretterhäuschens vom Oberforstmeister Friedrich August von Fritsch aufgezeichnet worden war; ich habe sie damals auf das Jahr 1831 bezogen, aber schon 1817 war Fritsch nicht mehr Oberforstmeister, schon 1828 ward er Oberjägermeister. Goedeke hat darin gegen mich Recht, dass Goethe im Jahre 1813 sieben Tage in Ilmenau sich aufhielt, was ich übersah, verleitet durch die von Mahr Goethe beigelegte Aeusserung, dass er seit dreissig Jahren die Gegend nicht wieder besucht habe. Ob er aber diesmal zum Gickelhahn gekommen, bleibt unentschieden; fast sollte man denken, er müsste in diesem Falle eines solchen Besuches auch in dem sonst ausführlichen Briefe an Knebel gedacht haben. Nun hat freilich A. Kuhn schon im Jahre 1846 berichtet, Goethe habe unter das Gedicht und das Datum, die noch einmal mit Bleistift überzogen worden, mit eigener Hand gesetzt Ren. 29. Aug. 1813, und Goedeke beruft sich (S. 106) darauf, dass ein so zuverlässiger Zeuge wie Hermann Sauppe ihm dies aus eigner Anschauung vom Sommer 1851 bestätigt habe. Aber Kuhns Angabe ist nicht durchaus genau; schon in den Versen selbst hat er Vögelein statt Vögel, das neben dem Datum stehende Nachtlied hat er, wie alle, übersehen, der Zusatz Ren. (vielmehr Renov. d.) 29. Aug. 1813 findet sich

von anderer Hand, und in den sechziger Jahren war deutlich nicht 1813, sondern 1831 zu lesen. Goedeke übergeht es völlig, dass, wie ich bestimmt bemerkt hatte, ich über den Sachverhalt im Jahre 1863 durch die genauesten Mittheilungen des Stadtrichters Passarge aus Königsberg unterrichtet war. Das Gedicht war von Goethe selbst mit breiten und kräftigen Zügen geschrieben, eben so das Datum und das in lateinischen Buchstaben daneben gesetzte Nachtlied, dagegen Renov. d. 2≡ ≡ug. ≡831 fein und leicht von anderer Hand geschrieben. Messerschnitte hatten die zweite Zahl des Monatstages, den ersten Buchstaben von Aug. und das beginnende 1 der Jahreszahl undeutlich gemacht. Goedeke will den Leser glauben machen, der von mir statt des 7. gesetzte 2. September sei blosse Vermuthung, während ich bestimmt behauptet habe, 2 sei ursprünglich hier zu lesen gewesen. Herr Passarge hat auf meine Anfrage die Zahl genau untersucht und sich überzeugt, dass hier ursprünglich ein rasch geschriebenes 2 gestanden, das man später als 7 gelesen und so bei der Ueberziehung mit Bleistift hergestellt hatte. Dass hier je an der Stelle von 1831 die Jahreszahl 1813 gestanden habe, schien ihm bei der fein geschriebenen Bezeichnung der Erneuerung ganz unmöglich. Und wie sollte man auch dazu gekommen sein, wenn die erste Erneuerung 1813 erfolgt war, bei der wiederholten von 1831 (denn diese Zahl, die auch R. Springer 1869 angibt, stand dort 1863 so deutlich, wie es nur möglich war)* nicht dem Datum der ersten das der zweiten hinzuzufügen, sondern jenes in dieses zu verwandeln! Es wurde mir mitgetheilt, der Oberjägermeister von Fritsch, der Ende August 1831, als er hörte, Goethe sei in Ilmenau, dorthin geeilt war, wo er ihm an seinem Geburtstage ein Mittagsmahl gab, dieser sei es gewesen, der auf Goethes Wunsch die Erneuerung der alten Bleistiftzüge besorgt und das Renov. d.

* Wie es kömmt, dass Schaefer noch 1851 die Zahl 1813 hat, obgleich er die Inschrift „nach genauer Copie" gibt, weiss ich nicht. Hatte er vielleicht durch Preller Sauppes Abschrift erhalten? Nach Passarge ist aber die Abschrift von Schaefer auch darin ungenau, dass sie vor dem 7. (?) September Am, vor dem 29. August das abgekürzte den und das Wort Nachtlied weglässt. Passarges ausführliche Briefe liegen mir vor.

29. Aug. 1831 zur Erinnerung hinzugefügt habe. Mit Fritsch und Mahr war Goethe am Nachmittage seines Geburtstages nach Elgersburg gefahren. In das Fremdenbuch der Wassermühle im Körnbachthale schrieb er damals seinen Namen „J. W. v. Goethe von Weimar (mit der bekannten Verschlingung des J und W und der Anlehnung des ganz bescheidenen v an G) den 28 August 1831“; links davon steht „C. Mahr“, rechts „B(aron) von Fritsch“. Dass Goethe dem Oberjägermeister von Fritsch die Erneuerung der Inschrift auftrug, lag um so näher, als er diesem Freunde zur Zeit, wo er noch Oberforstmeister war, die Abschrift des Gedichtes verdankte. Bemerkenswerth ist, dass das Gedicht erst in der dritten Ausgabe der Werke erschien. Zu dieser Ausgabe hatte sich Goethe ihm abhanden gekommene Gedichte von verschiedenen Seiten geben lassen; was lag näher, als dass er sich die Inschrift des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn durch diesen Freund, den seine Stellung oft nach Ilmenau brachte, zu verschaffen suchte? Das Ilmenauer Forstdepartement hatte Fritsch seit 1795. Dieser mag ihm 1813 die Abschrift des ihm verloren gegangenen Gedichtes geliefert haben. Goethe freute sich sehr dieser noch erhaltenen Inschrift und er liess Riemer auf dasselbe Blättchen seine Erinnerung schreiben, dass er auf dem Schwalbenstein den vierten Act seiner „Iphigenie“ gedichtet. Aber freilich auch früher könnte dies geschehen sein, da Fritsch schon im Jahre 1803 ein gern gesehener Gast in Goethes Hause war, wie der Brief von Goethes Gattin an N. Meyer vom 7. Februar zeigt.

Wie man aber auch über das Renovatum urtheilen mag, ob man an das Jahr 1813 glauben will oder nicht, fest steht, dass Goethe selbst noch das Datum des September 1783 las, und dass, mag man über den Tag denken, wie man will, niemand zweifeln kann, dass das Lied jenem Jahre angehört. Der 7. September aber ist jedesfalls irrig, da Goethe an diesem Tage schon nach Weimar zurückgekehrt war, ja bereits eine Reise in den Harz angetreten hatte. Dass das ursprüngliche 2 statt des bei der spätern Erneuerung verlesenen und demnach auch hergestellten 7 noch zu erkennen war, ist schon bemerkt. Wollte man aber auch bezweifeln, dass dies noch

im Jahre 1863 habe gesehen werden können, so ergibt sich dieser Tag doch von selbst, da wir den Dichter am Morgen des 3. September in aller Frühe auf dem Gickelhahn finden, wonach er spätestens am vorigen Abend das Bretterhäuschen mit seinem Diener bezogen haben wird. Freilich an sich könnte dies auch schon an einem der beiden letzten Tage des August oder am 1. September geschehen sein, ja wir müssten einen frühern Tag annehmen, wäre Goethes Aeusserung an Mahr, er habe hier acht Tage mit seinem Bedienten gewohnt, die auch in unsere Reisebücher übergegangen ist, irgend als völlig zuverlässig zu betrachten. Darin, dass er dort übernachtet habe, konnte sich Goethe kaum irren, wol aber sein Gedächtniss fast fünfzig Jahre nach jener Zeit sich in der Länge des verweilens auf dem Gickelhahn leicht täuschen. Aber selbst wenn er früher auf den Gickelhahn gekommen wäre, würde man es an sich immer unwahrscheinlich finden, dass mehrere Tage zwischen das Nachtlied und die prachtvolle Vision „Ilmenau" gefallen. Hartnäckigem Zweifel werden wir freilich zugestehen müssen, dass statt 7 ursprünglich auch 1, ja gar 3 gestanden haben könne, aber darauf kömmt im Grunde wenig an. Dass das schöne Nachtlied in den ersten Tagen des September 1783, des herrlichen Weinjahres, auf dem Gickelhahn entstanden, steht so unzweifelhaft fest, als dass das Bretterhäuschen trotz Goedekes durch nichts gestützter Behauptung erst 1870 abgebrannt ist. Freilich wird dieser sich immerfort daran halten, dass Frau von Stein auf das andere Blatt des Bogens, der Goethes Brief vom 18. September 1780 enthält, unser Lied geschrieben. Aber lässt sich dieses denn nicht mit dem eben so feststehenden Datum des Bretterhäuschens vereinigen? Schöll hat dies längst gethan, indem er bemerkt, erst später habe Frau von Stein das Gedicht darauf gesetzt. Ob dies sich aus den Zügen der Handschrift ergebe, hören wir nicht. Goedeke ist freilich einer solchen Vereinigung, die ihn um eine Entdeckung bringen würde, ganz unzugänglich; er gedenkt gar nicht meiner Gegenbemerkung in der Anmerkung S. 152, dass Frau von Stein bei einem spätern wiederlesen der Briefe (denn sie las sie oft) diese Verse der leidenschaftlichen Aufregung, welche aus dem den Brief

schliessenden „O Julie!“ spricht, entgegengesetzt haben könne. Wenn Goedeke sich dagegen verstockt, so mag er es immer thun und auf Grund eines einseitig aufgefassten Umstandes eine unerschütterlich feststehende Thatsache verwerfen, nur glaube er nicht, dass ihm ein besonnener bei genauerer Betrachtung auf einen solchen Irrweg folgen werde.

Er selbst setzt das Gedicht „auf den 6—7. September 1780“, da er einmal die Datierung des Bretterhäuschens glücklich beseitigt hat, die sowol das Jahr 1780 wie den 6. September ausschliesst. Seinen Beweis nimmt er aus Goethes Brief an die Stein, der am 6. September 1780 „auf dem Gickelhahn“ geschrieben ist; dieser stelle nämlich „genau die Situation des Gedichtes dar“. Von der Hagen äusserte richtiger, die Stelle, auf hoher über die thüringischen Bergwälder weithin schauender Warte sei in den wenigen Reimzeilen des Gedichtes wunderbar schön und heimlich ausgedrückt, als wenn sie nach einer solchen wilden Jagd, wie der Herzog sie in dieser Gegend geliebt, dem Dichter als stille Zuflucht und Nachtruhe gedient hätte. Er sieht in den Worten des Briefes „Vorahnung oder Nachklang des Nachtliedes, welches wie ein Hauch über diese Gegend hinschwebt“. Aber in dem Briefe findet sich auch nicht der entfernteste Anklang an die wunderbare Schilderung der auf dem Gipfel des Berges rings umher herrschenden zum Schlafe einladenden Stille. Was steht denn wirklich darin? Goethe schreibt, er habe sich hier gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, den unverbesserlichen Verworrenheiten der Menschen auszuweichen. Weiter wird bemerkt, es sei ein ganz reiner Himmel, und er gehe, um sich des Sonnenunterganges zu freuen; die Aussicht sei gross, aber einfach. Nach Sonnenuntergang heisst es, die Gegend, d. h. der Blick den Berg hinab, sei so rein und ruhig und so uninteressant, als eine grosse schöne Seele, wenn sie sich am wolsten befinde; stiegen nicht noch einige Vapeurs hie und da von den Meilern auf, so wäre die ganze Scene unbeweglich. Darauf schlummert er eine Weile, indem er auf die Ankunft seiner Briefe und der von Ilmenau für den Abend und die morgige Bergreise bestellten Provision wartet. Als er erwacht, ist das verlangte angekommen;

ein Brief von der Branconi hat ihn aufgeregt; unangenehm trifft es ihn, dass Charlotte ihm nicht geschrieben. Von der Ruhe in der Nähe des Bretterhäuschens findet sich so wenig eine Spur als von dem verlangen nach Ruhe. Dass in der Nacht „ein wenig Wind“ war, berichtet er am folgenden Morgen. Und nun bedenke man, dass wir die numerierten Briefe Goethes an die Stein oder vielmehr sein Tagebuch vom Abend des 6. bis zum 15. vollständig besitzen, und Goethe, hätte er unser Lied damals geschrieben, dieses wie seine andern Verse der Freundin geschickt haben müsste. Dass es sich hier nicht findet, ist Beweis genug, dass das Nachtlied damals nicht entstanden sein kann. Anders ist es drei Jahre später; aus den Tagen, die er damals in und bei Ilmenau verbrachte, fehlen uns alle Briefe an die Freundin.

Aber Goedeke will gar den Aufenthalt Goethes in Ilmenau Ende August und Anfangs September 1783 verdächtigen. Dies war freilich nur dadurch möglich, dass er aus den vorhandenen Briefäusserungen jener Tage nicht heraus liest, was für den kundigen darin liegt, und die für jeden verständigen sich nothwendig ergebenden Schlüsse unterdrückt. Seinen Geburtstag, den 28. August hatte Goethe heiter gefeiert; auch Herder, dem er wieder nahe getreten, hatte sich freundlichst daran betheiligt. Diesem schreibt er am folgenden Tage mit „noch vielem Dank für das gestrige Gute“, er gehe morgen nach Ilmenau. Dass die Vorbereitung der Eröffnung des Bergwerks ihn dahin zog, wusste Herder wol, nur noch nicht den Tag; doch ist dies ohne Bedeutung. Wenn Goethe aber am folgenden Tage an Frau von Stein schreibt: „Ich bin noch nicht weg, und sehne mich schon wieder zu Dir. Wie wird es erst weiter gehn! Lebe wohl, du süsse Freundin und Geliebte, deren Umgang mich allein glücklich macht. Wenn es möglich ist, schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag. Nochmals Adieu. Ewig der Deinige“, so liest Goedeke darin nichts weiter, als dass Goethe „noch nicht weg war“, während es deutlich vorliegt, dass der Brief unmittelbar vor der Abreise geschrieben ist; denn der Dichter pflegte, wenn er auch schon Tags vorher von der Freundin Abschied genommen hatte, gleich vor dem weggehen ihr noch einige

Zeilen zurückzulassen. So erklärt sich das „Nochmals Adieu". Zugleich sehen wir, dass er ein Gedicht „auf den Geburtstag dem Herzog zu schreiben" beabsichtigte, was auf etwas mehr als auf die Uebersendung eines gereimten Glückwunsches, ein Geburtstagslied geht, zu welchem der Dichter keiner besonderen Sammlung bedurfte. Wer kann aber, wenn ihn nicht Eigensinn verblendet, daran zweifeln, dass die Reise, die er am 30. antrat, dieselbe ist, welche er Herder am vorigen Tage angezeigt hatte, dass sie nach Ilmenau gieng, welcher Ort, wenn irgend einer, geeignet war den Dichter zu einer bedeutenden Dichtung auf den Geburtstag des Herzogs zu begeistern. Auch aus der dritten Briefstelle nimmt Goedeke nicht, was darin liegt. An seinen Schützling Kraft schreibt Goethe am 3.: „Das Geld will ich, wenn ich nach Weimar komme, übersenden. Uebrigens bitte ich sich zu beruhigen; es ist für Ihren Gemüthszustand besser, dass Sie in der Stille leben. Sie haben mir schon Dienste geleistet, und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszutheilen und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und geniessen des Wenigen in Frieden." Goedeke fiel es gar nicht ein, dass Kraft gerade in Ilmenau wohnte; vielleicht hätte er dies sonst gegen die Ilmenauer Reise aufgebracht. Schon das „Leben Sie wohl" ist von Bedeutung; in keinem der übrigen Briefe an Kraft kömmt es vor. Hier deutet es auf den Abschied nach persönlicher Begegnung. Hätte Kraft nicht den Aufenthalt Goethes durch sein zusammentreffen mit ihm gewusst, so durfte Goethe eine Andeutung, wo er sich befinde, nicht fehlen lassen, während wir aus den Anfangsworten des Briefes deutlich ersehen, dass Kraft nicht allein den Aufenthaltsort Goethes kannte, sondern auch wusste, dass er sofort nach Weimar zurückkehren wollte, da sonst eine Vertröstung auf die Zeit, wenn er nach Weimar käme, den ohnehin so ängstlich besorgten Menschen hätte beunruhigen müssen. Goethe hatte, dies verräth uns der Brief, seinen Schützling in Ilmenau gesprochen, dieser hatte ihm seine Unruhe und Besorgniss, auch sein Geldbedürfniss mitgetheilt. Goethe wollte nicht unterlassen, noch ehe er von Ilmenau weggieng, ihm einige beruhigende Zeilen zu hinterlassen. Höchst wahr-

scheinlich sind sie am Abend vor der Abreise geschrieben, so dass diese am folgenden Tage, dem 4. erfolgte und Goethe noch einen ganzen Ruhetag in Weimar hatte, ehe er am Morgen des 6., an dem er sich noch einmal schriftlich von der Freundin verabschiedete, die Reise in Begleitung ihres Fritz antrat, die ihn zunächst nach Langenstein im Harze zur Frau von Branconi führen sollte. So kann also nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, dass Goethe am 30. August nach Ilmenau reiste und am 4. Sept. (kaum schon am 3.) nach Weimar zurückkehrte. Wie hienach Goedeke sich darauf berufen kann, dass Goethes Anwesenheit zu Ilmenau in dieser Zeit „nirgends ausdrücklich bezeugt“ sei, ist schwer verständlich, da eben jeder Zweifel daran für den, der das überlieferte verstehen will, völlig ausgeschlossen ist.

Aber, fährt Goedeke fort, auch angenommen, dass er wirklich die Reise nach Ilmenau angetreten, „von einer Besteigung des Gickelhahns und nun gerade am 2. September ist in den Quellen nichts, durchaus nichts zu finden“. Freilich davon, dass er den Gickelhahn bestiegen, darin hat Goedeke Recht, wird nichts berichtet: dass er aber die Nacht vom 2. auf den 3. September auf demselben übernachtet und an letzterem Tage dort die herrliche Vision geschrieben, liegt thatsächlich für jeden vor, der nicht die Ueberlieferung nach seinem Willen drehen und wenden will. Und wenn er auf dem Gickelhahn sich befand, muss er ihn doch wol bestiegen haben! Ueber das am Abend des 2. an die Wand des Bretterhäuschens geschriebene Nachtlied haben wir eingehend gesprochen. Dass das grosse Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783“, welches, da die Mittheilung früher bedenklich erschienen war, erst in der dritten Ausgabe der Werke steht, an dem genannten Tage verfasst sei, erklärt Goedeke für nirgendwo bewiesen. Und nun höre man seinen Gegenbeweis. „Fertig geworden muss es vor dem 3. (dem Geburtstage des Herzogs) sein, da es an diesem Tage in den Händen des Fürsten sein musste, wenn es seinen nächsten Zweck nicht verfehlen sollte. Die Ueberschrift bezeichnet nur Ort und Zeit der «Vision», nicht den Ort und die Zeit der Entstehung.“ Da sollte man doch fast glauben, Goedeke kenne das Gedicht nur aus der

allerabgeschwächtesten Erinnerung. Ist dieses denn eine Beglückwünschung zum Geburtstage, spricht es irgend einen Segenswunsch für diesen Tag und viele folgende aus? Wie kann man es in die Reihe solcher Gratulationen stellen, denen der edle, aus voller Seele schaffende Dichter und innige Freund des Herzogs immer fremd blieb? Selbst aus Italien sandte Goethe keinen Glückwunsch, nur schrieb er zu dem einzigen eigenen Geburtstage, den er dort erlebte, die von manchen beanstandeten Dankverse an ihn. Wann das Gedicht „Ilmenau" geschrieben sei, sagt nicht bloss die Ueberschrift, die nur als Datierung Sinn hat (Ilmenau bezeichnet nicht allein die Stadt, sondern auch Berg und Thal dabei), sondern es selbst verkündet dies jedem, der verstehen kann und will. Er betritt den Hain des Berggipfels „am Tag der Lieb' und Lust" (V. 5), also am Geburtstage des Herzogs, auf den wir hier die einzige Beziehung in dem ganzen langen Gedichte haben; hier „von allen Menschen fern" (V. 23) gehört er wieder sich selbst; diese Höhen leihen ihm freundliche Träume und „locken alte Reime"; er findet sich auf einem „Pfade, wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich zum schönsten Tage sich erhellet" (V. 157 ff.). Nach Goedeke hätte der Herzog schon am 3. September das Gedicht in Händen gehabt, in welchem Goethe sagt, dass es gerade an diesem Tage von ihm gedichtet ist. Das ist eines Dichters wie Goethe unwürdig, der nie den Hofpoeten macht und in schalen Einkleidungen sich gefällt. Und hätte das Gedicht ein Geburtstagsglückwunsch sein sollen, so musste es nicht von Ilmenau benannt und die Zeit der Vision ein paar Tage später verlegt sein, sondern die Ueberschrift musste einfach lauten „Zum 3. September 1783". Man weiss, welchen Werth Goethe bei Dichtungen, die ihm am Herzen lagen, auf die augenblickliche äussere Umgebung legte, wie diese ihm die richtige Stimmung geben musste. So hatte er eben in demselben Ilmenau vor mehr als drei Jahren ein paar Tage nach einem Orte zur Dichtung des vierten Actes seiner „Iphigenie" gesucht, den er dann auf dem Schwalbenstein fand. Von Weimar war er diesmal mit dem Entschlusse abgereist, den Geburtstag des Herzogs als Ausgangspunct eines neuen Lebens für diesen und das Land zu feiern. Ilmenau

mahnte ihn an die tollen Tage der Jahre 1776 bis 1779, an die höhere Klarheit und Ruhe, deren der Herzog und er selbst sich jetzt erfreuten, an das bessere Schicksal, das der Ilmenauer Gegend durch die bevorstehende Wiedereröffnung eines neuen Schachtes zu Theil werden sollte; alles dieses wogte in der Seele des Dichters und drängte zu dichterischem Ausdruck. Da bildete sich denn von selbst der Entschluss, auf der Höhe des Gickelhahns die ihm vorschwebende Vision und die aus ihr gleichsam hervorquellenden Segenswünsche zur dichterischen Gestaltung zu bringen. Wer es glauben kann, dass Goethe, der eine Vision auf der Höhe des Ilmenauer Waldes schildern wollte, ruhig unten in Ilmenau geblieben, statt durch Waldduft und Bergluft und den weiten herrlichen Blick von der Höhe herab sich dichterisch anwehen zu lassen, der mag immer die gar nicht misszuverstehende Ueberschrift „Ilmenau am 3. September 1783“ auf selbstbeliebige Weise sich zurechtlegen, und das Gedicht, was weiss ich wie viel Tage vorher entstehen lassen; wer aber die Weise unseres Dichters kennt und gesunde Achtung vor der Ueberlieferung mit kritischem Sinne verbindet, wird von dieser so wie von andern bei der Chronologie Goethescher Gedichte willkürlich ins Werk gesetzten Neuerungen Goedekes sich mit bedauern abwenden.

Nur dieses wollte ich der einen „thatsächlichen Erörterung“ Goedekes und seiner Behauptung, dasjenige, was ich von der Entstehung des Nachtliedes und des Ilmenauer Gedichtes am 2. und 3. September auf dem Gickelhahn gesagt, sei „nichts als blosse Einbildung“, einfach entgegenstellen — verbum non amplius addam.

Dritte Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek“.

(Arch. f. L. VI, 179—214. 567—571. VII, 540—550.)

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Fortfahrend in jährlicher Zusammenstellung des Zuwachses der Goethe-Litteratur im Sinne des Hirzelschen Verzeichnisses, sowie der nachträglich ermittelten früheren Auslassungen, behalten wir die Bezugnahme auf jenes Verzeichniss bei, obwol obige Ueberschrift, wie schon im ersten Nachtrag (Band VI, S. 179 ff.) hervorgehoben wurde, nicht genau ist, weil dieselbe auf eine wirklich vorhandene Bibliothek hindeutet, während wir alles verzeichnen, was in eine Goethe-Bibliothek gehört, die nach den gelegentlich jenes ersten Nachtrags entwickelten Grundsätzen gebildet ist. Wie schwierig es ist, sich auch nur innerhalb des so beschränkten Kreises der angestrebten Vollständigkeit zu nähern, beweist schon der Umstand, dass wir auch diesmal wieder in der Lage sind, bisher übergangene Schriften zur Ergänzung nachbringen zu müssen.

Zunächst sind wir genöthigt auf zwei Versehen im letzten Nachtrage (Band VII) aufmerksam zu machen, da Seite 542 die Jahresüberschrift 1828 falsch ist und 1837 lauten muss, sowie Seite 550 die „Blätter für Autographen- und Portraitsammler“ zu streichen sind, weil sie schon auf der vorhergehenden Seite stehn.

Es gibt nun aber folgendes nachzutragen.

1798.

Num. 89. Kaiserlich privilegirter Reichs-Anzeiger. Donnerstag den 19. April 1798. [Sp. 1042. G.s Anzeige von Iff-

lands Gastspiel vom 12. April 1798; ausserdem noch in den mir nicht zugänglichen Zeitschriften „Weimarisches Wochenblatt", „Jenaische Zeitung" und „Erfurter Anzeigen" gedruckt.]

1820.

Zeitung für die elegante Welt. Dienstags den 18. April 1820. 75. [Sp. 600. Anfang des in Wallensteins Lager eingelegten Jägerlieds „Ich will ins Feld und muss dich meiden".]

1826.

Kunst-Blatt, Nr. 10 und 11. Montag den 6. Februar 1816. [In Hirzels Verz. nur wegen G.s Aufsatz über die Zeichnungen zum „Charon" Sp. 38—41 angeführt; ausserdem stehn aber Sp. 42 Stellen aus Briefen G.s an Schorn.]

1830.

Jahrbücher der Literatur. Zweyundfunfzigster Band. 1830. October, November, Dezember. Wien. Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold. — Anzeige-Blatt für Wissenschaften und Kunst. Nro. LII. [S. 19 f. Ueber Neureuthers Randzeichnungen zu G.s Balladen und Romanzen.]

Allerdings gehört vorgedachter Aufsatz zu einer Reihe von Kunstbesprechungen, welche „Weimar. Heinrich Meyer, Director" unterschrieben sind, und Hirzel nimmt daher („Neuestes Verz." S. 107) als ausgemacht an, dass derselbe gleichfalls von Meyer herrühre. Gleichwol scheint es nach G.s Brief an Neureuther vom 26. Febr. 1826, dass ersterer der Verfasser sei, wofür auch Stil und Inhalt sprechen. Zu vergleichen ist auch G.s Brief an Boisserée v. 3. Oct. 1830, Abs. 2.

1833.

Die am Schluss dieses Jahres von Hirzel aufgeführte Schrift „Münchens Kunstschätze im Gebiete der Malerei" führt noch den andern Titel:

Ueber Münchens Kunstschätze und künstlerische, der Oeffentlichkeit gewidmete Bestrebungen; von Julius Max Schottky, Professor. Erste Abtheilung. Malerei. München, bei Georg Franz. 1833.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland. Nebst Einigem aus meinem Leben und Wirken.

Von Dr. Friedrich Wagener. Magdeburg, Verlag von Wilhelm Heinrichshofen. 1833. [S. 65. Brief G.s an W. a. d. J. 1826.]

1838.

Nach Uhdes Mittheilung in Nr. 60 der „Hamburger Nachrichten“ von 1877 ist zu erwähnen:

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Dienstag den 3. April 1838. Nr. 40. [Erster Druck des 1875 in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ abgedruckten Briefs an Carol. Pichler.]

1840.

Der Weihnachtsbaum des Landesfürsten. Von Friedrich v. Müller. [Unpaginierter Separatabdruck aus „Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst“ mit Briefen G.s an den Grossherzog.]

1841.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 93. Berlin, Mittwoch den 4. August 1841. [G.s Visitenkarte mit handschriftlicher Einladung an Koźmian aus d. Jahr 1829 sowie Stammbucheintrag — „Hebe selbst die Hindernisse“ mit Variante.]

1847.

Verzeichniss einer sehr werthvollen Autographen-Sammlung, welche Dienstag den 28. September 1847 und die folgenden Tage, Nachmittags von 2—4 Uhr in Frankfurt a. M. Steinweg, E. 216 durch die geschworenen Herren Ausrufer gegen baare Zahlung öffentlich versteigert werden soll. Die Dorow'sche Autographen-Sammlung, Zweite Abtheilung, N—Z, ist diesem Verzeichniss einverleibt. Eingesandt von Anton Baer in Frankfurt a. M., der sich zur Besorgung von Aufträgen bestens empfiehlt. [S. 14 f. Stellen aus Briefen von G.s Mutter an Grossmann; S. 15. Stelle aus einem Brief G.s an Knebel, Neudruck* sowie Datum eines Briefs an Riemer.]

---

* Der Brief ist vollständig gedruckt in Dorows „Denkschriften und Briefen“ IV, 174 f. und etwa vom 17. Dec. 1796; er gehört zwischen 143 und 144 des Briefwechsels von G. und Knebel.

1849.

Libussa. Jahrbuch für 1849. Herausgegeben von Paul Klaar, [folgt dessen langer Titel]. Achter Jahrgang. Nebst einem gestochenen Portrait und einer gestochenen Ansicht. Prag. [S. 493 f. Neudruck von G.s Brief an Tomaschek a. d. J. 1820.]

1850.

Libussa. Jahrbuch für 1850 etc. [S. 332. Stammbuchblatt G.s für Tomaschek v. 6. Aug. 1822 mit den Strophen „Ich dacht' ich habe keinen Schmerz“].

1859.

(Interims-Titel.) Schiller. Sein Leben und sein Streben, sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt von Adelbert Kühn. Weimar. T. F. A. Kühn. 1859. [Ueberreichungszeilen G.s an den Herz. Karl August v. 3. März 1798 und Neudruck der von G. mitvollzognen Verordnung an Spilker v. 18. Mai d. J.]

1867.

Nach Mittheilung des Dr. Uhde erwähne ich:

Wspomnienia Andrz. Edw. Koźmiana. Pozn. 1867. [Neudruck der 1841 abgedruckten Einladung an Koźmian.]

1868.

Catalogue XIII. d'une belle collection de lettres autographes et documents. Dreizehntes Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen. Für beigefügte Preise zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Victoriastrasse Nr. 29a. Berlin 1868. [S. 10. Unterschrift eines Briefs von G. an Nees v. Esenbeck a. d. J. 1828 und Diwan-Gedicht „Was wird mir jede Stunde so lang“ mit Datum.]

1874.

Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann. Erster Band. Briefe von

1767—1776. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel 1874. [S. 194. 221 f. 244. 273 und 293. Neudruck von G.s Briefen an B.]

— — — Zweiter Band. Briefe von 1777—1779. [S. 253 und 277. Desgl.]

— — — Dritter Band. Briefe von 1780—1789. [S. 39. 70 f. und 239. Desgl.]

1877.

Im neuen Reich etc. 1877. Nr. 30. Inhalt etc. Goethe in Karlsbad. Von E. Hlawaček. [S. 160. Schreiben G.s an die Badeinspection zu Marienbad v. 18. Aug. 1821.]

Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. Zweiter Band. — Erste Hälfte. Berlin, 1877. Carl Duncker's Verlag (C. Heymons). [S. 151. und 189. Stellen aus G.s Briefen an R. v. 11. Nov. u. v. 11. März 1828. — Diese 1. Hälfte des 2. Bandes gieng nachher im 2. Band auf.]

1878.

Zum 29. Januar 1878. Herrn Professor Georg Reinhold Röpe Dr. am Tage seines fünfzigjährigen Jubiläums als Lehrer am Hamburgischen Johanneum mit collegialischem Glückwunsche dargebracht von Director und Lehrercollegium der höheren Bürgerschule. Inhalt: Ein ungedruckter Brief Goethe's, mitgetheilt von Director Redlich. Hamburg, 1878. Gedruckt bei Th. G. Meissner, Eines hohen Senats wie auch Gymnasiums und Johanneums Buchdrucker. [Brief G.s an v. Gerstenberg v. 18. Oct. 1773.]

Ungedrucktes. Zum Druck befördert von Albert Cohn. Berlin, Albert Cohn. 1878. [S. 75—88. Brief G.s an Schiller sowie Neudruck anderer Briefe u. Gedichte G.s.]

Goethe und die Fikentscher, dem freien Deutschen Hochstift in Goethe's Vaterhaus zu Frankfurt am Main am Wolfgangstage 1878 gewidmet von Woldemar Freiherrn von Biedermann, PFDH. Dresden, Druck von B. G. Teubner 1878. [S. 9—12. Sechs Briefe G.s an die Fikentscher.]

Bibliothek Freiligrath. Verzeichniss der von Ferdinand Freiligrath nachgelassenen Bibliothek u. s. w., welche am Dienstag den 18. Juni 1878 u. s. w. durch Oskar Gerschel's

Antiquariats-Buchhandlung u. s. w. versteigert wird. -- Catalogue of the Library of the late Ferdinand Freiligrath which will be sold by Auction & through Oskar Gerschel, bookseller. 1878 Druck von Karl Kirn in Stuttgart. [S. 63. Brief und Gedicht: „Der Ritter kommt auf weichem* Grund geritten“.]

Goethe's Verhältniss zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben. Von Dr. S. Kalischer. Nebst einigen bisher ungedruckten Fragmenten von Goethe. Separatabdruck aus der neuen Ausgabe von Goethe's Werken herausgegeben von v. Biedermann, Düntzer, Kalischer, v. Loeper und Strehlke. Berlin. Gustav Hempel. 1878.

Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. (Goethes Wappen.) Vierundzwanzigster Theil. Italiänische Reise. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Heinrich Düntzer. Berlin. Gustav Hempel.

— — — Vierunddreissigster Theil. Zur Meteorologie. — Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. — Naturwissenschaftliche Einzelheiten. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer. Berlin. Gustav Hempel. [S. 240—244. G.s Erläuterungen zu Howards Wolkenformen.]

— — — Fünfunddreissigster Theil. Beiträge zur Optik. — Versuch die Elemente der Farbenlehre zu entdecken. — Zur Farbenlehre: Didaktischer und Polemischer Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer.. Berlin. Gustav Hempel.

Goethe, J. G. v. Quandt und der Sächsische Kunstverein. Mit bisher ungedruckten Briefen des Dichters. Eine Jubelgabe zum 350 jährigen Todestage Albrecht Dürer's und zum 50 jährigen Stiftungstage des Sächsischen Kunstvereins. Von Hermann Uhde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1878.

Schopenhauer's Leben von Wilhelm Gwinner. Zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift:

* In der Handschrift steht nach Herrn Weissteins gefälliger Mittheilung: „weißem“.

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Mit zwei Stahlstichen: Schopenhauer im 20. und 70. Lebensjahre. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1878. [S. 143. Stammbucheintrag. S. 146—154. G.s Brief an Sch.]

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. Creizenach. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1878. [Darin neu S. 30 f. Brief G.s an D. Engelmann v. 5. Oct. 1810.]

David d'Angers. Sa vie, son oeuvre, ses écrits et ses contemporains par M. Henry Jouin, Secrétaire de la Commission de l'Inventaire général des Richesses d'art de la France. Deux portraits du maître, d'après Ingres et Ernest Hébert, de l'Institut, vingt-trois planches hors texte et un fac-simile d'autographe gravés par A. Durand. Tome premier. Vie du Maître — Ses contemporains. Paris, E. Plon et Cie, Imprimeurs-éditeurs. Rue Garancière, 10. MDCCCLXXVIII. [S. 575. G.s Briefe an D. ins französische übersetzt.]

Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. Zweiter Band. Berlin, 1878. Carl Duncker's Verlag (C. Heymons). [S. 320 f., 323—326, 328—332, 337 ff Bruchstückweise und vollständig Briefe G.s an R. v. 26. Juni 1824, aus Mai und December 1825, v. 3. Nov. 1826, v. 27. März, 21 Oct. und Anf. Novbr. 1827, v. 11. Nov. 1828 und v. 20. Febr. 1832.]

Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Konrad Reichard. 1878. Nr. 1. Inhalt: etc. Ein Brief von Goethe. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel. Seite 29. etc. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878. [Brief G.s an Radlof v. 20. März 1814.]

Elsterberger Nachrichten. Anzeige- und Unterhaltungsblatt für Elsterberg und Umgegend. Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinsching in Elsterberg. Nr. 2. 1878. Sonnabend, den 5. Januar. 4. Jahrgang. [Brief G.s an Rittmeister Küstner v. 2. Mai 1829, mitgetheilt von dem am 9. Juni 1878 verstorbenen fleissigen Sammler in der Goethe-Litteratur Karl Diezel.]

Neue Freie Presse. Morgenblatt. Nr. 4802. Wien, Dienstag, den 8. Januar 1878. [S. 2 f. Briefe G.s an Sartorius Frh. v. Waltershausen v. 19. Juli und 10. Dec. 1816, 30. Juli 1817 sowie 23. Febr. 1819, mitgetheilt v. Goedeke.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 33. Sonnabend, 2. Februar 1878. [S. 182. Briefe G.s v. 18. Juli 1789 an Schnauss und v. 20. Sept. 1807 an einen unbekannten, mitgetheilt — wie auch die folgenden derselben Zeitschrift — v. Hermann Uhde.]

— — — Nr. 48. Sonntag, 17. Februar 1878. [S. 710. Erste Fassung von „Timur spricht“. Dasselbe Gedicht bringt „Die Presse. Nr. 123. Wien, Montag den 6. Mai 1878. 31. Jahrgang“ angeblich nach dem Autograph, aber mit so sinnloser Abweichung, dass der Druck keinen Werth hat.]

— — — Nr. 74. Freitag, 15. März 1878. [S. 1090 f. Briefe G.s an Senator Stock und Frau v. 25. Mai 1795, 17. April 1807 und Septbr. 1808.]

— — — Nr. 358. Dienstag, 24. December 1878. [S. 5285 f. Datum d. Distichons „Freundlich empfange das Wort“, Briefe G.s v. 29. Oct. 1823 wol an Eberwein, v. 25/30. März 1829 an Reichel und v. 12. Aug. 1829 an Weller.]

— — — Nr. 359. Mittwoch, 25. December 1878. [S. 5302 f. Briefe G.s an Frh. v. Ziegesar v. 24. Oct. 1819, an Frau Gildemeister v. 20. Juli 1816, an Wolbach v. 19. Juli 1809, an Windischmann v. 20. Apr. 1815 und 2. Jan. 1816, sowie an Frau v. Schiller v. 21. Sept. 1811, ingleichen Neudruck d. Briefs an Frau Bethmann-Unzelmann v. 11. Juli 1804.]

Fanfulla. Anno IX. Num. 37. Roma, Giovedì 7 Febbraio 1878. [Ungedruckte Parabel G.s „Wo kluge Leute zusammenkommen“ nach einer Abschrift.]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. XXXVII. Jahrgang. I. Semester. Nr. 9. Ausgegeben am 21. Februar 1878. Inhalt: etc. Zwei ungedruckte Goethebriefe. Seite 359. etc. Leipzig 1878. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). [An Schnauss v. 20. Nov. 1795 und an v. Wolzogen v. 26. Oct. 1800.]

— — — II. Semester. Nr. 37. Ausgegeben am 12. Sep-

tember 1878. Inhalt: Goethe's Vota gegen landsmannschaftliche Verbindungen in Jena. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. Seite 401. etc.

— — — II. Semester. Nr. 41. Ausgegeben am 10. October 1878. Inhalt: Ungedruckte Goetheana. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. Seite 41. etc. [Brief G.s an Dalberg v. 19. Juli 1792; Niederschrift über d. Studentenauszug 1792; Gutachten über Einführung der Censur 1799.]

— — — II. Semester. Nr. 43. Ausgegeben am 24. October 1878. Inhalt: etc. Goethe's Stellung zur Jenaer Literaturzeitung. [S. 153 f. Gutachten G.s über Verfahren gegen Eichstädt v. 26. Jan. 1816.]

— — — II. Semester. Nr. 45. Ausgegeben am 7. November 1878. Inhalt: etc. Ungedruckte Goetheana in Angelegenheiten der Universität Jena. III. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. Seite 223. etc. [Briefe G.s an den Herz. Karl August, Schnauss, Stichling(?), Eichstädt und Frh. v. Fritsch, sowie einige Niederschriften a. d. Jahren 1782—1825.]

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Vierter Jahrgang. Heft 6. März 1878. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. [S. 483. Brief G.s an Schiller aus Decbr. 1804 mitgetheilt v. A. Cohn.]

— — — Heft 7. April 1878 etc. [S. 1 f. Parabel „Wo kluge Leute zusammenkommen" nach dem Original.]

— — — Heft 12. September 1878 etc. [S. 425 f. Briefe G.s an Willemer v. 20. Juli 1825 und 16. Mai 1826.]

Saxonia. Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde des Königreichs Sachsen. Unter Mitwirkung mehrerer Geschichtsforscher herausgegeben von Dr. phil. Alfred Moschkau, GFDH. — Nr. 11. 3. Jahrgang. [S. 99. Disciplinarresolution, sowie Anfänge und Schlüsse einiger Briefe G.s.]

Blätter für Autographen- und Portraitsammler. Herausgegeben und redigirt von Dr. Alfred Moschkau. Gohlis-Leipzig. Erster Jahrgang. Nr. 6. 1878. [S. 22. Briefe G.s an Ramann v. 14. Juni und 26. Aug. 1812, sowie 26. Sept. 1813.]

Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Erster Band. Zweites Heft. Mai 1878.

Bremen, 1878. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. [S. 160. Brief G.s an Kalb v. 27. Nov. 1782, mitgetheilt von Graf Yorck v. Wartenburg.]

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Nr. 29. Band XIV. Berlin, den 30. Juli 1878. [S. 39 ff. Briefe G.s an Genast v. 3. Sept. 1816, an Kirms v. 11. Jan. 1816, an Strohmeyer v. 17. Oct. 1824, an Kräuter v. 17. Apr. 1818 und an Gädecke v. 21. Juli 1799 sowie Aufsatz über Beers Paria, vielleicht von G., und Gedichtsentwurf, vielleicht für Euphorion — mitgetheilt v. G. Weisstein.]

— — — Nr. 39. Band XIV. Berlin, den 28. September 1878. [S. 198 f. Briefe G.s an Schorn v. 14. Juni, 31. Juli und 5. Aug. 1825 sowie v. 24. März 1828, mitgetheilt v. O. v. Schorn.]

Die Heimath. Illustrirtes Familienblatt. III. Jahrgang. II. Band. Nr. 49. 1878. Verlag der Manz'schen k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien, Kohlmarkt Nr. 7. [Brief G.s an Karadschitsch v. 20. Dec. 1823; es ist jedoch nicht zu ersehen, ob ein Neudruck oder nur ein Wiederabdruck aus Србадніа von 1874 vorliegt.]

Hamburger Nachrichten. Morgenausgabe. Nr. 307. Hamburg, Sonnabend, den 28. December 1878. [Brief G.s an Weydt v. 22. Oct. 1829.]

Mannheimer Journal. Kreisverkündigungsblatt für den Kreis Mannheim, Amtliches Verkündigungsblatt für Grossh. Bezirksamt und Amtsgericht Mannheim. Nr. 357. Montag, den 30. Dezember 1878. [Ergänzungen und Berichtigungen zu der 1879 aufzuführenden Heidelberger Handschrift der Bühnenbearbeitung des „Götz v. Berlichingen".]

Schliesslich ist noch auf gegenwärtiges Archiv, VII. Band zu verweisen, worin sich Seite 488 Goethes Aufschrift auf den Schattenriss der Lotte Buff und Seite 537 einige ungedruckte Gedichte aus Hirzels Handschriftensammlung befinden.

Drei Briefe aus der v. Radowitzschen Sammlung.

Mitgetheilt von
Richard Maria Werner.

Die nachstehenden Briefe befinden sich in der von Radowitzschen Sammlung der Berliner Königl. Bibliothek; sie tragen die Numern 7368, 7218 und 7311. Der erste ist beinahe vollständig abgedruckt in dem Verzeichniss der vou J. v. Radowitz hinterlassenen Autographen-Sammlung (Berlin, 1864) S. 582.

I.

Lenz an ?.

d. 2ten Jenner 76.
Strassb. [?]

Ich kann denen Leuten die meinem Herzen am nächsten sind am wenigsten sagen. Wir steuren vielleicht auf einer See unter dem nehmlichen Winde nach einem Ziel. Lassen Sie uns nie vergessen wenn Dunkelheit weit um uns her auf dem grossen Ocean liegt, dass wir uns lieben wenn wirs uns schon nicht sagen können und alles für einander zu thun und zu leiden entschlossen sind.

Dass einmal Schönheit an Höfen aufgehe, wenn der rasende Sturm sich gelegt hat, der itzt durch die schwüle Mittagshitze zusammengezogen wird. Innere wesentliche ewige Schönheit deren Reitz nicht veraltet.

Lenz.

ich höre Sie arbeiten an einem Trauerspiel. etwa auch Pastoral? oder aus der Welt? oder aus der Geschichte? — Was es wolle, dass Sie nur unterstützt würden und ich mehr als Fauler seyn könnte dürfte der über seinen Wünschen stirbt. So aber da ich selbst in Ihrem Fall bin, fremd und ganz ohne Zuflucht hier ausser der in mir selbst — Courage!

Ob dieser Brief etwa wie der folgende an Maler Müller gerichtet ist? Die Radowitzsche Sammlung besitzt mehrere

Briefe an ihn (vgl. Seuffert, Wielands Abderiten S. 50 Anm. 100), was an einer Wiederauffindung seines römischen Nachlasses mit Recht zweifeln lässt.

II.

Heinse an Maler Müller.

Mainz, den 7 Julius 89.

Lieber Müller,

ich empfele Dir hiermit einen jungen Mann aus Amerika, mit Namen Huger, welches ausgesprochen wird Judschi, dessen Vater den Heldentod für die Freyheit starb. Er kömt jetzt von Genf, war anderthalb Jahr in Mainz mit dem Schweizer Müller unter einem Dache, ist stark in der griechischen Sprache und hat das vortreflichste darin gelesen, möchte nur noch die Schönheiten der Natur und Kunst von Italien bewundern und in sich sammeln, und dann wieder über den Ozean zurück nach seinem freyen Charlestown.

Ich erfahre mit Freuden, dass Fortuna Dich wieder mit holdseeligen Augen ansieht. Eine Person, bey der Du in Manheim viel aus und eingingst, die nicht genannt seyn will, mit welcher ich oft dringend von Deinen Angelegenheiten sprach, mag unter der Hand nicht wenig dazu beygetragen haben.

In Deutschland wird jetzt so viel über Kunst geschrieben, wie ein Traufregen.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen alten

Heinse.

Zu diesem Briefe vergl. man Seuffert, M. Müller S. 33. Die Radowitzsche Sammlung enthält einen Brief von Heinse an unbekannte Adresse 'Aschaffenburg, den 4. Febr. 96 [erh. d. 9.]', der wenig interessant ist und so viele Räthsel darbietet, dass ich von einem Abdruck absehe.

III.

Klinger an Willemer [?].

S Petersburg 10 Dec: 1820.

Das freundliche Andenken des Jugendfreunds * *Ihres Gemüths und Geistes, war so freudenvoll für mich, dass ich Ihnen hier-*

* Wie der Schluss beweist 'das Andenken an den Jugendfr.'.

mit Dank für den glüklichen Augenblik zusende. Wohl sind mehr als 40 Jahre verstriechen, seit dem wir uns zum letztenmal gesehen haben, aber da ich den innern Sinn rein bewahrt habe, da[s] ich im 68 Jahr des Alters nun wohl sagen, ja wohl noch hinzu setzen darf, dass er durch den Kampf die Erprobung und Prüfung, an Stärke gewonnen hat, so stehen wir mit grauen und weisen Haaren, noch als Jünglinge, gegen einander über, und dieses allein und nur dieses allein, rechne ich als Erndte meines Lebens mir zu. Dass es grade so mit Ihnen ist, weiss ich, wüsste es, und die kleinen Schriften über unsre Vaterstadt, welche Sie mir gesandt haben, dienen mir zum neuen Beweise. Ich erkandte den Bruder im Geist und Herzen, und bedauerte nur, dass er zu diesen Aeusserungen genöthigt worden ist, denn ihm musste die Veranlassung dazu peinlich gewesen seyn, da sie mir es in der Entfernung so sehr ist. Ach, es scheint unsre liebe Vaterstadt steuert aufs Grosse und im Grossen, und ich fürchte die Jünglinge der jetzigen Generation werden wohl nicht sagen, was ich 759 § oder pag. 286 meiner Betrachtungen etc. neueste Auflage oder 12 Band der Werke, mit innigen Wohlgefallen, über unsre Vaterstadt, gesagt habe. — Dies wäre mir wohl ein schöner Lohn meines Lebens, wenn ich Sie, Geliebter, mit den übrigen Jugend Freunden sehen, und mit Ihnen dem Schlaf des Todes entgegengehen könnte. Aber dieses schöne Glük soll mir nicht werden. Der Rest meines Lebens ist ein Opfer: einer unglüklichen Mutter geleistet, die seit meinem Unglük, dem Verlust eines trefflichen Sohns, noch immer ausser Stand ist, wohl bleiben wird, eine solche Reise zu übernehmen, und verlassen kann ich sie nicht. Ich kann Ihrem Herzen das nähere nicht darlegen. Herrn Kreydemann habe ich nicht gesehen, er hat mir das Päkchen nur geschikt. Wie sehr wünscht ich Ihn zu sehen, und mit Ihm von Ihnen reden zu können, wie ich vergangenen Winter, bey unserm Kanzler Graf Romanzof,** gethan habe. Er versprach*** mir mich zu besuchen, ist aber nicht erschienen. In dem ich Ihnen mit dem Jünglings Geist, die*

---

* Hs. die die.

** Recte Nicolas, comte Rioumiantzof 1754—1826. Er erhielt für seine Verdienste bei Erwerbung von Finnland den Titel Kanzler. Vgl. Nouvelle Biographie générale Bd. 42. Sp. 310.

*** Natürlich Kreydemann, von dem ich nichts näheres weiss.

Hand drüke, wiederhohle ich nur, dass wir verbunden leben und sterben, dass ich nur glükliche Augenblike in der Erinnerung der Jugendfreunde lebe und leben kann. Mit treuer Liebe.

Klinger.

Grüssen Sie den braven und witzigen Riese vormals in Kastenamt, und den guten Kehr,** der gegen Ihrem Haus über, gouvenirte* [sic]. *Der wakere hat sich vor 2 Jahren meiner erinnert, und mir freundschaftlich geschrieben. Das freut!*

*Ihr und mein Freund, der trefliche Muralt,*** grüsst sie mit Freundes Herzen. Wir freuten uns Ihrer.*

[Am Rande] *Warum giebt uns H. Kirchner† nicht den 3t Thl seiner Geschichte Frankfurths?*

Dass dieser Brief an Johann Jacob Willemer gerichtet gewesen sei, glaube ich fest, obwol es nicht zu erweisen ist. Klinger war mit Willemer befreundet, dies geht aus dem Brief an Frau Rath vom 18. Sept. 1804 hervor (Keil S. 355f.), wo es heisst: '*Sollten Sie den alten Freund Riese sehen und Willemer, so bitt ich, Sie im alten Sinn zu grüssen*'. Und Willemer hatte im Jahre 1819 mehrere Schriften über Frankfurter Verhältnisse veröffentlicht (vgl. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer S. 107.[2] 116). Auch stand er mit Kehr und Riese in freundschaftlichem Verkehre (ebd. S. 31. 44 u. ö.). Von den andern im Briefe genannten Per- sonen kann ich Verkehr mit ihm nicht nachweisen.

* Der bekannte Jugendfreund Goethes: vgl. Loeper, Dichtung und Wahrheit II, 249.

** Gleichfalls Goethes Jugendfreund: ebda. S. 250. Vielleicht verhilft die obige Notiz noch zu näherem Aufschluss über ihn; wir sind nur wenig über seine Verhältnisse unterrichtet.

*** Ueber ihn vergl. Nouvelle Biographie générale 36, 966. Archiv f. Litt.-Gesch. Bd. 6 S. 111 ff.

† Von Anton Kirchners Gesch. Frankfurts erschienen 1807 und 1810 2 Bände. Fortgesetzt scheint er sie nicht zu haben.

Anklänge an Virgil bei Schiller.

Von

Oscar Brosin.

Schiller hat bekanntlich seine Vorliebe für den grössten römischen Epiker schon früh bethätigt. Wenn, wie die Biographen berichten, bei dem elfjährigen Zöglinge der Ludwigsburger Lateinschule keinem seiner Mitschüler eine besondere Begeisterung für die Lectüre der Aeneide auffiel, so muss doch bei dem wachsenden Verständniss der grossartigen Dichtung, welche ihre volle Schönheit nicht bei der ersten Bekanntschaft enthüllt, die anfängliche Gleichgiltigkeit sich zu bewundernder Werthschätzung erhoben haben. So kam es, dass 1780 der junge Mediciner nicht nur Vorlesungen über Virgil besuchte, sondern auch in demselben Jahre den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ (Aen. I, 38—160) übersetzte. Von dem dichterischen Werthe dieser Arbeit abgesehen, beweist die Lösung der nicht leichten Aufgabe ein liebevolles und eingehendes Studium des Originals. Dass Schiller auch später in vertrautem Zusammenhange mit dem liebgewonnenen Dichter blieb, ergibt sich aus der elf Jahre später „rasch und leicht“ vollendeten Uebersetzung des 2. und 4. Buches der Aeneide. Den Plan weiterer Uebertragungen, wie der eines Theiles vom 6. Buche, verdrängten andere Entwürfe. Ueberhaupt finden sich von da an ausdrückliche Zeugnisse von einer fortgesetzten Beschäftigung Schillers mit dem einstigen Lieblingsdichter nur noch ganz vereinzelt. So die wiederholten Citate in den Ueberschriften der Xenien, wie Nr. 245: currus virum miratur inanes (Aen. VI, 651), 334: Acheronta movebo (Aen. VII, 312), 335: sterilemque tibi, Proserpina, vaccam (VI, 251), 347: Phlegyasque miserrimus omnes admonet (VI, 618) — wenn

sie nicht, was wenigstens bei dem ersten und dritten sehr unwahrscheinlich ist, aus früherer Zeit im Gedächtnisse des Dichters haften geblieben sind. Weit mehr fällt eine sehr interessante Stelle in einem Briefe von Schillers Gattin ins Gewicht, welche am 30. Januar 1813 („Briefe an einen vertrauten Freund" S. 99f.) an Knebel schreibt: „Ich habe diese Tage mich an der Grösse der Composition der Aeneide ergötzt. — — Auf den sechsten Gesang freue ich mich; den liebte Schiller so sehr und hat mir ihn mehrere Male aus dem Lateinischen aus dem Stegreife übersetzt." Es klingt in unseren Tagen märchenhaft, eine Frau von der Composition der Aeneide reden zu hören, und beweist, mit den folgenden Worten des Briefes zusammengenommen, gewiss am besten nicht nur, mit welcher Bildungsfähigkeit die seltene Frau begabt war, sondern auch, wie erfüllt Schiller von der Vortrefflichkeit des für Frauen sonst nicht eben anziehenden römischen Dichters sein musste, um bei seiner Gattin ein so dauerndes und nachhaltiges Interesse an demselben zu erwecken.

Diese äusseren Zeugnisse, welche ich einer freundlichen Mittheilung Robert Boxbergers verdanke, möchte ich im folgenden durch eine Reihe innerer vervollständigen, wobei ich von der Ueberzeugung ausgehe, dass die zahlreichen Anklänge an Virgil bei Schiller, wenigstens der grossen Mehrheit nach, auf bewusste oder unbewusste Reminiscenzen zurückzuführen sind.

Ich beginne mit der Aufzählung ähnlicher Situationen. Aen. II, 402 ff. wird erzählt, dass Koroebus, der verlobte Kassandras, bei dem Anblick der rettungslos verlorenen geliebten sich mitten in die Feinde stürzt — periturus. Ich habe kaum nöthig an den ähnlich motivierten Tod Max Piccolominis zu erinnern; „man sagt, er wollte sterben," schliesst der schwedische Hauptmann seinen Bericht von dem Ende des Heldenjünglings (Wall. Tod IV, 10). — Aen. VIII, 556 sagt der Dichter von den arkadischen Müttern, welche ihre Söhne in den Kampf senden: Vota metu duplicant, und V. 592 fügt er hinzu: Stant pavidae in muris matres oculisque sequuntur Pulveream nubem. Die gleiche Situation finden wir im Spaziergang (V. 91 ff.):

Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch. —

Als Nisus und Euryalus den würdigen Häuptern der Trojaner ihren kühnen Entschluss, sich nächtlicher Weile zu dem abwesenden Aeneas durchzuschleichen, kund thun, bittet Nisus (IX, 234 ff.):

Audite o mentibus aequis,
Aeneadae, neve haec nostris spectentur ab annis,
Quae ferimus.

Ganz ähnlich Arnold von Melchthal (Tell I, 4):

O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe, nur ein Jüngling, zwischen euch,
Den Vielerfahrnen —
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede. —

Der Plan des trojanischen Heldenpares misslingt; auf der Flucht trennen sich die Freunde, Nisus entrinnt, Euryalus fällt den Feinden in die Hände. Um diese zu verwirren schleudert Nisus aus sicherem Versteck seine Lanze unter sie. Ihr Führer sucht vergeblich den Schützen zu erspähen, und schon zückt er sein Schwert auf den unschuldigen Euryalus.

Tum vero exterritus, amens
Conclamat Nisus:
Me, me, adsum, qui feci, in me convertite ferrum,
O Rutuli! mea fraus omnis (IX, 424. 427. 8) —,

gerade wie es in der Bürgschaft von dem rettenden Freunde heisst:

„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget,
Hier bin ich, für den er gebürget.“ —

Als Aeneas um den Tod des edeln Pallas zu rächen unter den verhassten Rutulern wüthet, geräth ihm auch der unkriegerische Mago in den Weg; dem Lanzenwurfe des Trojaners listig entronnen, sucht er Gnade

Et genua amplectens effatur talia supplex:
— Est domus alta; iacent penitus defossa talenta
Caelati argenti, sunt auri pondera facti
Infectique mihi (X, 523. 526 ff.).

Ein Seitenstück zu der Montgomery-Scene in der Jungfrau von Orleans (II, 6. 7).

Bittend will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn,

sagt der Walliser, aber vergeblich ruft er:

Lass mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!
Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim —
Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn.

Haben hier Virgil und Schiller aus der gemeinsamen Quelle (Homer *K* 372 ff.) geschöpft, wie allgemein angenommen wird, oder schwebte unserem Dichter zunächst die Stelle des römischen Epikers vor? — Unverkennbar ist die Uebereinstimmung der Situation Aen. X, 843 und Braut von Messina V. 2265 ff. Der erschlagene Lausus wird zu seinem Vater gebracht; da heisst es von diesem:

Adgnovit longe gemitum praesaga mali mens.

So ruft Isabella, als ein Trauermarsch die Ankunft der Leiche Don Manuels verkündet:

Was naht sich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo sind meine Söhne? —

Wenn Turnus (XII, 95) seinen Speer vor dem entscheidenden Wurfe anredet:

Nunc, o numquam frustrata vocatus
Hasta meos, nunc tempus adest,

so entgeht niemandem die Analogie mit Tell (IV, 3):

Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlass mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt. —

Auch in der Charakterschilderung finden sich auffallende Uebereinstimmungen. Die Worte, durch welche Nisus erbarmen mit seinem unglücklichen Freunde zu erwecken sucht: Tantum infelicem nimium dilexit amicum (IX, 430), sie könnten als Motto auf dem Leichensteine des Marquis Posa stehen,

wie sie denn auch an die Anerkennung des grossen todten aus dem Munde des Infanten erinnern:

> Sein schöner Lebenslauf war Liebe, Liebe
> Für mich sein grosser, schöner Tod (V, 4).

Talbot, der „himmelstürmend hunderthändige", „der mit mörderischem Schwert die Völker niedermähet in den Schlachten", den weder Himmel noch Hölle kümmert, ruft das Bild des trotzigen Mezentius zurück, des „contemptor divom" (Aen. VIII, 7), der unzählige Feinde zu Boden streckt (X, 689—754), dem seine tapfere rechte der einzige Gott ist, den er in der Gefahr anruft (X, 773), und dessen Wahlspruch lautet: Nec mortem horremus nec divom parcimus ulli (X, 880).

Bilder und Gleichnisse aus der Aeneide haben Schiller wiederholt vorgeschwebt. Aus zwei Vergleichungen, Aen. II, 304 ff.:

> (In segetem veluti cum flamma furentibus Austris
> Incidit) aut rapidus montano flumine torrens
> Sternit agros, sternit sata laeta boumque labores
> Praecipitesque trahit silvas, stupet inscius alto
> Accipiens sonitum saxi de vertice pastor —

und Aen. XII, 523 ff.:

> Aut ubi decursu rapido de montibus altis
> Dant sonitum spumosi amnes et in aequora currunt
> Quisque suum populatus iter —

hat Schiller Züge in der prächtigen ersten Strophe der „Macht des Gesanges" vereinigt. — Das gewaltige Element des Feuers erscheint dem Dichter der Aeneide, wenn es in ungezähmter Wildheit auftritt, unter dem Bilde eines entzügelten Rosses: furit immissis Volcanus habenis (V, 662); die gleiche Anschauung schwebt dem Dichter der Glocke vor:

> Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
> Wenn sie der Fessel sich entrafft —
> Wehe, wenn sie losgelassen —.

Wie Virgil von einer facies laborum spricht (VI, 103), so Schiller von dem Antlitz der That (Braut von Messina V. 2006: Ein anderes Antlitz, eh sie geschehen, Ein anderes zeigt die vollbrachte That). — Der Fels als Bild unerschütterlicher Festigkeit im Entschluss findet sich bei beiden Dichtern (Aen.

VII, 586. Wall. Tod IV, 8: O einen Felsen streb' ich zu bewegen). Die feindlichen Mächte, welche an diesem Felsen rütteln, gleichen den Stürmen; so muss Latinus, endlich doch dem Andrange weichend, gestehen: ferimur procella (VII, 594), und als Elisabeth dem zum festen beharren ermahnenden Shrewsbury erwidert: Ihr seht, wie sie mich drängen!, fragt dieser vorwurfsvoll: Soll dich der Augenblick im Sturme mit sich führen? — Den furchtbar schönen Vergleich, durch welchen Virgil den Eindruck seines rächend nahenden Helden auf die Feinde schildert:

> Non secus ac liquida si quando nocte cometae
> Sanguinei lugubre rubent aut Sirius ardor;
> Ille sitim morbosque ferens mortalibus aegris
> Nascitur et laevo contristat lumine coelum (X, 272. 3)

überträgt Schiller in gedrängterer Fassung auf Burgund (Jungfrau III, 4):

> Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
> Da du vorhin in blutroth düsterm Schein,
> Ein Schreckensmond, an diesem Himmel hingst. —

Dagegen erhält das Aen. V, 302 nur angedeutete Bild (multi praeterea, quos fama obscura recondit) in der Braut von Messina V. 283 ff. eine Ausführung, welche es zum vollen Eigenthum des deutschen Dichters macht; man vergleiche nur:

> Völker verrauschen,
> Namen verklingen,
> Finstre Vergessenheit
> Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
> Ueber ganzen Geschlechtern aus. —

Wiederholt trifft Schiller mit Virgil in der Vergleichung des Schwertes mit der Sichel in der Hand des Schnitters überein; so Jungfr. Prol. 3:

> Und Talbot, der mit mörderischem Schwert
> Die Völker niedermähet in den Schlachten. —

Ueberaus zahlreich ist die Menge der an Virgil erinnernden Gedanken aller Art. Die Auswahl derselben zu beschränken würde hier ganz besonders Pflicht sein, wenn nicht gerade die Masse erst die Gewissheit gäbe, dass wir hier nicht zufällige Uebereinstimmung, sondern wirkliche Reminiscenzen,

sei es bewusste oder unbewusste, vor uns haben, was sich für den einzelnen Fall nie zwingend beweisen lässt.

Die Art des einherschreitens als Kennzeichen übermenschlicher Natur zu nehmen, wie es in den Kranichen des Ibycus geschieht (So schreiten keine irdschen Weiber), ist ein Gedanke, der auf Aen. I, 405 zurückweist, wo von der in irdischer Gestalt ihrem Sohne erschienenen Venus gesagt wird: et vera incessu patuit dea (nämlich beim verschwinden). — Auf einem der Gemälde im Juno-Tempel zu Carthago ist dargestellt, wie die Troerinnen hilfesuchend zum Tempel Minervens ziehen, tunsae pectora palmis (I, 481), was Schiller, allerdings dem Originale im Wortlaut nicht ganz entsprechend, auf die um Trojas Fall klagenden Frauen übertragen hat (Siegesfest, am Anfang). — Wenn Aeneas über Didos Edelmuth entzückt, in das begeisterte Lob ausbricht:

— quae te tam laeta tulerunt
Saecula! qui tanti talem genuere parentes (I, 605. 6),

so denkt man dabei an die Fragen, welche der Erzbischof an Johanna richtet:

Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich, wo sind
Die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten? (Jungfr. I, 10.) —

Die Worte: polus dum sidera pascit (I, 608) könnten leicht das Thema zu Schillers Räthsel vom Monde und den Sternen geliefert haben. — Helena, die verderbliche Anstifterin des Krieges, heisst (II, 573) Trojae et patriae communis Erinys; so erscheint auch Maria Stuart dem Grossschatzmeister (II, 3):

Und in dem Schloss zu Fotheringhay sitzt
Die Ate dieses ewgen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieses Reich entzündet. —

Dem erregten Gemüthe ist selbst die Stille furchtbar, ipsa silentia terrent (II, 755), ein Gedanke, den Beatrice in der Braut von Messina fast wörtlich wiederholt (V. 986: Es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen). — „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke"; mit demselben Gefühl verlässt Aeneas die rauchenden Trümmer seiner Vaterstadt. Nec spes ulla dabatur; cessi — so schliesst er seinen Bericht vom Untergange Trojas (II, 803). — Die bekannte Schilderung der

entmenschten Weiber, die „noch zuckend, mit des Panthers Zähnen, des Feindes Herz zerreissen“, passt vielleicht besser zu dem Cyklopen Polyphemus, den Achemenides beim gräulichen Frasse beobachtet, cum tepidi tremerent sub dentibus artus (III, 627). — Ganz so wie Dido ist auch Maria Stuart durch die Liebesglut der weiblichen Zucht entfremdet; von jener erzählt Virgil (IV, 170. 1):

— neque enim specie famāve movetur
Nec jam furtivum Dido meditatur amorem,

von dieser heisst es bei Schiller (I, 4):

Verlassen hatte euch die zarte Scheu
Der Menschen; eure Wangen, sonst der Sitz
Schamhaft erröthender Bescheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimnisses
Von euch. —

Die Worte der sterbenden Sidonierin:

Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi (IV, 653)

finden einen Wiederhall in „des Mädchens Klage“:

Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet. —

Der Czar Boris (Sch. Demetrius) sollte sich, als er, seinen gewissen Fall vor Augen, keinen andern seiner würdigen Ausweg als Selbstmord sah, über sein Schicksal durch den Gedanken an seine glorreiche Vergangenheit trösten, wie die sterbende Dido, deren Worte:

Et nunc magna mei sub terras ibit imago.
Urbem praeclaram statui, mea moenia vidi (Aen. IV, 654. 5)

in dem Entwurfe des Demetrius (Goedekes Histor.-kritische Ausg. XV, 2 S. 554) von Schiller, und zwar in umgekehrter Ordnung der Verse, citiert sind. —

Was der römische Dichter die Sibylla von der Unterwelt sagen lässt (VI, 127 ff.):

Noctes atque dies patet atri janua Ditis,
Sed revocare gradum superasque evadere ad auras,
Hic opus, hic labor est

lesen wir in schlichterer und gedrängterer Fassung in der Klage der Ceres:

Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück. —

Eine sprachliche Umbildung hat das römische Original im Eleusischen Feste erfahren; trotzdem lassen sich dessen Worte: procumbunt piceae, sonat icta securibus ilex (VI, 180) in der Schillerschen Fassung:

Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald

leicht wiedererkennen. — Dem Glauben, den Schiller im Liede „an die Freunde“ ausspricht:

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten —
Und ein edler Volk hat einst gelebt

begegnen wir schon in der Aeneide (VI, 648. 9):

Hic genus anticum Teucri, pulcherrima proles,
Magnanimi heroes, nati melioribus annis. —

Die Freuden des Elysiums geniessen unter anderen auserwählten, qui sacerdotes casti, dum vita manebat (VI, 661), mit Recht, denn:

Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel (M. St. V, 7). —

Ob sich Schiller des römischen Vorbildes erinnern mochte, als er im Spaziergange schrieb:

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen
Und vom Meissel beseelt redet der fühlende Stein.

Die Worte VI, 848. 9:

Excudunt alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore voltus

lassen es vermuthen. — Was im Eleusischen Fest der Ceres, in der Glocke der „heilgen Ordnung“ zugeschrieben wird, die Bezähmung wilder Sitten und die Vereinigung der zerstreut lebenden Menschen zu der bürgerlichen Gesellschaft, dasselbe preist der Dichter der Aeneide an Saturnus:

Is genus indocile ac dispersum montibus altis
Composuit legesque dedit (VIII, 321. 2). —

Aen. IX, 132 rechtfertigt Turnus sein Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges mit den Worten:

— tot milia, gentes
Arma ferunt Italae.

Die gleiche Steigerung der Zahl durch die Hervorhebung der Beschaffenheit der Krieger fällt in der Aeusserung Wrangels (Wall. Tod I, 5) auf:

Fünf Regimenter gilt es, schwedisch Volk. —

Bringt mir meinen Vater zurück, beschwört der geängstete Ascanius das Freundespar Nisus und Euryalus, nihil illo triste recepto (IX, 262). Dieser Worte erinnert man sich unwillkürlich, wenn Don Carlos beim wiedersehen des ersehnten Freundes ausruft:

O du bists!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen.
O jetzt ist Alles wieder gut (I, 2). —

„Und muss ich so dich wiederfinden?", klagt der korinthische Gastfreund bei dem Anblick des ruchlos ermordeten Ibycus; hunc ego te, Euryale, adspicio?, jammert die Mutter, als sie das entstellte Haupt des erschlagenen Lieblings wiedersieht (IX, 481). — Der entsetzliche Jammer, den der Krieg in die Familien trägt, wird von beiden Dichtern ganz ähnlich geschildert; bei Virgil heisst es (XI, 215 ff.):

Hic matres miseraeque nurus, hic cara sororum
Pectora maerentum puerique parentibus orbi
Dirum exsecrantur bellum;

bei Schiller ruft die Jungfrau (II, 7) dem Walliser zürnend zu:

Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden sind durch euch! —

In energischer Kürze spricht Buttler, wenn er erklärt: Sein Los ist meines, dasselbe aus, was Amata (XII, 61) gegen Turnus äussert:

Qui te cumque manent isto certamine casus,
Et me, Turne, manent. —

Umgekehrt wird aus den Worten: aetheraque obscurant pennis (volucres XII, 253) in den Kranichen die Halbstrophe:

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüber ziehn. —

Der Gegensatz zwischen leichtem Spiel und bitterem Ernste, zwischen geringem Gewinn und höchstem Preise, wie er Aen. XII, 764. 5 mit schlagender Kürze formuliert ist:

— neque enim levia aut ludicra petuntur
Praemia, sed Turni de vita et sanguine certant

kehrt weiter ausgeführt in Tells berühmtem Monologe (IV, 3) wieder:

Lässt sichs
Der Jäger nicht verdriessen, Tage lang
Umher zu streifen —
Um ein armselig Gratthier zu erjagen —
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds —
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschiessen. — Aber heute will ich
Den Meisterschuss thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen. —

Viele alte bekannte aus Virgil finden wir unter Schillers schmückenden Beiwörtern wieder. Manche derselben sind freilich so natürlich, um nicht zu sagen selbstverständlich, dass es sehr die Frage ist, ob wir es bei ihnen mit Reminiscenzen zu thun haben, wie wenn Schiller gleich Virgil die Schiffe „hohe“ nennt; andere dagegen sind apart genug, um die Annahme nahe zu legen, dass unser Dichter sie als willkommene Zier und Bereicherung seiner Sprache dem antiken Meister abgeborgt hat. Aen. II, 154 ruft Sinon aus: vos, aeterni ignes, testor — Reding (Tell II, 2) schwört „droben bei den ewgen Sternen“. Die portae bipatentes (II, 330) kehren in dem „doppelt geöffneten“ Hause (Handschuh) wieder. Für den vielgedeuteten Ausdruck caeco Marte (II,335) gibt es keine bessere Auslegung als die Parallelstelle Piccol. II, 7:

Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth,
In hellgeschiednem Kampfe sah man jetzt
Die Festigkeit der Kühnheit widerstehn. —

Sehr glücklich verwendet Schiller tumidum colubrum (II, 472) in den Kranichen des Ibycus:

> Da sieht man Schlangen hier und Nattern
> Die giftgeschwollnen Bäuche blähn. —

Die terra altrix wird im Eleusischen Feste zum „mütterlichen Grund". Das (erst später von der bessernden Hand des Dichters hinzugefügte) Beiwort des Porticus „räumig" (Pompeji und Herculanum) stammt wol aus den porticibus amplis (III, 353). Die „dunkelnden Geschwader" (Jungfr. Prol. 3) sind von den wimmelnden Ameisen Virgils (IV, 404: it nigrum campis agmen) treffend auf die Bienen übertragen. Für den „einsiedlerischen Vogel" (Jungfr. Prol. 2) wird man in Virgils sola bubo, womit zugleich der eigenthümliche Ausdruck unseres Dichters erklärt ist, ohne Bedenken das Original anerkennen. Die campi liquentes (VI, 724) werden ebenso gewählt zur Bezeichnung des Meeres gebraucht wie das „grüne, krystallene Feld" (Braut v. M. V. 925). Den „thränenreichen" Krieg (Jungfr. I, 7) könnte Schiller freilich ebenso gut aus Homers δακρυόεις πόλεμος wie aus Virgils lacrimabile bellum (VII, 604) haben. Sicherer ist die Beziehung auf das römische Vorbild der annosa ornus (X, 766), wenn es in der Jungfrau V, 1 lautet: Krachend beugen die altverjährten Eschen ihre Kronen. Wiederholt bezeichnet Schiller die Missgunst mit dem von Virgil gebrauchten Epitheton (obliqua invidia XI, 337); Braut v. M. 1278 wird die „scheele Missgunst" erwähnt, und Tell I, 2 heisst es, dass Gessler „jedes Biedermannes Glück mit scheelen Augen giftger Missgunst" ansehe. Eine analoge Bildung zu dem ignipotens Volcanus (XII, 90) ist der „ländergewaltge" Burgund (Jungfr. Prol. 3).

Dass Schiller überhaupt der Diction Virgils, die er selbst „unerreichbar" nennt, nicht wenig verdankt, wird aus der folgenden Zusammenstellung verwandter oder gleichlautender Ausdrücke und Wendungen hervorgehen.

Götter Griechenlands: Meldeten den grossen Freudenbringer.
Aen. I, 734: laetitiae dator.

Taucher: Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
V, 178: ut fundo redditus imo est.

Taucher: Und Flut auf Flut sich ohn'-Ende drängt.
V, 193: sequacibus undis.
Gang nach dem Eisenhammer:
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächtgen Streichen
Muss selbst das Eisen sich erweichen.
VIII, 452: Illi inter sese magna vi brachia tollunt
In numerum.
Bürgschaft: Und die Angst beflügelt den eilenden Fuss.
VIII, 224: pedibus timor addidit alas.
das.: Des Hauses redlicher Hüter.
IX, 648: fidusque ad limina custos.
Glocke: Es wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus.
I, 433: distendunt cellas.
das.: Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt.
V, 759: vicina astris.
Siegesfest: Und in langen Reihen, klagend
Sass der Troerinnen Schaar.
II, 766: Pueri et pavidae longo ordine matres
Stant circum.
Wall. Lager a. E.: Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.
V, 230: vitamque volunt pro laude pacisci.
Piccolom. I, 2: — die und ihresgleichen lasst
Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den sie allein doch angezündet haben.
XII, 804: infandum accendere bellum.
das. I, 4: Es presste mir das Innerste zusammen.
III, 47: mentem pressus.
das. III, 8: — Tritt vor sein Auge hin,
Das fest auf dich gespannt ist.
V, 508: oculosque tetendit.
das. IV, 5: Zeigt! Das ist eine Pracht von einem Becher!
Von Golde schwer —
I, 728: gravem auro pateram.
Wall. Tod III, 13: Schon einmal galt ich euch statt eines Heers,
Ich Einzelner.
VII, 707: Agmen agens Clausus magnique ipse agminis instar.
das. III, 15: Und jetzt, da wir —
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Last
Gewälzt —
I, 9: tot volvere casus.

Wall. Tod III, 21: Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels,
Es ist dem Untergang geweiht.
I, 712: infelix, pesti devota futurae.

Maria Stuart IV, 10: Sie ist die Furie meines Lebens, mir
Ein Plagegeist, vom Schicksal angeheftet.
VI, 90: Teucris addita Juno.

Jungfrau Prol. 3: Vier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen.
I, 419. 20: — collem, qui plurimus urbi
Imminet.

das.: „darniederkämpfen"; VI, 854: debellare.

das.: „Heuschreckwolke"; nach VII, 705: volucrum nubem.

das.: Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüstete.
IX, 772: vastator ferarum.

das.: So goss sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilden.
X, 809: nubem belli.

das.: So sucht der Franke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
XI, 882: tuta domorum.

Jungfrau I, 9: vor Schrecken sinnlos.
XII, 776: amens formidine.

das.: Der, hochbetroffen, steht bewegungslos.
V, 529: attonitis haesere animis.

das. I, 10: Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag —
II, 265: urbem somno vinoque sepultam.

das. II, 4: Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht
Von euch —
II, 360: nox cava umbra.

das. II, 6: Und jetzo führt mich das verderbliche Geschick
In diese Mordschlacht —
X, 380. 1: Obvius huic primum, fatis adductus iniquis,
Fit Lagus.

das.: Burgund. Doch thats euch sehr um unsre Freundschaft noth,
Und theuer kaufte sie der Reichsverweser.
Talbot. Ja theuer, theuer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.
X, 494. 5: haud illi stabunt Aeneia parvo
Hospitia.

das. II, 7: — nicht lebendig mehr
Zurücke messen werdet ihr das heilge Meer.
II, 181: pelagoque remenso.

das. IV, 1: Die Waffen ruhn; X, 836: arma quiescunt.

Braut v. Mess. V. 404: Wem die Locken noch jugendlich grünen.
V, 295: viridique juventa.
das. V. 925: Wer das grüne, krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele —
II, 780: aequor arandum.
das. V. 1978: Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen.
XI, 64: feretrum texunt.
das. V. 2440: Da liegen meine Hoffnungen.
V, 672: vestras spes uritis.
Tell I, 2: Denn, was dich pressste, sieh, das wusst' ich längst.
VII, 368: Faunique premunt te jussa.
das. II, 1: — ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung, sie ergriff
Dein offnes Ohr —
III, 294: occupat auris.
das. III, 1: Der Tod in hundert wechselnden Gestalten.
II, 369: plurima mortis imago.
das. III, 3: Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.
X, 887: Immanem aerato circumfert tegmine silvam (jaculorum).
das. IV, 1: Die Wasserwüste; II, 780: vastum maris aequor.

Aus obiger Aufzählung, welche eben nur eine Auswahl bietet, scheint mir mit Evidenz hervorzugehen, dass Schillers Beschäftigung mit Virgil keineswegs mit dem Jahre 1791 abschliesst.

Doch kommen zu diesem Resultate, welches allein kaum wichtig genug sein dürfte, um die Häufung des Beweismaterials zu rechtfertigen, noch manche andere. Der aufmerksame Leser, dem sie nicht entgangen sein werden, wolle mir gestatten zum Schluss einige derselben kurz zu berühren.

1. Schiller hat die ganze Aeneide studiert, weil sein für das schöne erschlossener Blick nicht nur in einzelnen Gesängen die Grösse des Dichters entdeckte; wenn er für die Uebersetzung eine Auswahl traf, so rechtfertigte er damit nicht die heutige Modeansicht, dass aus dem 2. und 4. Gesange der Genius Virgils genügend begriffen werde.

2. Es ist einseitig und irrig, bei Schiller die Anklänge an antike Dichter lediglich, wie in der Jungfrau und im Tell, auf Homer oder, wie in der Braut von Messina, auf die griechischen Tragiker zurückzuführen.

3. Schillers Originalität erleidet durch die zahlreichen Uebereinstimmungen mit seinem grossen Kunstgenossen keine

Einbusse; denn er hat das fremde nur in den seltensten Fällen nach Form und Inhalt sich angeeignet, sonst aber mit seltener Meisterschaft durch Umschmelzung, Verkürzung oder Erweiterung dem entliehenen das Gepräge seiner eigenen Individualität gegeben. Er hat so auch nach dieser Seite zur Bereicherung unseres Sprach- und Gedankenschatzes beigetragen und verdient unseren Dank dafür, dass er poetische Schönheiten, die vorher nur einem engeren Kreise zugänglich waren, zum Gemeingut der Nation gemacht hat.

4. Gewisse auffällige Ausdrücke und Wendungen Schillers verlieren ihr befremdliches, wenn man auf die römische Quelle zurückgeht. In anderen Fällen finden manche dunkele Stellen des einzigen classischen Autors, den Schiller gründlich im Original gelesen und studiert hat, ihre beste Erklärung durch die Nachbildung des deutschen Dichters.

Wie aber, wenn trotz alledem in allen jenen Uebereinstimmungen das blosse Spiel des Zufalls waltete? So bliebe wenigstens das eine Resultat, das, so trivial es ist, aufs neue bestätigt zu sehen vielleicht doch interessiert, dass gewisse dichterische Schönheiten in Anschauung, Empfindung, Gedanken, Bild und Ausdruck nicht das Eigenthum einzelner Völker und Dichter sind, sondern den verschiedensten Nationen, Individuen und Zeiten gemeinsam angehören.

„Hektors Abschied“ und Ossian.

Von

Wilhelm Fielitz.

Ob Schiller auf der Militär-Akademie den Homer gelesen, ist mehr als zweifelhaft. Ludwig Hirzel hat es in seinem Programm „Ueber Schillers Beziehungen zum Alterthume“ (Aarau 1872) S. 8 auf das Zeugniss von Conz, in der Zeitung für die eleg. Welt 1823 S. 35, angenommen, welcher berichtet, Schiller habe bei dem Professor Nast den Homer im Original gelesen und liebgewonnen, und Hirzel führt als weiteren Beleg S. 15 Schillers eigene Aeusserung aus der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung an. In dem frühen Alter, sage Schiller, wo er Shakespeare kennen gelernt, sei er noch nicht fähig gewesen die Natur aus der ersten Hand zu verstehen; gerade so sei es ihm damals auch mit Homer ergangen. Aber dies damals ist Hirzels Zusatz, Schiller selbst sagt ausdrücklich (krit. Ausg. X S. 447): „mit dem Homer, den ich in einer noch späteren Periode kennen lernte“. Wie wenn diese Periode erst die Volkstädter und Rudolstädter Zeit wäre, wo er den Homer eifrig in der Vossischen und der Stolbergischen Uebersetzung las? Aus einer früheren Zeit sind Homer-Studien von ihm bisher nicht bekannt. Diesem eigenen Zeugniss Schillers gegenüber muss Conz' Zeugniss doch wol zurückstehen, aus dem Gedichte „Hektors Abschied“ aber lässt sich für eine Homer-Lectüre Schillers gar nichts folgern. Wenn schon in seinem angeführten Bekenntniss über seine späte Homer-Lectüre das gerade dem sechsten Buche der Ilias entnommene Beispiel von Glaukos und Diomedes es wahrscheinlich macht, dass er eben das ganze sechste Buch, die Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία, erst in

jener „noch späteren“ Periode kennen gelernt habe, so bietet das Gedicht selbst kaum eine Aehnlichkeit mit der Homerischen Scene, welche auf eine Kenntniss derselben schliessen liesse. Dass beide Andromachen den Gatten an den kleinen Astyanax erinnern, dass Schillers Hektor sagt: „Meine Schultern tragen Ilium“ und: „lass das Trauern“, während es bei Homer heisst Z 403: *οἶος γὰρ ἐρύετο Ἴλιον Ἕκτωρ*, und 486: *Δαιμονίη, μή μοί τι λίην ἀκαχίζεο θυμῷ*, das sind alle Vergleichungspuncte, die man herausfinden könnte, und diese Aehnlichkeiten — das wird jeder zugestehen — sind für jeden Bearbeiter dieses Stoffes, er mag Homer kennen oder nicht, geradezu unvermeidlich. Im übrigen stehen beide Dichtungen völlig fremd neben einander. Man betrachte die Situation. Bei Homer findet die Begegnung am Skaeischen Thore statt, an Achills Theilnahme am Kampf, ja an Patroklos' Auszug gegen Troja wird noch gar nicht gedacht, Hektor selbst hält (486) eine frohe Heimkehr für möglich, *οὐ γάρ τίς μ' ὑπὲρ αἶσαν ἀνὴρ Ἄϊδι προϊάψει*, jedes pointierte zuspitzen der Situation verschmäht Homers ruhige Plastik. Wie effectreich dagegen Schiller! Patroklos ist gefallen, Achill rast an den Mauern und wartet Rache schnaubend auf sein Opfer. Der Abschied findet zu Hause statt, Andromache muss selbst das Schwert umgürten, Hektor geht in den sicheren Tod. Es ist klar, wie rein modern die Scene erfunden und ausgeführt ist; um sie so zu erfinden, dazu braucht niemand den Homer gelesen zu haben, sie konnte von einem modernen Dichter kaum anders erfunden werden, wenn er von Hektor, Andromache und dem troischen Kriege nur die allgemeinste Kenntniss hatte.

Durch einen Zufall bin ich nun auf eine andere Quelle gestossen, aus welcher ein Theil der Vorstellungen und Motive in Schillers Gedicht übergeflossen zu sein scheint. Der Professor an der Militärakademie und am Gymnasium zu Stuttgart Balthasar Haug, der Vater von Schillers Jugendfreund, dem späteren Epigrammatisten Friedr. Haug, gab bis 1780 das Schwäbische Magazin von gelehrten Sachen, das jährlich in zwölf Stücken erschien, heraus. Vom Jahre 1781 ab verwandelte sich diese Zeitschrift in eine andere: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. Augspurg, verlegt von

Conrad Heinrich Stage“. Dieselbe erschien als Quartalschrift, aber ohne feste Termine. Dass Balthasar Haugs schwäbisches Magazin mit Schiller in Verbindung stand und also von letzterem gelesen wurde, ist bekannt. Dass auch der „Zustand der Wissenschaften und Künste“ in diesem Verhältniss blieb, ist an sich und durch äussere Indicien wahrscheinlich. So werden im ersten Stück 1781 S. 206 Hovens und Schillers Dissertationen als Nachtrag zu der Beschreibung der letzten Prüfungen in der Akademie (December 1780) genannt, so enthält das zweite Stück (geschlossen am 28. Sept. 1781) S. 467 eine kurze Anzeige der Räuber, deren Verfasser sogar weiss, dass der Dichter augenblicklich das Stück fürs Theater umschaffe, und es ein „Produkt des teutschen Wizes nennt, an dem nächstens viele Kleinmeister wie Zwergen hinaufgaffen werden“. Eigenthümlich, ja auffallend sind für Schillers Beziehungen zu dieser Zeitschrift zwei Thatsachen: In Schillers Wirtembergischem Repertorium der Literatur 1782, I ist das dritte Stück von Haugs „Zustand“ angezeigt mit den beissenden Worten:

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören. H.

Nach Petersen wäre dieser H. — Schiller selbst. Soll das ein flacher oder ein scharfer Hieb sein? Noch eigenthümlicher wird diese Bissigkeit des Repertoriums gegen Haug dadurch, dass dieser selbst in der Stuttgardischen privilegirten Zeitung vom Samstag d. 3. Aug. 1782, Stück 93, bekannt macht: „Den Abonnenten auf den in Augsburg ausgegebenen Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben von 1781 inn und ausser Landes wird zu wissen gethan, dass diese Schrift anderer Geschäfte halber, künftig nur nach Convenienz der Verfasser fortgesetzt und meistens nur Litterarhistorie enthalten wird, da ohnehin jetzt ein sogenanntes Repertorium für Wirtemberg vorhanden und noch anderes mehr für die Litteratur zu hoffen ist. Die Pränumeranten auf 1782 haben also ihr Geld zurückzunehmen —.

Der Herausgeber“.

Ob noch eine Fortsetzung erschienen, ist mir nicht bekannt, interessant aber ist, dass Haugs Zeitschrift ausgesprochenermassen vom Schauplatz abtrat zu Gunsten des Schillerschen

Repertoriums, und es kann nicht zweifelhaft sein, dass dieselbe, so lange sie bestand, für Schiller und — darf ich hinzusetzen — seine Freunde ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war.

Das erste Heft des „Zustandes“ nun, welches das Schlussdatum 15. April 1781 trägt, enthält S. 34—56 eine Uebersetzung von „Ossians Karrik-Thura. Aus dem Englischen von H.“. In diesem Gesange kommen zwei Abschiedsscenen von Liebesparen vor; und in diesen sind die Anklänge des trochaeischen Metrums, der Worte, der Motive an Schillers Gedicht um so auffallender, als letzteres in und mit den Räubern damals zwar fertig, aber noch nicht im Druck befindlich war, wie Schillers Brief an Petersen vom 15. April 1781 beweist. Der Uebersetzer des Ossianschen Gesanges muss also Schillers Gedicht, oder Schiller diese Uebersetzung gekannt haben; H. wird von Hoven sein, der auch in der Anthologie S. 112 (krit. Ausg. I S. 265) „Ossians Sonnengesang aus dem Gedichte Karthon“ unter derselben Chiffre übersetzte. Die Verwandtschaft zwischen Schillers Gedicht und gerade jener Uebersetzung wird noch in schärferes Licht treten, wenn ich letzterer die entsprechenden Stellen aus der damals verbreitetsten Ossian-Uebersetzung von Michael Denis vorausschicke.

Das erste Liebespar ist der Jäger Silrich und seine geliebte, Vinvela. (Denis III S. 81.)

Silrich.

— —
Weit, o Vinvela! weit hinan
Zieh ich auf Fingals Kriegesbahn.
Die Doggen springen nimmer um mich her,
Den Hügel steig' ich nimmer mehr.
Du wandelst an der Ebne Bach,
Schön glänzend, wie der Himmelsbogen,
Und wie der Mond auf westlichen Wogen;
Und ich! ich blicke dir von Höhen nimmer nach!

Vinvela.

So gehst du denn? o Silrich, ach!
Ich bleib' am Hügel ohne dich!
Hoch auf dem Gipfel zeiget sich
Das Wild, und graset furchtlos hin.
Kein streifender Wind von ungefähr,

Kein Blättersäuseln schreckt es mehr.
Der Jäger zog ins ferne Land,
Im Gräberfelde wandelt er.
Ihr Fremden! Wellenkinder ihr!
Des holden Silrich schonet mir!

Silrich.

Rufft kämpfend mich mein Schicksal ab,
Vinvela! baue mir das Grab.
Ein Erdenhügel und ein grauer Stein
Soll bey der Afterwelt mein Denkmaal seyn.
Wenn einst der Mittag es umblitzt,
Und dann ein Waidmann nahe sitzt,
Und seinen Hunger stillt, und sagt:
Hier ruht ein Krieger! O dann ragt
Mein Ruhm in seinem Lob' empor! —
Vinvela! wenn dein Silrich sich
Am Grunde strecket, denk' an mich!

Vinvela.

Ja! denken will ich stäts an dich!
Mein Liebster! ach mir ahnt dein End!
Und bin ich einst von dir auf alle Zeit getrennt,
Was thu' ich? Wenn der Mittag brennt,
Dann ist auf diesen Hügeln meine Spur,
Dann schweif' ich durch die stille Flur;
Dort werd' ich jene Stelle sehn,
Wo Silrich seine Ruhe nahm,
Wann er vom Jagen wieder kam.
Gewiss! Mein Silrich fällt dahin;
Doch ewig, ewig denk' ich ihn!

Silrich kehrt heim, aber Vinvela ist inzwischen vor Gram gestorben und erscheint ihm als Schatten. In dem folgenden Zwiegespräch sagt Silrich die Verse:

Verweile, mein Vergnügen! Ach
Verweil' und sieh! Dir wein' ich nach!

Die zweite Abschiedsscene, welche in demselben Gesange vorgetragen wird, spielt zwischen Connal und seiner Crimora.

Connal.

Der Krieg, Crimora! kömmt herbey.
Kaum wirds auf Morvens Höhen tagen,
So wills mit uns der grimme Dargo wagen.

Auf Fingals Haus zielt seine Macht,
Aufs Haus der Wunden und der Schlacht.

— —

O bring mir Rinvals deines Vaters Schild,
Den wölbenden, den eisenen Schild.

Crimora.

Den Schild, o Connal! bring' ich dir.
Doch dieser Schild, der schützte mir
Den Vater nicht. Er fiel durch Gormars Speer.
Vielleicht färbt Connal auch ein fremd Gewehr!

Connal.

Vielleicht! — Dann baue mir mein Grab.
Ein Erdewall, und mancher graue Stein,
Crimora! soll mein Angedenken seyn.
Oft sey dein rothes Aug darauf geneigt,
Und oft die Brust geklopft, die gramvoll steigt.
Du bist zwar holder, als des Hügels Luft,
Und schön, Geliebte! wie das Licht;
Allein vergib! Ich harre nicht. —
Crimora! baue mir das Grab!

Crimora.

O tritt mir diese Waffen ab,
Den Speer von Staal, das helle Schwert!
Ich bin zum Kriege dein Gefährt,
Und meines liebsten Connal Schild.
Ihr Klippen Ardvens, und du Wild,
Ihr Hügelquellen! lebet wohl!
Wir sehen euch das letztemal.
Ein fernes Erdreich decket unsern Fall.

Ich lasse nun dieselben Stellen des Gesanges in der Uebersetzung der Haugschen Zeitschrift folgen und notiere dazu in Anmerkungen die verwandten Stellen von Schillers Gedicht nach seiner ersten Fassung.

Schilrik.

— —

Weithin, o Vinvela, weit
Zieh ich hin zu Fingals Streit.
Nimmer werden meine Hunde mich begleiten.
Nimmer tret' ich auf den Hügel, ach!
Nimmer seh ich von den Höhen
Schön am Bach des Felds dich gehen.

Wie der Bogen dort am Himmel ruht
Wie das Mondlicht glänzet
Ueber blauer Flut.

Vinvela.

Ach! mein Schilrik, so bist du gegangen.
Auf dem Hügel bin ich nun allein.
Auf den Höhen das Gewild erscheinet.
Fruchtlos [!] grast es längs die Haid' hinein.
Nun den Wind es nimmer scheuet,
Wenn das Laub vom Baume rauschend niederfällt.*
Fern[e] ist der Jäger, ferne —
Fern im Gräberfeld.
Wellensöhne drüben,
Schonet meines Lieben!

Schilrik.

Muss ich sterben in dem Schlachtgefilde,
O dann baue hoch mein Grabmal auf!
Graue Steine, aufgehäufte Erde
Wahren mein Gedächtnuss
Ferner Nachwelt auf.
Sizt der Jäger einst an meinem Grabe,
Dass er sich an seinem Male labe,
Sey (lies: Sag') er: Kriegsmann hier!
Sags, mein Name lebe
Ruhmreich für und für!
Deines Lieben, o Vinvela, denke,
Wenn ich sterbend sinke!

Vinvela.

Ja! — mein Schilrik, deiner will ich denken
Weh! mein Lieber wird im Schlachtfeld sinken.
Was beginn ich dann?
Willst du dann auf ewig von mir weichen,
Weit dahin in wilden Kampf und Streit?**

* Das negative Motiv dieser und der vorigen Strophe überträgt Schiller so auf das Gebiet der Krieger- (oder Ritter-)thätigkeit:

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet.

** Schiller:

Willst dich, Hektor, ewig mir entreissen,
Wo des Aeaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schröklich Opfer bringt?

O dann werd ich am Mittag durchstreichen
Dieser Hügel Trauereinsamkeit.
Nach der Stätte deiner Ruh ich blike,
Wann du kehrtest von der Jagd zurüke.
Ach! mein Schilrik wird im Schlachtfeld sinken.
Aber meines Lieben will ich denken.*

Bei der Begegnung mit dem Schatten seiner Vinvela sagt Schilrik die Worte, die wiederum an den Anfang des Schillerschen Gedichts anklingen:

Willst du nicht, o meine Liebe, weilen?
Ewig ach! von deinem Schilrik eilen?
Weil und schau! die Thränen fliessen mir!

Crimora aber und Connal singen bei dem Haugschen Uebersetzer so:

Connal.

Der Streit, meine Liebe, ist nah!
Morgen wird der schrökliche erscheinen — **
Dargo — prüfen unsern Stamm!
Trozig ha! zu überwinden meinen —
Den Narb- und Schlachtenstamm.***
— —
Bring mir deines Vaters Schild —
Ruiwalds von Erz-Gewölbten — †
— —

Crimora.

Bringen will ich, weil du willt,
Bringen, Connal, dir den Schild.

Schiller schrieb übrigens „Anaciden“. Zweimal findet sich diese Form in den Räubern der ersten Ausgabe, und erst 1806 ist die richtige Form eingesetzt. (Krit. Ausg. I 127.)

* Nicht der Sinn, aber der Klang erinnert an Schillers:

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluss ertränken,
Aber meine Liebe nicht!

Der Reim: „sinken — denken“ weist auf schwäbischen Ursprung, vgl. Goedeke in der krit. Ausg. I S. 383. 387. In Schillers Jugendgedichten sind solche Reime bekanntlich häufig.

** Vergleiche das Motiv bei Schiller:

Horch! der Wilde rast schon an den Mauren.

*** Schiller: Priams grosser Heldenstamm.

† Schiller: Gürte mir das Schwerd um.

Aber meinen Vater konnte er
Nicht beschirmen — ach gesunken
Unter Gormars Speer!
Ach! auch du kannst nieder
Connal! sinken, und nicht wieder —
Kehren nimmermehr!

Connal.

Liebe, ich kann nieder
Sinken und nicht wieder
Kehren ach! zu dir! — —
Schön zwar, wie das Licht
Ist, Crimora, dein Gesicht.
Lieblich, wie des Lüftchens Wehen —
Doch will ich zum Kampfe gehen. —
Sterb ich, dann mein Grab erricht!

Crimora.

Gib mir dann die stralenreiche Waffen,
Schwerdt und Speer gib mir!
Dargo will ich stürzen,
Trauter, helfen dir!
Lebet wohl, ihr Ardvens hohe Felsen,
Lebet wohl, ihr Teiche, Ströme, wohl!
Nimmer sehen werden wir euch wieder;
Unsre Gräber sind in fremdem Land!

Die Verwandtschaft dieser Ossianischen Lieder mit Schillers Gedicht ist mir bei der mannigfachen Uebereinstimmung der gebrauchten Motive unzweifelhaft. Wenn Schiller schon die Situation seiner Helden dem Homer nicht entlehnte, sondern sie vielmehr willkürlich aus Homerischen, allbekannten Daten zusammensetzte, so hat er in der Ausführung des Gedichts sich nicht an Homer, sondern, bewusst oder unbewusst, an den ihm damals viel geistesverwandteren Ossian angelehnt. Dass er früh Ossian las und verehrte, würden wir als sicher annehmen müssen, auch wenn er nicht selbst es später an Lotte ausspräche. In seinem Kreise war Ossian an der Tagesordnung. Lernen wir doch Hoven als Uebersetzer einer Ossian-Stelle (in der Anthologie) bestimmt kennen; gab doch Petersen 1782 „die Gedichte Ossians neu verteutscht“ bei Heerbrandt in Tübingen*

* Ich habe auch diese Uebersetzung verglichen, jedoch für die Frage nach Schillers Verhältniss zu Ossian nichts erwähnenswerthes darin gefunden. Die Uebersetzung ist in Prosa.

heraus, und so scheint mir auch ein sachlicher Zusammenhang zwischen obiger Uebersetzung und dem gleichzeitigen, aber später veröffentlichten Gedicht Schillers unzweifelhaft. Stammt sie von Hoven her, so könnte es eine ältere Arbeit noch aus der akademischen Zeit sein, die jetzt erst veröffentlicht ward.* Dann wäre es gerade diese Uebersetzung gewesen, durch die Schiller beeinflusst wurde. Es wäre aber auch das Gegentheil möglich, dass der Uebersetzer das schon fertige Gedicht Schillers gekannt hätte und von ihm sich hätte beeinflussen lassen. — Uebrigens ist auch in dem andern lyrischen Zwiegespräch in den Räubern, dem zwischen Brutus und Caesar, das erscheinen des Geistes am Felsenhange eine echt Ossianische Situation.

---

* Hovens Biographie S. 57 erzählt von den dichterischen Bestrebungen jenes akademischen Kreises und dem vergeblichen bemühen, einen Buchhändler dafür zu gewinnen. „Wir mussten uns begnügen unsere Produktionen einzeln in andere Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigirte Schreibtafel, in die damaligen Musenalmanache u. s. w. und diejenigen, welche wir nach unserm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudlinschen Schwäbischen Musenalmanach, theils in Schillers Anthologie einrücken zu lassen."

Zur Entstehungsgeschichte von Schillers Wallenstein.

Von
Wilhelm Fielitz.

Als Schiller am 15. Oct. 1798 zum ersten Mal über seine Wallenstein-Trilogie an Iffland schrieb (Teichmann, litterar. Nachl. S. 200) — es war bald, nachdem die Zweitheilung des Dramas beschlossen war — äusserte er sich über die Piccolomini so: „Diess Stück enthält die ganze Exposition des Wallenstein und hört da auf, wo der Knoten geschürzt ist. Am Schlusse hat es einen Epilog, der den Uebergang zu dem dritten Stück bildet". Wo haben wir diesen Epilog zu suchen? Herr Hofrath Urlichs sagt in der Anzeige meiner „Studien zu Schillers Dramen" (Jen. Lit.-Ztg. 1876. Nr. 47. S. 734): „Mit der Nachricht von Sesinas Gefangennehmung (Picc. V, 2) ist die Schürzung des Knotens vollendet. Was folgt, die letzte Scene, ist der Epilog nach der Schürzung des Knotens, er enthält Maxens Vorsatz zu Wallenstein zu gehen". Mit welchem Rechte konnte Schiller von diesem Epilog sagen, er bilde den Uebergang zum dritten Stück? Offenbar nur deshalb, weil der in dieser Scene angekündigte Vorsatz Maxens, zu Wallenstein zu gehn, erst im dritten Stücke zur Ausführung kömmt. Schiller fand danach also diese Scene einzuschieben nöthig, damit durch das gedachte, hier angesponnene, dort weitergeführte Motiv die beiden Stücke, welche an dieser Stelle durch einen Act der Gewalt getrennt wurden, verbunden blieben. Aber ist an solchen Fäden, die aus dem einen Stücke ins andere hinüberlaufen, denn sonst ein Mangel? Die Gefangennahme Sesins, die hier an Octavio gemeldet wird, kömmt erst im zweiten Stücke vor die rechte Schmiede, an Wallenstein selbst. Ferner die astrologische Scene, die im ersten

Stücke angedeutet, im zweiten ausgeführt wird, die Unterschrift der Officiere, die hier erschlichen, dort überbracht wird, Maxens Liebe, die hier in ihrem Glück, dort in ihrem Unglück geschildert wird, Wallensteins, Octavios Pläne, die hier bloss Pläne sind und dort Thaten werden — ich frage, welche Erwägung konnte bei diesem breiten ununterbrochenen Zusammenhang der Handlung des einen Stücks mit der des andern den Dichter bestimmen noch ein Extra-Motiv bloss zu dem Zweck zu ersinnen, dass es beide Stücke verbinde, einen Uebergang aus dem einen ins andere bilde? Ich halte es für unmöglich, dass Schiller in seinen Worten an Iffland diese Scene sollte gemeint haben. Und er thut sich doch offenbar auf seinen Epilog etwas zu gut, er würde ihn sonst nicht gegen Iffland noch besonders erwähnen.

Wo ist also der Epilog? Als Wegweiser mögen uns Schillers eigene Worte bei einer ganz analogen Gelegenheit dienen. Als er am 24. December die Piccolomini an Iffland schickte, endete freilich das Stück nicht mit dem Acte wie vorher und jetzt, sondern mit dem jetzigen zweiten von Wallensteins Tod, also mit der Scene, wo es nach Octavios Worten: „Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?“ heisst: „Max fällt in seine Arme, sie halten einander lange schweigend umfasst, dann entfernen sie sich nach verschiedenen Seiten.“ In Bezug hierauf richtet er nun an Iffland (a. a. O. 202) die Frage, ob es bei diesem stummen Ende des Stückes bleiben könne; wenn Iffland meine, so würde er am Schluss des Acts noch ein paar Worte sagen lassen, „die dem Stück zu einem bedeutenden Schlusssteine dienten und den Zusammenhang mit dem dritten Stück noch ein wenig deutlicher machten“. Er hat an dieser Stelle des Dramas nichts mehr hinzugefügt, aber seine Absicht und die Analogie mit dem früheren (und jetzigen) Schluss der Piccolomini sind so klar, dass sie eines Commentars nicht bedürfen. Als Schiller sein bis dahin einheitliches Drama Anfang September 1798 vor der astrologischen Scene entzwei zu schneiden genöthigt war, so fühlte er auch die aesthetische Nöthigung, dem ersten Stücke einen bedeutenden Schlussstein zu geben, der ausserdem den Zusammenhang mit dem dritten Stücke noch ein wenig deut-

licher machte, d. h. er wollte dem Zuschauer schon am ersten Abend einen Ausblick über das letzte Stück, eine Vorahnung seines Resultats, in nuce schon das ganze Drama mit nach Hause geben, und das that er mit den letzten, Unheil ahnenden Worten, die er Max in den Mund legt:

> O das kann nicht gut endigen — und mag sichs
> Entscheiden, wie es will, ich sehe ahnend
> Die unglückselige Entwicklung nahen. —
> Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
> Wird eine Welt im Sturze mit sich reissen,
> Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
> In Brand geräth mit einem Mal und berstend
> Auffliegt und alle Mannschaft, die es trug,
> Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
> Wird er uns alle, die wir an sein Glück
> Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

Das sind die Worte, welche Schiller als Epilog bezeichnet: sie erweisen sich als eine nachträgliche Zuthat des Dichters auch durch den Unterschied ihrer Stimmung gegenüber dem übrigen Theil derselben Scene. Soeben noch erklärte Max ganz zuversichtlich:

> Ich geh zum Herzog. Heut noch werd' ich ihn
> Auffordern seinen Leumund vor der Welt
> Zu retten, Eure künstlichen Gewebe
> Mit einem graden Schritte zu durchreissen.
> Er kanns, er wirds. Ich glaub' an seine Unschuld u. s. w.

Damit contrastieren eine Minute später die bösen Ahnungen desselben Max doch in auffallender Weise. Aber Schiller gebrauchte diese düstern Schlussaccorde als Uebergang zu der Stimmung des dritten Stücks und also vorläufige Charakteristik desselben, und wagte es darauf hin sogar, seinem Max einigen Zwang anzuthun. Auch hat er den von mir dargelegten Contrast zwischen jener Zuversicht und den bösen Ahnungen am Schluss sehr wol gemerkt, denn die zuversichtlichen Worte: Er kanns, er wirds, mit dem darauf folgenden hat er für den Druck gestrichen.

Ich kann nicht leugnen, dass ich zur Untersuchung und Auslegung jener Schillerschen Briefstelle erst durch die Nothwendigkeit gekommen bin, meine Construction des Wallen-

stein, wonach der geschürzte Knoten in dem Entschlusse Maxens besteht, zu Wallenstein zu gehn, gegen Herrn Hofrath Urlichs zu vertheidigen, welcher diesen Entschluss nur als Epilog will gelten lassen und den Knoten in der Meldung von Sesins Gefangennahme sieht; und diese Entstehung meiner Interpretation muss mich selbst nothwendig etwas unsicher und misstrauisch gegen dieselbe machen. Da ist es mir eine Beruhigung, dass auch Düntzer, Erläut. S. 63 zu der Briefstelle über den Epilog anmerkt: „Gemeint ist wohl die Stelle von den Worten an: 'O das kann nicht gut endigen!', kein eigentlicher Epilog". Hat Düntzer und habe ich damit Recht, so ist also jener epilogische Zusatz im September oder in der ersten Hälfte October 1798 entstanden.

James Sime, Life of Lessing. Copyright edition. 2 Bände, Leipzig 1878. Angezeigt von Robert Boxberger.

Am 30. November 1878 ist Lewes, der Verfasser des Lebens Goethes, gestorben, dessen Biographie unseres grossen Dichters so gewaltiges aufsehen machte und in neuen Auflagen von Original und Uebersetzung zu machen fortfährt. Jetzt tritt dieser Biographie eine andere zur Seite, die bisher ebenso günstig von der deutschen Kritik aufgenommen worden ist und die dies auch ebenso sehr zu verdienen scheint als Lewes' Goethe-Biographie. Wenn es nun einerseits höchst erfreulich ist, dass die Ausländer immer mehr in den Geschmack unserer deutschen Litteratur kommen und allmählich eine Ahnung davon erhalten, was für Schätze noch darin zu heben sind, so ist es andererseits, der deutschen Kritik dieser fremdländischen Biographien unserer grossen Dichter gegenüber, dringend geboten, auf das Klopstocksche Wort an das deutsche Vaterland hinzuweisen!

> Nie war gegen das Ausland
> Ein anderes Land gerecht wie du,
> Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug
> Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Diesen strengen Massstab an fremde Leistungen über deutsche Dichter anzulegen ist durchaus nothwendig, wenn wir die uns so nöthige Selbstachtung nicht aufgeben wollen. Denn es kann ja gar nicht anders sein: der fremde Gelehrte muss die Studien deutscher Gelehrter zur Grundlage seines Werkes machen. Und nun haben wol deutsche Gelehrte vortreffliche Essays über fremde Dichter geschrieben; sind sie aber deshalb jemals im Lande jener Dichter beachtet worden? Ich wüsste nicht; nur uns Deutschen war es vorbehalten, „allzugerecht“ zu sein.

Wenn es also nothwendiger Weise zunächst der deutschen Gelehrten Aufgabe bleiben muss, Studien über ihren grossen Landsmann zu machen, so fragt es sich nur noch, ob einem fremden das Recht zusteht, diese Studien zu verwerthen. Die Frage müsste freilich mit ja beantwortet werden, wenn sich nachweisen liesse, dass wir Deutsche dies noch nicht gethan hätten oder überhaupt nicht zu thun verständen. Und allerdings ist das Werk von Danzel und Guhrauer im grossen ganzen nur ein Repertorium für Lessing-Studien; aber es

hat sich schon ein hervorragender deutscher Schriftsteller gefunden, der diese Fundgrube auszubeuten verstand, ich meine Adolf Stahr; dessen Lessing-Biographie jetzt in dritter Auflage erschienen ist. Der Vorwurf, den man diesem Werke macht, erscheint mir durchaus ungerechtfertigt; es ist wirklich so, wie Stahr es darstellt, Lessing hat durch eine der elendesten Schriftsteller-Existenzen sich mühsam durchfechten müssen, und seine Klagen sind mehr als gerechtfertigt. Trotzdem ist das Werk von Sime für seine Landsleute durchaus nicht überflüssig und leistet jedesfalls bessere Dienste, als die beste Uebersetzung von Stahrs Buch sie würde leisten können, schon weil hier ein Landsmann zum Landsmann spricht. Auch ist es jedesfalls verdienstlich, dass das Buch Deutschen, die sich im Englischen üben wollen, und Engländern, die sich in deutschredenden Ländern aufhalten, in einer billigeren Ausgabe zugänglich gemacht wird: nur wie ein deutscher Verleger es gleich ins Deutsche übersetzen lässt, ist schwer einzusehen und einigermassen demüthigend für unsere deutschen Landsleute. Und dies ist gegenwärtig nicht einmal das einzige Unternehmen dieser Art: ungefähr gleichzeitig mit Simes Werk erschien in England ein Leben Lessings von Fräulein H. Zimmern, von welchem gleichfalls eine „deutsche autorisirte Ausgabe“ bis zur 4. Lieferung gediehen ist. Wenn das so fortgeht, werden wir uns bald wieder von unserer Presse müssen sagen lassen, wir Deutsche verständen nicht, was wir an unsern grossen Dichtern besitzen, wenn uns nicht erleuchtete Ausländer darüber aufzuklären geruhten.

Alle diese gerechten Erwägungen dürfen und sollen uns jedoch natürlich nicht abhalten den Vorzügen dieser beiden Werke, da sie nun einmal da sind, gleichfalls gerecht zu werden. Sie beweisen, wie congenial Lessing dem englischen Geiste ist, wie er ja auch zuerst in Deutschland auf die Geistesverwandtschaft der beiden grossen Völker nachdrücklich hingewiesen und auf sie gestützt eine Regeneration der deutschen Bühne angestrebt hat. Auf einzelne Versehen Simes, wie die Irrthümer in den Inhaltsangaben Lessingscher Stücke, oder die falsche Benennung des „jungen Gelehrten“, der durchgehend Damon statt Damis heisst, wollen wir weiter kein grosses Gewicht legen; sie werden ja wol in der deutschen Bearbeitung auch schon vermieden sein. Auf jeden Fall wäre es besser gewesen, da sowol die Lachmannsche wie die Lachmann-Maltzahnsche Ausgabe im Buchhandel nicht mehr zu haben sind, mehr auf die Hempelsche Ausgabe zu verweisen, da diese bis jetzt den vollständigsten und sichersten Text nebst erschöpfenden Einleitungen und Anmerkungen liefert; freilich fehlt in dieser bis jetzt noch das wichtigste biographische Material, die Briefe. Dann wäre auch ein Fehler vermieden worden, auf den wir hier hinweisen müssen, weil er sonst, auch von deutschen Litteraten, wol noch öfter begangen werden möchte, und dem verdienstvollen Lessing-Forscher, Director Dr. Redlich in Hamburg, die Be-

scheidenheit verbietet seine vortreffliche, durchaus nothwendige und belangreiche Textverbesserung an auffallender Stelle zu wiederholen. v. Maltzahn lässt Lessing an der von Sime (I, S. 21) angeführten Stelle sagen (XI, 2, S. 401): „Es war Abends um eilf Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen eilften antiquarischen Brief auf das Papier zu werfen, wozu ich nichts weniger, als aufgelegt war; als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, dass ich es damit nur anstehen lassen kann — dass ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann triumphiren!“ Natürlich konnte man dabei nur an Klotz denken, gegen den die „antiquarischen Briefe“ gerichtet sind; der erste Band derselben erschien 1768, und Lessings Vater starb erst den 22. August 1770 (Danzel, Lessing I, S. 15). Gleichwol heisst es weiter: „Und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte — mein Vater seeliger.“ Dadurch musste die ganze Stelle verdächtig werden, ob sie auch wirklich Wahrheit enthielte, und erst Redlich hat uns von diesem Zweifel erlöst, indem er die Vermuthung aufstellte, dass im Original gestanden hat: „antig. Br.“, und dass dies zu lesen ist: „antigözischen Brief“, also der 11. Anti-Göze gemeint ist. Ueber die Richtigkeit dieser Vermuthung ist weiter kein Wort zu verlieren. — Dass der Titel von Mendelssohns und Lessings gemeinsamer Schrift am Ende mit einem Ausrufezeichen zu versehen, also zu schreiben ist: „Pope ein Metaphysiker!“, dürfte wol auch erwähnenswerth sein.

Der Verfasser hat mit gewissenhafter Sorgfalt alle deutschen in diese Litteratur einschlagenden Schriften entweder schon in der Einleitung oder wenigstens unter dem Texte namhaft gemacht. Dass er die Grotesche Lessing-Ausgabe dabei übersehen hat, soll ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden; er würde wenig daraus gelernt haben, und doch wäre ich neugierig gewesen zu wissen, ob er mit mir darin übereinstimmt, dass die Charakterschilderung der „alten Jungfer“ aus Richardsons „Pamela“ entlehnt ist.

Miscellen.

1.

Das erste kritische Urtheil über den Teuerdank.

Karl Goedeke kömmt in der Einleitung zu seiner kürzlich erschienenen neuen Ausgabe des „Teuerdank“* auch auf die Urtheile zu sprechen, welche das berühmte und früher vielbegehrte Werk in der Litteraturgeschichte gefunden. Er sagt da: „Die Aufmerksamkeit auf das Werk selbst wurde in weiteren Kreisen als denen der Büchersammler zuerst wieder durch Küttner** gelenkt, der in seinen ‘Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten’ (Berlin 1780, S. 71 f.) nach einigen Worten, was das Gedicht nicht sei (nicht reich an wahren epischen Schönheiten, nicht an romantischer Malerei des 13. Jahrhunderts, nicht zu vergleichen mit der feinen Galanterie der Ritterzeiten und des Minnegesangs u. dgl.), die Maschinerie personificierter Leidenschaften, als Neid, Vorwitz und Verwegenheit, nannte und hinzufügte: ‘Diese führen den Helden des Gedichts vielfältig in Versuchung; er entgeht ihnen immer glücklich durch Verstand und Tugend’.“ Weiterhin bemerkt Goedeke, J. G. Eichhorn habe in seiner „Geschichte der Literatur“ (Göttingen 1806, II, 228) diesen Passus Küttners abgeschrieben, nur dass er die Tugend dem Verstande voraufstelle. Er habe auch seinem Vorgänger das Wort entlehnt: „Alles ist bis zur Räthselhaftigkeit bildlich“, weil er mit den früheren und auch mit den späteren Schriftstellern, die vom Teuerdank handeln, hinter dem trockenen Bericht der Abenteuer allegorische Gedanken vermuthete.

Sodann werden die Urtheile von Franz H orn(1805), Wachler (1834), Uhland (1831) und Gervinus mehr odwer eniger eingehend

* Zehnter Band der Sammlung: „Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann.“ (Leipzig 1878, F. A. Brockhaus.)

** Bei Hoffmann von Fallersleben, „Die deutsche Philologie im Grundriss“ Nr. 1576: Kütner, bei Guden, „Tabellen“ 2, 78 Küttner. Von R. v. Raumer in der Gesch. d. germ. Philologie nicht erwähnt.

angeführt, worauf Goedeke nach Erwähnung der ersten wissenschaftlichen Ausgabe von Karl Haltaus (1836), die den Teuerdank leicht zugänglich machte und jedem die Beurtheilung ermöglichte und erleichterte, sein eigenes Urtheil folgendermassen formuliert: „Mir ist aber nicht bekannt geworden, dass seitdem der Teuerdank anders als bei den Vorgängern aufgefasst sei, und dass man aufgehört habe mehr darin zu suchen, als er ungesucht ausdrückt: eine Reihe von jugendlichen Jagd- und Kriegsabenteuern, denen nur die Hand eines Geistlichen, der kein Dichter war, einen anderen Charakter zu geben versuchen konnte".

Es sei mir gestattet, auf ein um mehrere Jahre älteres Urtheil als das Küttners hinzuweisen. Ich fand es in dem sehr beachtenswerthen ersten Versuche einer deutschen Litteraturgeschichte nach Gottscheds Zeit, in den „Beyträgen zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur" (2 Theile, London 1777)*, die Leonhard Meister ohne seinen Namen herausgegeben hat. Nachdem Meister ausführlich von Albrecht von Eib gehandelt, erwähnt er eine alte, anonym erschienene Uebersetzung von Boccaccios Decamerone, theilt aus diesem Buche aber nur den Schluss der Vorrede des Uebersetzers mit und verzichtet darauf, magere und flüchtige Auszüge zu geben. Ebenso wolle er nicht weiter von „Pfinzings Theuerdank" und andern poetischen sowol als prosaischen Producten dieses Zeitalters reden. Aber von Pfinzing und seinem Theuerdank sagt er doch einiges in einer Anmerkung (Theil I, Seite 170), was hier vollständig wiederholt sein mag:

„Pfinzing, Kaplan zu St. Alban, schrieb die Heldenunternehmungen des Theurdanks und eignete das Werk Carl V. zu. In demselben führt er die Leidenschaften als allegorische Personen auf. Diese versuchen den Ritter Theurdank, und er besiegt sie. Durch dieses Mittel weiss der Verfasser die fürnehmsten Lebensumstände Maximilians I. in sein Gedicht zu verweben. Sein Styl ist übrigens hart und sein Vers uncorrekt. Nichts weniger als romanhaft ist dieser Dichter; von der Artigkeit der ritterlichen Liebe und des schwäbischen Minnegesangs hat er ungemein wenig."

Halten wir das Urtheil Küttners vom Jahre 1780 mit diesem früheren Meisters vom Jahre 1777 zusammen, so liegt die Annahme nahe, dass Küttner die Aeusserung seines Vorgängers nicht nur gekannt hat, sondern auch von ihr einigermassen beeinflusst worden ist. — Leonhard Meisters kritisches Urtheil über den Teuerdank werden wir vorderhand als das der Zeit nach erste zu betrachten haben.

Rostock. Reinhold Bechstein.

---

* Die Heidelberger Ausgabe von 1780 ist nur Titelausgabe.

2.

Zu Klaus Narr.

Keyssler, Neueste Reise u. s. w. Hannover 1740. I, S. 110: „Der Kaiserliche Minister, welcher vor zweien Jahren einige Unterhandlung allhier (in Würtemberg) zu Stande zu bringen hatte, machte es etwas plump und einfältig, als er auf Befragen, was er von Ludwigsburg halte, über der Tafel von seinem Landsmann, dem Claus Narrn erzählte, dass solchem zu Ehren das Dorf, worin er gebohren war, von dem Landsherrn zu einer Stadt gemacht worden sei; als nun bei dem desfalls angestellten Freudenfeste jederman sich lustig bezeuget, habe Claus allein den Kopf hängen lassen, und endlich, als man inständig nach der Ursache seiner Traurigkeit gefraget, zur Antwort gegeben, es verdriesse ihn, dass, anstatt man bisher gesagt, dies sei ein schöner Flecken, man inskünftige sprechen würde, es sei ein dreckiges Städtchen".*

Robert Boxberger.

3.

Ein viertes Exemplar des ältesten Faust-Buchs.

Der neueste Herausgeber des Faust-Buchs, Prof. W. Braune, schickt seinem mit grosser Sorgfalt besorgten Abdrucke eine vom Prof. Zarncke zusammengestellte bibliographische Skizze voraus. In dieser wird als einzig vollständiges bekanntes Exemplar das in der Bibliothek des Herrn H. Hirzel in Leipzig vorhandene genannt, defecte Exemplare existieren zwei, in Wien und Budapest.

Diese Nachrichten kann ich durch die Mittheilung vervollständigen, dass ein dem Texte nach bis auf im ganzen sieben Worte der 5. und 6. Seite, welche abgerissen sind, vollständiges Exemplar des

* Erst neuerdings konnte ich ein Exemplar des von Weidner herausgegebenen fünften Theiles von Zincgrefs Apophthegmata einsehen, worin (S. 137—174 der Ausgabe von 1655) Anekdoten Klaus Narr betreffend in grosser Fülle zusammengestellt sind. — Herrn J. K. Seidemann verdanke ich die Kenntniss folgender Stelle in der Zwickauer Handschrift Nr. LXX „Adiaphoristica it. Lutheri quaedam Apophthegmata" 4° Bl. 64': „Claus nar. Non adeo fuit natura ſtolidus ſondern hat ein geiſtlin gehabt, quia diuinaſse dicitur de arce cremata Coburgi, de principe ter equo lapſo. Epiſcopo moguntinenſi ter reſpondiſse fertur, cum in Pſalmo oraſset Benedicite maria domino etc quia ita ter tranſtulit accentum maria, waßer pfaf was geheiſtu mich". — S. v. C.

Originaldrucks sich auf der Gräfl. Stolbergischen Bibliothek zu Wernigerode am Harz befindet, wo mein Freund Dr. Jacobs mich schon vor längerer Zeit darauf aufmerksam machte.

Das Büchlein ist zwar leider ohne Titel, stimmt aber in allen übrigen Merkmalen, Bogensignaturen, Paginierung, Druckfehlern u. s. w. vollständig mit der Beschreibung des Originaldrucks bei Zarncke überein, auch findet sich am Schlüss die Ortsangabe, der Namen des Joh. Spies, sein Druckerzeichen und unten die Jahrzahl M.D.LXXXVII.

Quedlinburg. Adalbert Düning.

4.

Zu Klopstocks Ode Wingolf.

„Oden von Klopstock. Ausw. Herausg. von Düntzer" (Leipzig 1868, Brockhaus) S. 181 bemerkt der Herausgeber zu der Ode Wingolf V. 15: „Welches Bühnenstück Gellerts hier vorschwebt, ist nicht zu ermitteln; keines der uns bekannten kann gemeint sein".

Die Stelle bei Klopstock heisst:

Des Herzens Werth
Zeigt auf dem Schauplatz keiner mit jenem Reiz,
Den du (Gellert) ihm gabst. Da einst die beiden
Edleren Mädchen mit stiller Grossmuth,

Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, da weint' ich, Freund,
Da flossen ungesehne Thränen
Aus dem gerührten, entzückten Auge,

Da schwebte lange freudiger Ernst um mich.
„O Tugend," rief ich, „Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!"

In der ursprünglichen, zwanzig Jahre vorher entstandenen Fassung dieser Ode („Meine Freunde" betitelt) lautet die Stelle:

— — Da die zwo edlen Schönen,
Voll von gesetzter und stiller Grossmuth,
Viel tausend Schönen ewig unnachahmbar
Unter die Blumen ruhig sich setzten u. s. w.

Man vergleiche nun Gellerts „Loos in der Lotterie" V 7. Hier finden sich die „zwo edlen Schönen", nämlich Frau Damon und Karolinchen, die hier jene edle und grossmüthige Gesinnung an den Tag legen, von der Klopstock spricht. Allein die Anspielung ist noch handgreiflicher. Frau Damon sagt zu Karolinchen: „Komm, wir

wollen in den Garten gehen und uns unter die Blumen setzen und uns vergnügen, dass wir gelassen genug sind einen Unfall zu vergessen, der andere zu Boden schlagen würde.“ In der zweiten Fassung seiner Ode hat Klopstock das anfangs wörtlich herübergenommene „unter die Blumen“ aus metrischen Gründen in „in die Blumen“ umgeändert. Und wenn in der zweiten Fassung statt „Schönen“ „Mädchen“ gesetzt ist, so zeigt dies nur, dass sich Klopstock der Situation nicht mehr genau erinnerte.

München. Anton Englert.

5.

Zum zweiten Bande von Suphans Herder.

S. 137, Z. 2: Spencer] Es ist doch wol Spence gemeint, dessen Polymetis von Lessing im „Laokoon“ bekämpft wird.

S. 243: Eiferer in Keislers Reisen] J. G. Keysslers Neueste Reise durch Teutschland etc. Hannover 1740, I, S. 620: „Der Padre Maillardo kam vor etlichen Jahren als Missionarius an den Fürstlichen Hof zu Hechingen und predigte mit vielem Eifer wider den Hass und die Unversöhnlichkeit. Endlich sagte er: Da Christus auch seine Feinde geliebet hat, warum wollet ihr einander nicht vergeben? Ich weiss, dass viele Uneinigkeit in dieser Gemeinde sind (sic), was hinderts, dass nicht gleich in diesem Augenblicke ein jeder sich mit seinem Nächsten versöhne? Ist ein Vater hie zugegen, der mit seinem Sohn in Missverständniss lebt, der stehe um Gottes willen auf, laufe zu ihm, umhalse ihn etc., ist ein Mann, der mit seiner Frau nicht wohl lebet etc., ist ein Schwager etc. Durch dieses und dergleichen Zureden wurden die Zuhörer solchergestalt beweget, dass öffentlich die Leute in der Kirche aufstunden und unter häufigen Thränen sich miteinander versöhneten. Der Prediger wurde nicht nur mit vielem Lobe, sondern auch mit reichen Beschenkungen überhäufet und zog seinen Weg dahin, von wannen er gekommen war. Wie stand es aber mit der gleichsam neugebornen Gemeinde? Nach wenig Tagen verwandelte sich diese fliegende Hitze in eine Kaltsinnigkeit und diese wiederum in einen Hass, also dass innerhalb dreyen Wochen die Uneinigkeiten und Feindschaften in der Gemeinde weiter als jemals vorher giengen“.

S. 254, Z. 6: Phaedon] Herder verwechselt offenbar Platos Phaedrus mit seinem Phaedon, denn auf den Anfang des Phaedrus und nicht des Phaedon spielt das vorhergehende an, sowie auch die letzten Zeilen auf dieser Seite. Oder hatte Herder wirklich hier „Phaedrus“ geschrieben? Dies ist nicht wahrscheinlich, da er ja von Mendelssohns Phaedon ausgeht. Uebrigens könnte nur ein kleinlicher Sinn Herder daraus einen Vorwurf machen.

S. 283, 43: Nachrichten von Baumgartens Büchern] Nachrichten von einer hallischen Bibliothek. Bd. I—VIII. Halle 1748—1751, Gebauer; dazu als Fortsetzung: S. J. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. Bd. I—XII. Halle 1752—1758. Herder könnte leicht Recht haben; denn Abbt studierte seit 1756 in Halle Theologie, Philosophie und Mathematik und ward 1758 Privatdocent daselbst. Im 11. Bande der „Nachrichten", der 1757 während und nach Baumgartens Krankheit und Tode zum Theil unter Semlers Redaction erschien, finden sich zwei mit „Herr A." unterzeichnete Recensionen: von Duns Scotus' Quaestiones, 1620, S. 479—491, und von Deguignes' Histoire des Huns, I—II, S. 526—540. Das ganze Werk bespricht im übrigen meist theologische Bücher.

S. 290, Z. 4—6. Vgl. I, S. 15, Z. 17f. Nach Plinius XXXV, 12, 43. Es war die Tochter des Töpfers Butades. Vgl. Grotes Lessing-Ausgabe IV, S. 52.

S. 293, 55. Die Homerische Stelle steht Ilias III, 221 ff. (Voss):

Aber sobald er der Brust die gewaltigen Stimmen entsandte,
Und ein Gedräng der Worte, wie stöbernde Winterflocken:
Dann wetteiferte traun kein Sterblicher sonst mit Odysseus
Und nicht stutzten wir so, des Odysseus Bildung betrachtend.

S. 306. (Moses Mendelssohn,) Philosophische Schriften, 2 Bde. Berlin 1761, Voss. II, S. 5f.: „Denn da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, uns an die Stelle des Geliebten zu setzen; so müssen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Person theilen, welches man sehr nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum sollten also nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eifersucht, Rachbegierde, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entstehen können?" S. 22: „Braucht es mehr, um zu beweisen, dass das Weinen eine aus Lust und Unlust vermischte Empfindung sei, und dass man alsdenn nicht allemal unglücklich ist, wenn man es kann zu Thränen kommen lassen?"

S. 351, 8. Derselbe, II, S. 121 ff.: III. Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften.

Diese kleine Spende sei der Dank für die mannigfache Belehrung, die ich selbst aus diesem Bande geschöpft habe.

Robert Boxberger.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 7. S. 409 ff.

Philippus Cancellarius Parisiensis.

Herr Paul Meyer fand im Jahre 1865 im British Museum (Ms. Egerton 274) eine Sammlung von Gedichten des Canzlers von Paris (Incipiunt dicta magistri Ph. quondam cancellarii parisiensis), über die er in den Archives des missions scientifiques et littéraires IIème série t. III. Paris 1866, S. 247 Bericht erstattet. Von den bei Salimbene genannten findet sich dort nur das Gedicht die Disputatio cordis et oculi und, verschieden davon, die Disputatio membrorum mit dem Anfange: „Inter membra singula De uentris ingluuie Murmur est et quaestio".* — Dass dem Canzler das erstere gehört, wird auch durch eine französische Bearbeitung desselben mit der ausdrücklichen Angabe: „le chancelier de Paris" bestätigt (Laborde Essai sur la musique II 318); P. Meyer nimmt an, dass der Canzler selbst den Gegenstand in beiden Sprachen behandelt habe; dass er auch sonst in der Vulgärsprache gedichtet, bezeuge eine Chanson à la Vierge in der Pariser Hs. 12581 (mit der Unterschrift Ci define la proiere de Nostre Dame, le quele li chanceliers de Paris fist), von deren zwölf Couplets die beiden ersten mitgetheilt werden. Den Dialogus fidei et rationis enthält das Egeton-Ms. nicht; dagegen werden durch dasselbe als ihm gehörig bezeichnet fünf bisher herrenlose Gedichte: 1. De miseria hominis: „Homo considera qualis quam misera" — (Hist. litt. de la Fr. XXII 132).** 2. De prelatis: „Veritas, equitas, largitas corruit" — (Du Méril, Poésies pop. lat. du moyen âge 16). 3. ein andres De prelatis „Mundus a munditia" — Flacius S. 40). 4. In seculum: „In ueritate comperi" — (Flacius S. 32), und endlich, was bei weitem am interessantesten, ein Gedicht De curia Romana, welches identisch ist mit dem carmen Buranum XCIII+XCIV, indessen nur die zweiten Theile der Strophen umfasst („Bulla fulminante" — „Pape ianitores" — „Si queris prebendas". — Dazu eine vierte, die im Cod. Bur. fehlt: „Iupiter dum orat" —); der Text wird erheblich dadurch gebessert. Unter anderem Namen, dem des S. Bernardus, war uns bisher bekannt das Lied „Cum sit omnis

* Herr Meyer hat dies Gedicht vollständig abdrucken lassen.

** Es scheint inhaltlich verwandt mit dem ersten Gedicht bei Salimbene.

caro fenum". — Dazu gesellen sich 23 andere, bisher unbekannte, zum Theil bedeutend schwächere Producte nach den leider nur geringfügigen Proben zu schliessen, die Herr Meyer daraus mittheilt. Ein zweiter Theil der Hs. bietet Gedichte, die, wenn gleich ohne besondere Ueberschrift, dennoch dem Canzler fremd sind: zehn Stück, von denen wir fünf (nicht bloss vier, wie Herr Meyer angibt) mit Fug dem Adam von St. Victor zuschreiben.

Den Hinweis auf diese Publication verdanke ich der Freundlichkeit des Directors der Nationalbibliothek zu Paris, Herrn Leopold Delisle. Von ihrer Existenz konnte ich allerdings in Breslau keine Kunde erhalten. Ebenso darf ich für entschuldigt gelten, wenn ein Artikel von Hauréau über die Prosawerke und Homilien des Canzlers, eingelegt in die Abhandlung „Quelques lettres d'Honorius III" in den Notices et Extraits des Mss. XXI, 2ᵉ partie (1865), S. 183 ff. sich meiner Kenntniss entzogen hat, worin die Notizen, die Daunou Hist. litt. de la Fr. XVIII 184 ff. (1835) gegeben, mannigfach berichtigt und die Kenntniss dieser Seite von Philippus Thätigkeit erheblich erweitert wird. Trithemius behält allerdings mit der Angabe einer Summa gegen mich Recht. Diese Summa Philippi, oder Quaestiones, aus denen Hauréau ein Capitel über Platos Ideen mittheilt, sind nach der S. 188 gegebenen Charakteristik ein höchst interessantes, wenngleich nicht mehr zum vollständigen Abdruck geeignetes Werk.

Breslau, Juli 1878. Rudolf Peiper.

S. 542. Z. 8 v. u. lies 1837 statt 1828.
S. 550. Z. 5—8 v. u. sind mit Rücksicht auf S. 549 zu streichen.
S. 552. Z. 1 v. u. lies Felix statt Friedrich.
S. 558 lies Crecelius, W. 277 f. 303 f.
Bd. 8. S. 166. Z. 11 v. u. lies T statt J.
S. 170. Z. 6 v. o. desgl.
S. 315. Z. 8 v. o. lies kann darthun statt darthun.
S. 431. Z. 1 v. o. lies Urlichs statt Ulrichs.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

